

Vergißeinnicht

1910

[urn:nbn:de:hbz:466:1-81125](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-81125)

Vergißmichnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

Gedächtnis- Beilage.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
geschickt oder von
unsern Beförderern
bezogen.

Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Wert zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
schlichsten auf dem
Abschnitt der
Zahlfarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
November 1910.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Verleihe gnädigst, o Herr, allen unsern Wohltätern um deines
Namens willen das ewige Leben! Amen.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Gedächtnis-Beilage des „Vergißmeinnicht“

an

die am 23. August 1910

gelegentlich

der 57. General-Versammlung der deutschen Katholiken zu Augsburg

behandelte

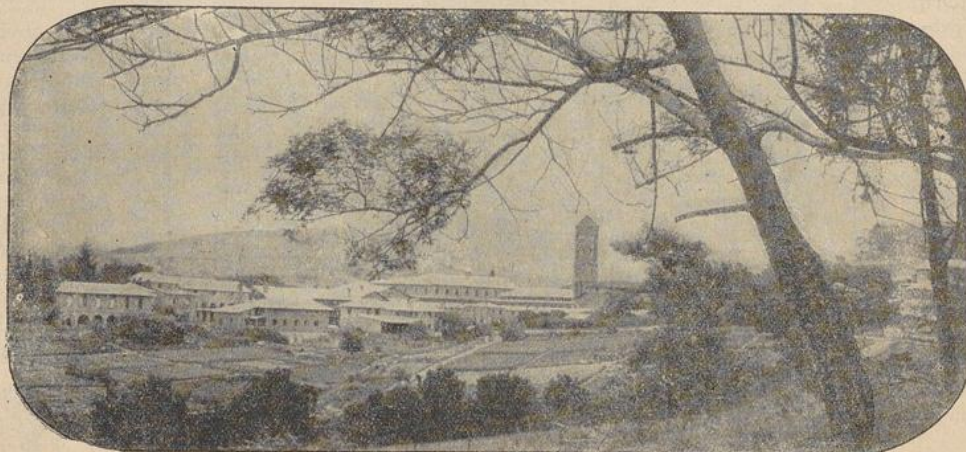
Missionsfrage.

Lieber Leser! Liebe Leserin!

Wenn nachstehende herrlichen Missionsreden Dir zu Gesicht kommen, lies und beherzige sie zu einer Dir geeigneten Zeit. Es sind goldene Worte, die durch alle Länder deutscher Zunge noch lange widerhallen sollten. Hast Du aber bereits auf anderem Wege Kenntnis davon bekommen, so trage sie gütigst einem Freunde, einer Freundin Deines Bekanntenkreises zu, der sie noch nicht gelesen oder nochmals gern erwägen möchte.

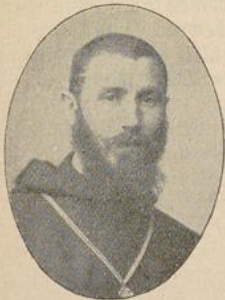
Das „Vergißmeinnicht“, das Dir diese Zeilen vermittelt, knüpft daran die bescheidene Bitte, monatlich einmal bei Dir einkehren zu dürfen, Dir in Wort und Bild etwas aus der Heidenmission in Süd-Afrika erzählen zu können. Solltest Du dem unbekannten Eindringling noch nicht recht trauen, erlaube ihm nur mal versuchsweise, kommen zu dürfen. Ein kleiner Wink durch eine Postkarte mit deutlich angegebener Adresse (nicht vergessen, Herr, Frau, Fräulein zc. hinzuzufügen) genügt, Dir eine Zeit lang Probenummern gratis zukommen zu lassen. Bestelle es bei der auf dem Titelblatt angegebenen Stelle der

Vertretung der Mariannhiller Mission.



Das Missionskloster Mariannhill, Natal, Süd-Afrika.

Norbert Weber,
Abt von St. Ottilien.



Jakob Meyers,
Prof. Dr. phil. in Luxemburg.



Richard Mary,
K. Oberlandesgerichtspräsident,
Mitglied des Reichstages
und des preussischen Abgeordnetenhauses,
Präsident
des Augsburger Katholikentages.



Rede des hochwürdigsten Herrn Abtes von St. Ottilien, Norbert Weber.

Einst ging St. Gregor der Große durch den Markt von Rom. Da sah er einige Jünglinge, die als Sklaven feilgeboten wurden. Ihr edles Aussehen fiel dem Heiligen auf und er frug nach ihrer Heimat. Angli vocatur, es sind Engländer. Der Heilige darauf: „Engländer? Sie sehen aus wie die Engel; sie sollen Engel werden.“ Und erhoben auf dem Stuhl Petri sandte er Glaubensboten nach England.

Für die Missionsgeschichte hat jene Zeit des großen Missionspapstes eine ähnliche Bedeutung wie die unsrige. Statt eines Gregor steht ein Pius auf der hohen Barie. Damals wurde durch das Geschiebe der Völkerwanderungen Christus, der Eckstein, hineingetragen in die Länder Europas. Der imposante Bau des christlichen Europa begann sich emporzutürmen. In unserer Zeit bereitet sich eine große, weltumspannende Völkerverkettung vor. Internationale Interessen sollen die Menschen zusammensfügen und in Abhängigkeit halten. Soll da nicht auch das Kreuz ein Glied in dieser Kette bilden, um die Völker mit ihrem unverrückbaren Zentrum, mit Gott, zu verketteten?

Für mehr als eintausend Millionen Heiden hebt eine entscheidende Krisis an. Der eine Teil dieser heidnischen Volksmassen, tiefstehende Kulturvölker, ist aufgeteilt unter die Kolonialmächte. Von diesen sollen sie die Kultur bekommen. Auf der andern Seite nähern sich die gewaltigen heidnischen Kulturstaaten, insbesondere des östlichen Asiens, dem kulturstolzen Europa; diese wollen bei ihm äußere Zivilisation, die Errungenschaften der Technik, gelehrte Wissenschaften sich holen.

In dieser Situation muß die Weltkirche auf dem Plane sein. Das Programm ist längst entworfen: Euntes in universum mundum! (Geht hin in alle Welt!) Auch wir, wir Katholiken Deutschlands, sollen an der Durchführung dieses Gottesprogramms mitarbeiten. Jene „Angli“ sind für uns „Angeli“ geworden; von ihnen haben wir die frohe Botschaft empfangen; in Dankbarkeit und Liebe sollen wir sie weitertragen. Vatersorge, Hirtenliebe sendet uns am späten Weltensabende: Ite et vos in vineam meam! (Geht auch ihr in meinen Weinberg!) Die Lage ist günstig, aber sie drängt, vor allem bei den Millionen Völkern im Osten. Japan gibt der Missionsbewegung einen deutlichen Wink. Kaum hat es so viel von Europa hinübergenommen, daß es in kulturellem Uebergewicht über seine Gegner Herr wurde, da will es sich schon wieder in die unnahbaren Bollwerke nationaler Selbständigkeit zurückziehen und mit den außernationalen Kräften auch das Christentum von sich fernhalten.

Wird China, das bewundernd auf das siegestrunkene Inselreich schaut, nicht ebenso, wie Japan, sich für kurze Zeit dem europäischen Einfluß in die Arme werfen wollen, um sich dann ebenso rasch wieder zu entziehen? Jetzt legt es noch selbst Brechen in seine morschen Mauern, um die europäische Kultur einzulassen, jetzt muß auch das Christentum miteinziehen!

Aber was bedeuten die zweitausend Missionäre in einem Volke von vierhundert Millionen? Den Tropfen am Eimer. Wie sollen sie auf Eroberungen ausziehen. da die Pastoration der Millionen Christen ihre Kraft

zum großen Teil absorbiert? Unter den jetzigen Bedingungen, wo auf einen Missionar 500 Christen und zweihunderttausend Heiden treffen, ist eine Befehrung Chinas ausgeschlossen.

Nach Korea greift der japanische Einfluß direkt hinüber. Nur kurze Frist ist nach menschlichem Ermessen dem Arbeiten der Missionäre gesteckt, um jenen herrlichen Boden, der noch von frischem Märtyrerblut gerötet ist, zu bebauen. Japan wird gar bald auch seine Provinz dem fremden Einflusse verschließen.

Meine Herren! Jetzt oder nimmer! so müssen wir Menschen das Aufleuchten am östlichen Himmel deuten. Das katholische Abendland soll mit flammender Missionsbegeisterung auf dieses hoffnungsvolle Leuchten antworten.

Sehr geehrte Versammlung! Es ist mir unmöglich, in wenigen Minuten vom fernen Osten her Land für Land zu durchwandern und die großen Aufgaben, die lohenden Aussichten für die Verbreitung des Glaubens zu schildern. Ich will als Gegenstück zu den heidnischen Kulturstaaten des Ostens die Naturvölker Afrikas gegenüberstellen, die als Fetischdiener auf der tiefsten Stufe der Kultur stehen. Es scheint ja Afrika bei seiner verhältnismäßig geringen Bevölkerung etwas günstiger mit Missionären versorgt zu sein. Aber bei seiner ungeheuren Ausdehnung wachsen auch die Schwierigkeiten der Missionierung ins Ungemessene. Wieder die Frage: Was bedeuten die 1800 Missionäre in einem ganzen Erdteil? Württemberg und Baden haben zusammen mehr Priester als ganz Afrika, wo die 800 000 Katholiken unter den 200 Millionen Heiden fast verschwinden. Wie da das Ziel erreichen, um das der Welttheiland so innig gesehnt hat: „ut sint omnes unum“ — daß doch alle eins werden möchten?

Die Wege zu diesem Ziele gehen anders, als bei den Kulturvölkern Asiens. Müheliche soziale Vorarbeiten müssen den Boden für das Christentum bei den wilden Naturvölkern erst herrichten. Fast will dem Missionär der Mut sinken, wenn eine Hungersnot die andere ablöst, wenn eine Seuche um die andere das Volk dezimiert, wie in Indien und Innerafrika, und wenn er damit den Erfolg seines Wirkens stets von neuem in Frage gestellt sieht. Kein Wunder, wenn unter dem Drucke solch sozialer Tiefstände die Herzen der Wilden nur schwer sich für die Ideale der Religion, nur langsam für die Opfer des Christentums begeistern lassen. Ein mühsames Werk, an dem viele Kraft sich verzehrt, zu früh sich verzehrt, gar oft deswegen, weil ihr die materiellen Mittel fehlen, um der sozialen Not wirksam zu steuern.

In einer anderen Beleuchtung zeigen sich die heidnischen Kulturvölker. Freilich ist auch dort nur allzu oft eine übergroße Not zu bekämpfen, die sich allüberall mit schwerem Druck auf das Heidentum legt, aber gleichwohl, das Hauptmittel, wodurch die Mission diesen Völkern imponieren und sie allmählich Christo näher rücken kann und muß, das ist die Schule. Nur durch die Schule kann das Christentum sich seine Existenzberechtigung in Japan erhalten. Nach Hochschulen verlangt China und Korea. In Indien, wo die Kirche nur mit Mühe die Eroberungen früherer Jahrhunderte behaupten und erweitern kann, haben die Väter der Gesellschaft Jesu und die Söhne des hl. Franziskus unter ungeheuren Opfern an Geld einige, freilich mustergiltige Universitäten gegründet, um den zahlreichen Schöpfungen protestantischer Missionstätigkeit wenigstens ein kleines Gegengewicht gegenüberzustellen.

Aber warum hat man versäumt, in Indien, Japan, Korea Schulen zu gründen, Lehrer heranzubilden? Versäumt? Vielleicht da und dort unter dem Druck überwältigender Seelsorgsarbeiten; in 99 Fällen nicht gekonnt, weil Geld und Personal fehlte.

Meine Herren! Das sind alte und doch stets neue Wunden, über die unsere Missionäre klagen. Wunden sind rasch aufgedeckt, schwer geheilt. Doch die Liebe vermag alles. Blättern Sie in den Missionsberichten! Sie klingen alle aus in die drückende Sorge des ersten, des göttlichen Missionärs: „Die Ernte ist groß, der Arbeiter aber sind so wenige,“ und in die kummervolle Frage: „Woher sollen wir Brot nehmen für so viele?“ Geld und Personal, das sind die beiden Brennpunkte, in denen der Gang der Mission sich bewegt.

Für die großen Schulen und deren Unterhalt in den Kulturländern, für ihre Waisenhäuser und Hospitäler, für die hungernden Neger und die unglücklichen Südländischen, für sein armieliges Missionskirchlein steht der Missionäre zu mildreichen kath. Herzen. Und doch, durch alle diese bitteren materiellen Sorgen drängt sich die noch dringendere Bitte hindernd in den Vordergrund: „Sendet uns Priester, sendet uns Mitarbeiter!“

Nicht mit Reid, nein, mit ungeheuchelter Bewunderung und Anerkennung verfolgen wir die großartigen Missionstätigkeiten eines Rodefeller. Er hat damit die protestantische Missionstätigkeit wesentlich gefördert und ihr im Verein mit dem übrigen amerikanischen Kapital vielerorts ein Übergewicht über die katholische Mission gegeben. Ein Roosevelt hat es verstanden, die amerikanische Jugend für die großen nationalen Zwecke in China zu begeistern. Soll das Bewußtsein, den wahren Glauben zu besitzen, soll die Erkenntnis der Pflicht, diesen Glauben auch anderen zu bringen, soll das Interesse Gottes, soll die Macht der Wahrheit nicht gleiche Wirkungen hervorzubringen imstande sein?

Nimmer soll in Zukunft der Notschrei eines Missionärs ungehört verhallen. Könnte auch Gold und Silber, könnte der Sella der Witwe noch höher ungewertet werden, als wenn damit unsterbliche Seelen für den Himmel erkaufte werden? Und auch an Euch, katholische Jünglinge, eine Frage: Wenn Opfersinn, wenn Seelenrettung, wenn Arbeiten für Christus, wenn Sterben für Christus Ideale sind, ist notwendig, große Herzen auf diese Ideale erst aufmerksam zu machen? Große Ideale reizen ja große Herzen.

Das größte Weltideal ist das Kreuz; und was mit dem Kreuze gestempelt ist, rückt diesem Ideale näher. Das Missionsleben trägt den Kreuzstempel und ich muß ihn zeigen, wenn ich einen Einblick in die Missionslage geben will.

Die ausgefüllten Totenlisten der verschiedenen Missionskongregationen, die vielen Gräber in der Mission stehen unter dem Zeichen des Kreuzes. Darf ich unterer Kongregation ein paar Zeilen entnehmen? In der langen Reihe unserer verstorbenen Missionäre sind 75 Prozent unter 35 Jahre vom Tode hinweggerafft worden und nur drei haben ein Alter von 41 beziehungsweise 42 Jahren erreicht. Und doch sind alle in der Vollkraft des Mannesalters ausgezogen in erklärter Tropenangst. Aber es ist auch noch kein einziger zurückgeschreckt vor der Erkenntnis, daß er bei der Auswanderung in die Mission zum wenigsten die Hälfte seines Lebens von vornherein zum Opfer bringen muß. Und wenn Sie die Berichte der anderen Missionen durchblättern: die Prüfungen sind in vielen Gegenden die gleichen, vielleicht noch härtere.

Was hat Fernandopo den spanischen Missionären an Opfern gekostet! Mehr als 80 Missionäre sanken in den wenigen Jahren der ersten Entwicklung von 1883 bis 1900 ins Grab. Auf dem Friedhofe bei Bagdad liegen 50 Karmeliter und keiner von ihnen war mehr als 10 Jahre in der Mission tätig. Wer wollte sie alle zählen die vielen, vielen Grabhügel, die sich überall so dicht aneinander gereiht haben, wo die Mission mit ihrer opfervollen Arbeit eingesetzt hat? Alle diese hehren Opferstätten kennzeichnen die Lage der Mission und rufen lauter als die feurigsten Werbechriften, flehen inniger als der Notschrei der von der Arbeit fast Erdrückten. Katholische Welt! Katholisches Deutschland! fülle die Lücken aus, damit das Werk des Schweiges und der Tränen nicht zugrunde gehe!

Und wenn das morsche Grabkreuz einen Märtyrermisionär hütet — und die Getreuen ringsum, die unter

in den letzten Wochen vorgekommen, daß einer meiner Missionäre mir mit freudiger Genugtuung über seine Erfolge berichtete und seine aussichtsvollen Pläne für die nächste Zukunft entwickelte. Und zugleich mit diesem Berichte war auch die Nachricht von seinem Tode eingetroffen.

Erfolge!? Eben vor fünf Jahren sah ich in Ostafrika bei meiner Visitationsreise eine Reihe von aufblühenden Missionsstationen beim Aufstand in Nische sinken. Alles schien trostlos unter den Trümmern begraben zu sein. Und heute scharen sich statt der 100 Schulkinder von damals um Ringonzera wohl an die 2000; in Kiwiro ist schon das dritte Tausend voll. Ein Frühlingsprossen, das reiche Ernte erhoffen läßt.

Erfolge!? Soll ich hinweisen auf die Eroberungen, welche die Selbenthöhne des Kardinals Lavignerie in Uganda gemacht haben? Was war das doch eine Aus-



Ein Blick ins Kaffernleben.

seiner Führung die Siegespalme errungen — wer möchte nicht in freudiger Glaubensbegeisterung das Werk eines Märtyrers fortsetzen, fortsetzen helfen? Sanguis Martyrum semen Christianorum! O, auch das Martyrium der Liebe, dem alle die vielen Missionäre weihen, es ist die Garantie für eine reiche Ernte.

Meine Herren! Sie sagen mir: Du verlangst neue Opfer, größere Opfer, nicht allein an Geld, sondern auch das Opferblut unserer Söhne und Töchter. Stehen denn die Erfolge mit den bereits gebrachten Opfern im Einklange?

Zuerst eine Gegenfrage. Dürfen wir in einer so ernsten, echt katholischen Sache, in welcher es sich um die Interessen Gottes und seiner hl. Kirche handelt, mit dem Maße des Zeitgeistes allzu irdisch zählen und wägen? Ist Gottes Wille klar, tun wir unsere Pflicht und überlassen wir Gott den Erfolg! Nicht der ist etwas, welcher sät, noch auch der, welcher begießt, sondern der das Gedeihen gibt, Gott. Auch der Missionär darf und muß sich zufrieden geben, wenn er unter Mühe und Schweiß seine Pflicht getan. Wiederholt ist es mir

jaat unter Tränen die ersten 16 Jahre hindurch. Alles schien sich verschworen zu haben, die aufkeimende Saat niederzutreten. Und die folgenden 16 Jahre? Eine Blüte, die fast einzig dasieht auf dem weiten Felde der Missionstätigkeit.

Noch rasi ein Blick nach Indien: Trotz der äußerst schwierigen Lage, in welcher sich die indische Kirche wegen Mangel an Kräften und Geld immer befand, ist wohl die Hälfte der zweieinhalb Millionen Katholiken auf Rechnung der Missionsarbeit in den letzten Degenien zu setzen.

Um ein allgemeines Bild zu geben: Vielleicht läßt sich am ehesten aus der Zahl der Katechumenen ein Schluß auf die Fruchtbarkeit der gegenwärtigen Missionsarbeit machen. Danach würden auf jeden der circa 13 000 Missionspriester rund 100 Katechumenen treffen. Gewiß eine segensreiche, aber auch mühevollen Arbeit, wenn wir bedenken, daß im Durchschnitt jeder dieser Priester durchschnittlich noch 600 Christen zu pastorieren und die oft weit zerstreuten Schulen zu leiten hat, um

aus ihnen neue Taufbewerber zu erhalten. Wahrlich! Gottes Segen ruht auf dieser Arbeit.

Und wem die Erfolge noch zu klein dünken, der rechne den Wert einer einzigen unsterblichen Seele aus und beginne mit dem erhaltenen Resultat zu multiplizieren. Welch ungeheuren Wert wird er errechnen, einen Wert, der unendlich den Aufwand überwiegt, um den diese Seelen erkauft worden sind.

Meine Herren! Mit einfachen Linien habe ich eine flüchtige Skizze hingeworfen: Ernste Schatten, freudige Lichter. Noch fehlen ein paar Striche, gleichsam der Vordergrund, damit das Bild nicht in der Luft hängt. Der Vordergrund erst gibt die weite Perspektive, dem Ganzen Kraft und Leben. Ohne Missionshäuser und Missionsseminarien, ohne die kraftvolle Entwicklung der Missionsorden im Heimatlande fehlt der äußeren Mission der feste Untergrund, genau so, wie für die Verwaltung eines Bistums die Knaben- und Priesterseminarien Lebensbe-i-gung geworden sind.

Ich möchte diese Missionshäuser mit fruchttragenden Bäumen vergleichen, die ihre Früchte in die weite Welt abgeben. Sie wurzeln im Glaubensbewußtsein des katholischen Volkes. Das katholische Volk liebt und pflegt die Gotteshäuser und gibt ihnen das Kostbarste, das es hat: opferfreudige Söhne, heldenmütige Töchter, damit diese Zeugnis ablegen für die Glaubensbegeisterung des katholischen Deutschland vor der ganzen Welt. Die hl. Hierarchie der Kirche, die Bischöfe, die sich freuen, einen Teil ihrer Pflicht als katholische Bischöfe, die Pflicht der Glaubensverbreitung, verwirklicht zu sehen, sie haben die Missionsbewegung gesegnet, die Missionsanstalten gefördert. So sind Deutschlands Missionshäuser entstanden, daraus haben die alten Missionsorden jugendfrischen Missionseifer geschöpft.

Ohne die großen Missionsseminarien hätte Frankreich niemals jene Streitscharen für Christus ins Feld führen können, die ihm bislang den Ruhm gesichert haben, am meisten in den Missionen geleistet zu haben. Nunmehr soll Deutschland mit in die Lücken einspringen, welche der christusfeindliche Zeitgeist in Frankreichs Missionsarmee gerissen. Wir wollen nicht fragen, ob das katholische Deutschland noch mehr tun kann, ob es noch mehr zu tun verpflichtet ist, als es tatsächlich tut. Katholische Liebe wird die richtige Antwort finden: Nur den einen Gedanken lassen Sie mich präzisieren: die Früchte der Mission sind abhängig von dem Blütenstand der Missionshäuser in der Heimat.

Sehr verehrte Versammlung! Ueberall auf dem weiten Erdenrund wirken Deutschlands Söhne und Töchter in der katholischen Mission. Weit zerstreut auf dem ganzen Erdkreis ruhen die Heldenleiber deutscher Männer, die im Kampfe für Christus gefallen sind. Das Wirken der einen, das Andenken der anderen ist ein Monumentum aere perennius auch für Deutschlands Ehre und Ruhm. Ueberall, wohin sie das Kreuz und seinen Segen getragen, überall haben sie auch den deutschen Namen groß gemacht. Das schlichte Grab des Bischofs Anzer auf dem Campo Santo der Deutschen in Rom ist ebenso ein Denkstein deutscher Geschichte, wie das Grab des wackeren Gravenreuth unter den Palmen Afrikas. Wir ehren die Treue deutscher Frauen, welche die Liebe zur deutschen Heimat opfern, um ihren Gatten zu folgen. Wir bewundern die Liebesstärke, in welcher begeisterte Jungfrauen das Missionskreuz nehmen und mit ihm all die Leiden und Opfer des Missionslebens. Deutschlands Frauen und Jungfrauen haben mit hingebender

Liebe der Not ihrer kämpfenden Söhne und Brüder im heißen Wüstenland des Südens gedacht. Wir danken es ihnen. Wir wollen aber auch mit Dankesworten der Liebestaten gedenken, mit denen deutsche Frauen und Jungfrauen den Streitern Christi in der Mission Hilfe senden.

Deutsche Ingenieure haben die Bagdadbahn gebaut. Die Gelehrsamkeit deutscher Jesuiten glänzt auf den Universitäten Indiens. Deutsche Händler, deutsche Kolonisten lassen sich nicht abschrecken vom gelben Fieber Brasiliens. Katholische Eltern! Wollt Ihr Euren Sohn, Eure Tochter zurückhalten, wenn sie ihr Leben als Preis unsterblicher Seelen einsetzen? Nimmer soll der Wagemut der Welt den Opfersinn des Glaubens beschämen. Deutschland hat sich in seinen Kolonien eine große Kulturaufgabe gestellt. Freudig übernimmt die Mission zu ihrer primären Aufgabe der Seelenrettung hinzu auch den ihr zufallenden, nicht kleinen Teil kultureller Arbeit, und das mit echt katholischer Liebe, der die ganze Welt zu enge ist, die überall helfen möchte.

Ein hervorragender Kolonialpolitiker schreibt: „Vor allem kommt es darauf an, daß auch bei uns in Deutschland diejenigen Kreise, welche Bildung, Besitz und nationale Entschlußfähigkeiten repräsentieren, von ihrem Vorurteil gegen das Wort „Mission“ frei werden.“ Ich darf vor den katholischen Männern das Wort „Vorurteil“ nicht nennen. Ich meine, ich sollte dem Ausdruck nationaler Begeisterung eines Dr. Rohrbach den Ausdruck katholischen Empfindens gegenüberstellen: Vor allem kommt es darauf an, daß auch die Katholiken Deutschlands, jeder an seinem Orte, jeder nach seiner Kraft, katholisch denken und fühlen und katholisch handeln für die Missionen unserer hl. katholischen Kirche.

So haben ein Gregorius der Große und seine Missionäre unter der Führung des hl. Augustinus zusammengearbeitet. Und ihr Erfolg war ein Kulturwerk auf der Basis der Religion. Durch das Kreuz haben sie die Sklavenketten gebrochen; ihre Predigt hat den Frieden gebracht: der christliche Glaube hat das Volk geeint und groß gemacht. Wir verstehen den Jubel, mit dem St. Gregor die Nachrichten aus England empfängt, die Freude, mit der er an den hl. Augustinus schreibt: „Ehre sei unserem Gott, dessen Liebe uns antreibt, in dem fernen Britannien Brüder zu suchen, die wir nicht kannten, dessen Güte uns diejenigen finden ließ, die wir suchten, ohne sie zu kennen. Wenn im Himmel Freude ist über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über 99 Gerechte, welche Freude wird dann erst über ein ganzes Volk sein, das den Glauben annimmt und so gerettet wird. Und Du bist es, der dem Himmel diese Freude bereitet.“

Gottes Liebe treibt und drängt auch uns, Brüder zu suchen, die uns, die ihn, ihren Gott und Vater nicht kennen. Millionen deutscher Katholiken schauen heute nach Augsburg. Ich möchte diese Blicke alle hinlenken auf jene, die keine Ahnung haben von der Glaubensbegeisterung, von der katholischen Liebe, mit welcher wir an sie denken, auf die Heidenwelt. Die ganze Welt hat ein Recht, an ein katholisches Herz zu appellieren. Wir wollen unser Herz dem Appell der Heidenwelt öffnen.

Welche Ehre, an Christi Liebeswerk weiter arbeiten zu dürfen: Völker glücklich zu machen; Licht in die tiefen Schatten der Heidenwelt zu bringen;

Freude im Himmel bereiten! Und ein guter Teil der Freude fällt uns selbst zu. Gottes Wort haben wir zum Grunde: „Qui ad justitiam erudiunt multos, quasi

stellae fulgebunt in perpetuas aeternitates. — Die viele zur Gerechtigkeit erziehen, werden leuchten wie die Sterne durch alle Ewigkeit.“ —

Rede des hochwürdigen Herrn Dr. phil. Jakob Meyers, Professor in Luxemburg.

Die Mission ist der Idealismus des Christentums. Das ist ein bekanntes und beliebtes Wort unserer Zeitgenossen. Politiker und Staatsmänner, Ethnographen, Gelehrte und Forscher, Redner und Dichter der verschiedensten Geistesrichtungen haben dasselbe mehr als einmal mit großem Nachdruck und tiefer Ueberzeugung ausgesprochen. Robert Koch war einer der jüngsten, die Zeugnis für dasselbe abgelegt haben. Und als vor einigen Monaten aus dem fernen Deutsch-Ostafrika die Kunde zu uns gelangte, daß ein katholischer Missionär von einem dortigen Eingeborenen ermordet worden sei, da wurden allenthalben Stimmen laut, die zugleich mit dem Schrei der Entrüstung über die grausame Tat den Ruf der Bewunderung verbanden für jene hochjüngste Kulturarbeit, die auch für den mächtigsten Beobachter ein ergreifendes Bild voll idealer Gestalten der edelsten Menschlichkeit, des heldenmütigen Opfersinnes, der glühendsten Gottes- und Menschenliebe darbietet. Uns gläubige Katholiken wundert es aber keineswegs, daß auch von draußen her so viele Stimmen der Anerkennung unseres Missionslebens herüberklingen. Denn für uns ist die Mission die herrlichste Entfaltung aller Lebenskräfte des Christentums, die majestätische Verwirklichung des geistigen Reichsgedankens der Kirche, das „große Gotteswerk“, von dem der zeitenkundige Leo XIII. in einem der denkwürdigen Momente seines pontifikalen Wirkens so wundervoll geredet hat, die einzig beglückende Seelenkultur der wahren Liebe.

Im fiebernden Getümmel der Zeit, in der herrschenden Verwirrung der Ideen ist der Missionsgedanke eine jener hohen alten Firnen, von denen aus die weite, tiefbewegte Gegenwart wieder erstrahlt im unsterblichen Lichte der reinen Wahrheit und Schönheit des Christentums.

In jener klaren Spiegellust wird auch uns selbst wieder wohl, weil unsere ewigen Ideale uns in ein näheres, freundliches Licht gerückt werden und uns wieder zum vollen Bewußtsein kommen.

„Ach, nur ein Blick ins Ewigge weicht

Die ganze arme Menschlichkeit“.

In großen Entscheidungsperioden ist es notwendig, daß wir die Gipfelpunkte unserer Lebensauffassung und Weltanschauung ersteigen. In Zeiten, wo die irdische Welt in allen ihren Tiefen bewegt erscheint, und die Gesellschaft in großen Wellen schlägt und brandet, ist es notwendig, für jeden, der sich dem Spiel der Wellen nicht preisgeben will, daß er sich zuerst nach den Standsternen des Himmels zurechtfinden suche, damit er einen Halt gewinne an dem, was fest bleibt in der Mitte der Bewegungen, und damit er die Weltgegenden erkenne und wisse, woher Windeszug und Wasserströmung kommen und wohin sie wieder ziehen. Die Mission gewährt uns diesen festen und klaren Halt- und Höhepunkt. Missionsbegeisterung ist Glaubensstärke. Missions Sinn ist Opfer Sinn, vor allem aber Missionsliebe ist reine, uneigennützig Gottes- und Menschenliebe; der Pilgerstab des

Missionärs hat oft geschützt da, wo das Schwert des Eroberers nicht schützen konnte. Der Gottesstaat armer, entlagender Menschen, die auf Apostelwegen wandern bis an die Enden des Erdkreises, ist eine ewige Heimat der gläubigen Menschenseele.

Der Missionär ist der immer junge Held von Monsarvatsch, der, niedersteigend von der alten Europa-burg, in seiner reinen Hand den heiligen Gral der christlichen Wahrheit trägt: und von diesem Gral geht ein wunderbares Leuchten aus, das die Welt segnet. Darum ist Missionsarbeit und Missionseifer unsere Freude und unser Stolz, ist Idealismus des Christentums im schönsten Sinne des Wortes.

Das haben Deutschlands Katholiken niemals vergessen. Vor allem haben die Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands dem Werke der Missionen immer ihre ungeteilte Liebe und Verehrung zugewandt. In den leiderfüllten Tagungen der Siebzigerjahre ist die Sorge um das Wohl und Wehe der Missionen nicht verstummt und in der Jubelversammlung im Schatten des Kölner Domes bildete sie eine der schönsten Edelsteine im Diadem der Katholikentage.

Auf der 55. Generalversammlung in Düsseldorf wurde der Rahmen der sonst üblichen Missionsresolutionen erweitert und neben Teilmissionen auch die Weltmission der Kirche nach Gebühr in den Gesichtskreis gerückt. Mit freudigem Dank habe ich es unternommen, dem Missionseifer der deutschen Katholiken das Wort zu reden. Und ich mache an diesen höchsten und heiligsten Gegenstand alle Liebe meines Herzens und alle Kraft meines Wortes verschwenden, damit, von dieser hohen Warte aus, wo ich die Menschheit als Zuhörerin habe, es weithin leuchte wie ein ermutigendes St. Elmsfeuer auf den Segelstangen am Schiff der Kirche.

Ich werde die Schattenseiten und Unvollkommenheiten nicht in den Vordergrund rücken, nicht streiten und nicht anklagen. Ich weiß, daß, wie bei allen von Menschen betriebenen Unternehmungen, auch die Missionen nicht von Menschlichkeiten verschont geblieben; daß auf jubelnde Erntetage auch prüfende Sturmzeiten kommen; daß Mißerfolge auch das glücklichste Haus und den treuesten Hüter treffen können gemäß den schönen Worten Longfellow's:

„Es ist kein Herd so sturmgeschützt und friedlich,
Ein Stuhl steht leer davor —

Es ist kein Hirt so treu und unermüdlich,

Der nicht ein Lamm verlor.“

Aber ich weiß auch, daß ehrliche Selbsterforschung und Selbstkritik nicht gleichbedeutend sind mit Anklage und Verurteilung; ich weiß, daß auch im Missionswerk der Weg aufwärts gehen muß in freudiger Zuversicht.

Ich werde auch nicht rechnen und zählen. Die Zahlen, die mir bei der Vorbereitung zu dieser Rede zur Verfügung gestellt sind, reden eine laute Sprache. Sie sagen uns, wir brauchen keine neue Organisation, wir brauchen keine neue Technik und

keine neue Methode — was wir brauchen, das ist mehr Seele, mehr Kraft und mehr Enthusiasmus.

Die Missionsarbeit wendet sich an das Heroische in uns. Mehr Begeisterung, meine Herren!

„Längst im Gemeinen wär' die Welt zerfallen,
Längst wären ohne sie zerstäubt die Hallen
Des Tempels, wo die Himmelsflamme brennt,
Sie ist der Born, der ew'ges Leben quillet,
Vom Leben stammt, allein mit Leben füllet.“

Darum soll mein Wort ebenso sehr Mahnung und Hilferuf als Verherrlichung und Lobgesang sein — Hilferuf mit dem armen Macedonier, der in einer herrlichen Vision an Paulus herantrat mit der rührenden Bitte: „Transiens adjuva nos!“ Komm zu uns herüber und hilf uns! Komm herüber, katholisches Deutschland über Meere und Länder, durch Wälder und Wüsten, und hilf denen, die allein sich nicht retten können!

Verherrlichung und Lobgesang im Hinblick auf das, was 2000 Jahre christlicher Weltmission geschaffen hat und was Gott selbst heute der Menschheit zeigt.

Katholiken Deutschlands! So wollen wir Hilferuf und Hymnengesang ineinander klingen lassen zur Ehre der Weltmission der Kirche und ihrer göttlichen Größe. Denn diese Größe überholt alles, was Menschengeist und Menschenhand gebaut: In der Morgenröte ihres dritten Jahrtausends steht sie noch vor uns, in ewigem Grunde gefestigt, in weltgeschichtlichem Wachstum geworden, in stets neuem Reichtum erstrahelnd. In ewigem Grunde gewurzelt und gefestigt: so erscheint uns zu allererst die Weltmission der Kirche. Sie beruht auf vieltausendjährigen, unverbrüchlichen göttlichen Satzungen, sie ist der grandiose Schlussstein am Werke der Erlösung. Was im ewigen Weltensplane Gottes lag, das wurde durch Jesu letztes Wort und letzten Willen besiegelt, und dieses letzte Wort lautet: „Ite, docete omnes gentes!“ „Gehet hin und lehret alle Völker!“

Wenn man stirbt und ein Vermächtnis hinterlassen will, dann wägt man seine letzten Befehle und man gibt keine solchen, die von den Ereignissen der Unwahrheit geziehen werden könnten. Ein so absolutes und bedingungsloses Wort wie dieses: „Gehet hin und lehret alle Völker!“ unterstellt eine Sicherheit ohnegleichen, zeugt von dem Ueberblick des Propheten, der, ehe er sich zum ewigen Schlafe niederlegt, die Menschheit betrachtet, die voll Aufmerksamkeit und Gehorsam an seinem Grabe sitzt. Dieses Wort aber hat Christus ausgesprochen; er hat es zuerst gesagt und er ist der einzige, der es gesagt hat. Er umfaßt damit die ganze Menschheit; er dachte an die Söhne Sems in der Abgeschiedenheit ihrer Hirtentäler, er dachte an die Söhne Japhets und an ihren kühnen Unternehmungsgeist, er dachte aber auch an die sonnenverbrannten Söhne Chams in ihrem Fluch und ihrer Vermorfenheit.

Im Gegensatz zu der antiken Minerva, die das Geidentum uns darstellte als aus dem Kopfe Jupiters während seines Schlafes entsprungen, kommt unsere Kirche nicht aus dem Haupte unseres Gottes allein; sie kommt aus seinem Herzen, sie ist ein Werk der Liebe und Barmherzigkeit und es liegt in ihrer Natur, die wunderbaren Gaben zu verbreiten und auszusäen, die sie als unsern Erbe von ihrem göttlichen Gründer erhalten hat.

Die Kirche, aus dem Herzen Gottes geboren, geht

mit geöffneten Armen und ausgebreiteten Händen; es drängt sie die Liebe Gottes, das Evangelium zu predigen aller Kreatur; nicht das Vorrecht eines Volkes soll ihr Wort sein, nicht das Erbteil einer Nation, nicht ein Schatz, der einigen Menschen vorbehalten ist, — nein, ihr Wort und ihre Wahrheit soll das Gemeingut aller sein, der Reichen und der Armen, der Gelehrten und der Unwissenden, der Griechen und der Barbaren.

Aus diesem göttlichen Missionsprogramm ergibt sich das Recht und die Pflicht der Weltmission der Kirche. Aus ihm ergibt sich, daß die Mission nicht eine Liebhaberei einzelner interessierter Kreise sein kann, daß sie auch nicht nur gelegentliches Tun sein darf, sondern Gesamtpflicht der ganzen Kirche.

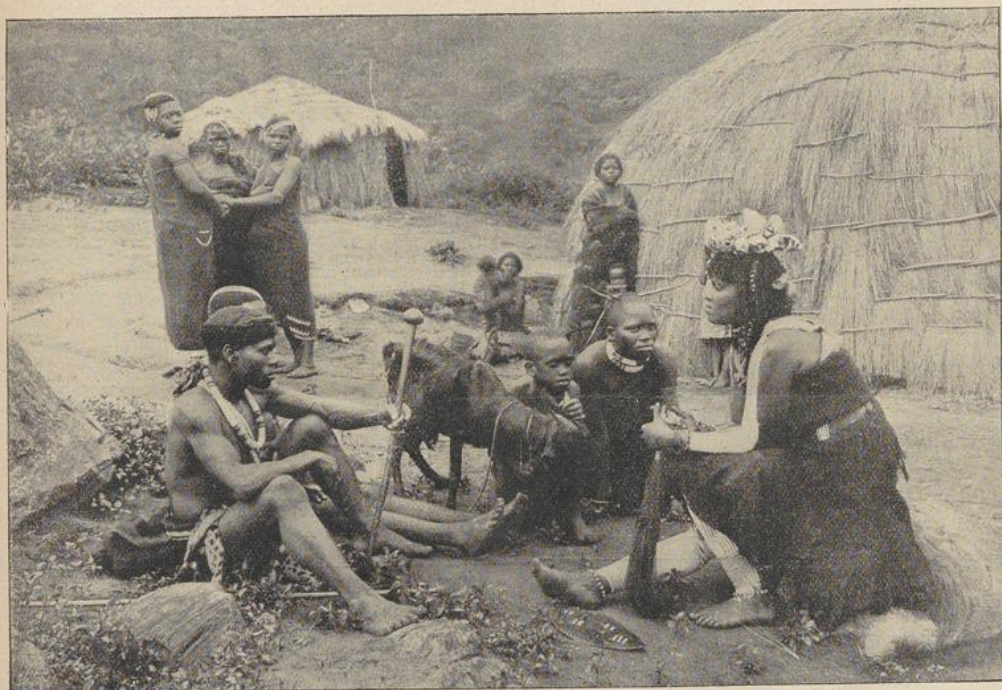
Neben den berufsmäßigen Missionären, die praktische Apostolatstätigkeit üben, hat jeder gläubige Christ die Pflicht, der Mission Dienste zu leisten durch materielle Unterstützung und Teilnahme; durch Wort und Schrift, wenn er die Fähigkeit dazu hat, durch sein Gebet unter allen Umständen. Missionspflicht und Missionsdienst müssen wir alle üben, Söhne des Apostolats müssen wir alle sein. Einst trug die Welt das schwere Joch der Römer und die Statthalter, die über die einzelnen Gebiete des unermesslich weiten Reiches gesetzt waren, hatten nicht nur die Pflicht, die unterworfenen Völker zu regieren, sondern auch dafür zu sorgen, daß ein großer Teil des Reichtums der Provinzen nach Rom hinströmte, dem Mittelpunkt jener Welt. Meine Herren! Rom ist der Mittelpunkt unserer geistigen Welt geblieben. Aber ein anderer Geist und ein anderer Herzenszug bewegt daselbe. Reichtümer und Steuerbeträge fließen nicht mehr zum ewigen Rom. Aber ein Reichtum soll nach Gottes Jüngung ausgehen vom Herzen der Christenheit, den wir alle tragen helfen müssen bis an die Enden des Weltkreises. Die Weltmission der Kirche ist in ewigem Grunde gewurzelt und gefestigt. Hat sie aber auch ihre geschichtliche Befähigung gefunden? Ich sage: wenn je die Geschichte das Recht einer Sache begründen kann, so hat sie es bei der Mission getan. Menschenwerk und Menschenwort sind hinfällig und vergänglich. Alles ist gefallen vor der Geschichte: Babel, polis und Babylon und Theben und der Römer und der Griechen Reich. Darum hat kein Weiser, kein Philosoph, kein Staatsmann je daran denken können, seinen Schülern und Angehörigen zu sagen: nehmet diesen meinen Gedanken und dieses mein Wort auf und traget sie bis an die Enden des Weltkreises. Nichts, was je in der Geschichte die großen Männer getan, läßt sich in seinen Folgen vergleichen mit dem Worte Christi an die Zwölf Ite docete! Gehet hin und lehret alle Völker.

Wir haben das Wort eben in seiner religiös-grundsätzlichen Bedeutung kennen gelernt. Prüfen wir es auf seinen geschichtlichen Wert. Kurze Zeit, nachdem es ausgesprochen war, erlebte die Welt eine jener wunderbaren Erscheinung: wie in der Nacht, wenn alles ruhig um uns her ist, und neben sich her etwas wie ein geheimnisvolles Wesen schreiten zu hören glaubt, so hörte man zum ersten Male ein Wort, das lebte, das sich bewegte, das durch die ganze Welt ging — ein Wort, das weder Furcht noch Stolz kannte, ein Wort, das nur diesen einfachen Ausdruck hatte: Ich bin die Wahrheit!

Erkläre mir, o menschliche Wissenschaft, erkläre mir nach 20 Jahrhunderten dieses Ereignis anders als

durch die göttliche Sendung, durch die Mission. Ich habe allerdings sagen hören, daß die Seelen jener Zeit, die erst vor kurzem von dem alten Aberglauben befreit worden waren, eine gelehrige Zuhörerschaft bildeten; aber ich habe auch sagen hören, daß in dem neuen Gotteswort nicht allein die Rede ging von den großen Hoffnungen auf eine soziale Erneuerung, sondern auch und zumeist von den Geheimnissen und Rätseln des christlichen Glaubens und von der Strenge der christlichen Moral, die die Apostel ihren Zuhörern nicht vorenthielten. Durch natürliche Ursachen und Kräfte lassen sich die Erfolge der jungen Kirche nicht erklären, und an ihrem siegreichen Gange durch die Ruinen der Geschichte erkennt man ihren göttlichen Ursprung und ihre göttliche Sendung. Göttlich ist vor allem die Weltmission des größten Geistes des Urchristentums, der einzig als Missionär im großen Stil zu begreifen

Und als die Völkerwanderung hereingebrochen war und ein neues Geschlecht von Barbaren sich über das mittägliche Europa verbreitet hatte, da gingen die Enkel jener Väter unter diese neugeborenen Völkernschaften, und es gelang ihnen bald, den gesamten Weltteil jenen neuen Gesetzen zu unterwerfen. Durch die dunkeln Wälder Germaniens, Galliens und Britanniens schreiten die großen Apostel der europäischen Völker: Bruno und Bonifatius, Gregor der Große und der Mönch Augustinus, Willibrord und Suitbertus, Cyrillus und Methodius, Adalbert und Siegfried, und ihre zahlreichen Schüler, viele von ihnen ihr Wort mit dem Märtyrertod besiegelnd. Als sich dann später der Orient dem Eifer der Missionäre erschloß, da zogen in Scharen die Söhne des hl. Franziskus und des hl. Dominikus hinaus nach China und Indien und eröffneten dem Christentum und der Zivilisation neue



Befragung einer Zauberin. Die nebenstehende Beize ist die Bezahlung für erbetenen Aufschluß.

ist. Redner entwirft ein seelenvolles Bild von dem Missionswirken des hl. Paulus, dessen letztes Wort an Timotheus lautet: Mein Sohn, nimm hin die Jackel!

Und es kamen die Ältesten der Gemeinde und zündeten im hl. Kreise die Lampe an, die heute noch nicht erloschen; und es lief von Mund zu Mund das Wort bis fern in den Osten, wo die hl. drei Weisen hergekommen. Vergangen war das alte Heidentum und geriet sich in Verwesung; immer kräftiger wuchs aus seinen Elementen, die es sich angeeignet, das neue Gesetz, und was sie zu seiner Vernichtung auch unternahmen mochten, — alles schlug zu seinen Gunsten aus, und wie griechische Feuer brannte es unter dem zugegoßenen Wasser immer heller auf. Zu welch gewaltigen Werken, zu welch tatkräftigem Leben hat der herrliche heilige Enthusiasmus für die Weltkirche nicht die alten Kirchenväter begeistert!

Bahnen. Mit ihrem Schweiß befrachtet und von ihrem Märtyrerblut getränkt war der Orient reif geworden für die heldenhaften Arbeiten des größten aller Träger des katholischen Missionsgedankens: des glorreichen Urhebers der Epopöe christlicher Weltmission, vor dem ich hier nicht allein mit dem katholischen Deutschland, sondern mit der gesamten Menschheit mein Haupt in Ehrfurcht und Bewunderung neigen möchte.

Ehre und Ruhm dem größten unserer Missionare, dem hl. Franz Xaver!

In zehn Jahren — der Dauer des trojanischen Krieges — bekehrte er hundert Völker; in zehn Jahren versöhnte er mehrere Millionen Neugetaufte u. taufte für sich allein mehr als eine Million Ungläubige. Er gewinnt für Christus mehr Provinzen als Alexander der Große deren unterworfen hatte; er schreibt seinen Namen auf mehr Gestaden als die berühmtesten aller Eroberer und Forscher. Ihr Engel der Völker,

die er befehrt hat, stimmt ihm zu Ehren Siegesgesänge an, ihr Apostel, steigt von Euren Thronen und grüßet Euren Streitgenossen. Mir aber: unvergleichlicher Held des Apostolats, der ich es gewagt habe, meine arme Huldigung dem Hymnus des Himmels und der Erde anzuschließen, erlaube mir in dieser Versammlung treuer Katholiken ein doppeltes Gebet an dich zu richten: Segne diese Bischöfe und diese Gläubigen, die so viele Ansprüche auf deinen Schutz haben!

Und der zweite lautet: Du warst ein Mann und ein Heiliger. Erbittle uns von Gott Heilige für die Kirche und Männer für das Vaterland. Die Männer sind es, die die Menschheit führen, die Heiligen sind es, die sie retten.

Nach dem Ideal des großen Apostels der Gesellschaft Jesu haben sich hunderte und tausende von Nachfolgern zu bilden gesucht. Die Missionsbewegung setzt sich herrlich fort im 17. Jahrhundert und wenn auch während des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts vielfach ein Abflauen des Missionseifers zu verzeichnen war, so hat seither das Gesamtbild des katholischen Heidenapostolats und seiner staunenswerten Erfolge wieder einen herrlichen und erfreulichen Aufschwung genommen. In den gegenwärtigen Missionen befinden sich rund 9 Millionen katholische Christen, über 12 000 Missionspriester, über 22 000 Missionshelfer, über 22 000 Kirchen und Kapellen und fast 18 000 Schulen. Diese Zahlen beweisen, daß das Entfalten des Missionswortes, gesät durch schwache Hände auf harten Boden, zum Baume gewachsen ist.

Gepeitscht vom Sturme der Irrlehre, von der „Wissenschaft“, hat der Baum die Masse eines Stammes gewonnen, der durch seine Stärke und Lebensfülle hinter sich läßt die ältesten Riesen der Wälder, die ewigen Cedern der Berge, d. h. die größten Nationen, den Stolz der Erde, die Summe der Geschichte.

Im ewigen Grunde gefestigt, im steten Wachstum emporgestiegen, entfaltet die heutige Missionstätigkeit der Kirche ein reiches, vielgestaltetes Leben. Die modernen Lebensbedingungen, die unermessliche Erweiterung des geographischen Horizonts, die glänzende Verkehrserweiterung der heutigen Zeit, die durch die Kolonisationsbestrebungen der christlichen Mächte herbeigeführte nähere Berührung mit den heidnischen Völkern, all das hat in vielfacher Beziehung die Verhältnisse der Missionstätigkeit fördernd beeinflusst. Ich möchte um keinen Preis einem unbegründeten Optimismus das Wort reden. Wir alle wissen, daß nicht überall der Katholizismus unter den gleichen günstigen Bedingungen arbeiten kann, wie die anderen christlichen Konfessionen, aber es muß unsere Herzen erfreuen, daß trotz allem die katholische Weltmission zum Anfang des 20. Jahrhunderts keinen Niedergang, sondern eher einen sichtlichen Fortschritt zu verzeichnen hat.

Als die schönste Blüte und Entfaltung katholischen Missionseifers müssen wir den Missionsberuf, die persönliche, direkte Hingebung an das Werk der Missionen, betrachten. Unsere Missionäre sind die Jugend und die Lebenskraft der Kirche.

Unsere ernstesten Apologeten, Theologen und Historiker, unsere geistvollsten Redner und Dichter haben der Missionar geschildert als das Ideal der reinsten Menschenliebe und rührendsten Seeleneifers, als den berufensten und erfolgreichsten Kulturverwalter, den

wahrsten und aufrichtigsten Freund des Vaterlandes, und den treuesten Diener der Kirche.

Es hat Päpste gegeben, die sich in rührender Demut beugten vor dem Missionar und ihre Diara nicht höher stellten als seinen Wanderstab. Ich begreife das. Und wenn ich zu den ausgezeichneten katholischen Männern und Frauen, die hier versammelt sind, ein besonderes Wort von der Missionspflicht der deutschen Katholiken zu reden hätte, so würde ich mit voller Ueberzeugung sagen, gebt mir Euer Geld, damit ich es mit vollen Händen streuen kann über die armen Völker, die da sitzen in der Finsternis und in den Schatten des Todes; gebt mir, Eure Teilnahme, damit ich den Mut nicht verliere in einem so dornenvollen Leben; gebt mir Euer Gebet, damit der Segen des Allmächtigen meine armen Bemühungen segnet; vor allem aber, katholische Väter und Mütter, gebt mir Euer Bestes, gebt mir Euer Blut und Leben, damit ich sie hinausjende, um den Hungrigen das Brot zu brechen und Licht zu spenden denen, die da sitzen in der Finsternis und den Schatten des Todes.

Es wird Euch nicht gereuen, tapfere Elternerzen. Zwar werden die Tränen fließen an dem Tage, wo das geliebte Kind hinauszieht aus dem altherwürdigen Elternhause. Zwar wird das Herz erbeben im letzten harten Trennungsschmerz, wenn er vom Schiff aus Euch den letzten Gruß zuwinken wird. Aber wenn dann das Opfer vollbracht sein wird, dann kommt der süße, überreiche Lohn fürs Vaterland, dem Dein Kind so treu und hochsinig diente, Lohn für die Kirche, die freudig sein Schaffen an die Ewigkeit gliedert; Lohn und Segen für Dein eigenes Haus nicht in letzter Linie.

Eines Tages, christliche Mutter, werden wir nach der Last und Mühe des Erdenlebens uns zum Abschied rüsten müssen, es wird für uns das letzte Schwindeln sein, dann zieht sein Leben an Deinem Geiste vorüber mit seinen Mühen und Arbeiten, mit seinen Hoffnungen und Enttäuschungen, mit seinem Sturm und Sonnenschein, und wohl mag in Dein mildes Mutterherz eine Angst kommen und eine Bangigkeit, ob Du in allerwegen Deine Pflicht getan; doch da kommt es Dir in den Sinn, daß Du ihm Deinen Sohn geschenkt hast. Vor Deinem Geiste erscheint ferne in den Urwäldern von Afrika ein Priester des Herrn an einem einfachen, von rohen Baumstämmen gezimmerten Altar, um den Altar knien die Kinder der Wildnis, die er gekauft, sie vereinigen ihr Gebet mit dem seinen, und während er den Kelch des Heiles hebt, während das Glöcklein klingt zur heiligen Handlung, da schwebt ein Engel nieder, nimmt vom Altare den Segen und die Kraft, die niedergelegt sind im heiligen Opfer, und er trägt sie über die Länder und die Meere an Dein Sterbebett, daß sie aus der Hand des Sohnes der Trost der sterbenden Mutter seien. O Messe des Missionärs, o Sterbebett der Mutter, o höchstes Ideal des katholischen Glaubens, o Heiligtum der christlichen Familie: so lange die beiden dir bleiben, katholisches Deutschland, so lange wirst du stehen in Kraft und Herrlichkeit und Schönheit.

Gott sei Dank, daß gerade in dem gegenwärtigen Augenblick die Liebe zur katholischen Weltmission daran ist, neue segensreiche Schöpfungen ins Leben zu rufen!

Soll ich sie alle aufzählen? Ich würde befürchten müssen, eins, und wäre es auch das Geringste, zu vergessen, aber nicht vergessen werde ich die weltum-

kommende Missionsorganisation, die wir als Verein der Glaubensverbreitung kennen, die großartigste Veranstaltung hat. Er rief die ganze katholische Welt unter die Waffen zur Ausbreitung des Reiches Christi, trug das Missionsinteresse in Palast und Hütte, in Stadt und Land, unter alle Nationen und Rassen, schuf zwischen den Missionsbrüdern und der Heimat ein inniges Band der Liebe und Freundschaft und machte das Apostolat zu einer gemeinsamen Herzensangelegenheit der ganzen katholischen Christenheit. Gerne spreche ich den Wunsch aus, dieser segensvolle Verein möchte sich zu einem Weltverein, zu einer wirklichen kirchlich beglaubigten Zentrale entwickeln, die in das Missionswesen größere Einheit und Kraft hineintragen würde.

Dieselbe Freude gewährt uns der Kindheit-Jesuverein; hat es nicht jedesmal unseren Eifer für die Missionen angeregt, wenn wir im lieben Heimatdorf die Kinder beten hörten: „Für die armen, kleinen Heidenkinder“? Herzlichen Dank den verdienstvollen Leitern und Herausgebern unserer Zeitschriften, ein lautes, freudiges Wort der Anerkennung für die Missionsarbeit der katholischen Frauen. Ich habe gelesen, daß in vielen deutschen Städten edle Frauen in freien Stunden für die armen, verlassenen Wilden arbeiten, ihnen den Altar schmücken und das Kirchlein liebevoll ausstatten. Wenn es wahr ist, daß im treuen, stillen Sitzen und Spinnen der schönste Bereich des Frauenlebens liegt, dann kann es für die katholische Frau keine herrlichere Arbeit geben als die Arbeit für die Mission.

Ich muß auch begrüßen die katholische Missionswissenschaft und die mit ihr verbundenen akademischen Missionsvereine. Hervorragende wissenschaftliche Erörterungen haben sich mit jugendlich begeisterten Jugendschöpfungen verbunden. Gruß und Dank den Männern ernster theologischer Wissenschaft, die, wie Professor Meinerz und Dr. Schmidlin, mit so viel Eifer und Erfolg dieses von den Katholiken zu lange vernachlässigte Gebiet betreten haben. Mein Gruß aber auch der akademischen Jugend aus der lieben, alten Universitätsstadt Münster im Westfalenland. Es ist mir wohl ersichtlich, daß Münster, wo Lehrer und Freunde der Studenten so rastlos tätig sind, für die Erhaltung der Ideale in unserer Jugend der Ausgangspunkt für eine so durchaus ideal gerichtete Geistesbewegung geworden ist. Auf diese Jugend vertrauen wir in allen Dingen, und wenn es jetzt heißt, akademische Missionsarbeit, so weiß ich, ganz bestimmt, daß aus dieser akademischen Arbeit mehr als ein wirklicher Missionswiewer hervorgehen wird. Das junge Herz allein kennt ja die wahre Begeisterung.

Als einst zu Rom Scipio Africanus bekannt machte, daß Numantia in Gefahr sei und zum Kampf für die bedrohte Stadt aufforderte, da kamen die jungen Römer in solchen Scharen heran zum Kriegsdienst, daß der Feldherr fürchtete, es möge Italien leer zurückgelassen werden. Mag das Vaterland nicht leer zurückgelassen werden in deinen Reihen, o katholische Jugend, so wird die Sache der armen Heidenvölker da draußen stets begeisterte Verteidiger und Soldaten finden.

Habe ich noch nötig, hervorzuheben, daß die katholische Weltmission auch eine ganze Reihe menschlich schöner Errungenschaften bietet? Kulturelle Hebung, Förderung der Wissenschaft, im besonderen der Ethnographie, der Naturwissenschaft, der Sprachkunde, der

Literaturgeschichte, der Geographie, der Theologie und Bibelforschung, der Vaterlandsliebe und Volkserziehung im edelsten Sinne des Wortes? Darum findet auch die modernste Richtung begeisterte Worte der Anerkennung für die Mission. Gustav Frenssen schreibt: „Ich sage euch, wer in unseren Tagen ins Grab geht, ohne das große Werk der Mission kennen und lieben gelernt zu haben, der hat ein feines Stück Land seines Lebens verloren gehen lassen.“ Erlauben Sie mir, das Wort so umzuändern: „Wer von uns Katholiken ins Grab geht, ohne der katholischen Mission sein Interesse und seinen Eifer zugekehrt zu haben, der hat sein schönstes Stück Land in Gleichgültigkeit und Verachtung liegen lassen und den besten Teil seines Lebens verloren.“ Wenn nicht alles täuscht, erleben wir zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Erneuerung des katholischen Missionsseifers und damit eine Wiedergeburt des katholischen Bewußtseins in allen Lebenslagen. Die Pflugschar der Geschichte ist durch die europäische Gesellschaft gegangen; rechts und links wurden die Schollen aufgeworfen und umgekehrt; neue Länderfurchen wurden tief in die Gesellschaft eingeschnitten. Nachdem der Adernmann von Anbeginn das Tagewerk vollbracht, hat er die Pflugschar umgelegt und überschaut nun seine Arbeit. Und siehe, das Zeichen, das er in die Erde eingedert und das von keinen Umwälzungen und Veränderungen entfernt werden konnte, das ist das Kreuzzeichen! Es wirkt wie ein Zeichen, das die Feinde verscheucht und die Freunde vereinigt zu jener unsterblichen Einheit der Lehre, die das Herz und Leben der katholischen Kirche ausmacht. Dieses Werk ist nicht Menschenwerk; da ahnt man die Nähe desjenigen, der auch noch heute der Schluß- und Quaderstein des göttlichen Lehrgebäudes ist.

Das Wort von der Weltmission darf nicht beendet werden, ohne daß wir den Blick erheben zu dem Völkerhirten im Vatikan. Nun sind Monate hindurch über sein graues Haupt so viele Bitterkeiten niedergegangen, daß sich bei dieser erhebenden Zusammenkunft ein Wort aus unseren Herzen sich losringt, das im Sturmwind der Begeisterung über die Alpen geht, und das lautet: Treu zu Papst und Kirche!

Und wenn einer mir entgegentreten würde und sagen würde: Ihr seid in der Hand eines höchsten Glaubensherrn willenlose Knechte, die sich ihrer persönlichen geistigen Würde begeben haben, würde ich antworten: Du bist im Irrtum! Wohl ragt der Dom unserer Kirche himmelan, aber die Steine, aus denen das Werk gefügt, sind nicht tote Massen, vielmehr freie, selbständige Naturen, die ihren Willen an die Idee resigniert haben, weil sie in ihr die ewige göttliche Wahrheit und ihre Sendung auf Erden erkannt haben. In Fortbestand ihrer glorreichen Einheit der Lehre unter dem Hirtenstab der Nachfolger Petri sehen wir das notwendige, gottgeordnete Fundament für die Weltmission der Kirche. Leo XIII. und Pius X. sind in der väterlichen Sorgfalt und der Ausbreitung des Glaubens und der Erweiterung des Reiches Christi zwei unvergeßlich schöne Bilder aus der Geschichte des heutigen Papsttums. Dem Hirten der Völker unsere treue Liebe bis in den Tod!

Du altherwürdige Bischofsstadt Augsburg, du altes, treukatholisches Bayerland. In deinen Patriarchengeschlechtern, wie in deinem gläubigen Volk der Kirche immer so treu und ergeben, ihr Söhne des katholischen Deutschlands aus allen Gauen, darf ich mit

Worten des katholischen Dichters unseren Gruß nach Rom zum Hl. Vater senden:

Dosianna! Hoch! Hoch! Gebenedeit
Der da kommt im Namen des Herrn,
Ein Friedensfürst, zum Lieben geweiht,
Im Sturm ein Hoffnungsstern.
Es glättet, es ebnet die Wogenbahn,
Sich sanft vor Pius' Fuß,
Es schallt so milde vom Vatikan
Der ewige Friedensgruß.
Es schweigt der Völker wilder Streit
In dem heiligen Gotteszelt,
In heiliger Liebesherrlichkeit
Umarmt ein Vater die Welt.

Aus der gefaßten Resolution des Augsburger Katholikentages, das Missionswesen betreffend, sei besonders folgendes hervorgehoben:

Die 57. Generalversammlung empfiehlt dem tatkräftigen Wohlwollen der deutschen Katholiken alle Werke, welche der Ausbreitung des hl. Glaubens dienen, die Missionshäuser, die ihre Mitglieder als Apostel in die heidnische Welt aussenden, und die Vereine, deren Gebete und deren Geldmittel die Erhaltung und Ausbreitung der Missionen bezwecken. Sie spricht der opfervollen und erfolgreichen Missionstätigkeit der Orden und Genossenschaften hohe Bewunderung aus. Sie erwartet, daß die Katholiken Deutschlands weit mehr noch als bisher die Missionsvereine fördern und unterstützen werden.

Der zum Ausdruck gekommene Geist der diesjährigen Resolution ist katholischer, das heißt allgemeiner als der in früheren Tagungen kundgegebene. In nationaler Begeisterung für die jungen Kolonien Deutschlands trat die Empfehlung der Missionstätigkeit nur der darin sich niedergelassenen Genossenschaften in früheren Jahren in den Vordergrund, heute dagegen empfiehlt die 57. Generalversammlung der deutschen Katholiken, die Missionstätigkeit aller deutschen Ordensleute, sowohl die der alten Orden wie die der neueren Gesellschaften, der Mildtätigkeit aller deutschen Glaubensgenossen.

Jedes echt katholische Herz wird dafür ein Verständnis haben und die Grenzen seiner Mildtätigkeit, welche die Notlage im benachbarten Frankreich für die auswärtige Mission verengt hat, dementsprechend erweitern.

Warum sind die Worte von den Missionshäusern im Drucke so hervorgehoben? Um den verehrten Lesern und Leserinnen die Wichtigkeit derselben her-

vorzuheben, um anzudeuten, daß sie gerade uns Mariannhiller Missionaren aus dem Herzen gesprochen sind.

Seit Rom (durch Dekret vom 2. Februar 1909) die Hindernisse des Trappistenordens, die es unter anderem auch erschwerten, von Afrika aus, getrennt vom Missions-Mutterkloster, in der europäischen Heimat ein eigenes Missionshaus zu errichten, genommen, haben unsere jetzigen Obern sofort ernstlich daran gedacht, eine solche segensbringende Stätte ins Leben zu rufen. Mit diesem besonderen Auftrage bin ich vor ungefähr Jahresfrist nach 22jährigem Aufenthalt in dem mir so teuer gewordenen afrikanischen Missionsfeld nach Deutschland zurückgekehrt.

Ich habe schon in der April-Nr. 1910 dieser unserer Missionszeitschrift in einem Artikel „Baufeine“ um Unterstützung gebeten und damals mit schmerzgefällter Seele geschrieben: „Was andere Missionsgesellschaften durch Hilfe wohlthätiger Freunde in europäischen Staaten schon längst besitzen, erübrigt uns Mariannhiller Missionaren noch zu schaffen“, ich habe dem 1911 Mariannhiller Missionskalender eine Sammelliste für „Baufeine“ für denselben Zweck mit auf den Weg gegeben, ich habe mich inzwischen umgesehen nach einem geeigneten Land und einem passenden Gelände für die Errichtung dieser dem großen Völkerapostel zu widmenden Pflanzschule künftiger Heiden Missionare, einem „Missionshaus St. Paul“, wie sie genannt werden soll, und ich will es hier verraten, ich glaube in Holland, in der Erzdiözese Utrecht, hart an der westfälischen und hannoveranischen Grenze, hierfür einen geeigneten Platz gefunden zu haben.

Die einleitenden Vorbereitungen bei geistlichen und weltlichen Behörden sind erledigt, ich könnte mit dem Bau beginnen, wenn mir die notwendige Baufumme zur Verfügung stände. Die bereits gesammelten Baufeine und Bausteine würden mir wohl erlauben, die Arbeiten dort anfangen zu lassen, reichen aber bei weitem nicht, die erforderlichen notwendigen Gebäude für eine solche Anstalt zu vollenden. Und so benütze ich diese Gelegenheit zu einem erneuten, warmen Appell an die Opferwilligkeit aller Katholiken um weitere Baufeine und Bausteine für dieses zur Zeit

größte Bedürfnis der Mariannhiller Mission.

O, helfet doch alle, Ihr für die Heidenmission begeisterten Katholiken, die notwendigen Mittel für den besagten Zweck herbeizuschaffen! Jede Vertretung unserer Mission nimmt dankbarst dafür auch die kleinste Gabe entgegen.

P. Nothker Vorspel, Missions-Profurator.

Billige Weihnachtsgeschenke zugunsten der Heidenmission.

Mariannhiller Missionskalender für 1911.

Reichlich illustriert, mit schönen Erzählungen.

Vollständige Jahrgänge des „Vergissmeinnicht“.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

1907. 1908. 1909.

Kühlen's Abreisskalender für 1911.

Eigene Ausgabe für die Mariannhiller Mission.

Preis für Deutschl. Mk. —.50, für Oesterr. 60 Heller, für die Schweiz 65 cts. Frühere Jahrgänge, soweit vorrätig, werden für den halben Preis abgegeben.

Preis gebunden Mk. 1.50, für Oesterr. Kr. 1.75, für die Schweiz Fr. 1.80. Gebunden in hübschem Einband mit Titel auf dem Deckel und Rücken, franko zugesandt, Mk. 2.50, Kr. 2.50, Fr. 2.50.

Für Deutschland Mk. 0.50, für Oesterreich 60 Heller, für die Schweiz 65 cts.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an die:



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

28. Jahrgang.
Nr. 1.

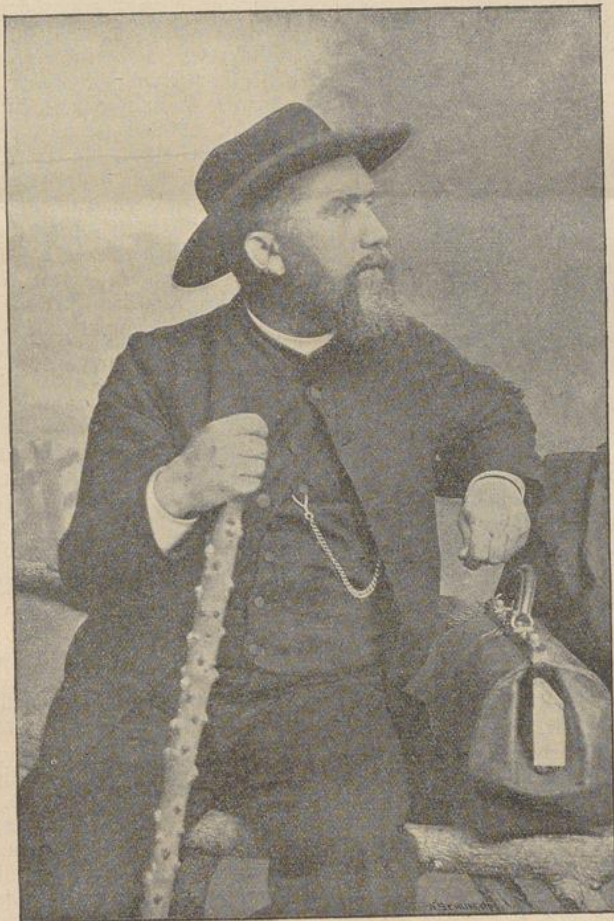
Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franco zu-
geschickt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
gehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postfach-Konto
Köln Nr. 1652.



P. Kothker Voripel.

Prokurator der Mariannhiller Mission für Europa.

Köln a. Rh.
Januar 1910.

Der Keinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



— 2 —

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Zum neuen Jahr!

Willkommen, neues Jahr, von Gott geschenkt!
Zieh' ein mit frohem Gruß in Christe Namen!
Er war's, der gnädig uns zum Heil gelenkt
Die Stunden all', ob froh, ob trüb sie kommen.
Er wird ein treuer Hort uns ferner sein,
Drum stimmt alle in den Jubel ein:
„Ehre sei Gott in der Höhe!“

Was birgt es wohl in seinem dunklen Schoß?
So fragt besorgt, wer Unglück oft erfahren.
O zage nicht und leg' getrost dein Loß
In Gottes Hand; Er wird es gütig wahren.
Die Sündenschuld, und nicht die Zukunft schen!
So lehrt dein Glaube — ihm bleib' treu:
„Ich glaub' an einen Gott!“

Willkommen, neues Jahr, du neue Zeit!
Und brächtest du nur Schmerz und Plage,
Wär's nicht Gewinn bloß für die Ewigkeit,
Wenn ich's um Gotteswillen still ertrage?
Welch' tiefen Trost gibt doch die Christuslehre!
Gelobt sei Gott dafür, Ihm Preis und Ehre:
„Heilig ist der Herr, Gott Sabaoth!“

So laßt vereint uns heut die Blicke wenden,
Ja Blick und Ernst dem Himmel zu!
Von dort her stammen alle Gnadenspenden,
Dort wartet unser einst die ew'ge Ruh'.
So fasset jubelnd ein, wenn Glockenklang
Euch ruft, und danket Gott im Lobgesang:
„Großer Gott wir loben dich!“

(Unter Palmen.)

P. Notker Vorspel,

Profurator der Mariannhiller Mission
für Europa.

In der heutigen Nummer bringen wir als Titelbild unsern neuen Profurator für Europa, den hochw. P. Notker Vorspel. Das Bild zeigt ihn in Reisekleidung, in welcher er am 7. Oktober vorigen Jahres von Mariannhill abreiste. Dem Namen nach wird P. Notker den fleißigen Lesern des „Vergißmeinnichts“ insofern schon bekannt sein, als er mit Mitteilungen aus dem Missionsleben sich in demselben öfters hören ließ. Mitten aus seiner Tätigkeit unter den Basuto von seiner Station Mariazell herausgerissen, schied er wohl traurigen Herzens von einer seit Jahren lieb gewordenen Seelsorgearbeit unter den Schwarzen, aus dem zur zweiten Heimat gewordenen wärmeren Süden Afrika's, um aber auch wieder bereitwilligst, dem Rufe des Obern folgend, sich auf einen ungewohnten Posten im kälteren Norden Europas zu begeben nach Würzburg, Reibeltsgasse 10.

P. Notker ist gebürtig aus Gronau einem Industriestädtchen in Westf. und trat 1887 als junger Lehrer in Mariannhill ein. Seit beinahe 23 Jahren ist er Mitglied unseres ausgebreiteten Missionswerkes und wirkte seit zirka 17 Jahren segensreich als Priester in demselben. Als einer der älteren Patres ist er bei vielseitiger Verwendung im Dienste des Ganzen so wohl mit den Verhältnissen der meisten Mariannhiller Missionsstationen als auch mit denen des Klosters selbst wohl vertraut. Stets erfreute er sich in hohem Maße des Vertrauens seiner jeweiligen Obern, die ihn für alle wichtigen Ämter verwandten. Schon der hochselige Gründer der Mariannhiller Mission —, der verdienstvolle Abt Franz, ernannte P. Notker bald nach seiner ersten Professablegung zum Prior des Klosters. Wiederholt war er bei Neugründungen tätig. Vor Ausbruch des Burenkrieges (1899) besorgte er in Johannesburg ein Jahr lang die Seelsorge der dort arbeitenden schwarzen katholischen Burschen aus den verschiedenen Missionen Süd-Afrika's. Mit dem am Fieber erlegenen seligen P. Leonard wurde er von dem längst in Gott ruhenden hochwürdigsten Abt Amandus Schölzig für die erste Gründung

in Deutsch-Ost-Afrika hinausgeschickt, woselbst er ungefähr 3 Jahre unter den Washambara tätig war. In kurzer Zeit eignete er sich die Sprache dieser an, wozu ihn die bereits erworbene Kenntnis zweier anderer Bantu-Sprachen, des Zulu und des Sutu, besonders befähigte. Der Ruf eines andern Obern brachte ihn als Novizenmeister wieder nach Mariannhill. Später kam er dann nochmals in die Basuto-Mission zurück. Schon 1902 hatte ihn der hochwürdigste Herr Abt Gerard Wolpert für den Posten in Würzburg in Aussicht genommen, doch da er damals wegen anderweitigen dringenden Verhältnissen davon Abstand nehmen mußte, konnte er ihn erst jetzt dorthin senden. Als eine besondere Aufgabe wird es dem hochw. P. Notker am Herzen liegen, ein von den Obern Mariannhills schon lange geplantes Probehäus für die Kandidaten der Mariannhiller Mission an einem geeigneten Platz ins Leben zu rufen. Möge es ihm gesingen unter dem Segen Gottes zur Erstarkung und weiteren Ausbreitung des so schönen Werkes der Mariannhiller Ordens-Missionäre die geeignetsten Mittel und Wege zu finden, den auf ihn gestellten Hoffnungen zu entsprechen, insbesondere der Mission unter den Völkern Afrikas noch viele eifrige, von Gott dazu berufene Arbeiter für diesen Teil des Weinberges des Herrn, Priester und Laien zuzuführen! Der hochw. P. Notker sei hiermit dem Wohlwollen unserer Freunde und Wohltäter aufs angelegteste empfohlen!

Ein gutes, neues Jahr!

Wie alljährlich, so wünschen wir auch heuer all unsern verehrten Lesern, Freunden und Wohltätern ein recht gutes, gottgejegnetes neues Jahr; und diesem unserm Segenswunsche schließen sich aus voller Seele an all' unsere Missionäre, Brüder und Schwestern, desgleichen auch unsere schwarzen Schulkinder, alle Neubekehrten und Katechumenen. Mit den guten Wünschen für's kommende Jahr verbinden wir den herzlichsten Dank für alle bisher empfangenen Wohltaten. Ein tausendfaches „Vergelt's Gott“ sei jedem gesagt, der irgendwie, sei es in materieller, sei es in geistiger Beziehung zur Förderung unseres Missionswerkes beigetragen!

Das verflossene Jahr ist wohl das wichtigste und folgenschwerste, das Mariannhill bisher geschaut hat. Wurde es doch im Laufe desselben zu einer eigenen, durchaus selbständigen Kommunität erhoben mit einem eigenen Generalkapitel und einem insulierten Propst an der Spitze, sodaß wir fortan auf Grund der uns vom apostolischen Stuhle gewährten Rechte und Normen frei und ungehindert all' unsere Verhältnisse regeln können, betreffen sie nun das große Werk der Mission oder das klösterliche Zusammenleben.

Mit den neuen Rechten erwachsen uns aber auch neue Bedürfnisse und Aufgaben. Vor allem benötigen wir in Europa ein eigenes Probehäus. Es ist das ein altes, längst tief und bitter gefühltes Bedürfnis. Mancher unserer geachteten Leser hatte vielleicht schon lange Lust, sich unserm Missionswerk persönlich anzuschließen, allein er war sich über seinen Beruf noch nicht klar genug, eine Probe im fernen Afrika schien ihm zu gewagt, kostet doch schon die bloße Hin- und Herreise 700 bis 800 Mark, und somit blieb es beim bloßen Wünschen und Wollen. Ganz anders läge die Sache, wenn wir in Europa ein eigenes Probehäus hätten; denn dann wäre jedem eine willkommenene Gelegenheit geboten, sich hinreichend über unsere Mission und alles, was damit zusammenhängt, zu informieren und zugleich die eigenen Kräfte zu erproben. Auch das Kloster seinerseits hat Gelegenheit, unter denen, die sich zur Aufnahme melden, eine geeignete Auswahl zu treffen und die Kandidaten in längerem Verkehre zu prüfen.

Mit diesem Probehäus würde zugleich ein Scholastikat verbunden sein, sodaß jüngere Postulanten ihre humanistischen Studien schon in Europa machen können, um dann nach erlangter sittlicher und intellektueller Reife das eigentliche Noviziat in Mariannhill zu beginnen und im Anschlusse daran die philosophischen und theologischen Studien.

Die Vorteile eines solchen Probehäuses liegen auf der Hand, doch wo sind die Mittel, es ins Leben zu rufen und zu erhalten? Nun wir vertrauen auf die Hilfe

Gottes und die Opferwilligkeit unserer edlen Freunde und Wohltäter; sie, die uns bisher in so hochherziger Weise unterstützten, werden uns sicherlich auch in Zukunft nicht im Stiche lassen.

Ferner scheute vielleicht bisher mancher Postulant — wir denken hier speziell an tüchtige, seeleneifrige Priester, und an solchen ist noch immer großer Mangel in Mariannhill! — wegen der Strenge des Trappistenlebens vom Eintritt in unser Missionskloster zurück, indem er sich den damit verbundenen physischen Anstrengungen nicht gewachsen glaubte. Doch dieser Grund fällt in Zukunft weg. Rom selbst hat uns gerade der Mission wegen vom Trappistenorden getrennt, und damit sind in unserm klösterlichen Zusammenleben verschiedene Milderungen eingetreten.

Das absolute Stillschweigen z. B. beobachten wir zwar noch von der Komplet bis zur Prim, doch unter Tags können alle, die geschäftlich mit einander zu tun haben, das Notwendige reden, auch halten wir jetzt, und zwar Patres und Brüder zusammen, mittags und abends nach Tisch eine halbstündige Recreation. Während wir nach der alten Trappistenregel (wenigstens im Mutterhause Mariannhill) täglich um 2 Uhr morgens aufstehen und uns um 7 Uhr abends niederlegten,

erheben wir uns nach der neuen Stundenordnung, so wohl im Mutterhaus wie auf den Stationen, um 3,45 und gehen um 8 Uhr zur Ruhe. Desgleichen sind auch bezüglich der Nahrung bedeutende Milderungen eingetreten. Während z. B. bisher Fleischgenuss nur den Kranken und sehr Schwachen gestattet war, ist er fortan allen ohne spezielle Dispens freigegeben.

All dies geschah aber keineswegs aus Willkür, und eigener Initiative, sondern in beständigem Einvernehmen mit unserem apostolischen Visitator und dem hl. Stuhle, und erst, nachdem eine mehr als 25 jährige Erfahrung gezeigt hatte, daß in dem heißen afrikanischen Klima und bei den anstrengenden Arbeiten der Mission solche Erleichterungen notwendig seien.

Wer sich also von Gott für die Mission in Heiden



Neujahrsgruß an die Wohltäter der Mission.

ländern berufen fühlt, komme getrost zu uns. An Arbeit wird es ihm wahrlich nicht fehlen, denn noch große, weite Gebiete harren der Christianisierung. Er kann bei uns Ordensmann sein und Missionar — lautet doch schon unser kirchlicher Name Religiosi Missionarii de Mariannhill —, kann Heiden das Evangelium verkünden, kann gegen den immer stärker vordringenden Protestantismus ein katholisches Bollwerk aufrichten helfen, kann dem Himmel unsterbliche Seelen gewinnen und auf einem noch vielfach jungfräulichen Boden zugleich den Grund legen zur Christianisierung der kommenden Generationen.

Wer aber selbst nicht kommen kann, fahre fort, auch in Zukunft das große, gemeinsame Missionswerk wenigstens indirekt zu unterstützen, sei es durch Geld und milde Spenden, je nach Maßgabe seiner Kräfte, sei es durch Gebet und Opfer.

Zum Schlusse stellen wir an alle die geehrten Leser und Leserinnen des Bergischmeinnicht die ergebene Bitte, unserm Missionsblättchen treu zu bleiben und in Freundeskreisen schon der vielen geistlichen Vorteile wegen, die damit verbunden sind, dessen Verbreitung tunlichst zu fördern. Gottes reichster Segen lohne all jene, die die sich der guten Sache annehmen!

Die südafrikanische Union

wird am 31. Mai laufenden Jahres eine Tatsache sein. Am 16. August nahm das englische Unterhaus den der Union der meisten englischen Besitzungen in Südafrika zugrunde liegenden Gesetzesentwurf in zweiter Lesung an. Das Oberhaus hatte schon Ende Juli 1909 seine einstimmige Genehmigung erteilt. So kann der Kolonialminister Lord Crewe einen schönen Erfolg buchen, an dem aber Scheutlappenpolitiker herumkaskadieren zu wollen scheinen, sagte doch in ihrem Bericht über die betreffenden Verhandlungen des englischen Oberhauses die Neue Zürcher Zeitung: „Lord Crewe ist, abgesehen von guter Katholik . . . gebildet“. Diese Bewunderung darüber, daß man auch als guter Katholik kein vollkommener Banane sei, ist wieder einmal bezeichnend.

Zu der südafrikanischen Union gehören nach dem Gesetze der Kolonien Kap der guten Hoffnung, Natal, Transvaal und Oranjesfluß; sie sollen zu einem gesetzgebenden Bund unter der Bezeichnung Vereinigtes Südafrika vereinigt werden. Nach dem 31. Mai 1910 haben die Regierung und das Parlament des Bundes „volle Macht und Gewalt innerhalb der Grenzen der Kolonien“, mit der Ausnahme, daß der König einen Generalgouverneur für den Bund ernannt. Die Kolonien behalten vorläufig, bis zur etwaigen anderweitigen Einteilung, ihre gegenwärtigen Grenzen. Die ausführende Gewalt im Bunde liegt beim König und wird durch den Generalgouverneur ausgeübt. Dieser ernannt die Minister, nicht mehr als zehn. Nach den ersten allgemeinen Wahlen für das Abgeordnetenhaus soll kein Minister länger als drei Monate im Amte bleiben, wenn er nicht Mitglied des einen oder anderen Hauses des Parlaments ist. Die Minister sind Mitglieder des ausführenden Rates, den der Generalgouverneur ernannt. Der Sitz der Regierung ist in Pretoria. Das Bundesparlament hat seinen Sitz in Kapstadt und besteht aus dem „König“, dem Senat und dem Abgeordnetenhaus. Der Generalgouverneur kann das Parlament einberufen und auflösen, die Mitglieder des ersten Senats behalten ihre Sitze zehn Jahre lang. Der Senat besteht anfänglich aus acht vom Generalgouverneur ernannten Mitgliedern, von denen vier auf

Grund ihrer durch amtliche Tätigkeit oder sonstige gewonnenen Erfahrung über die „angemessenen“ Bedürfnisse der farbigen Rassen Südafrikas ausgewählt werden, und weiteren 32 Senatoren, je 8 für jede Provinz (Kolonie), die in einer gemeinsamen besonderen Sitzung beider Häuser einer Provinz gewählt werden. Die Senatoren müssen dreißig Jahre alt, in ihre Provinz zur Abgeordnetenwahl berechtigt, fünf Jahre im Bundesgebiet ansässig, Briten von europäischer Abkunft sein, und was die gewählten Senatoren angeht, im Bundesgebiet einen liegenden Besitz von wenigstens 500 Pfd. haben.

In das Abgeordnetenhaus, das aus direkten Wahlen hervorgeht, wählen: Kap der Guten Hoffnung 51, Natal 17, Transvaal 36 und Orange 17 Vertreter. Für die Einteilung der Wahlkreise bestehen eingehende Vorschriften. Jeder Wahlkreis wählt nur ein Mitglied. Das Abgeordnetenhaus bleibt höchstens fünf Jahre im Amte. Die Mitglieder beider Häuser erhalten 400 Pfd. jährlich, abzüglich 3 Pfd. für jeden Tag, den sie während der Tagung veräumen. Für die Abgeordneten bestehen keine Einschränkungen in bezug auf Alter oder Besitz. Doch kann das Parlament das aktive Wahlrecht begrenzen, es darf dieses aber in der Kapprovinz niemand wegen seiner Rasse oder Hautfarbe entziehen, der es bei der Gründung des Bundes besaß oder nach dem geltenden Recht erhält.

Ueber die Befugnisse des Parlaments und die Beziehungen seiner beiden Häuser werden dann noch eingehende Bestimmungen getroffen. Für alle amtlichen Vorgänge und Erlasse, für die Parlamentsverhandlungen und Protokolle ist die Anwendung der englischen und holländischen Sprache gleichberechtigt. Alle amtlichen Bekanntmachungen, wie die amtlichen Berichte über Parlamentsverhandlungen, müssen gleichzeitig in beiden Sprachen erfolgen.

Auf Vorschlag beider Häuser kann der König mit Zustimmung des Geheimen Rates die von der British South Africa Company (Chartered Company) verwalteten Gebiete (Rhodesien) in den Bund aufnehmen oder der Bundesregierung Gebiete überweisen, die unter englischem Protektorat stehen und ganz oder zum Teil von Eingeborenen bewohnt sind. Die Verwaltung der Eingeborenenangelegenheiten und der Dinge, die im besonderen oder auf Grund von Ausnahmegeetzen die Asiaten betreffen, liegt beim Generalgouverneur und seinem Rat, auf welche die bisher von den Gouverneuren und Ausführenden Räten ausgeübten bezüglich Befugnisse, wie auch diejenigen über die Eingeborenenreservate übergehen.

Die Meldung, daß der Prinz of Wales beschloßen Zustimmung des Geheimen Rates die von der British Union“ in Person zu eröffnen, gibt der englischen Presse Veranlassung zu Betrachtungen allgemeiner Natur über die politische Zusammensetzung des britischen Reiches. Das Reich umfaßt nunmehr außer den englischen Inseln, die unter dem Namen Vereinigtes Königreich bekannt sind, das große indische Reich, Neuseeland, Neufundland und die drei großen, sich selbstverwaltenden Staatsverbände Kanada, Australien und Südafrika; dazu eine große Anzahl kleinerer, über die ganze Erde verstreuter Besitzungen. Die Dominion of Canada ist im Jahre 1867 gegründet worden; die Erfahrung der letzten 42 Jahre hat gezeigt, daß es eines der erfolgreichsten Bundesgebiete ist. Kein anderes Staatsgebiet von gleichem Umfange und mit so mannigfaltigen Bedingungen des

öffentlichen und privaten Lebens kann sich mit Kanada das glatte Verwaltung, an Zufriedenheit der Bürger und an materieller Wohlfahrt vergleichen.

Das Commonwealth of Australia ist viel jünger. Die Kolonien Neusüdwales, Vittoria, Queensland, Südastralien und Westaustralien sind im Jahre 1900 zu einem Gesamtstaate vereinigt worden; die Proklamierung des Staatenbundes hat am 1. Jan. 1901 stattgefunden. Die südafrikanische Union umfaßt ein Gebiet von 467 391 englischen Quadratmeilen. Die europäische Bevölkerung ihrer vier Kolonien weist folgende Ziffern auf: Kapkolonie 580 380, Natal 97 109, Transvaal 297 277 und Oranjesflußkolonie 143 419. In Rhodesia, Basutoland, dem Protektorat Betschuanaland und Swasiland wohnen 20 000 Europäer und mindestens 3 Millionen Farbige. Die Kapkolonie ist 1806 durch Eroberung an Großbritannien gelangt, war bis 1854 Kronkolonie und erhielt 18 Jahre später eine eigene Verwaltung. Der Daily Telegraph betont nicht mit Unrecht, daß Großbritannien seine Erbsfolge als Kolonialmacht zum großen Teil der Selbstregierung zu verdanken hat, welche jedem Bestandteile des Reiches bewilligt wurde. Selbst das gefährliche Experiment der Erteilung der Selbstverwaltung an Transvaal u. die Oranjesflußkolonie ist bisher als geglückt zu betrachten.

Unsere Dorfschule.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Gzenstochau. — Gar lange habe ich den geehrten Lesern und Lesern des Bergischmeins nicht von unserm guten, hundertjährigen Leonhard erzählt, und wie ich aus mancher freundlichen Zuschrift aus unserm Leserkreis entnehmen konnte, hat der Bericht über das vielbewegte Leben des edlen Greises auch mannigfachen Anklang gefunden.

Nun inzwischen ist er heimgegangen, der gute Leonhard, und hat, wie wir nach seinem schönen, höchst erbaulichen Tode hoffen dürfen, die Erde mit dem Himmel vertauscht. Möge er dort oben ein getreuer Fürbitter für unsere schwarze Christengemeinde sein!

Doch genug nun von dem guten, ehrwürdigen Kapferngreife; heute aber möchte ich meine geehrten Leser



Se. Gnaden der Hochw. Herr Dr. Wilhelm Miller,

Bischof von Gumene und Apostolischer Vikar von Transvaal, wurde dem Kloster Mariannhill als Apostolischer Visitator beigegeben.

und Leserinnen mitten ins blühende Leben hineinführen, in einen freundlichen Gottesgarten, wo ein hoffnungsvolles, mit Blüten überladenes Bäumchen neben dem andern steht. Ich meine damit unsere Dorfschule, meine 38 munteren Buben und 42 nicht minder lebhaften Mädchen, von denen die meisten noch in dem kindlichen Alter von 5 bis 10 Jahren stehen. Gleich daneben ist unser „Kindergarten“, und darinnen wimmelt es nur so von schwarzbraunen, pausbäckigen Kleinen von 1 bis 5 Jahren. Hier waltet unsere gute Schwester Ludovika als Wächterin und Pflegerin ihres schönen Amtes. „Kinderbewahren ist ein Engelsgeschäft“, jagt



Wichtiger Auftrag. Text S. 14.

bekanntlich der große Jugendchriftsteller Christoph von Schmid. Mögen die munteren Kleinen uns auch manchen Trubel machen, so sind und bleiben sie doch unsere größte Freude im schönen Werke der Mission. Dabei haben sie nicht selten neben ihren drolligen, echtkindlichen Einfällen schon recht tiefe Gedanken, sodaß man sich oft höchlichst wundern muß, welch' tiefe Wurzeln das Christentum in den Herzen dieser Kleinen — und es sind ja durchgängig Kinder von Neubekehrten — schon geschlagen hat. Ich will in Nachstehendem versuchen, nur das eine und andere kleine Beispiel davon anzuführen.

Bei Beginn der hl. Fastenzeit unterrichtete ich meine Schulkinder über das bittere Leiden und Sterben unseres lieben Heilandes. Mäuschenstille saßen sie alle da, die großen, schwarzen Augen unverwandt auf mich

gerichtet, und ich konnte ihnen die innige Nührung vom Gesicht ablesen, die ihr kindliches Herz erfüllte.

Vorne in der zweiten Bank aber saß die achtjährige Franziska. Sie ist das älteste Töchterchen recht braver christlicher Eheleute, namens Michael und Johanna. Beide haben früher unsere Missionschule besucht, und der Vater zählt heute zu den tüchtigsten und verlässigsten Arbeitern unserer Station. Franziska also saß so still, so sinnend und aufmerksam da, ich sah ihr an, wie sie sich bemühet, ihre Tränen zurückzuhalten, die ihr aber trotzdem in großen hellen Perlen über die runden Wädingen rollten. Ein Tagentüchlein hatte sie natürlich nicht und so benützte sie eben den Ärmel, um sich zeitweilig die nassen Neuglein auszuwischen.

Nach dem Unterrichte nahm ich die Kleine abseits und fragte sie, weshalb sie denn so geweint habe. Da gab sie mir unter Schluchzen die schöne Antwort: „Sieh', Insofana, ich konnte mir nicht mehr helfen, ich mußte einfach weinen, als du uns erzähltest, wie Vieles und Schweres der liebe Heiland für uns gelitten habe. Besonderes Mitleid aber hatte ich mit ihm wegen der schrecklichen Dornenkrone, die er aus Liebe zu uns getragen. Ich hatte mir vorgestern einen Dorn in die Ferse getreten, da weinte ich vor Schmerz bis in die tiefe Nacht hinein, und die Mutter, die neben mir saß, konnte auch nicht schlafen. Siehe, dies war nur ein einziger Dorn und den hatte ich im Fuß, der liebe Heiland aber hat eine ganze Krone aus Dornen auf seinem Haupte getragen.“ So sprach dieses achtjährige schwarze Kind; wem aber jezt die Augen naß wurden, das war ich selbst.

Franziska ist überhaupt ein gutes, ernstes und nachdenkendes Kind, dabei recht bescheiden, willig und mit allem zufrieden. Eines Tages zeigte sie nach dem Unterrichte ihr altes, schon oft gewaschenes und stark geflicktes Kittungs-kleidchen vor und bat Schwester Ludovika, die Kindergärtnerin, ihr dasselbe nochmals zu flicken. Der Vater habe wohl neuen Stoff gekauft — der Fleck mochte etwa einviertel Meter lang sein, — allein die Mutter wisse nicht, wie sie damit alle die vielen schadhaf-ten Stellen ausbessern solle. Das war also eine förmliche Familienangelegenheit. Nun, die brave Schwester wußte Rat; sie machte sich sofort an die Arbeit, stückelte die allzu kurz gewordenen Ärmelchen an, setzte einen neuen großen Fleck in den Rücken, und damit war dem Uebelstand vorläufig abgeholfen. Franziska dankte der guten Schwester tausendmal für die reiche Hilfe, zog schnell das geflickte Kleidchen wieder an und zeigte sich damit den übrigen Schulkindern.

Nun hat aber Franziska ein sechsjähriges Schwesterchen Angelina mit Namen. Sie ist in ihrem Alter auch brav, doch ganz anders geartet, als ihre ältere Schwester. Denn sie ist ungemein lebhaft, ich möchte fast sagen ein rechter „Wildfang“ und braucht daher auffallend viele Kleider. Dabei fehlt ihr noch

gegütliches Verständnis. Als nun Angelina das arg geputzte Kleidchen sah, schüttelte sie mißmutig ihr schwarzes Troßköpfchen und sagte: „Ich reiße mein altes Kleid lieber gleich ganz zusammen, dann bekomme ich wieder ein neues!“ — Doch da kam sie bei Franziska böß an. „We Angelina“, fuhr diese sie an, „denkst du denn gar nicht an den Schweiß unseres Vaters? Jeden Morgen geht er schon in aller Frühe zu den Trappisten und arbeitet dort den ganzen Tag bis zum späten Abend, damit er uns Brot und Kleider kaufen kann. Wie magst du doch so etwas sagen? Umubi wena, mubi impela, du böses, ganz böses Mädchen!“

Michael, der Vater der beide Kinder, hat dieses Gespräch belauscht; er erzählte es mir selbst am kommenden Morgen, rühmte dabei seine kluge Franziska und dankte mir für den täglichen Unterricht, den ich ihr erteile. „Ich weiß recht wohl“, sagte er, „du unterrichtest unsere Kinder gut. Seit Franziska die Schule besucht, ist sie ungemein verständig und klug. Fast jeden Tag erzählt sie mir zu Hause, was sie beim Unterricht wieder Neues gelernt hat.“

Und die kleine Angelina? — Nun so ganz unangenehm läßt man ihr kleines Troßköpfchen doch nicht durchgehen. Auch sie muß geputzte Kleidchen tragen und sich wohl oder übel damit zufrieden geben. Wollen sehen, wie bei ihr der Schulunterricht einmal anschlagen wird.

Am Tage vor Aschermittwoch besuchte ich meine Schüler, mit welcher Gesinnung sie am kommenden Morgen dem Priester sich nahen und das hl. Aschentreuz empfangen sollten. Die Unterrichtsstunde neigte sich schon dem Ende zu, als ein kleiner Schelm von etwa 7 Jahren sein schwarzes Fingerchen erhob zum Zeichen, daß er etwas auf dem Herzen habe.

„Was wilst du denn, Ernst? Sag' es ruhig!“ ermunterte ich den Kleinen. „Nkosazana“, erwiderte er, „ich möchte bloß fragen, ob wir am nächsten Samstag auch zum Bache gehen dürfen, um uns gründlich zu waschen.“ „Gewiß, warum denn nicht? Das kann dir gar nicht schaden“, versicherte ich ihn, indem ich ihn ein wenig am Ohrenläppchen zupfte, das, wie der ganze Knirps, an Reinlichkeit schon zu wünschen übrig ließ.

„Ich meinte bloß“, begann er schüchtern einzumenden, „wir könnten beim Baden auch den Kopf unter's Wasser bringen und dabei das hl. Aschentreuz wegwaschen!“ — Jetzt begann ich erst zu begreifen! Siehe, der tiefgläubige Junge wollte das kirchliche Sakramentale noch lange über den Aschermittwoch in Ehren halten. Anfangs mußte ich über sein Bedenken lächeln, später aber dachte ich mir: Diese schwarzen Kleinen haben einen solch tiefen Glauben und eine solche Ehrfurcht vor den Gebräuchen unserer hl. Kirche, daß sogar wir selbst noch davon lernen könnten.

Eine ähnliche Erfahrung machte ich am Aschermittwoch selbst und zwar in Bezug auf das kirchliche Fastengebot. Unser Ehrw. Vater Gerard hatte am vorausgehenden Sonntag den Erwachsenen bei der Predigt dieses Gebot genau erklärt und eingeschärft. Nun pflegten aber die schwarzen Neubekehrten das Wort des Priesters viel ernster und genauer zu nehmen, als manche Weiße. Sie waren, als sie aus der Kirche kamen, so voll von den Gedanken an's kirchliche Fastengebot, daß sie auch auf dem Wege und noch mehr zu Hause miteinander darüber redeten. Hier hörten

es auch die Kinder, und wie mächtig bei ihnen, die ja kein Mensch hatte zum Fasten verpflichten wollen, die Sache einschlug, sollte ich, wie gesagt, am Aschermittwoch erfahren.

Wie ich da kurz nach dem Gottesdienst mit Schwester Ludovika, der Kindergärtnerin, ins Christendorf hinauswandere, kommen mir schon die Kinder, groß und klein, entgegengeläufen. Jedes trägt sein Schüsselchen mit dem Mittagessen auf dem Kopf. Sie grüßen zwar freundlich wie sonst, doch lagert heute ein heiliger Ernst auf allen Gesichtern. Ich wußte anfangs nicht, was das zu bedeuten habe, doch bald sollte es mir klar werden: Es war eben Fasttag, und die Kleinen glaubten in ihrer Unschuld, sie seien gerade so streng daran gebunden, wenn nicht noch strenger, wie die Erwachsenen.

So führte z. B. die vierjährige Thelka ihr um zwei Jahre jüngeres Schwesterchen Philomena, das trippelnd nebenher lief, in die Stube des Kindergartens herein und stellte ihr Eßschüsselchen auf den Schrank. Philomena blickte begehrend zum älteren Schwesterchen auf, streckte die kleine Hand aus und bat um ukudhla (Eißen). — Da stellte sich aber Thelka in Positur, stänunte die drallen Händchen in die Seite und sprach zu Philomenchen in verweisendem Ton: „Seute ist Fasttag! Da wird nicht immer gegessen!“ Dann wandte sie sich an Schwester Ludovika mit der Erklärung: „Schwester heute gibt's keine amasi (saure Milch), heut' essen wir nur Kürbisse; es ist Fasttag!“

Und so wie Thelka dachten und sprachen alle übrigen, und die vier- und fünfjährigen waren schon die Zuchtmeister der noch jüngeren. Da ist z. B. unser wackerer Josimus, der Sohn unseres Storkerpers August Haller. Das Bübchen mit seinen rabenschwarzen Haaren und großen, klugen Augen ist vier Jahre alt; man könnte ihn aber seiner schwächlichen Konstitution wegen erst für dreijährig halten. Dieser nun setzt sich um die Mittagszeit mit seinem andert-halb-jährigen Brüderchen Pontian an den Tisch und gibt demselben aus seinem Becherchen, in welchem schwarzer Kaffee ist, zu trinken. Doch kaum hat Pontian die ungewohnte Flüssigkeit gekostet, da hört er schon zu trinken auf und schüttelt unwillig sein krauses Wollköpfchen, während sich der Mund in ganz bedenkliche Falten verzieht.

Josimus verfolgt mit Kennerblick die veränderte Physiognomie seines Tischgenossen, klopft ihm beschwichtigend auf die Schulter und sagt: „Tula 'mfana! Siyazila namhla; aluko ubisi!“ Still, mein Bübchen, heut' fasten wir, und da gibt's keine Milch!“

Endlich begann sich Pontian eines Besseren und trank die schwarze Brühe in stiller Resignation bis auf den letzten Tropfen aus. Was konnte man machen? Es war eben Fasttag! Josimus hatte es gesagt, und der mußte es doch wissen.

(Fortsetzung folgt.)

Was Hänschen gelernt, treibt Hans gern.

Reminiscenz von Abt Franz Pfanner †.

Dem Ziegenböcklein und Kälbchen ist es eigen und ein wahres Bedürfnis, zu hüpfen und zu springen. Ebenso wollen gesunde Kinder spielen. Diese Spiele sind in den verschiedenen Gegenden verschieden. In meiner Heimat, in dem zwischen dem bairischen Allgäu und dem Bodensee gelegenen Gebirgsland war zu meiner Zeit unter Knaben das beliebteste Spiel

das „Hosenslupfen.“ Es findet statt, um die gegenseitigen Körperkräfte zu messen und besteht einfach darin, daß einer den andern zu Boden zu werfen sucht, wo er ihn dann so lange festhält, bis der Besiegte bittet, ihn aufstehen zu lassen.

Lupfen ist ein altsächsisches Wort und heißt aufheben. Dieses Wörtlein haben die alten Sachsen mit nach England hinübergenommen; und jetzt noch heißen die Engländer allerorts das Aufheben „lift“, indem sie in allen Wörtern mit „pf“, das „p“ einfach auswerfen. Dieses Ringen mag darum Hosenslupf genannt werden, weil die zwei Ringenden sich vielfach bei den Hosenslupfen anfaßten und aufheben oder auslupfen.

Boden warf und festhielt. Toni war um ein Jahr jünger, und Hannes mein Zwillingenbruder. Die beiden Köpfe mit ihren rabenschwarzen Haaren lugten unter meinen Achseln hervor, während mein Kopf mit flammend roten Haaren oben herausguckte. Ich ließ sie erst aufstehen, wenn sie sich verdemühten mit der Bitte: „Laß mich los!“ — Mein Vater untersagte uns dieses Spiel nie, auch die Stiefmutter nicht; nur klagte sie, daß sie die ganze Woche wieder Hosenslupfen hängen müsse.

Diese Fertigkeit im Hosenslupfen kam mir sehr auch auswärts zu statten. Wegen meiner roten Haare hatte ich nämlich viel von anderen Jungen zu leiden.



Chornovizen bei der Arbeit.

Mir kommt vor, daß ich in meinen Schuljahren eine besondere Vorliebe für dieses Spiel gehabt haben muß, verbunden mit großer Behendigkeit. Denn ich wußte keinen Buben meines Alters und meiner Größe, der mich darin überwunden hätte. Alles geschah jedoch im Spaß, sine ira et studio, kostete aber viele Hosenslupfen.

Zu jener Zeit — in den dreißiger Jahren — trugen junge Leute bei uns an Werktagen nur zwilshene Hosenslupfen, die aus ungebleichtem Hanfgarn gewoben waren. Deshalb legten wir an Sonntagen abends unsere Tuch- und Zeughosenslupfen ab, um desto ungenierter „Hosenslupfen“ zu können. Dabei kam es nicht so fast auf die Leibeskraft, als auf die Behendigkeit und gewisse Vorteile an; auch war jeder Schlag und Stoß verboten. Mir und meinen zwei Brüdern war nun dieses Hosenslupfen wie das tägliche Brot auch nach beendigter Arbeit, sogar nach großen Anstrengungen wurde „hosenslupft.“

In illo tempore heiratete mein Vater zum zweitenmale, und als die neue Stiefmutter ins Haus kam, kannte sie nicht wenig, als sie sah, wie von ihren drei Buben, der rothaarige Wendel die beiden anderen zu

Ich mußte immer der „Rote“ sein; das wollte ich aber nicht leiden. Wenn ein Erwachsener mich so tituliert, so ärgerte ich mich einfach, war es aber einer, der um einen Kopf länger war, als ich, dann gab es einen Hosenslupf und eine Tracht Prügel dazu, doch alles ohne Verwundung. Das kam manchmal einem viel Größeren ganz unerwartet.

Es ist bekannt, daß die Jungen nahe bei der Kirche oder im Dorf etwas fecker und unartiger sind, als jene, die weit von der Kirche oder in entfernten Weilern und einsam gelegenen Bauernhöfen wohnen. Wir wohnten fast eine Stunde von der Kirche entfernt, und waren daher im Kirchdorf fast fremd und etwas schüchtern.

Da traf es sich nun einmal, daß ein Bube vom Dorfläuter auf öffentlichem Kirchplatz mich zur Zielscheibe seines Spottes machte. Ich war damals noch sehr jung und wußte vom Katechismus nur wenig. Unter dem nächsten, den man lieben müsse, verstand ich bloß meine nächsten Nachbarn, aber nicht die im fernem Kirchdorf, und dann glaubte ich, es sei genug, wenn ich die Liebe, die mich in Ruhe ließen. Als selbstverständlich aber galt mir, daß ich mich wehren dürfe und daß ich es immerhin konnte auf einen Hosenslupf ankommen lassen.

Kurz, im nächsten Augenblick lag der Krämersohn zer-
hört und zerzaust am Boden. Durch das Geschrei des
am Boden liegenden aufmerksam gemacht, wendeten sich
auch die auf dem Kirchenplatz stehenden Männer uns zu,
aber niemand wehrte ab, man lachte nur, denn es hieß:
„Der kleine Knirps da wird den großen Bengel doch
nicht auffressen.“ Als die beiden ihre Umarmungen end-
lich aufgaben, war dem Schimpfer das eine Ohrenläpp-
chen in der Hitze des Gejoches arg zu Schaden gekom-
men. — Von jener Zeit an hatte ich auf dem Kirchplatz
und in der eigenen Heimatsparrei überhaupt so ziem-
lich Ruhe.

Mit zwölf Jahren kam ich zum Studieren nach
Feldkirch, einem damals noch kleinen, unbedeutenden

hätten wir einen großen Umweg in die Stadt nehmen
müssen und wären erst spät in der Nacht heimgekommen.
Sie verbarribadierten sich auch unter dem schmalen Tor
der Burgruine auf alle nur erdenkliche Weise, und die
vordersten suchten mit klasterlangen Dornruten und
Prügeln; einer hatte eine lange Ofenschaukel. Die
Straße war dort sehr eng und teilweise in den Felsen ge-
brochen.

Wir marschierten zu je 4 Mann im Glied. Jeder
hatte sich dorthin gestellt, wo es ihm am besten schien.
Ein Emser (der spätere Dr. Mathis) und ein Graa-
bündtner marschierten an meiner Seite, und wir waren
alle im vordersten Glied. Stillschweigend und mit
heißem Kopf näherten wir uns dem Bollwerk. Wir



Chornovizen bei der Arbeitspause.

Städtchen. Schon am zweiten Tag nach meiner An-
kunft kannte mich jeder Schuster- und Schnitzerbub:
und glaubte wegen meiner brennenden Haare einen
Stein nach mir werfen zu dürfen. Hätte ich damals ge-
wußt, daß die Rastern rote Haare als eine Schönheit an-
sehen, ich wäre wahrscheinlich schon damals unter die
Rastern gelaufen. Da gab es nun in diesem Städtchen
manchen Strauß mit den Stadtbuben; doch verhielt ich
mich bloß defensiv, denn es waren ihrer zu viele. Wäre
auf meiner Seite das Übergewicht gewesen, so wäre es
sicher bald zum offensiven Angriff gekommen.

Ich erzähle dieses, damit man sieht, wie Kaufbolde
nicht geboren, sondern erzogen werden. Hätten uns
unsere Eltern das Spiel des Hosenlupfens nicht so oft
erlaubt, so wäre in mir die Leidenschaft hierzu nicht so
stark und übermächtig geworden. Denn je öfter so einer
gewinnt, desto herausfordernder wird er.

Einmal begab sich unsere zweite Klasse in Feldkirch
auf das unter dem sogenannten „Kopf“, einem Engpaß,
gelegene Feld zu spielen. Gegen Abend kamen auch grö-
ßere Studenten, von der 5. und 6. Klasse, sogen. Huma-
nisten ebenfalls dorthin. Diese drohten uns kleinen
Studentlein, sie würden uns oben am Engpaß nicht
durch das Tor lassen. Wäre ihnen dies gelungen, so

hätten nur unsere Spazierstöcke bei uns. Jeder studierte
bei sich, wen er im ersten Glied der Gegenpartei packen
wolle. Wie auf ein gegebenes Zeichen duckten wir uns
und faßten den Gegner an den Füßen. Anfaßen, Auf-
heben, Niederwerfen war das Werk eines Augenblicks.
So war das erste Glied geworfen, das zweite wehrte sich
nicht mehr lange. Wer nicht entfloß, wurde sogleich
entwaffnet, und ihre langen Stöcke, Dornen und Prü-
gel flogen um die Wette über die Mauer in die Tiefe
des Ill-Flusses. Mit lautem Siegesjubiläum trieben wir
Untergymnasiasten die Humanisten bis vor das Stadt-
tor. Die Herren Professoren ignorierten das Ganze,
weil sie sahen, daß die Humanisten „inhuman“ gehan-
delt hatten.

Wer den Dr. Mathis gekannt hat, wird wissen,
wie schnell er jedem Gegner das Vorgehen angeboten hat,
und ohne ein Stück Erbteil von seinem Vater hätte er
wohl nicht so viele Mensuren im Gesicht gehabt; er hat
sich halt auch lieber geschlagen, als den Kopf zerbrochen.
Was Häschen gelernt, treibt Hans gern. Drum, ihr
Jungen, lernt gute und nützliche Dinge, dann werdet
ihr sie auch im Alter gern treiben.

Sonnenaufgang auf dem Mhembeberge.

Von Dr. Kasimir, O. M. M.

Lourdes. — Ich habe in meiner Jugendzeit vielfach die bayerischen und Salzburger Alpen bereist, und es ist mir bis heute die Erinnerung an manch' schönes, trautes Plätzchen geblieben. Ich möchte sagen, das Herz weitet sich im Hochland und stimmt unwillkürlich mit ein ins Lob dessen, der seinen Kindern zulieb diese herrliche Gebirgswelt geschaffen.

Wer in den Bergen aufgewachsen, hängt sein Leben daran, das ist allbekannt. So mancher Sohn der Berge möchte wohl auch gern dem lieben Gott in der fernsten Heidenmission dienen, doch von den lieben Bergen sich zu trennen, dünkt ihm schwer, ja fast unmöglich. Einem solchen möchte ich zurufen: „Sei unverzagt mein Lieber, Gott hat nicht nur in deiner Heimat Gebirge aufsteigen lassen, sondern auch in andern Erdteilen. Siehe, ich schied selber einst schweren Herzens von der lieben Heimat, habe aber hier im Süden Afrikas einen reichlichen Ersatz dafür gefunden. Schon in Kapstadt staunte ich über den prächtigen Tafelberg, der fast senkrecht vom Meere 1082 Meter hoch aufsteigt und weit in die Lande schaut; ähnlich ging es mir in Durban bei dem Anblick des Bluff und der Vereas und in meiner neuen Heimat Mariannhill, das ja ebenfalls ringsum von Bergen und Hügeln umkränzt ist.

Noch Schöneres aber fand ich auf unseren Stationen, namentlich in Lourdes, wo ich die längste Zeit meines bisherigen Ordenslebens zubachte. Kommt man von der Nachbarstation Ezenstochau hierher, so imponiert dem Beschauer unter all den Hügeln, die Lourdes in weitem Halbkreis umgeben, namentlich der seiner ganzen Länge nach mit herrlichem Urwald bedeckte Mhembe.

Meine Berufsgeschäfte haben mich oft dorthin geführt. Von der Station bis zum höchsten Punkt des genannten Berg-Plateaus sind es etwa 2½ Wegstunden, und die Aussicht, welche man dort genießt, ist einzig schön. Besonders lohnend aber ist es, von der prächtigen Höhe aus den Sonnenaufgang zu betrachten. Die ganze Natur liegt noch in tiefem Schweigen, nur das Gezirpe unzähliger Zikaden und das zeitweilige Geräusch einiger Nachtvögel unterbricht die geheimnisvolle Stille. Siehe, da rötet sich der ferne Himmel, und bald darauf steigt die Königin des Tages in majestätischem Glanze empor, mit ihrem goldenen Licht die ganze Szenerie überflutend! Und wie sie höher und höher steigt, verflüchtigen sich mehr und mehr die grauen Nebel in den Tälern, die Vögel beginnen ihr Morgenlied, der Himmel ist so rein, so azurblau, und das Auge wendet sich entzückt nach allen Himmelsrichtungen und bewundert die große, weite, herrliche Gebirgs-Landschaft.

So weit das Auge nur reicht, erhebt sich Berg an Berg, und eine Hügelkette neben der andern, bis hinüber zu den im Winter mit Schnee bedeckten Kuppen der Drakensberge. Dazwischen aber liegen, von zahlreichen Wasserläufen belebt, fruchtbare Talgründe, schmucke Wiesen und Felder, Waldplantagen europäischer Kolonisten und ungezählte Kaffernkraals. Das erfreulichste aber ist, daß sich in diesem heidnisch-protzantischen Land nun auch die katholische Mission in recht hoffnungsvoller Weise bemerkbar macht. Da ist vor allem das doppelthürmige Lourdes selbst mit seinem stattlichen Komplex von Schulen, Werkstätten und landwirtschaftlichen Gebäuden, rechts und links davon zwei

ansehnliche Christendörfer. Hart am Fuße des Mhembe erblickten wir drunten im Gabane-Tal die Missionsstationen „St. Joseph“, weiter gegen Westen zu folgt „Emaus“, „St. Xavier“ und die neu eröffnete Mission im Zibitale. Auf der anderen Seite ist „St. Bernard“ von dessen Kirchweihfeiern wir vor einigen Monaten erzählten, und von Ferne sieht man auch noch den Umhlabeni-Berg u. Mahaquu in der Nähe der 2 Missionsstationen Ezenstochau und Reichenau. Fürwahr ein hoffnungsvoller Anfang und ein recht erfreulicher Gegenatz zwischen Einst und Jetzt.

Früher war's in der Tat anders. Daran erinnere mich die ganz in der Nähe des Mhembe gelegene Felsenklucht Kwazilaha. Sie ist unter den hiesigen Klippen bis zur Stunde ein Gegenstand der Furcht und des Schreckens. Dem vor einigen Jahrzehnten pflegte der berückte Chies u Diba jede mißliebige Person, — ob schuldig oder unschuldig, das war ihm gleich, — mit gebundenen Händen und Füßen von einer hochragenden Felsenspitze aus in die schaurigste Schlucht hinabzustürzen. Wieviele Opfer diese irdische Hölle verschlungen, weiß Gott allein. An ein Entrinnen war da nicht zu denken. Nur bei einem, so wird erzählt, lösten sich während des Sturzes wie durch ein Wunder die Bande, er hielt sich an dem zwischen den Felsen herauswachsenden Gesträuch fest und entkam trotz meiner zahlreicheren Verfolger, die ihm sogleich nachsetzten, glücklich über die Grenze nach Natal. — Doch dies alles gehört nun der Vergangenheit an. Unter der jetzigen englischen Regierung und bei der immer mehr sich ausbreitenden christlichen Religion ist so ein tyrannisches Regiment, wie es ein u Diba und andere Baca-Häuptlinge ausübten, nicht mehr möglich.

Also lieber Leser, wenn du dich vom lieben Gott zum schönen Werk der Mission berufen glaubst, kannst du getrost kommen. Auch Afrika hat seine großen, ganz eigentümlichen Naturschönheiten. Das Höchste und Schönste aber auf Erden ist, unsterbliche Seelen für den Himmel zu gewinnen.

Ein Krankenbesuch im Königskrale.

Von Schw. Bonaventura, C. P. S.

Mariatrosi. — Zwei Jahre dürften es etwa sein, daß ich zum erstenmale zum Chies Bela-Mela, der etwa 4 bis 5 Reitstunden von unserer Missionsstation entfernt wohnt, gerufen wurde. Damals herrschte eine trübe Stimmung im Königskraal. Der Chies, der wie die meisten seiner Genossen etwas zu tief in den Utschwalakrug zu blicken pflegte, war bedenklich krank geworden und man fürchtete schon für sein Leben. Er hatte auch von der großen weißen „Doktorin“ in Mariatrosi gehört, und sandte eine Botschaft nach der andern, ich möchte doch kommen und ihn besuchen. Zuletzt glaubte ich, seine Bitten nicht länger abschlagen zu dürfen und ließ ihm durch unsern schwarzen Katecheten melden, ich würde am nächsten Tage kommen.

Es war am 5. August, am Feste Maria Schnee, als ich mich in Begleitung eines unserer Marienhäuser-Mädchen auf den Weg machte. Als ich mich dem Kraale näherte, stand schon das Großweib des Königs mit einer Menge schwarzen Volkes zum Empfange da, und als ich durch die Umzäunung ritt, begann die Musik ein Stückchen aufzuspielen. Leider wurde dadurch mein Köpfelein scheu, sodaß ich nur mit Mühe aufsteigen konnte. Doch rasch kam mir die Infokilagi

(das Großweib) zu Hilfe; mit einer wahren Baßstimme gebot sie Ruhe, befahl mein Pferd abzufatteln, es in den Stall zu bringen und gut zu füttern. So gar den kleinen Stock, den ich als Reitpeitsche benutzte, gebot sie, in sicheren Verwahr zu nehmen. Auf ihr bloßes Wort regten sich hunderte von Händen und Füßen, denn sie sprach, wie jemand, der Gewalt hat. Zuletzt rief sie ihren Leuten in drohendem Tone nach: „Ich sage euch, daß ihr alle meine Befehle auf's genaueste ausführet!“

Ich bekam ordentlichen Respekt vor dieser Frau, die ein solches Kommando über ihre Untertanen führte. Sie war eine große, mächtig gebaute Frau, unterschied sich jedoch in ihrer Kleidung in nichts von den übrigen Weibern des Königs; nur fiel mir ihr ungewöhnlich langes Kopshaar auf, das sie in einem langen, dichtverwachsenen Busch nach oben trug. Man kann zwar diese Tracht fast bei allen heidnischen jungen Weibern sehen, doch das Haar-Gebäude dieser Infostazi war wenigstens 12 bis 15 Zoll hoch, und als besondere Zierde war ein zierliches, aus Bein verfertigtes Schnupstabs-Löffelchen daran befestigt. Wenn sie zur Türe ein- und ausging, mußte sie ihr Türmchen auf dem Kopf mit beiden Händen halten, damit es nicht anstoße.

Nun kam ein Induna des Königs; er trug einen Stuhl und ersuchte mich im Auftrage seines Herrn, mich in den nächsten Kraal zu begeben und dort auf dessen Ankunft zu warten. Die fleißige Hausfrau muß sich an jenem Tage wohl etwas verchlafen haben, denn als ich durch die kleine, niedrige Türe hinein wollte, flog mir der Auskebricht gerade ins Gesicht. Ich nahm auf dem angebotenen Stuhle Platz. Nun kam ein zweiter Induna und brachte einen mit einem roten Tuche bedeckten Schemel, den er neben mich hinstellte. Ihm folgten drei weitere Indunas, die sich ohne viele Zeremonien in der Nähe des Eingangs auf den nackten Boden niederseßten. Nicht ohne Spannung harrete ich der Dinge, die da kommen sollten. — Nach ein paar Minuten erschien Se. Majestät der König in höchst eigener Person. Ich dachte: „Ehre, wem Ehre gebührt,“ erhob mich und machte ihm mein Kompliment, das er mit seinem Anstand erwiderte. Hierauf nahm er auf dem roten Schemelchen Platz und begann mit der den Kaffern eigentümlichen Umständlichkeit mir seine ganze Leidensgeschichte zu erzählen. Ich hörte ihn gelassen an und begnügte mich, von Zeit zu Zeit eine kleine Zwischenfrage zu

stellen. Als er endlich fertig war, zog ich fein bedächtig meine Meditamente hervor und erklärte ihm des langen und breiten wofür sie gut und nützlich wären. Besondere Anerkennung fand bei Er. kgl. Hoheit seines würzigen Geruches wegen ein Dosis Majoran-Pulver. Er wollte es als Schnupstabs nehmen, namentlich am Abend, wenn er schon ziemlich viel Bier getrunken, und hoffte davon wesentliche Milderung seiner Kopfschmerzen. Ich bedauerte nur, daß ich ihm die kostbare Medizin nicht in einem so schönen Schnupstabs-Gläse anbieten konnte, wie solche in



Mutters Stütze.

meiner Heimat bei Bauersleuten üblich sind. Das hätte dem Ganzen entschieden noch die Krone aufgesetzt. Uebrigens war der König auch so überaus zufrieden; ein unumstößlicher Beweis hierfür war dies, daß ich nach beendigter Konsultation von ihm persönlich in den eigentlichen Königskraal geführt wurde.

Es ist dies ein großer Rundbau — der heidnische Kaffer führt alle seine Bauten in Kreisform auf — der so recht im Zentrum der vielen aus Stangenwerk, Lehm und Dedgras aufgeführten Hütten gelegen. In der Mitte befand sich der königliche Thronsaal. Er ist ziemlich hoch und mit einem grünen Tuche über-

spannt, sodaß von dem Strohdach nichts zu sehen ist. Auf der einen Seite steht, um zwei Stufen höher als der Fußboden, ein eigentümliches, mit einem roten und blauen Tuche behängtes Holzgestell. Das ist der königliche Thron; unmittelbar nebenan befindet sich ein einfaches Feldbett. Ein Tisch, mehrere Stühle, eine schöne Uhr, eine Lampe, ein mit gewaltigen Hörnern geschmückter Ochsenkopf und eine rot und blau gestreifte Umhüllung bildeten die weitere Ausstattung des merkwürdigen Saales. Von diesem Mittelbau führen nach allen Seiten hin Türen in eine Menge kleiner Nebenräume, welche alle untereinander wieder verbunden sind, sodaß man von einem ins andere gehen kann. Ich zählte 14 solcher Türen, die alle recht fein und sauber gearbeitet waren. Einem der erwähnten kleinen Räume war ganz mit weißem Stoff überzogen; es ist das Lieblingsgemach des Königs.

Dem gemeinen Volk ist der Eintritt in den Königssaal nicht gestattet; daher werden auch die Regierungsgeschäfte nicht hier, sondern in einer gewöhnlichen, rauchgeschwärzten Hütte neben der Feuerstätte abgemacht, bei guter Witterung wohl auch draußen in dem von einer runden Steinmauer umgebenen Viehkrall. Denn hier auf dem schwarzen, im Laufe vieler Jahre aufgefäulenen Düngerboden sitzt sichs gar weich und warm, hier hat man frische Luft, genießt die freie Aussicht über Berg und Tal und erblickt man die weidenden Viehherden, was für ein Kaffernauge immer der schönste Anblick ist.

Inzwischen kam die Zeit zum Mittagessen. Der König wies mir selbst den Platz an und kehrte, als ich am Tische saß, mit einem Besen den Staub von der Tischplatte. Er bot mir Kaffee an, den ich jedoch dankend ablehnte. Ich hatte von der Station Brot und einige Früchte mitgenommen, das genügte. Nur um ein Glas Wasser erlaubte ich mir den Chieff zu bitten. Im Nu war er verschwunden, und ich hörte, wie er draußen den Befehl gab, mir in einem schönen reinen Gefäße frisches Wasser zu bringen. Nach ein paar Minuten erschien ein schwarzer Prinz von etwa 9 bis 10 Jahren. Er war dem seltenen Gast zu Ehren mit einem weißen Ziegenfell bekleidet und stellte mit einer Amtsmiene ohnegleichen einen Becher frischen Wassers und einen schönen, weißen Teller auf den Tisch.

Später kamen auch die vielen Frauen des Königs herein, und sangen an, über alles Mögliche und Unmögliche zu reden und die sonderbarsten Fragen zu stellen. Am meisten interessierte sie mein Ordenskleid, denn so etwas Schönes hatten sie noch nie gesehen; namentlich der rote Habit stach ihnen in die Augen. Dem schwarzen gilt immer „Rot“ als die schönste, festlichste Farbe. — Nachdem ich gegessen hatte, kniete ich mit dem Marienhausmädchen nieder und betete das Tischgebet und den englischen Gruß. Zu meiner Verwunderung knieten nun auch alle diese heidnischen Frauen nieder und fasteten gleich uns die Hände. Beten konnten sie allerdings nicht, doch es war, als wollten sie uns jedes Wort vom Mund ablesen.

Ich machte nochmals einen Besuch beim Chieff, den ich diesmal auf eine Ziegenhaut ausgestreckt neben dem Utschwalatopfe fand. Er bot mir das rote Schemelchen als Sitz an und sprach dann von der Jagd, der Kinderpest und hundert anderen Sachen. Plötzlich fiel ihm ein, daß ich seine alte Mutter noch nicht besucht habe. Er bat mich, sofort zu ihr zu gehen. Sie wohnte drüben im nächsten Kraal, der mit sechs mächtigen Ochsenhörnern geschmückt war. Ich fand sie als eine hochbetagte

Frau, die wohl schon ihre 85 bis 90 Jahre zählt, und deren Geisteskräfte schon bedeutend abgenommen haben. Nach einigen freundlichen Worten nahm ich wieder von ihr Abschied, denn ich hatte noch einen weiten Weg nach Haus und mußte daher allmählich an die Rückkehr denken.

Als ich mein Köflein wieder bestieg, kommandierte die Infanterie mit ihrer Stentorstimme wieder alle Kraalinsassen zusammen. Alles mußte kommen, vom ältesten bis zum jüngsten, das noch auf dem Rücken der Mutter getragen wurde, und sich bei mir für den hohen, ehrenvollen Besuch bedanken; kurz das Grüßen, danken und Abschiednehmen wollte kein Ende nehmen, und immer wieder und wieder mußte ich ihnen versprechen, doch bald ein zweitesmal zu kommen.

Nach einem einstündigen Ritt war ich wieder daheim auf der sieben Missionsstation. Ich war ordentlich müde und hungrig und durstig dazu; doch die gute Küchenschwester war rasch zur Hand, und somit war die brennende Magenfrage bald gelöst. Die gewünschte Ruhe aber konnte ich weniger schnell finden, denn nun kam die ehrenwürdige Schwester Oberin und zuletzt eine der sieben Mitschwester nach der andern und ich mußte ihnen noch lange, lange erzählen, von all den wunderbaren Erlebnissen im Kraale des großen Chieff Betamesa.

Eigentümliche Erscheinungen im Missionsleben.

Von Rev. P. Erasmus Hörner, O. M. M.

Im Jahre 1902 hatten wir in der Missionschule St. Peter in Deutsch-Niasrita einen merkwürdigen Knaben von etwa 10 bis 11 Jahren. Er besaß gute Talente, war auch sonst fleißig und geweckt, und sein Betragen in der Schule sowohl wie der Arbeit ließ nichts zu wünschen übrig.

Nur eines lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf den kleinen Burschen: beim Religionsunterricht nämlich traten bei ihm ganz rätselhafte Erscheinungen zu Tage. So oft der Name Gottes, oder Jesus und Maria erwähnt wurde, befielen ihn heftige konvulsivische Zuckungen, die Augen verrohten sich, Schaum trat ihm vor den Mund, er zitterte am ganzen Leib und erstarrte. Beim sonstigen Unterricht, in den Elementarjahren, sowie bei der Arbeit und beim Spiel, war er wie die übrigen Jungen seines Alters.

Ich fragte ihn einmal über sein eigentümliches Verhalten beim Religionsunterricht, allein er konnte mir keinen Aufschluß geben; er wußte nur, daß ihn da gegen seinen Willen trampschafte Zuckungen und Verrenkungen der Glieder überfielen, daß er längere Zeit starr und gelähmt dasthe, unfähig zu reden oder sich zu bewegen.

So ging es fast ein ganzes Jahr fort. Weil er ein so großes Verlangen nach der hl. Taufe zeigte, und sein sonstiges Betragen in allem musterhaft war, setzte ich ihn auf die Liste der nächsten Taufkandidaten. Und merkwürdig: vom Tage der hl. Taufe an hörten diese rätselhaften Erscheinungen ein für allemal auf. Er war und blieb ein frischer, geweckter, lebensfroher und zugleich braver und fleißiger Junge, solange ich ihn kannte. Die Lösung des sonderbaren Falles überlasse ich dem Urteile der geehrten Leser.

Aus meinem Tagebuche.

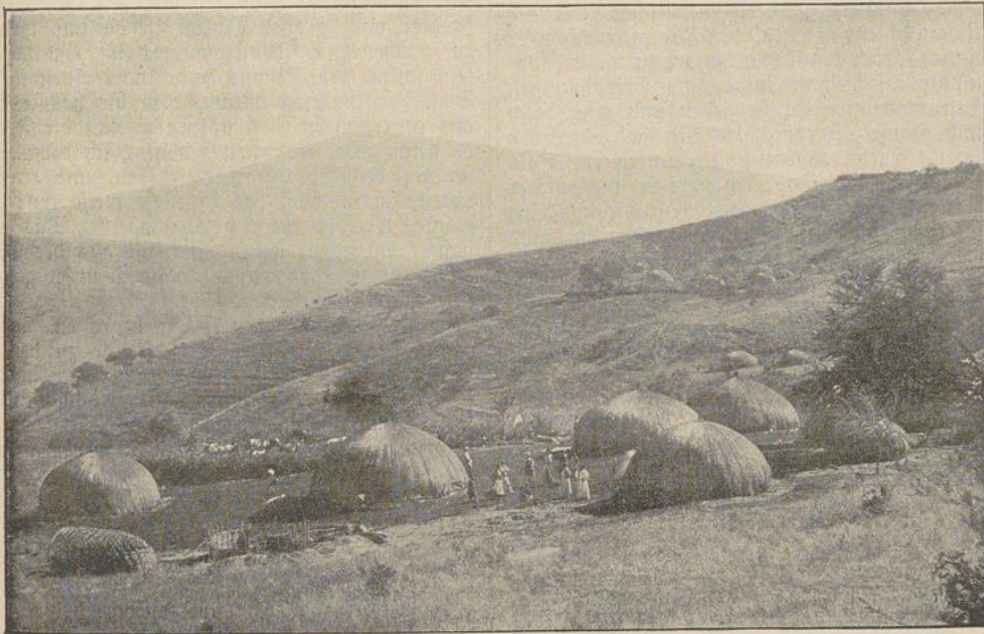
Von Rev. P. Joseph Biegner, O. M. M.

(Fortsetzung.)

Emaus, 1. Januar 1909. — *Kijimus* Bog. — Was soll das sein? Das ist eine kaffrische Umbildung des englischen Christmas-Bog, und bedeutet soviel als Christ-Geheimt, Weihnachtsgabe. Jeder Kaffer, auch der Stochheide, der vom Christentum absolut nichts wissen will, kennt die christliche Weihnachtszeit; noch besser aber kennt oder praktiziert er sein vermeintliches Recht, während dieser Zeit jeden Weißen, dem er begegnet, um eine Weihnachtsgabe anzubetteln. „*Kijimus! Kijimus-Bog!*“ ruft er schon von ferne.

Anspruchsvoll ist er in seinen Forderungen allerdings nicht. Ein alter Hut, eine abgetragene Hose, oder

Emaus, 4. Januar 1909. — Fritz der alte Küchenjunge. — Es ist hierzulande Sitte, daß jede englische Frau, sei sie reich oder arm, einen Küchenjungen hält. Der hat am Morgen Kaffee zu bereiten und ans Bett der gnädigen Herrschaft zu bringen, hat unter Tags die Küche hübsch in Ordnung zu halten und der Hausfrau hunderterlei Handreichung zu leisten, eventuell ganz selbständig zu kochen, kurz, er ist vom Morgen bis zum Abend einfach unentbehrlich. Ist dieser Junge oder „Boy“ noch ein Heide und hat er, was meistens der Fall ist, einen Namen, den der Engländer kaum aussprechen, geschweige denn, sich merken kann, so gibt man ihm irgendeinen der bekannten christlichen Namen wie Jim, John usw. Er verbringt sein Leben meist in der Küche und es geht ihm nicht schlecht; wohl läßt die Behandlung oft zu wünschen übrig,



Kraal am Umkumbini.

ein Rock oder Hemd, ist ihm hochwillkommen. Steht kein Kleidungsstück mehr zur Verfügung, so begnügt er sich auch mit einem Stück Brot, einer Frucht oder einem kleinen Geldgeschenk. Etwas aber will er haben, denn es ist jetzt *Kijimus*-Zeit, und da muß ihm der Weiße etwas geben.

Alle unsere Missionsstationen sind an Weihnachten von solchen schwarzen Bittstellern geradezu belagert. Drei bis vier Stunden laufen sie oft von allen Himmelsgegenden zusammen. Viele, die man sonst nie in einer Kirche sieht, kommen am hl. Christtag und betrachten mit Verwunderung die Krippe. Ob der geistige Nutzen, den sie daraus ziehen, groß ist, weiß ich nicht, — die Hauptsache bleibt ihnen jedenfalls das zu erwartende Geschenk —, dennoch aber möchte ich den eigentümlichen Gebrauch keineswegs abgeschafft wissen. Es ist immerhin erfreulich, zu sehen, wie sich unter diesen Heiden schon ein spezifisch christlicher Brauch eingebürgert hat, und für manchen aus ihnen dürfte das hl. Christfest und das damit verbundene Geschenk ein Anknüpfungspunkt zu seiner späteren Beteuerung werden.

allein er nimmt das leicht mit in den Kauf, bekommt er doch die Brosamen, die von der herrschaftlichen Tafel fallen, und das genügt ihm.

So ein Küchenjunge oder Boy war auch unser Fritz oder „Freddy“, wie ihn die Engländer nannten. Er ist in der Küche alt geworden. In gewisser Einsamkeit, doch ohne Kummer und Sorge flossen seine Tage dahin. Er mochte sein fünfzigstes Lebensjahr schon um ein bedeutendes überschritten haben, da meldete sich bei ihm der Tod. Die Lungenischwindsucht mit all ihren unverkennbaren Symptomen hatte sich bei ihm eingestellt, und er fühlte, daß seine Tage gezählt seien. Da erinnerte er sich seiner Schwester Susane, die auf unserer Missionsfarm wohnte, und machte sich auf, sie zu besuchen. Der Weg war ziemlich weit, — seine Herrschaft wohnte drunten an der Grenze des Pondolandes — und als unser Kirchhofskandidat in der Nähe von Emaus ankam, verließen ihn die Kräfte, so daß er sich genötigt sah, den nächsten Kraal aufzusuchen.

Einer der Kraalinsassen eilte nach der Missionsstation mit der Meldung, ein fremder Mann, von weit

hergekommen, verlange nach dem Umfundisi. Ich möge schnell kommen und ihn taufen, denn er sei schwer krank und werde bald sterben. —

Ich nahm meine Taufutensilien und machte mich sofort auf den Weg. Da der betreffende Kraal nicht gar weit von Emaus entfernt war, ging ich zu Fuß. Ich fand einen älteren Mann, der gebrochen Englisch sprach, und wiederholt erklärte, er habe „sein Herz verloren“, d. h. mit ihm sei es aus, er habe keine Hoffnung mehr auf Wiedergenehung. Im übrigen schien er mir ein gutmütiger Mann zu sein; er erzählte des langen und breiten, wie er immer als Boy in der Küche gearbeitet habe. Er sei stets unverheiratet geblieben und habe eine dunkle Ahnung, als sei er einmal als Knabe von einem protestantischen Umfundisi getauft worden; sicher wisse er es nicht, und daher wünschte er jetzt von den Ama-Noma getauft zu werden.

Das war nun ein ganz eigentümlicher Fall; ich konnte mich nicht entschließen, den Mann, obgleich er augenscheinlich schwer krank war, sofort zu taufen, sondern begnügte mich, ihm einige gute Ermahnungen und Verhaftungsmaßregeln zu geben und ging dann wieder nach Hause. Fredy hatte sein ganzes Leben lang als Heide gelebt, obgleich er vermutete, er sei als Knabe getauft worden. Dagegen hatte er auch wieder manche Entschuldigung: Er hatte als Küchenjunge keine Gelegenheit gehabt, in eine Kirche zu kommen, niemand hatte sich überhaupt um ihn gekümmert und so er war ohne allen christlichen Unterricht geblieben. . .

Am nächsten Tag berichtete man mir, Fredy habe die ganze Nacht gestöhnt und gejammert und oft irr gesprochen; er werde sicherlich bald sterben, ich möchte doch kommen und ihm die hl. Taufe erteilen, nach welcher er ein so großes Verlangen trage. — Ich ging also wieder hin; heute fand ich den armen kranken Burschen auf seiner armeligen Strohmatten liegend, mit ein paar Lappen unter dem Kopf. Hemd und Rückenrock hatten schon viel Schaden gelitten, und alles wies darauf hin, daß der Kranke schon längere Zeit ohne Arbeit und Verdienst gewesen. In religiöser Beziehung hatte er den besten Willen von der Welt; er war zu allem bereit, er wollte dem protestantischen Irrtum, soweit man bei ihm davon reden konnte, abjagen, wollte als Katholik sterben und bat immer wieder und wieder um die hl. Taufe.

So glaubte ich also nicht länger zögern zu dürfen, spendete ihm in bedingter Weise die hl. Taufe und ebenso die Absolution, hierauf auch die letzte Oelung und sogar die hl. Firmung, wozu wir im Todesfalle ein spezielles kirchliches Privilegium besitzen. So geschäftig und bewappnet konnte der Kranke getrost seinem letzten Stündchen entgegengehen.

Sonntag, den 3. Januar, hatte er ausgerungen. Schon in aller Frühe brachte man die Leiche auf einem Ochsenstullen nach Emaus. Er bekam ein ganz feierliches Begräbnis, denn alle die Leute, die zum sonntäglichen Gottesdienst gekommen waren, gaben ihm das letzte Geleite. Da kein Sarg zur Verfügung stand, begrub ich ihn auf die Art und Weise, wie ich es in Bosnien oft gesehen hatte, d. h. die Leiche wurde einfach mit drei losen Brettern zugedeckt und hierauf das Grab zugeworfen. So ruht also unser Fredy als Katholik in geweihter Erde und harret des Tages der Auferstehung. Seine Seele aber, so hoffen wir, ruhet nun am Tische des Herrn, und findet ihre volle Sättigung in der bejeligenden Anschauung Gottes.

(Fortsetzung folgt.)

Vorheragung einer Sonnenfinsternis.

Im Jahre 1851 war der berühmte Mr. Henry Thynn dem Umopondo-Chief Zatu als britischer Resident-Magistrat im südlichen Gebiete des St. Johns-River beigegeben. Eines Tages machte Mr. Thynn dem alten Häuptling einen Besuch und während er mit ihm so zusammen saß, fiel es ihm ein, daß am nächsten Morgen eine Sonnenfinsternis stattfinden werde. Er machte den Chief darauf aufmerksam, sagte ihm, er solle am kommenden Morgen wohl auf die Sonne achtgeben und kehrte dann nach seiner Wohnung, die etwa drei engl. Meilen vom Kraale des Häuptlings entfernt sein mochte, zurück.

Am nächsten Morgen hatte Thynn ganz auf die Sache vergessen, nicht so Zatu; denn während ersterer ruhig bei seinem Frühstück saß, stürzte plötzlich ein Kaffernjunge ins Zimmer mit dem Ruf: „Ein Gesandter vom großen Intosi ist da und wünscht Sie zu sprechen!“ — Thynn wunderte sich, was denn da los sein sollte, geht hinaus und findet einen förmlich in Schweiß gebadeten Mann, dem die höchste Erregung aus dem ganzen Gesicht sprach. Auf die Frage, was es denn gebe, entgegnete jener: „Ich komme als Gesandter des Zatu, meines Herrn, und er läßt dich bitten, du möchtest das ja nicht mehr tun!“ „Thynn fragte, was er denn getan habe.“ „Was du getan hast?“ entgegnete jener, „du hast aus der Sonne ein Stück herausgebrochen und dadurch unser ganzes Volk in großen Bedrücken versetzt.“

Jetzt begann Thynn erst zu begreifen. Da er übrigens ein Spaßvogel war, sagte er zu dem Boten: „Melde Zatu, deinem Fürsten, ich würde dafür Sorge tragen, daß bis morgen alles wieder hübsch in Ordnung ist.“ — Am nächsten Morgen fand der Chief, daß der englische Magistrat getreu sein Wort gehalten. —

F. W. Shepstone.

Wichtiger Auftrag.

(Siehe Bild Seite 6.)

Jetzt seht Euch mal das Bildchen ganz genau an! Ist denn das nicht Rottäppchen? Ich glaube gar! Die Mutter hat dem Mädchen sein rotes Käppchen umgebunden und einen Korb voll seiner Kuchen gefüllt. Da guckt eine neugierige Flasche über den Rand, die süßen Wein enthält, damit Großmutter bald wieder Kräfte bekommt. Und zarter Schinken ist drin im Korb und weißes Brot und Eier! Und nun gibt Mütterchen ihr den Korb an den Arm und dazu viele, gute Lehren. „Der Weg ist weit und geht durch großen Wald, also verlaß Dich nicht Rottäppchen! Nimm Dich auch vor dem bösen Wolf in Acht, damit er Dir nichts tut. Wenn Du zum Großmütterchen kommst, dann sage ihr viele, viele Grüße und nun geh, mein Mädel und vergiß mir nichts.“ Und Rottäppchen schüttelt lachend den Kopf und springt davon, ganz erfüllt von dem Gedanken, solch' wichtigen Auftrags erhalten zu haben.

Goldkörner.

Sucht alter Leute Tage zu verschönern, Im Alter laßt ein warmer Trunk so sehr, Und das Verzärteln und Bewöhnen — Dem Alter schadet es nicht mehr.

Frida Schanz, Aehrenle.

St. Josephsgärtchen.

Der hl. Joseph, Schuttpatron der Priester.

Hier, der ehrwürdige Gründer der Genossenschaft von Saint Sulpice in Paris, deren besondere Aufgabe es ist, junge Geistliche heranzubilden, hat den hl. Joseph zu einem der Schutzpatrone seiner Genossenschaft ernannt. Denn er sah zwischen diesem großen Heiligen und dem Priester eine Ähnlichkeit, die er in folgenden Worten ausdrückt:

„Besonders den Priestern kommt es zu, in ihrem Verhalten gegen die Seelen, deren Leitung ihnen anvertraut ist, sich den hl. Joseph zum Vorbild zu nehmen. Dieser große Heilige leitete und erzog Jesus im Geiste seines himmlischen Vaters, voll Milde, Weisheit und Klugheit. So sollen auch wir diejenigen behandeln, die uns anvertraut sind, mit derselben Liebe und Aufmerksamkeit, die der hl. Joseph unserem Herrn gegenüber hatte. Seien wir ihnen Vorgesetzte in Gott, aber betrachten wir uns als ihnen untertan, wie der hl. Joseph der in Jesus stets seinen Herrn sah, obgleich er ihn erziehen mußte und über ihn gesetzt war im Namen und an Stelle des himmlischen Vaters. Darum habe ich den hl. Joseph zu einem der Schutzpatrone des Seminars ernannt, da der Herr diesen Heiligen ganz besonders die Sorge für die Priester übertragen hat, wie er nur in seiner Gnade fund getan.“

„Die Apostel,“ sagt der berühmte Suarez, „trugen in die ganze Welt den Namen, die Lehre und die Gnade Jesu Christi. Der hl. Joseph aber trägt unsern Heiland selbst nach Jerusalem und nach Aegypten, nach der Stadt und nach dem Lande, welche das auserwählte Volk und das Heidentum, das heißt der Völker des ganzen Erdballs darstellen.“

Wenn man darüber nachdenkt, so findet man in der Tat eine Ähnlichkeit zwischen dem Priester und dem hl. Joseph in Bezug auf unseren Herrn. Dieser große Heilige war nicht der wirkliche Vater des Erlösers, aber er hatte von Gott die volle Gewalt eines Vaters erhalten. Er trug das göttliche Kind auf seinen Armen, beherrschte und nährte es in seinem Hause, kleidete es und versah es mit allem Nötigen. Und dies tat er aus Liebe zu Gott und zum Wohle der Menschen, deren Erlöser Jesus war.

Auch dem Priester ist von Gott Gewalt gegeben über den Leib des Herrn im allerheiligsten Altarsheiligens, welches er zur Ehre des Allerhöchsten und zum Heile der Menschen verwaltet. Er trägt Christus in seinen Händen in der hochheiligen Eucharistie, er gibt ihm Wohnung im Tabernakel und reicht ihn den Gläubigen zur Nahrung der Seele. (Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben einer Gottesbraut.

(Fortsetzung.)

Klemens Brentano spricht sich einmal über Anna Katharina Emmerich folgendermaßen aus:

„In die ungläubige Wüste der Zeit hinausgeschendet, soll sie mit den Zeichen der gekreuzigten Liebe versiegelt, für die Wahrheit derselben zeugen. Welch eine Aufgabe, die Siegeszeichen des lebendigen Gottes, Jesus von Nazareth, des Königs der Juden, am eigenen Leibe zu tragen vor den Augen der Welt und den Augendienern des Fürsten der Welt!

Es gehört ein großer Mut dazu, und es ist nur mit der Gnade Gottes möglich, den meisten ein Argernis, ein Verdacht, ein Zweifel und allen ein Rätsel zu sein; als ein Gegenstand allgemeiner Beobachtung, als ein Mittelpunkt der verwirrtsten Gerede und Erklärungen gekreuzigt am Wege aufgerichtet zu stehen, wo Unglaube und Aberglaube, Bosheit und Einsicht, Hoffart der menschlichen Wissenschaft und die untertänige Niedertracht der aufgeklärten Flachheit ihre Straßen kreuzen.

Arm, in gemeinnissvoller Krankheit hilflos, gemartert, von der nächsten Umgebung nicht verstanden und daher oft unwillkürlich mißhandelt, im notwendigen Gefühle unendlicher Einsamkeit, mitten in der größten Bedrängnis anstürmender Neugier um so einsamer, weil ohne seinesgleichen und in steter Erfahrung aller möglichen Verlehrtheiten und Verdächtigungen die ununterbrochene Zumutung erfahrend, nicht einen Augenblick die Geduld zu verlieren, immer gefällig, demütig, milde, weise, verständig, erbaulich nach dem Maßstabe der verschiedensten Menschen zu sein, die alle diese Forderungen nicht an sich selbst machen — wahrhaft eine Riesenaufgabe für eine arme Klosterfrau aus geringem Bauernstande, ohne andern Unterricht als ihren Katechismus, aus einer Zeit, da der höhere Geist meist aus den Klöstern gewichen war, und in der selbst nur wenige Priester die Gelegenheit gehabt haben mochten, sich in der Führung der Seelen in solchen Zuständen zu unterrichten.“

Schulterwunde. — Als Dekan Renjing die Selige einmal fragte, ob sie wohl auch auf der Schulter eine Wunde hätte, entgegnete sie: „Unser göttlicher Heiland hat eine sehr schmerzliche Wunde auf seiner hl. Schulter gehabt, die ihm das schwere Kreuz eingedrückt hat. Ich selbst habe diese Wunde (äußerlich) nicht; die Schmerzen davon aber habe ich schon lange in meiner Schulter gefühlt. Ich habe die hl. Schulterwunde schon von Jugend an verehrt, weil diese Verehrung unserm lieben Heiland besonders gefällt. Als ich noch im Kloster war, hat er mir einmal geoffenbart, daß die Schulterwunde, an welche so wenig gedacht werde, Ihm sehr große Schmerzen verursacht habe, und daß es Ihm so lieb sei, wenn man sie verehere, als es Ihm lieb gewesen wäre, wenn Ihm, da er das schwere Kreuz getragen, jemand aus Mitleid dasselbe abgenommen hätte, um es für Ihn nach dem Kalvarienberge zu tragen. Als Kind von sechs bis sieben Jahren habe ich, wenn ich allein war und an das Leiden des Herrn dachte, ein Stück schweres Holz oder eine andere Last, die ich kaum schleppen konnte, mir auf die Schulter gelegt.“

Eine Erzählung aus alten Tagen.

1. Kapitel. Wie Tschaka nach Harding kam.

„Debo Ktosi, ja mein Herr“, sagte der alte A-j-d-l-a, indem er am Eingang seiner Hütte saß und gar bedächtig eine Pfeife nahm, „ja, ich bin jetzt alt, uralt, einer von den Allerältesten. Ich war schon da, ehe die Amabunu (Buren) ins Land kamen, und bevor noch der schwarze Elefant (Tschaka) aus dem

Zululande hervorbrach und alle Männer des Landes bluttriefend machte.“

Verwundert besteteten bei diesen Worten zwei junge Europäer ihre Blicke auf das alte Männchen mit seiner sonderbaren Gestalt. Der schwarze Gummiring hing ihm lose um den eingeschrumpften Schädel, und die langen schwächlichen Arme bestanden nur noch aus Haut und Knochen. Man hätte ihn, wie er so am Boden saß, fast für ein altes, gräuliches Götzenbild halten können. Die runzeligen, mit dicken Schwielen bedeckten Kniee, sowie eine Menge grauschimmernder Narben an verschiedenen Stellen des Leibes gaben ihm ein aschfarbenes Aussehen, und man konnte ihm leicht Kredit geben für die hundert Jahre und darüber, deren er sich rühmte.

„O umlungu, weißer Mann,“ fuhr Reschla fort, „in jenen Tagen waren in unserm Lande die jungen, waffentragenden Männer so zahlreich wie die Maisköpfe auf einem großen fruchtbaren Ackerfeld; aber da kamen die Zulus daher wie die Heuschrecken und fraßen sie auf.“

Wir von dem Volke der Pondomiji, die wir jenseits des großen Flusses wohnten, hörten zwar gerüchtweise von dem vielen schrecklichen Morden, das überall vor sich ging, doch wir lachten nur darüber. Ja, wir lachten; Wir hatten Pferde und Affegais und einige Gewehre. Was sollten wir also fürchten?

Da eines schönen Abends — es war ein Abend gerade wie der heutige — sollten wir die Zulus zum erstenmale zu Gesicht bekommen. Es war dort, wo jetzt zu Harding das Haus des Kosi Kulu (Magistratsgebäude) steht. Die Knaben waren eben daran, das Vieh gegen die Kraals und in die Jibanas zu treiben. Das Vieh brüllte, die Mädchen sangen und tanzten, und die jungen Burjchen ließen ihr schrilles Pfeifen hören, da erschauete ich sie von Ferne. Ich war eben damit beschäftigt, meines Vaters Herde heimzutreiben und blickte dabei ganz von ungefähr einmal über meine Achseln. Siehe, da gewahrte ich zwei Krieger, die mit langen Schritten über die mit üppigem Gras bedeckte Anhöhe herabkamen. Sie waren groß von Gestalt, und trugen als Waffen Schilde, Knotenstöcke und Affegais. Um die Kniee und Ellenbogen herum waren sie mit Federn geschmückt, und auf ihren Köpfen wehten lange weiße Federbüsche.

Mit dem Angstschrei „die Zulus, die Zulus kommen!“ rannten die Weiber und Kinder fort und versteckten sich im nahen Busch. Ich aber gestellte mich zu den Männern im Kraale, die erregt nach ihren Knotenstöcken und Affegais griffen. Wbono, unser Chief, brachte ein altes Gewehr hervor, das aber nicht lösging.

Als die beiden Zulu-Krieger uns erblickten, warfen sie stolz die Köpfe zurück und lachten. Hau! Das tönte wie das Brüllen junger Löwen, wenn das Echo von den Hügeln widerhallt.

„Sanibona‘ wir sahen euch,“ riefen sie uns zu. Kurz und mißtrauisch erwiderten wir den Gruß. Da begannen jene:

„Wir entbieten den Gruß vom König der Könige, dem großen schwarzen Elephanten, dessen Füße die Welt erzittern machen, an euch, ihr erbärmliches Staubgewürm. Zu ihm, dem Großen und Mächtigen, sollt ihr sofort euer Vieh senden und die schönsten und anmutigsten euer Töchter! Desgleichen sollen alle eure Chiefs kommen und sich in Demut niederwerfen zu den Füßen Tschalas, des großen schwarzen Elephanten,

ten, — möglich, daß er euch dann euer elendes Leben schenken wird!“ — So sprachen zu uns die beiden Zulu-Krieger.

Da erhob sich Maschlope, einer unserer tapfersten Männer, und ergoß sich in einer Flut von Schmähreden gegen die Gesandten des fremden Königs. Er nannte sie Hunde und die Söhne von Hunden, ungezogene Schlangenbrut und was ihm sonst noch gerade einfiel. Zuletzt schwang er seinen Affegai und schleuderte ihn mit aller Macht gegen die Zulus. Doch der prallte wirkungslos an ihren vorgehaltenen Schilden ab, Maschlope dagegen lag in der nächsten Sekunde tot am Boden. Einer der beiden Zulus war wie ein Löwe auf ihn zugerannt und hatte ihm den Affegai von einer Seite zur andern mitten durch den Leib gestoßen!

Unser waren über hundert. Mit lautem Geschrei drangen wir sofort von allen Seiten auf die feindlichen Krieger ein, doch wir prallten an ihnen ab, wie die Bogen an einem Felsen. Fünf Minuten — und ein Duzend der Unserigen lagen neben einem Zulu tot am Plage. Der Ueberlebende aber rannte schleunigst hinweg. Droben auf dem Kamme des Hügels machte er Halt, wandte sich um und schwang drohend seinen Affegai gegen unseren Kraal mit den Worten: „Wartet nur, ich werde wiederkommen und zwar nicht alleine!“

Wir setzten ihm auf unsern Pferden nach, konnten ihn jedoch nirgends mehr erblicken. Erst ein paar Monate später sollten wir ihm abermals begegnen.

„Möge der weiße Inkos mich gütigst entschuldigen,“ schaltete hier der schwarze Erzähler ein, „daß ich sitzen bleibe. Weiß wohl, daß ich eigentlich vor euch Herrn stehen sollte, allein meine Beine sind nicht mehr so stark, als in den Tagen, da ich von den Zulus davonlief wie ein Rehbock.“

Die Erlaubnis, ruhig sitzen zu bleiben wurde natürlich gerne gewährt. Reschla beförderte mit einem weißen beinernen Löffelschen nochmals ein gehöriges Quantum Tabak in seinen breiten Gesichtsvorsprung und fuhr dann in seiner Erzählung fort:

„Unsere Herzen waren schwer, weil wir den Zulu getötet hatten, und der Schatten einer großen Furcht war auf uns gefallen. Die jungen Burjchen sangen nicht mehr, wenn sie ihre Pferde den Hügel hinantrieben, noch hörte man die Stimmen der Mädchen, wenn sie die Maiskörner zwischen den Steinen zerrieben. Ueber dem ganzen Lande lag etwas Schweres, wie der Himmel schwer wird, wenn ein Gewitter im Anzug ist.“

Unser Chief aber sandte Boten aus an alle umliegenden Stämme, sie möchten kommen und Hülfe leisten im Kampfe gegen die Zulus. Ich selbst wurde zu den Pondos geschickt, jenseits des Flusses. Während ich nun durch die Trist watete, kam es mir vor, als wäse das muntere Wasser all’ meine östliche Furcht hinweg, und als ich das jenseitige Ufer erstarrte, schwang ich meinen Affegai wieder wie zuvor und sang aus voller Brust, denn ich war damals noch jung und voll Leben, wie ein übermütiges Fohlen in ungebändigter Kraft.

Als ich mich dem großen Umuzi (Königskraal) nahte und die Hunderte und Hunderte von Hütten sah, und die Männer, wie sie auf ihren Rossen sich tummelten, und das Vieh, das nebenan so friedlich grasete, da schwoll mir das Herz in meiner Brust und voll Selbstbewußtsein rief ich aus: „Wer kann der Macht

der Pondos widerstehen und all ihren Streitrossen? Daß die Ama-Zulus nur kommen; die Pondos werden sie zurückjagen wie eine Herde Schafe!"

Ich betrat den Königstraal, huldigte in Ehrfurcht dem Nkosi Mfuku, dem großen Häuptling der Ama-Pondo und entbot ihm den Gruß Ugasas, meines Fürsten, der da wohnte jenseits des großen Flusses. Ich sprach von den Ama-Zulu, die gekommen seien, unser Land aufzufressen, und von Tschaka, dem schwarzen Elephanten, und von seinem Wort, daß alle Fürsten kommen und ihm huldigen müßten, und daß wir all' unser Vieh ausliefern müßten und unsere schönsten Mädchen. . . .

Daß wir einen der beiden Gesandten Tschakas im Streit erschlagen hatten, erwähnte ich nicht, sondern sagte nur: „Das ist das Wort Ugasas, meines Fürsten: „Wollen die Ama-Pondos an unserer Seite streiten, so wollen wir den Kampf aufnehmen mit den Ama-Zulus. Rufet daher alle die schwarzen Stämme zusammen, und wir werden die Zulus vertilgen, wie man die Heuschrecken vertilgt auf einem Ackerfelde!“

Da die Ama-Pondos diese Worte hörten, setzte sich der Nkosi und seine Indunas zu einer langen Beratung zusammen. Man redete lang und redete viel, denn Schrecken hatte sie ergriffen vor Tschaka, dem schwarzen Elephanten, und seinen Soldaten. Ihre endgültige Entscheidung aber war diese: „Sage Ugasas, deinem Fürsten, daß, wenn der Zulu an den Umtamvuna kommt, die Ama-Pondos kämpfen werden. Ist aber dem Ugasas bange vor den Ama-Zulus, dann möge er sich verstecken im Walde Ingeli.“ —

Das war kein guter Bescheid. — Mit gebrochenem Herzen wandte ich mich und kehrte traurig den Weg zurück, den ich kurz zuvor so mutig und hoffnungsvoll gekommen war. —

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Missionsleben in Keilands.

Von Rev. P. Albert Schweiger, O. M. M.

Unsere Außenschule in Salima zählt gegenwärtig 45 Kinder. Wegen der Isolierung des Platzes — Sa-

lima wird von drei Seiten vom großen Kei-River umflossen und ist von der vierten von hohen Bergen eingedringt — haben wir nur geringe Aussicht, die Zahl der Schüler noch viel höher zu schrauben, höchstens, daß wir es noch auf 60 bringen können. Bisher war die dortige Schule nur eine private. Am 3. Juni 1909 kam ein von der Regierung gesandter Inspektor und nahm daselbst die erste staatliche Prüfung



Bei der Großmutter. Gemälde von W. Haselmann.

vor. Er war mit den Leistungen der Kinder sehr zufrieden und sprach sich offen in höchst befriedigender Weise darüber aus.

Am folgenden Tag visitierte er die erst kürzlich eröffnete Schule in Zigudu. Er fand daselbst 85 Kinder vor und konnte sich nicht genug wundern über das rasche Aufblühen dieser Schule und die Fortschritte dieser sonst so übel beleumundeten Tembukinder. Beide Schulen, Salima sowohl wie Zigudu, wurden noch am

gleichen Tag in die Liste der Regierungsschulen eingetragen.

Die Bewohner von Saliwa gehören ohne Zweifel zu den besten der umwohnenden Schwarzen. Sie zählen auch zu einem anderen Stamm, nämlich zu den der Gasekas und sind seinerzeit von Rentani, das am Meere liegt, da heraufgezogen. Die Christen sind recht zutraulich zu ihrem Umfundisi (Missionar) und bekunden jedesmal eine wahrhaft kindliche Freude, wann er zu ihnen kommt. Auch die dortigen Heiden benehmen sich recht freundlich und zuvorkommend, und die meisten von ihnen schicken ebenfalls ihre Kinder zur Schule. Desgleichen ist die Missionschwester, die täglich von Keilands nach Saliwa geht, und dort Schule zu halten, sowohl bei den Erwachsenen wie bei den Kindern überaus beliebt. Viele Kinder kommen ihr jedesmal eine Strecke weit entgegen, um sie abzuholen, und kommen sie, was oft geschieht, nach Keilands herüber, so versäumen sie nie, ihrem Umfundisi einen Besuch abzustatten. Fragt er sie, was sie wollten, so antworten sie in der Regel: „Nichts; wir wollen dich bloß sehen.“

Kürzlich brachte ich ihnen eine Spieldose, die leider stark beschädigt war, in die Schule mit und stellte sie zu den Füßen einer kleinen Statue des Jesukindes nieder. Als alle da waren, zog ich das Uhrwerk auf. Zuerst war alles mäuschenstille, bald aber drehten sich die schwarzen Wollköpfe und eines schaute das andere an. Endlich näherten sie sich langsam dem Altären, warauf die Statue und die Spieldose stand. „Was ist denn das?“ fragte ich einen der Kleinsten. „Der kleine Jesus singt,“ antwortete er, „horch, wie schön er singen kann!“ — „Jetzt hat er geschrien,“ bemerkte ein zweiter Knabe, als gerade ein falscher Ton heraustrat. Und nun ging ein Jubel und ein Spektakel darüber los, daß nun der kleine Jesus auch singen und schreien könne! — Das liebe Jesukind gilt überhaupt viel, ja alles bei diesen reinen, unschuldigen Kinderseelen. Als ich einmal ein kleines, kaum vierjähriges Mädchen fragte, wer unser Erlöser sei, erwiderte sie prompt: „Der kleine Jesus.“

Als Kuriosum sei noch folgendes erwähnt: In der Nähe unserer Schule in Saliwa befindet sich der Kraal eines heidnischen Regendoktors. Die Aufnahme, die wir dort fanden, als ich mit P. Rektor zum erstenmale in die Nähe kamen, ließ an Freundlichkeit schon zu wünschen übrig. Namentlich zeigte die Frau, die ihren Mann im edlen Zauberwerk getreulich unterstützt, ihr Mundwerk tüchtig in Bewegung. Von den Titeln, mit denen sie uns beehrte, will ich schweigen und erwähne nur ihre Ansicht über die Schule. „Wenn einmal meine Kinder in eure Schule gehen wollen,“ schrie sie uns an, „so schlage ich sie einfach tot!“

Diesem Zauberer nun wurde voriges Jahr von den umwohnenden Heiden der Kraal angezündet, weil er zur Zeit großer Trockenheit keine Regen fertig brachte. Er baute sich in der Nähe einen neuen Kraal, allein da er auch heuer keinen Regen machte und zwar zur Zeit, da man ihn gar so dringend benötigt hätte, zündeten sie ihm auch diesen Kraal an. Es geschah das nicht so fast aus Rache, als vielmehr in der klugen Berechnung, der berühmte Doktor werde, wenn sein Haus in hellen Flammen stände, sicherlich darauf regnen lassen, um den Brand zu löschen, und dabei werde wohl auch das benachbarte Land etwas von dem köstlichen Regen bekommen. — Doch nein, der Kraal brannte ab, ohne daß ein Tropfen Regen fiel. Ich selbst sah noch die rau-

henden Trümmer, als ich am nächsten Morgen dort vorüberging. Es war eine Menge Volkes beisammen, und die Männer hielten unter lebhaften Gesticulationen Rat, wer wohl der Brandstifter sein möge. Doch es kam nichts heraus.

Der Regendoktor aber klagte später unserem Katecheten Peter Gidimi, dem Sohn des alten Saliwa, sein Leid in folgender Weise: „Jetzt weiß ich nicht mehr, was ich tun soll. Brauchen die Leute einen Regen, so kommen sie zu mir, dem Regendoktor. Nun kann ich aber keinen machen. Die Folge hast du gesehen, man brennt mir einfach Jahr für Jahr den Kraal weg. Was nun? Soll ich von hier fortziehen? Das wird mir wenig nützen; denn ich bin überaus als großer Regendoktor bekannt, und es wird mir schließlich anderswo gerade so ergehen wie hier. Ich sehe schon, da klopft mir schließlich nichts anderes übrig, als daß ich Christ werde. Dann wird man mich sicher in Ruhe lassen.“

— Ein schöner Beteuerungsgrund! Nun vielleicht schlägt das Christentum, wenn er es einmal näher kennt, doch noch Wurzel in seinem Herzen. Vorläufig gehen wenigstens zwei seiner Kinder in unsere Schule, und die lebenswürdige Mutter hat noch keines derselben totgeschlagen, im Gegenteile soll sie jetzt ganz damit einverstanden sein.

Hier in Keilands selbst, hat vor etwa einem halben Jahr ein heftiger Sturmwind von der Kirche das ganze Blechdach heruntergerissen. Da auch der Dachstuhl und das Mauerwerk dabei gelitten hat, müssen wir die Kirche vollständig reparieren lassen. Drei Brüder sind beständig an der Arbeit, und es dürfte wohl noch einige Monate anstehn, bis alles fertig ist. Vorläufig muß die Schule als Kapelle dienen, und die Kinder werden in der Zwischenzeit in zwei Kraals und in einem an den Pferdestall angebauten kleinen Verschlag unterrichtet.

Die Restauration der Kirche ist mit ziemlichen Auslagen verbunden, denn wir wohnen von der übrigen zivilisierten Welt ziemlich weit entfernt und müssen daher Holz, Blech, Zement, Kalk und sonstige Baumaterialien mittels Ochsenwagen und zwar auf stellenweise sehr schlechten Wegen von der 30 engl. Meilen von hier entfernten Bahnstation herbeischaffen. Trotzdem aber freuen wir uns in dem Gedanken, daß jetzt der liebe Heiland im Tabernakel eine wenigstens einigermaßen würdige Wohnung bei uns erhält. Die Brüder arbeiten auch an einer schönen Empore, welche der Kirche zu nicht geringem Schmuck gereichen wird. Auch ein Sängerkor wird bereits von unserm Hochw. P. Rektor tüchtig eingeschult, sodaß unsere Christen jetzt schon voll Bewunderung sind über die schönen Lieder, die sie gelegentlich der Gesangsproben zu hören bekommen. Leider fehlt uns ein passendes Harmonium; denn das bis jetzt im Gebrauch befindliche gibt mehr falsche Töne als richtige und ist durchaus nicht mehr zu reparieren.

(Fortsetzung folgt.)

Wandern und Stillestehen.

(Schluß.)

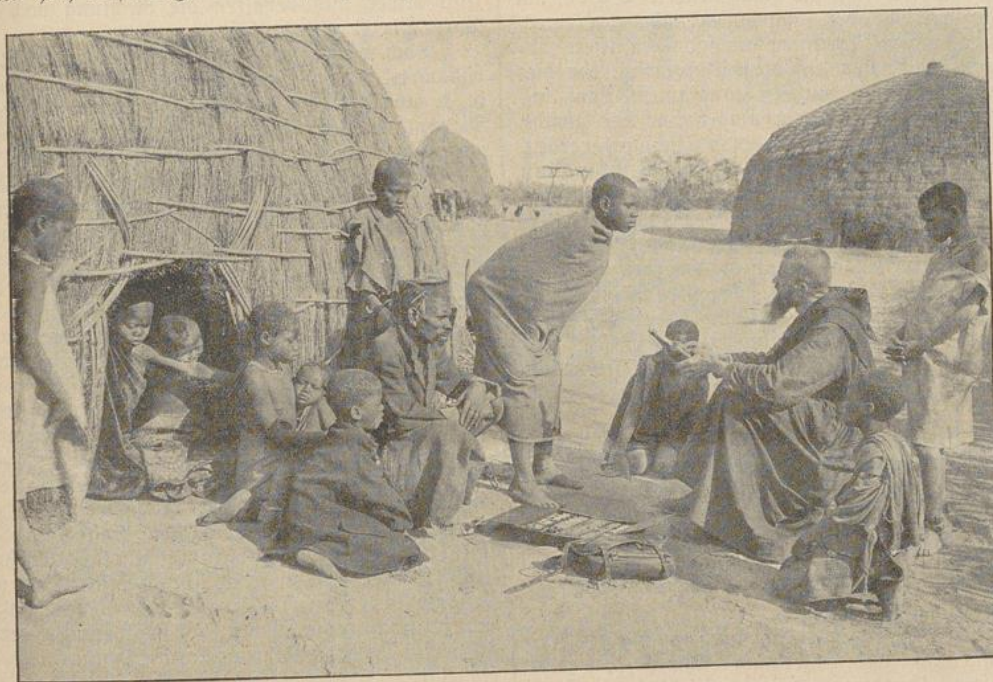
Von Dr. Tiburtius.

Mariannhill. — Von Nibingo bis Umbogintwini geht unser Zug noch immer durch üppige, weit ausgedehnte Zuderfelder hindurch, die an vielen Stellen mit haushohem Bambus eingegrenzt sind. Kurz darauf passieren wir einen langen, dichten Urwald. Weizen die einheimischen Wäldungen hier, an der Küste, auch nicht jene hohen, riesigen Stämme auf, die wir hundert

Reisen im Innern an der Nordgrenze der Kolonie bewundern, so staunen wir andererseits über die unglaubliche Ueppigkeit und Dichtigkeit des Baumwuchses. In diesem Immergrün, wo selbst im strengsten Winter ein kleiner Reis eine wahre Seltenheit ist, und wo es von der See her immer viele Niederschläge gibt, trifft man ein Wachstum und eine Vegetation, die aus Unglaublichem grenzt. Jeder Baum und Strauch ist mit einer Menge von Lianen und Schlingpflanzen aller Art umwunden und umwickelt, nicht selten bis über die Krone hinaus. Ein besonders malerisches, hochimponantes Gepräge erhalten diese Waldbestände durch die zahlreichsten und wachsenden Bananen, die mit ihren Kronen und meterlangen Blättern an allen Enden und Ecken hoch emporragen. Man ist ihnen zwar in

hin ihnen kein Mensch mehr folgen kann. Auch Leoparden und Wildschweine sollen hier noch vorkommen, wenn auch nicht häufig. Die Schlangenwelt aber ist hier förmlich zu Hause; namentlich hält sich da die Mamba gerne auf, die größte Schlangenart, die man in Südafrika kennt. Andererseits bietet der Urwald an der Küste auch sein Schönes. Ich denke hier namentlich an die Vogelwelt mit dem bunten, farbenprächtigen Kleidchen, daß ihnen in heißen Gegenden eigen ist, wo es keinen Winter gibt, sondern ein ewiger Frühling herrscht.

Sobald wir in Amanzimtoti sind, haben wir den herrlichen Indischen Ozean vor uns. Man liest vielfach in Büchern, welsch einen überwältigenden Eindruck der erstmalige Anblick des Meeres auf jedes empfäng-



Dr. Doktor am Kaffernkraal.

letzter Zeit stark zuleibe gerückt wegen der vorzüglichen Faser, welche ihr Blattstiel liefert und welche dem des besten Hanfes in nichts nachstehen soll; doch wird sie in diesen Urwäldern sicher noch lange ihr stolzes Haupt erheben können, ohne Gefahr zu laufen, daraus verdrängt zu werden. Denn will man da so einen Bananenbaum holen, so heißt es zuvor sich durch endloses dorniges und stacheliges Gebüsch den Weg bahnen, und solche Mühe lohnt doch ein vereinzelt stehender Baum nicht.

Leider treiben hier, im sicheren Versteck, auch die Affen ihr Unwesen. In ganzen Rudeln wohnen sie da zusammen und machen die umliegenden Gärten und Felder unsicher. Man sollte es gar nicht glauben, was diese Spitzbuben im Laufe eines Jahres alles zusammenstehlen können. Unsere Kassern in Mariannhill könnten ein Liedchen davon singen! Manchmal nützt es sogar nicht mehr, wenn den ganzen Tag über ein Wächter draußen steht; denn die vielen Affen sind vom Dickicht des Waldes aus gar scharfe Beobachter, wissen oft den wachsamsten Mann zu täuschen und sind, falls man ihnen nachgeht, im Flug wieder im Urwald, wo-

liche Gemüt macht, und ich selbst muß aus eigener Erfahrung gestehen, daß ich mich jedesmal wieder tief ergriffen fühle, so oft ich dieser endlosen Wassermasse mit ihrem herrlichen, immer wechselnden Wagnispieler gegenüberstehe. Unwillkürlich kommt mir dann das Wort des Psalmisten in den Sinn: „Groß, o Gott, sind deine Werke, und deiner Macht und Weisheit ist kein Ende!“ Ps. 145. Und diese herrliche See haben wir fortan auf unserer ganzen Fahrt bis hinab nach Port Shepstone, also volle 60 englische Meilen weit, beständig zu unserer Linken.

Nachdem wir noch die beiden Stationen „Winkelspruit“, bekannt durch seine von der Regierung angelegte Versuchstation und Mlomo passiert haben, geht der Zug über die 825 Fuß lange eiserne Brücke des Umkomaasflusses, biegt dann am andern Ufer links ab und macht nach kurzer Fahrt flussabwärts vor der ziemlich bedeutenden Umkomaas-Station Halt. Umkomaas ist neben Amanzimtoti der beliebteste Ausflugsort der ganzen Südküste und hat mit Recht viele Bewunderer. Das Städtchen selbst mit seinen schmucken Häusern, Villen und Gärten ist auf einem terrassenförmig bis zu

einer Höhe von 300 Fuß sich erhebenden Hügel erbaut, von wo aus eine weite, herrliche Aussicht, sowohl auf das Meer, wie auf die an Naturschönheiten so reiche Südküste sich eröffnet. Kein Wunder also, daß es hier und in der Nachbarschaft förmlich von Besuchern wimmelt, und daß in Durban und anderen Städten gemeinschaftliche Ausflüge hierher zur Tagesordnung zählen. Besonders stark ist dieser Andrang während der milden von ewigem Sonnenschein begleiteten Wintermonate; denn da ziehen reiche Farmer mit ihren Familien vom kalten Binnenlande gerne der warmen Küste zu, um hier die Rückkehr des Frühlings abzuwarten.

Die Engländer sind nun einmal Freunde des Sports und wissen sich prächtig zu unterhalten. Die einen wandern hinaus zur See, schauen der Meeresbrandung zu, wo sich die schäumenden Wogen am Felsenriffe brechen, oder sammeln Muscheln, Meeresblumen und andere Raritäten am sandigen Ufer. Andere rudern in Booten auf dem Umkomaas, der hier bei seiner Breite und äußerst langsamem Lauf fast einem von bewaldeten Höhen umgebenen See gleicht, während wieder andere sich dem edlen Fischfang ergeben. Die vornehmsten Herren kann man da barfuß und mit aufgestrempelten Hosen, die Angelrute in der Hand und fukstief im Wasser stehend auf ihrer Beute lauern sehen.

Ich erwähnte soeben den einem See gleichenden Charakter des Umkomaas. Das ist übrigens bei allen hiesigen Küstenflüssen der Fall. Der Grund ist einfach dieser: Die genannten Wasserläufe haben bei ihrer Mündung ins Meer nur ein sehr geringes Gefälle. Das Meer aber wirkt der Flußmündung gegenüber mächtige Sandbänke auf, durch die das aufgestaute Flußwasser nur langsam durchsickert, weshalb es vielfach mehr einem stehenden Wasser, als einem Flusse gleicht. Fallen dann im Hochsommer die großen Regengüsse ein, welche oft in wenigen Stunden den Wasserstand dieser Küstenflüsse um 10 bis 15 Fuß und darüber steigen machen, so brechen sie rasch die vorgelagerten Sandbänke durch und legen die Flußmündung wieder frei. Es dauert dann manchmal ziemlich lange, bis letztere neuerdings gänzlich verlandet.

Von vielen Seiten hörte ich auch schon den herrlichen Sonnenauf- und Untergang rühmen, den man so häufig am Umkomaas bewundern könne. Doch solche Naturschönheiten muß man persönlich sehen; sie zu beschreiben ist mir, einem einfachen Laienbruder, nicht möglich.

Auch die weitere Bahnstrecke von Umkomaas bis Port Shepstone ist unvergleichlich schön. Da folgt ein farbenprächtiges Bild auf das andere. Jetzt geht der Zug an scharfen Felsenriffen vorbei durch weißen, reinen Küstenand, gleich darauf durch Wald und Busch, wo alles grünt und blüht. Zwischen den dunkelgrünen Bananenbäumen erblicken wir eine Schar munterer Affen, während hart nebenan ein Vock mit prächtigem Geweih aufgeschreckt von dem raselnden Zug, im tiefsten Dickicht einen Schlupfwinkel sucht. Draußen auf hoher See geht ein mächtiger Dampfer dem Süden zu, rings um ihn fliegt eine Schar Seemöven, die seiner Schnelligkeit nur zu spotten scheinen. Hier ist eine Brücke, da eine Flußmündung, dort eine Bucht, dann kommt wieder ein parkähnlicher Busch, eine herrliche Ebene mit üppigem Graswuchs, stellenweise von der sogenannten Zwergpalme überhattet. Letztere hat gerade hier an der Ostküste Südafrikas ihre eigentliche Heimat und wird von den Kaffern „Mala“ genannt. Ihre Blätter eignen sich vorzüglich zur An-

fertigung von Strohthülen, niedlichen Körbchen und ähnlicher Flechtarbeiten. In Mariannhill ist seit Jahren eine eigene Palmenflechtereie eingerichtet, und die Arbeiten dieser Kinder haben bei den zahlreichen Besuchern schon vielen Anklang gefunden.

Bei Scotburgh, das auch wegen seiner guten Fischerei einen Namen hat, steht ein kleiner, 23 Fuß hoher Leuchtturm, der auf ein gefährliches Riff aufmerksam macht, das $2\frac{1}{2}$ Meilen entfernt draußen im Meer liegt. Ueber Port Ragnie kommen wir sodann nach Alexandra Junction. Hier zweigt die Umzinto-Bahn ab, welche zu den großen Zuckerseldern bei Esportanza 2c. und an unsern Missionsstationen Himmelberg, St. Michael, St. Jzidor und Mariatal vorbei nach der Natal-Cap Linie führt. Wir aber passieren den Umzinto-River und behalten die Richtung nach Süden. Port Shepstone zu, bei.

Doch, werfen wir zuvor noch kurz einen Blick nach rückwärts. Von Port Ragnie bis Port Shepstone d. h. auf der verhältnismäßig kurzen Strecke von 36 engl. Meilen oder 12 deutschen Stunden passieren wir nicht weniger als 22 größere und kleinere Flüsse. Die darüber führenden Brücken haben eine Gesamtlänge von 5730 Fuß. Die größten davon sind die über den Tzaja, und den Umthwalumi-River, von denen die erstere 720, und die letztere 630 Fuß mißt.

Endlich kommen wir nach dem an der Mündung des Umzimfulu gelegenen Port Shepstone. Die Stadt ist neuesten Ursprungs; sie wurde erst im Jahre 1877 gegründet und nach einem der berühmtesten Kolonisten Natals Sir Theophilus Shepstone benannt. Die meisten Ansiedlungen, unter welchen namentlich ein Hotel und ein Sanatorium hervorstechen, liegen jenseits des Umzimfulu auf einem imposanten Hügel. Die Mündung des vielgenannten Flusses, der hier eine ganz respectable Breite aufweist, ist leider bis auf einen kleinen, nur wenige Fuß breiten Kanal ebenfalls verlandet und nur zur Zeit eines Hochwassers frei. Der Hafen von Port Shepstone hat schon manche Summe Geldes verschlungen, und es dürfte voraussichtlich noch lange dauern, bis er überhaupt für einen größeren Schiffsverkehr gehörig adoptiert und eingerichtet ist.

Die Strecke von Port Shepstone nach unserer kleinen Missionsstation Maris-Stella, wo ich nun einige Tage stiller Sammlung und geistiger Erholung zubringen soll, ist ebenfalls hochromantisch. Alle die vielen Berge und Hügel ringsum sind von der Fußsohle bis Gipfel mit Tee, Zuckerrohr und Obstbäumen bepflanzt und legen ein beredtes Zeugnis ab für den Fleiß, die geistige Regsamkeit und den Kunstsinne der hiesigen Kolonisten.

Damit will ich für heute Abschied nehmen von unseren geehrten Lesern. Wohl ruft die breite Wasserfläche des nahen Umzimfulu in meinem Geiste die lebhafteste Erinnerung an eine interessante Geschichte wach, die ich einst in seinen Wassern erlebt, doch die Erzählung derselben will ich auf ein anderes Mal verschieben.

Südafrikanische Reiseerlebnisse.

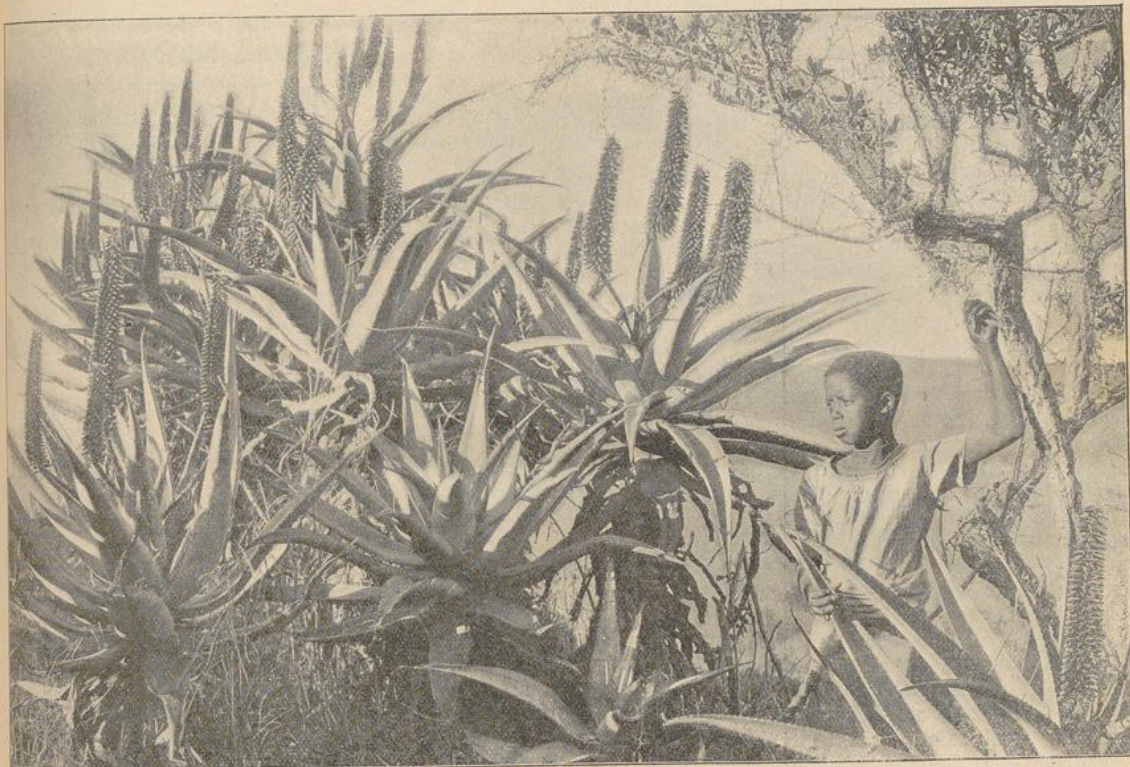
Von A. Vogelmann.

Diesmal werden die geehrten Leser des Bergeheimnichts in die Zeit des ersten Versuches einer südafrikanischen Missionsgründung seitens des damaligen Priors P. Franz zurückgeführt, die er auf Ver-

Anlassung des Bischofes Ricards von Grahamstown im östlichen Teile der Kapkolonie auf einer vom Bischofe schon früher für diesen Zweck erworbenen Farm gemacht hatte. Zur Erinnerung an eine altberühmte, aber längst „säkularisierte“ Zisterzienserabtei Irlands hatte man der Station den Namen Dunbrody-Abtei gegeben.

Im Herbst 1881 sah sich aber P. Prior Franz genötigt, den Bettelsack auf den Rücken zu nehmen und bei seinen europäischen Freunden anzuklopfen, da dem Bischof, dem Brotherrn der Trappisten, das Geld zur Reize ging, ehe letztere instande waren, auf eigenen Füßen zu stehen. Bei dieser Gelegenheit suchte er in Deutschland auch einen Ingenieur, der ihm für Dun-

(Weißflusses) an passender Stelle einen Staudamm einzubauen, durch den dann allerdings eine ungeheure Menge Wassers aufgestaut werden konnte, vorausgesetzt, daß es tüchtig regnete; denn dieser Fluß ist ein richtiger Regenfluß, d. h. er wird nur durch wenige Quellen gespeist, und ist daher fast ausschließlich vom Regen abhängig. Da aber in den subtropischen Gegenden die Regenzeit nicht mit jener mathematischen Pünktlichkeit eintritt, wie in den tropischen, so mußte auch mit Fehljahren gerechnet werden. Nach Aussage der umwohnenden Farmer gab es deren durchschnittlich in 7 Jahren 2 bis 3; darnach konnte man also ungefähr jedes zweite Jahr auf Fällung des Dammes rechnen, und falls man absolut dort bleiben



Blühender Aloe.

brody einen Plan für künstliche Bewässerung ausarbeiten sollte; und hiefür stellte ich mich ihm damals zur Verfügung.

Mit der künstlichen Bewässerung Dunbrodys hatte es freilich seine Haken, denn zum Bewässern gehört bekanntlich vor allem Wasser, damit happerte es aber auf der neuen „Abtei“ gar sehr. Wohl fließt der Sunday-River (Sonntagsfluß) durch die Farm, der auf den Landkarten mit einem ziemlich dicken Strich angegeben ist, und der auch zur Regenzeit zum reißenden Strome anschwellen kann; in der damaligen Trockenperiode konnte er fast trockenen Fußes überschritten werden, wenn man als geübter Turner von Stein zu Stein sprang. Außerdem liegt sein Bett von 20 bis 50 Fuß unter dem zu bewässernden Ackerboden; Pumpen aber kamen bei dem Mangel an Holz und Kohlen so teuer, daß daran gar nicht zu denken war. Der einzige Ausweg war, in das gleichfalls tief aus-

gewachsene Bett eines Nebenflusses, des White-River, mußte, hätten auch reine Vegetarianer, wie die Trappisten, sich schon zur Not durchschlagen können.

Es war jedoch gut für die Trappisten, daß sie die Kosten und Arbeiten für den von mir projektierten Damm nicht aufwendeten, und daß sie zuletzt überhaupt von dort wegzogen, denn die Aussage der Farmer erwies sich für jene ganz außerordentlich trockene Periode als unzutreffend. Als ich nämlich drei Jahre später, d. h. im Dezember 1884 auf einem Ritt von Queenstown nach Port-Elizabeth über Dunbrody kam, das inzwischen von den Jesuiten als Akklimatisationsstation für ihre Sambezi-Mission übernommen worden war, hatte sich dort während dieser ganzen Zeit keine Regenperiode mehr eingestellt. Der White-River, der im März 1882 noch kleine Seen und Tümpel aufwies und an seinem Ufergelände durch kleine Quellen gespeist wurde, war vollständig ausgetrocknet; kein Tropfen Wasser war vorhanden und das Feld von der afrikanischen Sonne gelb und braun gebrannt.

Im Dezember 1881 also war es, daß ich in Dunbrody eintraf, wo damals der hochw. P. Joseph als Sub-Prior funktionierte, der gegenwärtig auf der Station Emaus in Ostgriqualand weilt und dem Ehrw. Abt Franz bis zur letzten Stunde in treuer Liebe zur Seite stand. P. Joseph wäre damals schon längst einmal gerne der Einladung des Hochwürdigsten Bischofs nach Grahamstown gefolgt, wenn er einen der englischen Sprache einigermaßen kundigen Reisebegleiter gehabt hätte. Da ich nun damals schon ein paar Worte englisch parlieren konnte, entschloß er sich, den Besuch in meiner Begleitung auszuführen.

In der Weihnachtswoche fuhren wir beim ersten Morgengrauen per Ochsentarre, die mit flinken Trabochsen bespannt war — die Pferde waren an einer Seuche krepirt — nach der gute sechs Wegstunden entfernten Bahnstation Corney ab. Der Eisenbahzug brachte uns bald nach einem Kreuzungspunkt, wo wir umsteigen mußten. Nachdem wir in der Restauration ein bescheidenes Frühstück eingenommen hatten, stiegen wir „natürlich“ in einen falschen Zug und mußten infolgedessen auf der nächsten, ganz einsam in der afrikanischen Wildnis gelegenen Station aussteigen. — „Nichts als Gebirge und Fegend“ hätte ein Berliner gesagt. Immerhin fanden wir daselbst ein solides, aus Steinen erbautes Stationshaus mit einem netten jungen Ehepaar. Die Leute waren katholisch und hatten eine ungeheure Freude über die Ankunft eines katholischen Priesters, denn sie hofften, daß ihr erst neulich angekommenes erstes Baby nun auch gleich getauft werden könnte. Da aber P. Joseph die bischöflichen Fakultäten nicht besaß, mußte er die Freude der guten Leute zu Wasser werden lassen.

Unser Mißgeschick hatten wir von da nach Grahamstown telegraphiert, und so kamen wir nach einigen Irrfahrten, wenn auch etwas verspätet, noch immer bei guter Tageszeit an unserm Bestimmungsort an, wo uns ein am Bahnhof wartender Geistlicher in einen bereitstehenden „Spider“ (leichte, weispurige Chaise) packte und nach der bischöflichen Residenz beförderte.

Leider war der Hochwürdigste Herr Bischof nicht zu Hause; er hatte sich über die Feiertage nach Port-Elizabeth begeben und war noch nicht zurückgekehrt. Das bischöfliche Palais war nur von zwei Pfarrgeistlichen und zwei Jesuiten bewohnt. Die letztern waren zur Erholung aus der Sambesi-Mission zurückgekehrt und nun in einem kleinen Colleg tätig, das die Jesuiten in Grahamstown unterhielten. Einer derselben, ein sehr lieber Herr mit einem prächtigen schwarzen Bart, war aus Nachen gebürtig und wußte die interessantesten Abenteuer zu erzählen. Einmal z. B. sei er Nachts im Fieberdelirium in den Sambesi gesprungen, wo es bekanntlich von Krokodilen nur so wimmelt. Doch das kühle Bad bekam ihm gut, und er sei mit heiler Haut davongekommen.

Auch die übrigen Herrn, von denen mir namentlich noch ein Holländer mit dichtem grauen Vollbart als energische, aber etwas farlastisch angelegte Natur in Erinnerung ist, erwiesen uns alle Ehren der Gastfreundschaft, nur fühlten sie einige Verlegenheit über den Umstand, daß P. Joseph im schwarz-weißen Ordenskleid gekommen war. Sie meinten, es sei dies in einer ganz protestantischen Gegend nicht ratsam, und ließen ihn deshalb am nächsten Tag die hl. Messe nicht in der Kathedrale lesen, deren statlicher Bau Tags zuvor sein Interesse in so hohem Grade erweckt

hatte, sondern führten ihn durch allerlei Seitengäßchen in den Garten eines benachbarten Schwersterntouventes, in dessen Kapelle er in Frieden zelebrieren konnte.

P. Joseph war eben ein Sohn des P. Franz, und der dachte in diesem Stücke ganz anders. So erzählte er mir z. B. im Dezember 1890, als ich ihn in Mariannhill besuchte, er sei einmal in Berlin, als er bei einem hohen Herrn vom Auswärtigen Amt eine Audienz hatte, im vollen Trappistenstaat, d. h. mit der Kulle (einem weißen, in malerischem Fallengewurf bis zu den Knöcheln reichenden Mantel mit Kapuze) vorgefahren, ohne daß merkwürdiger Weise die Welt untergegangen; und auch Berlin und das auswärtige Amt stehen heute noch.

(Schluß folgt.)

Menschliche Lebensdauer.

Denken wir uns eine Million neugeborener Kinder. Beinahe 150 000 derselben verschwinden von der irdischen Laufbahn noch im Laufe des ersten Jahres, im zweiten Jahre treten weitere 50 000 aus den Reihen. Nach Ende des 13. Jahres fehlen wieder gegen 30 000, nach 45 Jahren aber beträgt die Zahl der Vermissten 500 000. Nach 60 Jahren sähe man von den anfänglichen 1 000 000 Menschen nur noch 170 000 grauhaarige Leute, deren Zahl sodann nach weiteren 10 Jahren auf etwa 970 zusammenstimmt. Nach 90 Jahren sind kaum noch 200 übrig und vielleicht kaum Einer von der ganzen Million wird das Alter von 100 Jahren erleben.

Die durchschnittliche Lebensdauer des Menschen beträgt 33 Jahre, manche Statistiker nehmen sogar nur 28 Jahre dafür an. Ein Viertel der Geborenen stirbt vor dem 18. Lebensjahre; von 100 erreichen durchschnittlich nur sechs das Alter von 60 Jahren, und von 500 sieht kaum Einer das 80. Lebensjahr. Jeden Tag sterben etwa 50 000 Menschen, einer in jeder Sekunde.

Wenn du 17 Jahre alt bist, so ist dir eine Gnade widerfahren, welche der Hälfte deiner Altersgenossen nicht zuteil geworden, und hat dich Gott bis zum 60. Lebensjahre aufgespart, so ist das eine Begünstigung, welche nicht der fünfte Teil der Menschheit genießt. Hast du schon ernstlich darüber nachgedacht? Benütze die kostbare Zeit, sie ist der Kaufpreis für eine glückselige Ewigkeit!

Harun al Raschid und die Traumausleger.

Der Kalif Harun al Raschid (um 800) träumte einst, all seine Zähne seien ihm ausgefallen. Er ließ einen Traumausleger kommen, und fragte, was der Traum zu bedeuten habe. „Gott wolle dich vor allem Unglück bewahren!“ sagte der Ausleger, „der Traum bedeutet, daß du alle deine Verwandten sterben sehen wirst.“ Der Kalif, erzürnt über die üble Auslegung, ließ ihm hundert Stockschläge geben, und einen anderen Ausleger rufen. Dieser antwortete auf die Frage, was der Traum bedeute: „Der Himmel wolle allen deinen Anverwandten ein langes Leben verleihen! Aber der Traum bedeutet, daß du sie alle überleben wirst.“ Der Kalif ließ ihm hundert Dukaten geben. — Im Grunde hatte der eine und der andere Ausleger dasselbe gesagt. So viel kommt auf die Art und Wendung im Ausdruck an.

Echt amerikanisch. Die New York Sun erzählt von einem Ingenieur, der sich das Leben bequem zu machen versteht. Er heiratete ein Fräulein Dr. med., und die Folge davon war, daß ihm, wenn die Frau auf Krankenbesuch aus war, die Pflege ihres erstgeborenen oblag. Da diese Beschäftigung die eigene Tätigkeit des Ingenieurs aber zu sehr beschränkte, erfindet er einen Apparat, der mittels Elektrizität die Wiege in Bewegung setzte. Mit diesem Apparat verband er einen Phonographen, der, sobald die Wiege sich bewegte, eine angenehme einschläfernde Melodie vortrug. Hierzu gesellte der Ingenieur einen dritten Apparat, der den Kleinen zu bestimmten Zeiten mit der ausreichenden Quantität Milch versorgte.

Unser tägliches Brod gieb uns heute.

Nun ist Euchen schon bald ein großes Kind, denn übers Jahr geht es zur Schule. Da lernt es nun auch vom Großmütterchen, daß der liebe Gott die lustigen Vögelchen geschaffen, daß alle bunten Blumen blühen, weil sie ihrem Schöpfer gefallen wollen und daß auch das Brod, das Euchen täglich isst, vom lieben Gott kommt. Dann muß sie immer, wenn sie zu Mittag essen will, ihre kleine Händchen falten, recht schön für alles Gute danken und auch bitten, daß kein böses Wetter die Ernte vernichtet, weil sonst die Menschen und die armen Tierchen alle hungern müssen. Und sie setzt sich zu ihrem Großmütterchen an den Tisch und bittet mit hellem Stimmchen: „Unser täglich Brod gieb uns heute.“

Eine merkwürdige Bekehrung.

Welcher Mittel sich die unendliche Barmherzigkeit Gottes bedient, um einen Tiefgefallenen vom Verderben zu retten, das zeigt uns folgendes wahrheitsgetreue Ereignis, das wir in den eigenen Worten des Betroffenen mitteilen wollen:

„Ich war schon seit mehreren Jahren katholischer Priester, zuletzt Pfarrvikar, und bin aus verschiedenen Ursachen (am meisten deshalb, weil ich ohne wahren Beruf in den heiligen Priesterstand getreten bin) zuletzt so tief gefallen, daß ich meine seelsorgerliche Stellung ganz verließ und, da ich heiraten wollte, sogar meinen heiligen katholischen Glauben abschwur und protestantisch wurde. Ich legte das protestantische Glaubensbekenntnis in die Hände des Superintendenten ab und wurde als protestantischer Prediger in die Stadt A. berufen. Dort verlobte ich mich mit der Tochter eines protestantischen Kaufmannes und es sollte die Hochzeit in sechs Wochen stattfinden. Eines Abends saß ich mit dem protestantischen Pastor G., dem Superintendenten W. und einem Kandidaten der evangelischen Theologie im Hause des Ersteren bei einer Bowle Dinsch. Wir saßen in der Laube des Gartens, tranken und waren guter Dinge. Plötzlich ward Pastor G. abgerufen, denn ein Sterbender, hieß es, verlange nach ihm. „Wollen Sie nicht hingehen, Herr Konfrater?“

fragte mich der Pastor. — „Ihre erste Amtswaltung ist freilich eine traurige, aber als Wirt kann ich mein Haus nicht gut verlassen.“ Ich war bereit und folgte dem Boten. Er führte mich an das Bett eines todkranken Mannes. — „Ich bin der neuernannte Prediger und komme im Auftrage des Herrn Pfarrers,“ sagte ich, die bleichen Züge dieses Sterbenden betrachtend. Dieser schüttelte das Haupt. „Das ist ein Mißverständnis,“ versetzte er, „ich habe nach einem katholischen Priester verlangt.“ „Sind Sie denn nicht evangelisch?“ fragte ich verwundert, „man jagte mir doch.“ — „Ganz recht“, unterbrach er mich, „aber ich möchte gerne katholisch sterben.“ Diese Worte berührten mich eigentümlich. „Wie kommen Sie dazu?“ fragte ich. „Glauben Sie an den Erlöser, der für uns am Kreuze gestorben ist? Wenn Sie fest an Ihn glauben und auf Ihn hoffen, wird Er Ihnen ein gnädiger Richter sein.“ Der Sterbende lächelte schmerz-



„Unser tägliches Brod gieb uns heute.“ (Text nebenstehend.)

lich. „Der Glaube allein hilft mir nichts,“ entgegnete er, „ich möchte beichten und Losprechung meiner Sünden. Früher war ich katholischer Priester, fiel vom heiligen Glauben ab und wurde Protestant. Ich weiß, daß es mit dem Glauben allein nicht getan ist, es scheint aber, daß der Himmel mir die letzte Gnade versagt, einem katholischen Priester beichten und von ihm die Absolution empfangen zu können.“ Er stöhnte tief auf und Tränen rieselten über seine bleichen Wangen. Ich stand erschüttert. Welch ein Zusammenstoß! Ein abgefallener katholischer Priester steht am Sterbebette eines anderen Abgefallenen! Der Zustand des Mannes war bedenklich und keine Minute zu verlieren. — „Wenn Sie katholischer Priester waren“, sagte ich, „so wissen Sie auch, daß im Angesichte des Todes jeder katholische Priester alle Vollmachten hat. Auch ich war ein solcher, wurde abtrünnig und Protestant. Sie wissen also, daß ich in diesem Augenblicke, wo der Tod schon an der Tür steht, die Vollmacht habe, Ihr Bekenntnis entgegenzunehmen

und Sie loszusprechen.“ — Er sah mich groß an, und als ich meine Aussage beteuerte, ging ein Schein der Freude über sein Gesicht. Er reichte mir die Hand, beichtete unter aufrichtigsten Reueränen und starb bald in meinen Armen. Was ich in dieser Stunde empfand — ich vermag es nicht zu schildern. War diese Begegnung am Sterbebette eines Mannes, der gleich mir Priester gewesen und abgefallen war, nicht eine ernste Mahnung, ein Fingerzeig des Himmels für mich? — Meine Wangen waren fast so bleich wie des Toten und mein starres Auge hing an den Lippen, die verstummt waren für immer. Aber ich schwur dem Toten in die kalte Hand, ein anderer zu werden, denn ich hatte in den Abgrund des Verderbens geschaut, dem ich im blinden Wahn entgegenste. — In das Haus des protestantischen Pastors G. und zu der Punschbowlse kehrte ich nicht mehr zurück. Ich teilte dem Superintendenten mit, daß ich auf die Predigerstelle verzichte, und meine Braut hat ich, mich zu vergessen. Ich will Trappist werden und in strenger Buße süßen, was ich geleidet. Möge der Himmel mir dereinst ein gnädiger Richter sein!“ — Diese Mitteilung stammt wörtlich aus dem Briefe des Betreffenden an seinen Bruder, den F. I. Landgerichtsrat J., und ist in allen Einzelheiten buchstäblich wahr. Dieser hochernste Vorfall am Todtbette hatte den Tiefgesunkenen so erschüttert, daß er bald in den Orden der Trappisten trat und dort bis zu seinem Tode noch zwölf Jahre lang in strengsten Bußwerken seinen Abfall vom Glauben zu süßen suchte.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

München, Erding, Nagtron, Bietheim, Rößlmeier, Schönesberg, Pettingen, Gehlingen, Langb., Oberjebach, Triberg, München, Eichbach, Mittelschenbach, Bamberg, Klinge, Gablingen, Grettstadt, Furtch i. W., Sulz, Kadeltschoten, Rannungen, Dorfprozelten, Augsburg, Bräunlingen, Wenigumstadt, Eurburg, Drachelsried, Bilsed, Wismwangen, Weilheim, Bietheim.

Dankjagungen

gingen ein aus: Poppenhausen, Groß-Wartenberg, München, Dank der allerf. Jungfr. Maria u. d. hl. Antonius für erlangte Gesundheit, M. Scholz, Wenigumstadt.

Gebets-Empfehlungen.

Hausbau. Bekehrung eines Sohnes, dreimal. Glükl. Ausgang eines Prozesses. Schwerbedrängte Familie, zweimal. Um ein verlässiges Dienstmädchen. Kranke, viermal. Glükl. Entbindung, zweimal. Fortgang im Studium, zweimal. Glükl. Standeswahl. Schwere Anlegen, dreimal. Guten Geschäftsgang. Verhütung von Geldverlust. Um guten Hausverkauf, sechsmal. Heilung von Ohrenleiden, dreimal. Geschiedener Mann, zweimal. Mädchen um Bewahrung der Unschuld, viermal. Sinnesänderung, fünfmal. Schwere Anlegen, sechsmal. Beharrlichkeit im Ordensberufe, dreimal. Um feste Gesundheit, dreimal. Gute Kindererziehung, sechsmal. Geistesranke, dreimal. Verstoßte Sünderin, zweimal. Schweremüde, viermal. Eine mit großen Schmerzen Leidende, zweimal. In furchtbaren Seelenleiden, zweimal. Mutlose, dreimal. Um Erhaltung der Stelle, zweimal. Um Kindersegen, zweimal. Fußleidende, viermal. Ungeratene Söhne und Töchter, fünfmal. Glükl. Heirat, viermal. Guten Ausgang eines schw. Anliegens. Stelle für einen Priester. Frieden in der Familie, achtmal. Eine Schule. Um Bekehrung, fünfmal. Um Arbeit, viermal. Um gute Beicht, zweimal. Vier Waisen. Zwei Diensthöten. Glükl. Sterbestunde, sechsmal. Verhütung von Unglück im Stall. Schwer Kranke, achtmal. Aufgeregte Personen, viermal. Verirrter Sohn, zweimal. Trunksüchtige, viermal. Gute Diensthöten, viermal. Unglücklicher

Vater, zweimal. Ein Vater und dessen beklagenswertes Kind, um glükl. Meeresreise. Glükl. Standeswahl, viermal. Leichtsinziger, glaubensloser Familienvater. Befreiung von Gelbnot, dreimal. Gutes Examen, zweimal. Erstkommunikant, zweimal. Eine Tochter in der Fremde. Unzufriedener Familienvater. Um würdigen Empfang der Sakramente, zweimal. Befreiung von Fußleiden. Kranker Priester. Bewahrung vor Verzweiflung.

Diese und alle anderen Anliegen unserer Wohltäter empfehlen wir dem Gebete der Missionsgemeinde, der schwarzen Kinder, der Neubefehrten und aller Leser des Bergheimnichts.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Mißbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:


Johannes Zimmermann, Mutlangen. Herr Scheller, Augsburg. A. Maria Müller, Kiedlingen. Helena Sebert, Oberwiltstadt. Louis Uhl, Rottenburg a. N. Anna Birner, Stetten. Marg. Hornung, St. Gilgen. Theres Weiß, Lettenweis. Wilhelmina Hagenböhler, Thierwil. Kaplan Wingham, Sargans. Paulina Fehmann-Giger, Schönenwerd. Otto Verberich, Nijmegen. Wwe. Wilhelm Hagen, Munsbach. Frau Paul Muffeled, Seilenkirchen. Fritz Wolf, Borbed. Kath. Meery, Theob. Rüder, Bork. Philipp Kaspar Mörz, Frau Wilh. Borgmann, Pölsch. Peter Rademacher, Kaarst. Hubert Simons, Mithem. Herr Klein, Wadern. Herr Friedr. Peus, Albersloh. Josef Wimmer, Brand. Maria Lettenborn, Schweidnitz. Kofalia Emmerling, Proslau. Gebhard Meier, Ehegasts. Margaretha Böhler, Wiesbaden. Maria A. Fischer, Magdalena Paul und Juliana Förster, Unterbalbach. Joh. Fr. Jig, Bfr., Pfahlheim. Barbara Woerler, München. Josef Maier, Egelsried. Kath. Hausmann, Furchenbach. Viktor Breher, Kempen. Kath. Blattner, Obersdorf. Ww. Luise Kraus, Freiburg. Jos. Willbold, Bfr., Gannertingen. Johannes Zimmermann, Mutlangen. Dr. Braun, Dompfarrer, Würzburg. Anton Heilinger, Landau a. d. Mos. Maria Anna Fischer, Saarbrücken. Margar. Hubb, Geldersheim. Maria Forsthofer, Landau a. d. Mos. F. Amrhein, Aischaffenburg. Kunigunde Schmitt, Bernard Kimmman, Lawrence-Rebr. Emil Klebes, Manahunt-Pa. Katharina Stach, Poststätten. Katharina Glaab, Krombach. Karl Krüger, Stein. Anna Brand, Dorfprozelten. Franz Sales Daiser, Freising. Maria Mazingier, Flossing. Georg Mangste, Annabrunn. Katharina Hausladen, Mählhof.

R. I. P.

Mariannhiller Kalender sind noch vorrätig.

Wer den Mariannhiller Kalender verbreitet, unterstützt unsere Mission bei den armen Schwarzen in Afrika, hilft uns die Heidenkinder aufnehmen, sie kleiden, lehren, taufen und Katholiken aus ihnen machen. Er rettet unsterbliche Seelen und tut somit ein wahrhaft apostolisches Werk!

Deshalb hat auch der hl. Vater Pius X. wiederholt allen Wohltätern für Mariannhill den apostolischen Segen verliehen.

 Zahlung rückständiger Abonnements des Bergheimnichts pro 1909 und Vorausbezahlung des Bergheimnichts pro 1910 geschieht am einfachsten in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz durch Postcheck.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Vergißmichnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an die:



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

28. Jahrgang.
Nr. 2.

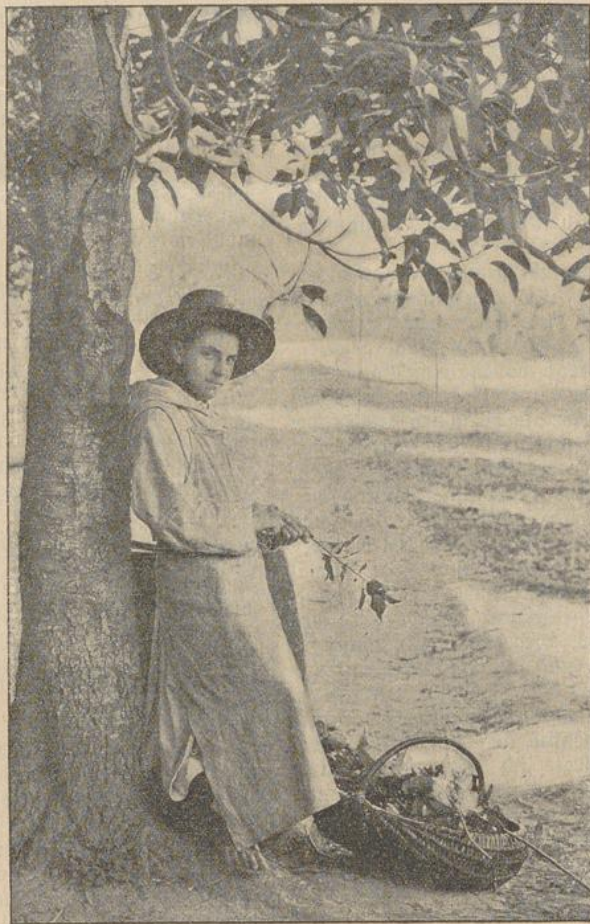
Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franco zu-
geandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Uebersahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
an das
Vergißmichnicht
gehen am ein-
schlichsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postfach-Konto
Köln Nr. 1652.



Der jüngste Novize, Propfreiser schneidend.

Köln a. Rh.
Februar 1910.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Rat des Vaters an seinen Sohn.

Du wanderst in die Welt hinaus
Auf dir noch fremden Wegen;
Doch folgt dir aus dem stillen Haus
Der treu'sten Liebe Segen.

Ein Erbe nahm das leichte Spiel,
Es naht der Ernst des Lebens;
Behalt' im Auge fest das Ziel,
Geh' keinen Schritt vergebens!

Nimm auf die Schultern Last und Müh'
Mit frohem Gottvertrauen,
Und lerne, wirkend spät und früh,
Den eignen Herd dir bauen!

Wer sich die Ehre wählt zum Hort,
Den tann kein Schalk verführen;
Gerader Weg, gerades Wort
Soll dich zum Ziele führen.

Halte hoch den Kopf, was dir auch droht,
Und werde nie zum Knechte;
Brich' mit den Armen gern dein Brot
Und wahre deine Rechte!

Treib nie mit heil'gen Dingen Spott
Und ehr' auch fremden Glauben,
Und laß' dir deinen Herrn und Gott
Von keinem Zweifel rauben!

Und nun ein letzter Druck der Hand
Und eine letzte Bitte:
Bewahr' dir treu im fremden Land
Des Vaterhauses Sitte!

Julius Sturm.

Eine Ueberraschung.

Von Rev. P. Rotter Vorjipel, O. M. M.

Es war am 1. Juni 1909, als am frühen Morgen noch viele Hände tätig waren, in Dalabeng, einer 2—3 Stunden von Mariagezell entfernten Außenstation, zu der Festfeier der Eröffnung eines neuen Gebäudes daselbst die letzten Arbeiten zu verrichten. Es ist für Schul- und Kirchenzwecke bestimmt, gerade so wie jenes andere in Kivugane, von dem das „Vergißmeinnicht“ seinerzeit berichtete.

Unsere Tätigkeit in Dalabeng war bis dahin dem Häuptling und seinen Freunden, den Ma-Jora, d. h. den in der Nähe ansässigen Anhängern der französisch-protestantischen Mission, ein Dorn im Auge gewesen.

Der Häuptling Moeketsi war natürlich auch hier eingeladen, hatte aber gebeten, die Eröffnungsfeier auf einen anderen Tag zu verlegen, da er an dem angesagten Tage verhindert sei, zu kommen. Leider war es mir aber aus besonderen Gründen nicht möglich gewesen, auf diesen Wunsch einzugehen. Ich rechnete dann damit, daß der Häuptling immerhin durch seinen Sohn und Erbsolger Motibisi, der in nächster Nähe des besagten Missionsplatzes wohnt, vertreten sein würde, zumal dieser auf Einladung sein Erscheinen zugesagt hatte.

Es war nun schon 11 Uhr und noch war Motibisi nicht erschienen. Auf eine wiederholte Einladung in dieser Stunde erschien er, und sofort konnte die Cereemonie der Einsegnung der neuen „Schule“ beginnen. Ungefähr 500 Schwarze waren am Platze, darunter viele Weiden. Eine Prozession aus Katholiken, Protestanten und Heiden bewegte sich bald um die Kirche herum. Dem Motibisi wurde in Abwesenheit seines Vaters die Ehre zu teil, das Gebäude zu eröffnen. Dieses füllte sich in kürzester Zeit bis auf den letzten Platz, so daß es mir große Mühe kostete, bei Besprengung der inneren Wände mit Weihwasser, mich durch die Menge durchzudrängen.

Das neue Gebäude wurde dem Herzen Marias (Pelong ea Maria) gewidmet, deren 4 Meter hohe Statue in einer Nische der hinteren Giebelwand über dem

Altar thront. Besagte Statue ist ein Geschenk eines mir unbekannten Wohltäters. Die Festpredigt handelte von der Verehrung Mariens mit besonderer Rücksichtnahme auf die zahlreich anwesenden Protestanten. An diese schloß sich die erste heilige Messe mit Gesang der Schulkinder. Inzwischen war es 1 Uhr geworden, als ich die Messkleider ablegte. Noch war ich nicht damit fertig, als 2 Boten in Eile mir meldeten, der Häuptling selbst sei gerade angekommen und verlange mich sofort zu sehen. Ich ließ mich jedoch auf ein halbes Stündchen entschuldigen, um Zeit für eine kurze Danksagung und ein Frühstück zu gewinnen. Dann eilte ich zu dem hohen Gaste, diesem meine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ich fand ihn mit **en** unter seinen Männern, die sich zahlreich um ihn versammelt hatten. Er trat sehr ernst auf. Nach einer kurzen Begrüßung, in welcher er mir auseinanderlegte, daß er nicht von Hause käme, sondern direkt vom Magistrate des Bezirkes, der ihn am gestrigen Tage zu einer Gerichtsverhandlung benötigt hätte, verlangte er, zu der versammelten Menge reden zu können. Mir wurde etwas bange wegen des so gestellten Antrages. Ich ließ jedoch einige Schulbänke an die äußere Giebelseite der neuen Schule zusammenstellen, beorderte für Moeketsi einen Stuhl, wies den anwesenden Schwestern von Mariagezell zu seiner Rechten ihren Platz an und setzte mich mit seinem Erbsolger und den erschienenen Brüdern zu seiner Linken. Kinder und Leute aber ließen sich in einem Halbkreise vor ihm nieder.

Der Häuptling erhob sich dann würdevoll von dem ihm angewiesenen Ehrensitze und stellte einen katholischen Mann als Dolmetsch auf, der mir seine Worte in englisch wiedergeben sollte. Leider verstand dieser zu wenig Englisch. Geschickt riß er sich aber damit aus der Klemme, daß er dem Häuptling versicherte, der Missionar verstehe sehr wohl Se-Suto und würde ihn gewiß nicht mißverstehen. Das war dem Herrn aber nicht recht, da er offenbar heute seine Würde und Macht vor seinen Leuten auch dadurch entwickeln wollte, daß seine gewichtigen Worte nach der Weise der Magistrate

und ähnlicher hohen Herren durch einen Dolmetsch
sollten wiedergegeben werden.

Allein er gab sich zufrieden.

Sich an mich wendend hob er dann an: „Moruti
(d. h. Missionar), was ist denn hier heute los?“ „Ma-
je-“, antworte ich, „wir begehen hier heute das Fest
der Eröffnung einer neuen Schule“. „Wer hat denn
diese Schule hier eröffnet?“ „In deiner Abwesenheit,
o König, dein Erstgeborener, der hier anwesende Mo-
tibisi“. „Motibisi, stelle dich hierhin, vor mich,“ rief
dann der Häuptling, vornach er selbst auf seinen Stuhl
sich niederließ. Motibisi ist schon ein Mann von unge-
fähr 40 Jahren. Ehrfurchtsvoll, mit entblößtem Haupte
stellte er sich in die Mitte der Versammlung, seinem
gestrengen Herrn Vater gegenüber. „Mein Sohn, war-
um hast du das getan? Habe ich dich damit beauftragt?“
Der arme Kerl kam offenbar in Verlegenheit. Er stot-
terte dann heraus: „Ach, mein Herr und König, war-
um habe ich das getan? Siehe da, wir alle glaubten,
du selbst würdest kommen, allein schon war die Sonne
hoch hinauf gestiegen und noch sahen wir keine Spur von
dir. Da hat mich dann der Missionar gebeten, ich sollte
den Schlüssel in das Türloch hineinstecken und das
Ding umdrehen, damit die Tür sich öffne und die Leute
in das neue Gebäude hineingehen könnten. Solches
habe ich dann getan. Ich habe geredet, o König.“
Darnach zog sich Motibisi auf seinen Platz zurück.
Der Häuptling aber erhob sich wieder, ungefähr fol-
gendes ausführend: „Männer, Jünglinge, ihr alle
meine Kinder höret! Hier, wo ich stehe, ist mein Grund
und Boden. Ich bin euer Herr und Gebieter, ihr seid
meine Unterthanen. Dieser Missionar da hat sich um
den Bauplatz für diese Schule an den Magistrat ge-
wandt. Sehet ihr hier meine beiden Finger? Dabzi
erhob er den kleinsten Finger der linken Hand sowie
den darauffolgenden. „Dieser Finger, (auf den kleinen
zeigend) bin ich, jener (auf den folgenden größeren
weisend) ist der Magistrat. Ich habe dem Missionar
diesen Platz nicht bewilligt. Der Magistrat aber, der
mächtiger ist als ich, ein Diener der Regierung, hat
ihm denselben gegeben. Ich habe wohl seiner Zeit da-
von gehört, daß hier der Grundstein zu einer Schule
gelegt wurde, aber mir wurde davon nichts mitgeteilt.“
Zur Erklärung muß ich hier einfügen, daß ich seiner
Zeit ihn persönlich um den Platz gebeten. Allein mein
Vorgänger in Mariazell hätte solches schon tun müs-
sen, ehe er in der Nähe des jetzigen Gebäudes die erste
primitive Schule in einer armseligen Hütte anfang.
Dazu wollte noch das Mißgeschick, daß der schwarze
Eingeborene, auf dessen Betreiben jene Anfangsschule
ins Leben trat, mit dem Häuptling gar nicht auf gutem
Fuße stand. Mein Gesuch wurde darum wenig berück-
sichtigt. Wohl versprach mir der Häuptling, seine Zu-
stimmung zu einem Bauplatze geben zu wollen, falls
der benachbarte Missionar der französisch-protestanti-
schen Mission damit einverstanden sei; allein auf dessen
Einwilligung durfte ich von vornherein nicht rechnen.
Als ich dann trotzdem von Seiten der Regierung den
Platz erhielt, wurde die Lage begreiflicherweise noch
peinlicher. Darum war ich vergangenes Jahr so sehr
trüb gewesen, als derselbe Häuptling bei Eröffnung
der neuen Schule in Aweqane damals überhaupt nur
erschien. Mit Recht betrachtete ich solches als eine
Beurkundung zum Besseren. Er hob aber bei der damaligen
Feier, als er sich zu Worte meldete, hervor, daß jene
Schule nicht seine, sondern die seines Vaters sei,
der inzwischen gestorben war, vor Jahren aber tat-

sächlich die Zustimmung zu der späteren Schule in
Aweqane gegeben hatte.

Der Häuptling fuhr dann fort: „Man hat mich
wohl zu dieser Feier eingeladen, obwohl erst in später
Stunde, und nur so bei Gelegenheit. Auf einem Ritt:
zum benachbarten Häuptling Bibi ist der Hilfspriester
des Missionars (es war der schwarze Priester P. An-
dreas Ngidi) abends dahergekommen, mir davon Renit-
nis zu geben.“ Damit gab der Häuptling seinem be-
leidigten Gefühle Ausdruck, daß ich ihm nicht einen
eigenen Boten, nur zu diesem Zwecke gesandt, wie es
doch die Etiquette erfordert hätte, hatte zukommen
lassen. Dann schloß er mit der kategorischen Frage:
„Wo ist der Schlüssel dieser Schule?“ Ich gestehe, mir
war angst und bange geworden bei der Ausführung der
gemachten Anschuldigungen und ich ahnte nichts Gutes.
Ich rechnete mit der Möglichkeit, daß er, nachdem er
so manches berührt hatte, was ihn gekränkt hatte, den
Schlüssel fordern könnte, um ihn geradezu wegzuschleu-
dern, den Akt seines Sohnes zu mißbilligen und dadurch
der katholischen Mission aufs neue seine Ungunst zu
zeigen. Ich zögerte darum, auf die gestellte Frag: eine
Antwort zu geben. Ein alter erfahrener Schwarzer,
ein Christ der Mariazeller Mission, der hinter mir
stand, und wie sich nachher herausstellte die kommende
Wendung in des Häuptlings Rede richtig vorausberech-
net hatte, flüsterte mir zu: „Gib ihm den Schlüssel.“
Darnach erhob ich mich, als der Häuptling nochmals
fragte: „Wo ist jener Schlüssel?“ Alle waren in größter
Spannung, als ich jetzt den Schlüssel aus der Tür zog
und ihn dem Häuptling übergab. Dieser erhob sich
sogleich, den Schlüssel mit der rechten Hand vor das Loch
haltend nach allen Seiten sich wendend: „Seht ihr
diesen Schlüssel? Würdevoll warf er sich dann in die
Brust und sprach: „Mit diesem Schlüssel eröffne ich,
euer Herr und Gebieter, auf diesem meinem Grund und
Boden, heute diese Schule. Von heute an ist diese
Schule, m e i n e Schule, von mir geöffnet.“ Weiber und
Kinder klatschten da vor lauter Freude und Ueberrasch-
ung Beifall und aus dem Munde seiner Mannen, die
vor ihm lagen, erscholl mit aufgehobener Rechte ein
kräftiges: „E! Morena!“, wodurch sie den vollzoge-
nen Akt ihres Häuptlings anerkennend gut hießen.
Mir aber fiel mit vielen anderen ein Alp vom Herzen.

Der Häuptling, sich dann nochmal an mich wen-
dend, fuhr fort: „Moruti, nenne diese Schule von jetzt
ab „Bochabela“, (d. h. der Aufgang), denn heut beginnt
die Lehre der Römer (die katholische Religion) mit
meiner Bewilligung unter meinen Leuten aufzugehen.“
Und wiederum machten die Leute durch Händeklatschen
ihrer Freude darüber Lust.

Jetzt stellte ich mich dahin, wo kurz vorher Moti-
bisi gestanden, mich für seine Worte zu bedanken. Ich
gestand zunächst, um das Sündenbekenntnis voll zu
machen, daß mein Vorgänger in der Mission Mariazell
seiner Zeit dadurch einen Fehler begangen, daß er,
als er dort unten (ich konnte von der Höhe auf den Platz
hinweisen) eine Schule eröffnete, sich nicht zu allererst
an ihn, den Häuptling, gewandt hatte. Ich erinnerte
ihn aber auch daran, daß ich persönlich mit Bruder John
seiner Zeit bei ihm erschienen sei, wegen dieses ge-
machten Fehlers Verzeihung zu erbitten. Morzetzi nickte
dabei zustimmend mit dem Kopfe. Heute nun habe der
Häuptling gezeigt, daß er ein großes Herz habe, und
auch wirklich verzeihen könne. Er habe allen seinen
Untertanen mit seinem heutigen Erscheinen und den ge-
tanenen Äußerungen eine große Freude bereitet. Die

Schule solle in Zukunft nach seinem Wunsche noch den weiteren neuen Namen „Vochabela“ führen, und wollen wir uns alle der frohen Hoffnung hingeben, daß der heutige Tag der Anfang einer besseren Zukunft sei für die katholische Mission, die sich bis dahin seiner Gunst und seines Schutzes nicht habe rühmen können.

In diesem Augenblicke langte der Häuptling in seine Westentasche, mir 10 Mark zu überreichen, um auch dadurch zu zeigen, daß er jetzt ganz anders gegen „die Römer“ gesinnt sei. — In fröhlicher Stimmung ging dann die Versammlung auseinander, um sich zu dem nun folgenden Festschmause in Gruppen niederzulassen. Natürlich ging der Häuptling mit seinen Männern mit dem Löwenanteil dabei aus. Alle unsere Leute hatten an dem Tage nur ein Wort des Lobes für den großen Häuptling und unsere Freunde stellten der jungen Mission in prophetischer Weise gute Erfolge in Aussicht. Ich aber hoffe das Beste durch die Vermittelung und Fürbitte des reinsten Herzen Marias, dem diese Mission an jenem Tage gewidmet wurde.

Unsere Dorfschule.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

(Fortsetzung.)

Ezenstochan. — Die zehnjährige Luise — wir stehen in unserer Geschichte noch immer bei den gestrigen Aschermittwoch — nahm sechs schöne, rotwangige Äpfel aus ihrer Tasche und zeigte sie mit freudigem Stolz ihren Mitschülerinnen, die sich sogleich massenhaft um sie herumdängten. „Die habe ich von der Kulu (Großmutter) bekommen“, erklärte sie, fügte aber sofort bei: engitsho kulu mshope, von der weißen Großmutter (Schwester Koleta). Sie gab mir dieselben heute früh, als wir aus der Kirche kamen; sie gehören mir und meinem Schwesterchen Theodora.“ Mit diesen Worten hielt sie den Kindern lachend die schönen Äpfel entgegen.

„Nun, da kannst du dich freuen,“ meinte ihr Bäschen, die zwölfjährige Albine, setzte aber sogleich in verweisendem Tone hinzu: „übrigens paßt es sich doch nicht, daß man heute so schöne Äpfel ißt, heute am Aschermittwoch!“ — Doch Luise blieb die Antwort nicht schuldig; rasch entgegnete sie: „Wie, Albine?, hab' ich denn gesagt, daß ich sie heute noch essen werde? Ich weiß recht wohl, daß man heute nicht noch etwas Besseres ißt, als sonst, heute muß man sich ukuncabela, abtöten!“

Ganz andere Ansicht jedoch schien der elfjährige Hermann, ein loser, neckischer Junge, zu sein. Rasch entriß er dem ahnungslosen Mädchen drei der schönsten Äpfel mit der Erklärung: „Nur mir her! Die esse ich auf einen Sitz auf. Früchte darf man heute essen, die sind weder von Fleisch oder Fett, noch von Milch oder Eiern, und wenn ich ein halbes Duzend davon esse, so wäre ich noch nicht satt!“ — Nun gab's aber ein Geschrei! Es begann eine förmliche Jagd auf den rechtskundigen Philosophen, der sich mit seinem Raube schleunigst aus dem Staube gemacht hatte. Am wenigsten konnte sich die kleine Theodora über den Verlust ihrer Äpfel trösten. Doch ihr Kummer dauerte nicht lange, denn Hermann spielte bald den „ritterlichen Ehrenmann“ und gab die Früchte wieder zurück

*) So nennen unsere Kleinsten unsere Schwester Koleta, die seit vielen Jahren mit der Aufsicht über das hiesige Marienhäus betraut ist. Denn die Mütter dieser Kleinen nannten und nennen sich ja auch Kinder dieser Schwester.

mit den Worten: „Da habt ihr eure Äpfel wieder! Mit Mädchen streite ich mich nicht lange herum, und heute am Aschermittwoch schon gar nicht.“ So hatte also der drohende „Religionskrieg“ rasch ein glückliches Ende gefunden. —

Kurz darauf kam Luise mit der Bitte zu mir, ihre drei Äpfel bis morgen aufzubewahren. „Schließlich könnte ich doch noch versucht werden, sie schon heute zu essen“, sagte sie, „wenigstens aus Furcht, sie möchten mir sonst von den Knaben gestohlen werden!“ — Ich begriff die weise Vorsicht, die in ihrem Ansinnen lag und nahm den kleinen Schatz in Verwahr. Dora aber durfte ihre drei Äpfelchen noch am gleichen Tage mit nach Hause nehmen. —

Vor mehreren Monaten erhielt ich von einer mir ganz unbekannten Vergißmeinnichtleserin einen Brief, worin sie mich bat, für sie in einem großen, schweren Anliegen mit meinen schwarzen Kindern eine Novene zu Ehren des hl. Joseph zu halten. Der Kummer jener Wohltäterin — denn als solche betrachte ich die Mehrzahl unserer Leserinnen — ergriff mich tief und ich beeilte mich, meine lieben Kleinen sofort für eine recht eifrige Novene in genannter Sache zu begeistern. Ich belehrte sie über den Wert und die Macht des Gebetes im allgemeinen und den Nutzen einer Novene im besonderen, sprach dann auch vom Vertrauen auf die Macht der Fürbitte des hl. Joseph und erzählte den Kindern, wie namentlich die hl. Theresia den großen Heiligen zu verehren pflegte, und wie viele Gnaden sie durch ihn empfangen habe. . . . Mit größter Aufmerksamkeit hatten mir alle zugehört und sogar die kleinsten Bübchen und Mädchen nickten mir zu und versprachen mir, recht andächtig, ohne Zerstreuung für die brave Wohltäterin drüben überm großen Wasser zu beten.

Zuletzt wurden auch die Kleinen aus dem Kindergarten herbeigerufen; auch sie mußten ihre schwarzbraunen Händchen falten und schön mitbeten; denn wer verstünde besser, den Himmel mit Bitten zu bestimmen, als gerade die Kleinen? Da heißt's buchstäblich: „Das Gebet der Demütigen durchdringt die Wolken.“

Wir wandten uns dann gegen das im Schulzimmer angebrachte Kreuzifix, knieten nieder und begannen miteinander zu beten. Wohl warf ich zeitweilig auf die bunte Schar einen prüfenden Blick, doch es wäre nicht notwendig gewesen. Denn alle miteinander waren die lautere Andacht. Mit hochgehobenen, schön gefalteten Händen knieten sie da — manche kniffen sogar, um ja jede Zerstreuung zu vermeiden, fest die Augen zu — und beteten mit immer heiserer, immer kräftigerer Stimme ein Vater unser nach dem anderen. Kann so ein Gebet unerhört bleiben? Unmöglich! Ich habe zwar von der genannten Wohltäterin noch nicht gehört, daß ihr Anliegen eine gute Wendung genommen, allein ich bin fest überzeugt, der liebe Gott wird ihr etwas noch viel Besseres geben, als das, um was sie uns gebeten. Gottes Führungen sind immer die besten, wenn wir es auch zuweilen nicht gleich verstehen.

Ich habe unter meinen Schülern zwei gleichgroße Bübchen von demselben Alter, dazu haben auch beide den gleichen Namen, nämlich Johannes. Da ich nun doch einen Unterschied machen muß, nenne ich den einen Johannes, den anderen „Janjerl“. Der erstere ist ein kleiner Schlingel, bei dem man immer ein wachsam Auge haben muß; letzterer ist still und fromm angelegt, dazu überaus freundlich und offenerherzig.

Hanserl nun nahm sich das, was er von der Ver-
sehung des hl. Joseph gehört hatte, sehr zu Herzen.
Besonders gut hatte er sich den Ausdruck der hl.
Theresia gemerkt: „Es ist mir noch nie vorgekommen,
daß ich den heil.

Joseph um etwas
angefleht, ohne
erhört worden zu
sein.“ Er machte
dabei aber auch
seine praktischen
Anwendungen; er
hatte nicht nur
in der Schule
eifrig für die ge-
nannte Wohl-
täterin gebetet,
sondern sagte auch
heim Heraus-
gehen zu seinem
Spielfameraden:
„Du, jetzt weiß
ich, was ich tun
muß, um bald
eine neue Hose
zu bekommen!
Ich werde ein-
mal zum heiligen
Joseph beten; der
wird mir bald
eine verschaffen!“

Der gute Junge
hatte nicht be-
merkt, daß ich
im Stillen seine
Worte belauscht
hatte. Ich war
in sein Herzens-
geheimnis einge-
drungen und hätte
dann allzu gern
dem hl. Joseph ge-
sagt; denn so ein
Vertrauen mußte
doch belohnt wer-
den. Ich bemühte
mich überall, ein
Höschen für ihn
aufzutreiben; lei-
der umsonst, ich
fand nichts fin-
den. Als kleinen
Erfolg bot ich
meinem Hanserl
am nächsten Tag
ein Stück Seife
an, damit er sein
altes Höschen, das
einzigste, das er
für Sonn- und
Festtage hat,
wieder fein sauber

machen könne. Es tat mir wehe, ihm nichts mehr bieten zu
können, doch er war mehr als zufrieden, seine Augen
schauten förmlich über so ein großartiges Präsent.
Am nächsten Sonntag mischte er sich in dem frisch ge-
waschenen Höschen nicht ohne Selbstbewußtsein unter

die übrige Kinderschar, und sein Vertrauen auf die Für-
bitte des hl. Joseph ist seitdem felsenfest geworden.
Was war's aber erst, wenn auf einmal von irgendwo-
her für den guten Jungen wirklich eine neue Hose



Weihnachtspiel der Kinder. Das Kind Moses im Binfenköblein.

angeflogen käme! — Hanserl ließe sich natürlich die
Ueberzeugung nicht nehmen, sie sei ihm vom hl. Joseph
direkt vom Himmel her zugesendet worden.

Dem Knaben wäre wirklich eine Hilfe zu gönnen.
Sein Vater ist noch Heide, und der will nichts davon

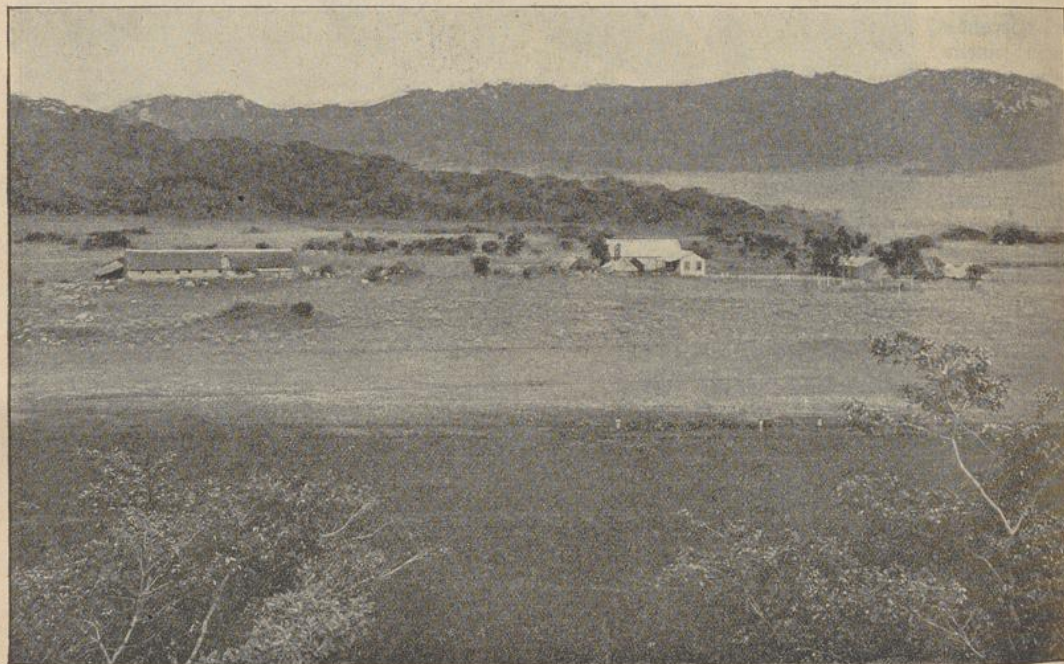
nissen, seinen Kindern neue Kleider zu kaufen. Das ist in seinen Augen ein ganz überflüssiger, von den Weißen eingeführter Luxus. Was brauchen die Kinder ein Kleid? Er, der Vater, hat ja auch keines. Das arme Mütterchen aber, eine fromme Christin, liegt schon lange auf dem Krankenbett und harret täglich der kommenden Auflösung. Jede Hoffnung auf Wiedergenesung ist ausgeschlossen, denn sie leidet an Lungenschwindsucht.

Nicht viel besser als Hanserl ist seine um ein paar Jahre ältere Schwester Pelagia daran. Ihr ganzer Kleiderstaat besteht in einem einzigen Hemde und zwei Kleidchen. Das Sonn- und Festtagskleid hat sie noch von der hl. Taufe her, das Werktagskleidchen aber ist so verwaschen und fadenscheinig, daß man nicht weiß, wie lange es noch halten wird. Man sieht dem 14jährigen Mädchen diese Not allerdings nicht an, denn

der Bahnhstation Machete entfernt; von da bis zur Hafenstadt Beira aber sind es auf der Bahnlinie Beira-Salisburg 308 engl. Meilen.

Im Herbst des Jahres 1901 wurde Bruder Leopold als erster Pionier unseres Ordens nach Rhodestia geschickt. Da er jedoch der Sprache der Eingeborenen noch gänzlich unfähig war, und er überdies über Land und Leute verschiedene Erkundigungen einziehen wollte, begab er sich zunächst auf mehrere Monate nach der bekannten 15 engl. Meilen von Salisbury entfernten Jesuiten-Mission Chishawasha, wo er die denkbar freundlichste Aufnahme fand und sich in Kürze über vieles orientieren konnte.

Im Frühjahr 1902 zog er sodann nach Monte-Cassino und errichtete daselbst mit Hilfe der Eingeborenen die ersten Hütten. Als eigentlichen Gründungstag von Monte-Cassino nennt man den 2. April 1902.



Monte-Cassino.

sie ist immer sauber und nett gekleidet und duldet bei ihrem Ordnungssinn an ihrem Anzuge weder einen Schmutz noch einen Riß. Um so unbedenklicher kann sie aber deshalb auch für eine etwaige kleine Unterstützung empfohlen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Monte-Cassino.

In der Dezember-Nummer v. J., veröffentlichten wir im Vergißmeinnicht über diese unsere Missionsstation einen interessanten Artikel aus der Hand des Jesuiten-vaters Heute zeigen wir unsern geehrten Lesern Monte-Cassino im Bilde und begnügen uns, einige historische Notizen über seine Gründung und bisherige Entwicklung beizufügen.

Es war im März 1901, als Abt Gerard Wolpert in Begleitung unseres Bruders Rivar auf seiner Reise nach Europa einen Abstecher nach Rhodestia machte und bei dieser Gelegenheit den Grund legte zur mehrerwähnten Missionsstation. Sie ist nur vier engl. Meilen von

Wie bei den meisten Neugründungen folgte jedoch geraume Zeit hindurch ein Unglück aufs andere. Zunächst brach eine böse Viehseuche aus und raubte uns die mit teurem Geld erworbenen Ochsen. Damit standen die Pflüge leer auf freiem Feld, und wollte man etwas zur nächsten Bahnhstation schaffen oder von dort abholen, so mußte man es mittels schwarzer Träger tun, was natürlich hoch zu stehen kam und immerhin ein armeliger Notbehelf blieb. Daß unter solchen Verhältnissen Meister Schmalhans Küchenmeister war, versteht sich ganz von selbst. Nicht einmal ein Ei war zu haben, da auch unter den Hühnern eine Seuche auszubrechen war, die alle hinwegraffte.

Am 4. Oktober 1902 traf Rev. P. Hyacinth als erster Rektor und Missionar in Monte-Cassino ein. Ihn begleitete der erst ein halbes Jahr zuvor ordinierte Priester P. Amedeus, sowie Br. Zacharias. Leider war den beiden Priestern kein langer Verbleib beschieden. P. Amedeus erlag am 20. Mai 1903 dem Schwarzwasserfieber, und zwei Monate darauf sah sich

auch P. Hyacinth genötigt, ins Mutterhaus Mariannell zurückzukehren. Er litt an Diabetes und segnete das Zeitliche in der Charwoche 1904.

Ihre ersten Nachfolger in Monte-Cassino waren zunächst Rev. P. Odilo und P. Robert. Später, d. h. im Jahre 1908 übernahm Rev. P. Robert die ebenfalls in Rhodessa gelegene Neugründung Triashill, während Monte-Cassino von Rev. P. Bonaventura pastoriert wurde. Rev. P. Odilo war schon geraume Zeit zuvor nach Natal zurückgekehrt.

In materieller Hinsicht hat sich Monte-Cassino seitdem in recht erfreulicher Weise gehoben, und auch in der eigentlichen Missionsarbeit ist ein guter Anfang gemacht, der zu schönen Hoffnungen berechtigt. Die Bevölkerung ist zwar noch klein, doch bringt sie dem katholischen Glauben reges Interesse entgegen. Zur weiteren Orientierung siehe die beigegebenen Bilder.

wie eine Garbe unter die Achsel und schleppte ihn über die Felsenriffe hinab. Erst als ich ihn unten auf das Gras niederlegte, wagte er es, die Augen wieder aufzumachen.

Noch ein Beispiel meiner Waghalsigkeit: — Ich erzähle es, ohne mich zu rühmen; denn was wir an Mut und Kräften haben, ist alles freie Gottesgabe. — Es war an einem Adventssonntage in Ugram. Wie ich nach dem Morate-Amt in der Frühe aus der Sakristei trete, sehe ich aus dem Kamine des nahen Priesterhauses Feuer aufloben und in den Klosterhof herabfallen. Obwohl im langen Talar und in Kanonen (hohen Rohr-) Stiefeln, begab ich mich auf den Sprung über die zwei Stiegen der beiden Stockwerke. — Die Kinderschwester kam gerade zur Türe des Priesterhauses heraus und sorgte redlich für Feuerlärm. In ein paar Sägen war ich auf dem Dachboden. Dort reiße ich die



Chiefs Wohnung. Erster Christ und Katechet. Rechts neben ihm Rev. P. Bonaventura.

Meine Vorsätze.

Von Abt Franz Pfanner †.

In meiner ganzen Jugend war ich waghalsig, wenn es galt, Abgründe zu überschreiten, an Gebirgswand hinaufzuklettern, oder hohe Gerüste und Bauten zu besteigen. Als ich einmal mit einigen anderen Studenten von Innsbruck über das Gebirge in die Ferien heimreiste, hatten wir das Mißgeschick, uns auf dem höchsten Focke zu verirren. Zuletzt mußten wir längs eines Wasserfalles an einer steilen Felswand in Regen, Wind und Schneegestöber hinabklettern; ein halbschreckliches Wagnis! Einen anderen Ausweg gab es eben nicht; entweder mußten wir da hinab, oder oben bei einbrechender Nacht erfrieren.

Nun hatten wir einen halbblinden Mitschüler, namens Jais, bei uns — er ist später geisteskrank geworden — der von überaus ängstlicher Natur war. Um keinen Preis ließ er sich bewegen, auf den nassen, glatten Felsen da hinabzusteigen. Da nahm ich ihn

Türe eines Dachkammerleins auf, nehme eine dicke schwere Wolldecke heraus, springe damit durch das Dachfenster auf das Ziegeldach hinaus, von da quer über das Dach und oben über den First hinüber zum brennenden Kamin. Hier pudle und nudle ich die Decke in einen mächtigen Klumpen zusammen und stecke sie in den offenen Rauchfang. Sofort verschwanden die Flammen.

Indessen waren die Schwestern und Kinder, etwa hundert an der Zahl, zu allen Böchern in den Hof hinausgestürzt und vollführten ein herzerreißendes Schreien und Weinen. So oft ich die Decke aufhob, schlugen die Flammen neuerdings aus dem Kamin. Niemand von den zahlreichen Zuschauern weiß mir zu helfen. Endlich kommt Wasser an das Dachfenster, aber keiner der Hausknechte getraut sich, mit dem schweren Wassereimer hinaufzuklettern. Ich muß also wieder selbst in meinem langen Talar und den hohen Stiefeln zum Fenster hinab. In einer Hand mit ausgestrecktem Arm den Eimer haltend und mit der anderen mein Kleid

aufhebend, geht's abermals hinauf über die Klappern- den Ziegel und hinüber über den Dachstuhl. Die heiße Decke herausnehmen, das Wasser hinzugießen und den Kamin wieder zustoßen, war das Werk eines Augenblickes. Dieses Manöver auf und ab wurde noch drei- bis viermal wiederholt, und das Feuer war bewältigt. — Wäre das Feuer auf die andere Seite des Daches gefallen, so könnte selbst bei mäßigem Winde die ganze Unterstadt in Flammen aufgehen; denn in diesem Stadtviertel waren noch viele Häuser mit Stroh und Schindeln gedeckt und das nächste Haus war ein Wirtshaus mit offenem, ganz mit Heu und Stroh gefülltem Hofe.

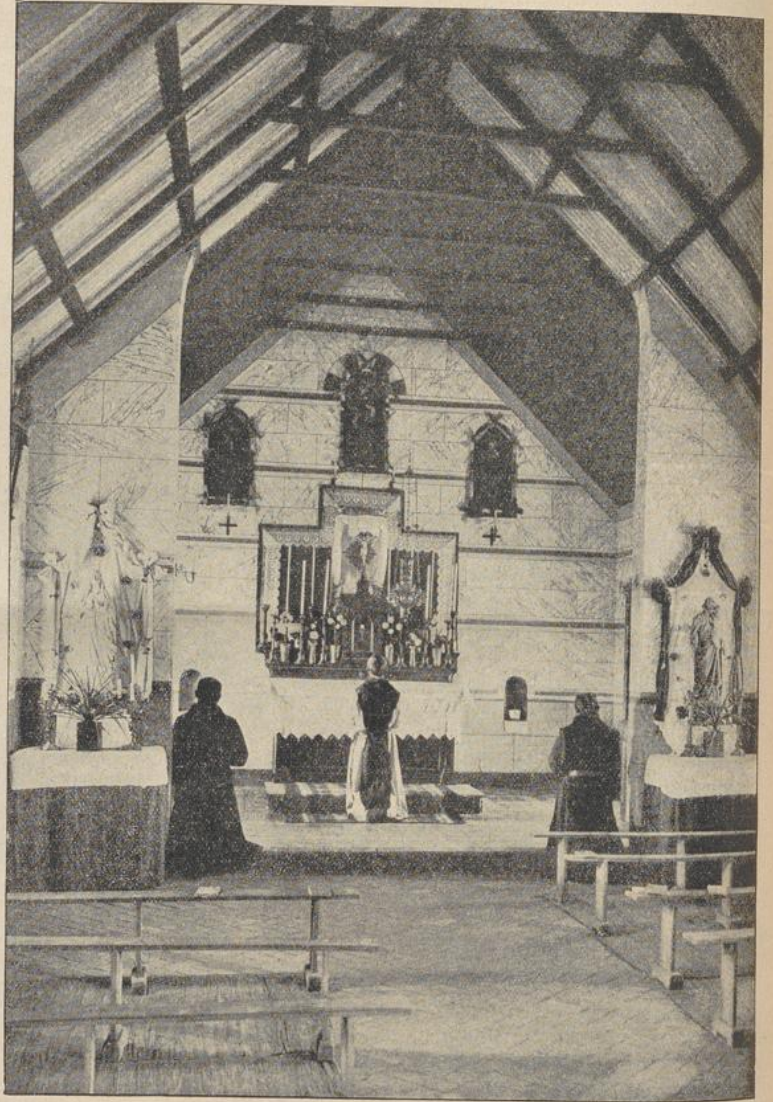
Die Schwestern glaubten ein wahres Wunder zu sehen, als ich mit dem schweren Wassereimer so sicher über das hohe, steile Ziegeldach stieg. Ich aber dachte gar nicht an's Fürchten, ich dachte nur daran, möglichst schnell das Feuer zu löschen; hätte ich mich gefürchtet, so wäre ich sicher heruntergefallen.

Die Furchtlosigkeit und dieses Freisein von jedem Schwindel hatte in mir den Glauben geweckt, daß ich auch auf dem Meere schwindelfrei sein müsse. Doch da hatte ich mich arg getäuscht! Das erstemal im Leben, daß ich mich auf's Meer wagte, war im Jahre 1863. Ich stand damals im Alter von 38 Jahren und machte die Reise in's heilige Land. Solange das Schiff im Hafen fest verankert lag, fand ich es auf dem schönen Lloyd-Dampfer in Triest ganz gemächlich, zumal da ich erster Klasse fuhr. Kaum aber war es über den Hafen hinaus, so begann sich schon eine Ungemütlichkeit in mir zu regen, die ich bisher noch gar nicht gekannt hatte. Es war 5 Uhr abends, und man trug sofort das Mittagmahl in die Kajüte. Ich setzte mich zwar auch an die glänzende Tafel, brachte es auch noch bis zum Aufrollen des Besteckes, aber nicht mehr bis zum Essen der Suppe. Das war das erste und letztemal, daß ich an der Tafel saß von Triest bis Beirut, von dort bis Jaffa, und auf der Heimreise von Jaffa bis Alexandrien, von da bis Konstantinopel und von da über das schwarze Meer in die Donau. Ich, der felsenfeste und felsenichere Kletterer lag auf dem Schiffe zuerst am Boden! Es fehlte mir eben der feste Standpunkt.

Meine Armseligkeit bestand aber nicht bloß darin, daß ich die ganze weite Fahrt mit Ausnahme eines schwarzen Kaffees nichts essen konnte, sondern daß ich die ganze Ueberfahrt auf dem Deck am Bretterboden liegen mußte. Sobald ich nur den Kopf aufrichtete, ging das Erbrechen und zuletzt das leere Würgen wie-

der an. Als wir der dalmatischen Küste entlang fuhren, kam Blitz, Hagel und Schneegestöber; nur dies konnte mich in der Kabine zurückhalten, aus der mich sonst schon der bloße Speisegeruch hinaustrieb.

Damit war aber das Maß meines Glendes noch nicht voll. Schön und nobel fährt man von Europa in diesen Schiffen ab: aber wehe, wenn man in die muhamedanische Wallfahrtszeit gerät! Denn da kommt im griechischen Archipel und im ägäischen Meere ein



Inneres der Kirche in Monte-Cassino.

solcher Pack von griechischem, russischem und türkischem Gesindel, welche teils nach Jerusalem, teils nach Mekka wallfahrten, daß das ganze Berdeck, auch das der ersten Klasse, mit Weibern und Kindern und dem ganzen Harem der Türken besetzt wird. Diese Leute führen ihre Bündel und Matragen, ihr Kochgeschirr, ihre Brechnäpfe und weiß Gott was alles mit sich und vollführen hier ein Leben zum Grausen. Bald sah ich mich am Boden mitten unter diesem schrecklichen Gesindel.

Hier nun zwischen Himmel und Wasser auf den Boden hingestreckt, versprach ich hoch und teuer: „Nie und nimmer mehr will ich in meinem Leben auf's Wasser gehen.“ Es war dies ein eiserner Vorsatz, doch kein Gelübde.

Wie ging es mir nun aber mit diesem „eisernen“ unüberbrücklichen Vorsatz? Schmählicher hat vielleicht noch niemand sich selbst betrogen, als ich in diesem Falle. Daß es so kommen würde, ahnte ich damals allerdings nicht; wurde ich doch im nämlichen Jahre meiner Pilgerfahrt nach Jerusalem Trappist, als welcher ich außer den bekannten drei Gelübden auch noch das der „Stabilität“ ablegte. Nichts war jetzt wahrscheinlicher, als daß ich zeitlebens nicht mehr über die Klostermauern hinauskommen werde. Fünf Jahre später jedoch befand ich mich schon wieder auf dem adriatischen Meere auf dem Wege von Triest nach Ancona. Wichtige Ordensangelegenheiten trieben mich nach Rom, und weil die Sache dringend war, und mir nur wenig Mittel zu Gebote standen, wählte ich den kürzesten und wohlfeilsten Weg, nämlich den zu Wasser. Ich wurde dabei wieder seefrank. Nur mit Mühe konnte ich in Ancona am Weihnachtsmorgen zwei hl. Messen lesen. Der Vorsatz, nicht mehr auf's Wasser zu gehen, wurde wieder heilig erneuert.

Diesmal hatte es den Anschein, als ob die Landroute wirklich zu Hause bleiben sollte. Denn von meinem neuen Kloster Maria stern in Bosnien aus brauchte ich nur einmal jedes Jahr nach Frankreich zum Generalkapitel zu reisen; alle anderen Winkelszüge erstreckten sich auf Deutschland und Oesterreich-Ungarn, wo ich überall festen Boden unter den Füßen hatte.

Nur einmal zwang mich die Not, eine Bettelreise von Holland nach London hinüber zu machen; aber auch dieser Reisespinnung machte mich schon krank, und zwang mich öfter's auszurufen: „Mirabiles elationes maris, wunderbar sind die Erhebungen des Meeres!“ In einem Vorsatz kam es aber damals nicht, einfach wegen Mangel an Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Missionsleben in Keilands.

Von Rev. P. Albert Schweiger, O. M. M.

(Fortsetzung.)

Wir haben in unseren Missionsberichten schon mehrmals den Ober-Chief Siyabalala erwähnt, der vom Anfange an unserer Schule in Zigudu entgegen war und bisher schon manche Schwierigkeit bereitet hat. Zeitweilig hatte es wohl den Anschein, als sei er uns etwas günstiger gesinnt, allein kurz darauf zeigte er sich wieder in seinem wahren Lichte. Nun so etwas muß man eben in dem Missionsleben auch mit in den Kauf nehmen, schließlich lenkt die göttliche Vorkehrung doch alles zum Besten.

Dieser Siyabalala nun hat zwei Brüder, von denen jeder ebenfalls Chief ist; der eine, Mboniso mit Namen, ist Chief in Camama, der andere, Sipango, in Sabalela. Beide Plätze sind etwa 7 englische Meilen von Zigudu entfernt, doch liegen sie in entgegengesetzter Richtung. Rev. P. Apel, S. J., hatte uns wiederholt auf das Gebiet des Chiefs Mboniso in Camama aufmerksam gemacht. Es sei ein ungemein schönes Missionsfeld, versicherte er uns, doch müsse man nach seinem Dabeibehalten, falls man daselbst etwas ausrichten wolle, vor allem den dortigen Store (Kaufladen), der aber sicher seine 1000 Psrl. (20 000 Mark) koste, ankaufen.

Nun kam am Gründonnerstag letzten Jahres Chief

Mboniso persönlich zu uns nach Keilands und ersuchte uns offiziell, bei ihm eine Schule zu eröffnen. Von den Protestanten wolle er nichts wissen, die seien zu sehr auf den eigenen materiellen Vorteil bedacht, dagegen habe er gar viel von den erstaunlichen Fortschritten der Schule in Zigudu gehört und von dem Vertrauen, das die ama-Noma daselbst beim Volk besäßen; kurz, er wolle von uns eine Schule haben: den Platz könnten wir nach freiem Belieben selbst auswählen, auch wolle er uns für den Anfang einen großen Kraal als Schule errichten lassen.

Im Auftrag unseres Hochw. P. Rektors begab ich mich nun am Pfingstdienstag in Begleitung unseres schwarzen Katecheten nach Camama, um den Platz in Augenschein zu nehmen. Die Gegend ist ein niedriges rings von Bergen umschlossenes Hügel land, die Zahl der Bevölkerung aber wenigstens ebenso dicht wie in Zigudu. Ein mäßig hoher Hügel, der sich mitten in der Landschaft erhebt und von dem rechts und links eine Quelle herunterrieselt, erschien uns für die geplante Schule als der geeignetste Platz. An Schulkindern stellte uns der Chief wenigstens 100 in Aussicht.

Eine Woche später begab ich mich nach Sabalela, dessen Chief ebenfalls eine Schule von uns wünscht. Der Weg dorthin war teilweise sehr beschwerlich. Auf der Höhe angekommen, hatten wir jedoch ein wunderschönes Panorama vor uns, wie ich noch selten eine gesehen habe. Soweit das Auge nur reicht, breitet sich vor uns eine ungeheuere Ebene aus, die mit Kraals, Feldern und Weideplätzen förmlich besät war. Auch die protestantischen Missionsstationen St. Marks und St. Andreas konnte man gut unterscheiden. Im Hintergrunde dieser Ebene erhoben sich die hohen, blauen Berge von Camata und Queenstown mit ihren mannigfachen Spizen und Kuppen. Unter uns aber schlängelte sich in großen Bogen und Windungen, einem glänzenden Silberbande gleich, der weiße Kei-River und der etwas kleinere Sabalelafluß, was den Reiz der herrlichen Landschaft noch bedeutend erhöhte.

Als mir Peter Saliva hier, auf der stolzen Bergeshöhe, versicherte, das sei der Platz, wo wir eine Schule haben könnten, mußte ich zwar gestehen, die Gegend sei außerordentlich schön, doch fügte ich unwillkürlich die Frage bei: „Wo sollen aber da die Schulkinder herkommen?“ Ich sehe ja keinen Kraal in der Nähe.“ Tatsächlich konnten wir, den Kraal des Chief Sipango und noch ein paar andere abgerechnet, keine Wohnungen in der Nähe erblicken. Doch Peter Saliva tröstete mich mit der Versicherung, wir würden noch Kraale genug finden, wir könnten sie von hier aus bloß nicht sehen. So war es auch; sobald wir weiter herunterstiegen, kamen sie massenhaft zum Vorschein.

Bei der Rückkehr wählten wir einen anderen Pfad. Die Kinder, die wir da fanden, waren noch so unwissend, daß sie nicht einmal die Begriffe: Schule, Buch, Lesen, Schreiben, Beten usw. kannten. Sie hatten nie davon gehört. Chief Sipango war leider nicht anwesend; wir waren auch ganz unerwartet gekommen.

Daß uns die protestantischen Missionare von St. Marks und der Umgegend, die sich schon vor vielen Jahren dort niedergelassen haben, nicht gerne sehen und alles versuchen, die Leute von uns abwendig zu machen, wundert uns gar nicht. Von ihrem Standpunkt aus betrachtet, erscheint uns dies ganz natürlich, und wir sind's zufrieden, solange nur ihre Kampfmittel ehrliche bleiben.

Uebrigens gibt es auch protestantische Missionen, von denen wir Katholiken noch manches lernen können. So befindet sich z. B. nicht sehr weit von Keilands entfernt eine Mission der Presbyterianer. Sie hat sich weit ausgebreitet und besitzt schöne Schulen: in einer derselben werden auch einheimische Lehrer beiderlei Geschlechtes ausgebildet. Mit dem Vorstand dieser Mission, Mr. Steward, einem höchst liebenswürdigen, anspruchslosen Mann, von feiner Bildung, machte ich schon Bekanntschaft, als ich das erste Mal von East London nach Dohne reiste. Gelegentlich der Visitation einer seiner Außenstationen, die ebenfalls in der Nähe des Great-Kei-River liegt, machte er uns in Keilands einen Besuch, „um“, wie er uns kurz zuvor in einem Briefe gemeldet hatte, „nicht seine Neugierde zu befriedigen, sondern einmal einen Abend in einer re-

unterrichtet und geben sie ihren Willen kund, sich taufen zu lassen, dann lassen wir sie zum hl. Taufsakramente zu.“

Im Laufe des Gesprächs kamen wir auch auf die Verschiedenheit der kath. u. protest. Glaubenswahrheiten zu sprechen. Ich erwähnte die Tradition oder Erblehre, die Zahl der hl. Sakramente, die Beichte, letzte Delung, die Priesterweihe, die Verehrung der allerseeligsten Jungfrau usw., und fand, daß er seiner inneren Ueberzeugung nach in all diesen Punkten dem katholischen Glauben schon ziemlich nahe war. Dieser Mann war überhaupt durch und durch fromm. Er versicherte mir, daß er, wenn er so seines Weges gehe, meistens innerlich betrachte und bete. Auch der Gewissensforschung widme er jeden Tag eine bestimmte Zeit; alljährlich hätten sie gemeinschaftlich geistliche



Frühstück der Schulkinder im Freien.

ligiösen Gemeinde zuzubringen.“

P. Rektor war gerade abwesend, und so fiel mir die Rolle des Gastwirthes zu. Ich kann nur sagen, daß ich mich an dem Benehmen dieses Herrn im höchsten Grade erbaute. Es fiel mir auf, daß er, der zu Hause Pferde und Wagen hat, den weiten, schlechten Weg zu Fuß machte. Ich wagte ihn nach dem Grunde dieser Handlungsweise zu fragen, und da nannte er mir in aller Aufrichtigkeit ein Motiv, wie ein schöneres und edleres auch das Herz eines katholischen Ordensmannes nicht befehlen kann. Mehrmals fand ich ihn auch, wenn er sich unbemerkt glaubte, vor einem Stuhle knieend und sah mit Staunen, wie er mit einer Andacht und Sammlung betete, die uns allen zum Vorbild dienen konnte.

Auch seine Grundsätze bei Befehrung des schwarzen Volkes gefielen mir sehr gut. „Wir wollen keine Namendriften“, sagte er, „sondern diejenigen, die sich zur Taufe vorbereiten, werden drei Jahre lang im Glauben, in den Geboten und den Heilmitteln unterrichtet. Sind sie nach Ablauf dieser Frist gründlich

Uebungen, wobei sie sich von allem weltlichen Verkehr zurückzögen. Er fragte mich, ob wir diesen Gebrauch und das Wort „Retraite“ auch kannten. Desgleichen hatte er ein lateinisches Gebetbuch bei sich, das ihm, wie er sagte, so lieb sei, daß er sich gar nicht davon trennen könne. Als ich es ansah, fand ich darin viele katholische Hymnen, auch einige von unserm hl. Vater Bernard.

Als er am anderen Tag Keilands verließ und ich ihm dabei eine Strecke weit das Geleite gab, lud er uns dringendst ein, ihn doch auch einmal zu besuchen: wir würden bei ihm mit derselben liebevollen Gastfreundschaft aufgenommen werden, an der er sich bei uns so sehr erbaut habe. Müßte eines aus uns den weiten Weg zur Bahnstation Dohne machen, oder können wir sonstwie in Verlegenheit, so möchten wir uns nur an ihn wenden, er würde uns mit seinen Pferden und Wagen gerne aushelfen. Kurz, wir schieden als die besten Freunde, und ich habe auch später gehört, daß er sich überall in sehr günstiger Weise über unsere Mission in Keilands ausgesprochen habe.

So dachte und handelte gegen uns ein Protestant; und sicherlich steht er mit dieser seiner edlen Gesinnung nicht allein da. Viele andere würden ähnlich denken und handeln, sobald sie Gelegenheit fänden, uns näher kennen zu lernen. Beruht doch ein großer Teil der Differenzen zwischen Katholiken und Protestanten auf alten, leeren Vorurteilen.

Aus meinem Tagebuche.

Von Rev. P. Joseph Biegner, O. M. M.

(Fortsetzung.)

Emaus, 4. Januar 1909. — Tod eines alten Großmütterchens von 95 Jahren.

Kommt da dieser Tage Joseph, ein braver Junge von etwa 35 Jahren, zur Missionsstation und ersucht mich, sein uraltes Großmütterchen zu besuchen, das drunten am Umzimfalu am Sterben liege.

Wer ist dieser Joseph? Ein braver, durchaus ehrenwerter Bursche, wie schon angedeutet. Er kam von Mariannhill nach Emaus und soll nun in Bourdes in der daselbst neuerrichteten Präparandie zum Lehrer ausgebildet werden. Er ist noch unverheiratet und hat, wie man mir sagte, draußen in der weiten Welt schon vieles durchgemacht. Dabei ist er aber immer gut und brav geblieben und geht oft zu den hl. Sakramenten. Anfangs arbeitete er im Garten, seines Fleißes und seiner Talente wegen hat man ihn jedoch für längere befunden, Lehrer und Katechet zu werden.

Jetzt war sein altes, schon über 90 Jahre altes Großmütterchen am Sterben, und da lag ihm alles daran, ihr zu einem guten, christlichen Tode zu verhelfen. In früheren Jahren war sie zwar schon von den Wesleyanern getauft worden, jetzt aber wollte sie sich uns, den Ama-Roma und der katholischen Kirche anschließen.

Es war schon um die Mittagsstunde, als Joseph mit seiner Meldung hier in Emaus ankam. Der Weg zur Hütte seiner Großmutter, tief unten am Umzimfalu, in der Nähe der Katalgrenze, ist ziemlich weit. Ich sagte dem Jungen, er möge vorausreiten und uns anmelden, fesselte sodann mein Pferd und machte mich in Begleitung des P. Marzellin (3. St. Diakon) auf den Weg.

Beim Kraale angekommen, hörten wir, ein kath. Krankenbesucher habe, da man zweifelte, ob wir rechtzeitig kommen würden, die alte Großmutter schon gerufen. Was nun? An dem wahren Todengeruch, den die Kranke bereits ausatmete, erkannten wir, daß ihr Ende unmittelbar bevorstehe. Vor allem mußten wir uns davon überzeugen, ob der erwähnte schwarze Katholik den Taufakt richtig vollzogen habe. Nach langem Warten kam der Mann und erstattete Bericht. Er hatte seine Sache ganz korrekt gemacht, sodaß ich also bloß noch die Taufzeremonien nachzuholen hatte. Das uralte Mütterchen selbst war noch imstande, auf alle Fragen hinreichende Antwort zu geben, sie schwor dem Protestantismus ab, beichtete, erhielt die Absolution, die letzte Delung und die hl. Firmung.*) Getroßt sah sie nun ihrer Auflösung entgegen. Am glücklichsten aber war ihr Enkel Joseph, auch erzählte er uns später, mit welcher Verwunderung die Protestanten Zeugen der schönen kirchlichen Zeremonien gewesen und wie sie den Umfundi so gerührt hätten wegen der schönen Ermahnungen, die er seiner sterbenden Großmutter gegeben.

*) Anm. Seit kurzer Zeit haben unsere Missionare auch die Vollmacht, gewissen Kranken dieses Sakrament zu spenden.

Es war schon spät am Abend, als wir den Rückweg antraten. Wir wählten zwar die Fahrstraße, ob schon wir dabei einen bedeutenden Umweg zu machen hatten, kamen aber doch in nicht geringe Verlegenheit, denn es wurde bald so stockfinster, daß wir absolut nichts mehr von einem Wege erkennen konnten. Wir ließen einfach den Pferden die Zügel und ließen uns tragen, wohin sie eben gingen. Zu allem Unglück hatten die letzten Regengüsse starke Furchen in die Straße gerissen, sodaß wir mehrmals auf Abwege kamen. Wenn ich gar keine Spur mehr finden konnte, stieg ich ab, doch wäre mir dabei auf ein Haar ein großes Unglück passiert. Ich stieg nämlich eine Anhöhe hinauf und erst, als ich das Pferd nachziehen wollte, bemerkte ich, daß ich vor einem tiefen Abgrund stand. Heute noch danke ich meinem hl. Schutzengel, daß er mich vor dem Absturz bewahrte. Schließlich kamen wir mit Gotteshilfe doch wieder auf den rechten Weg; doch war es schon eine Stunde nach Mitternacht, als wir endlich in hohem Grade erschöpft, wieder in Emaus anlangten.

Noch in derselben Nacht starb das alte Großmütterchen. Joseph brachte die Leiche am folgenden Tag nach Emaus, wo wir sie kirchlich bestatteten. Der gute Junge wurde nicht müde, uns zu danken, daß wir der Verbliebenen kurz vor ihrem Hinscheiden noch so viele und so große Gnaden vermittelt hatten.

5. Februar 1909. — Hagelschlag. — Vorigen Sonntag ging über Bourdes ein schweres Hagelwetter nieder. Mit Schrecken sahen wir hier in Emaus, das schwarze, drohende Gewölk heranziehen, doch fielen nur einzelne Hagelschlossen. Der wolkenbruchartige Regenschauer aber, der in der Dauer einer guten halben Stunde niederging, setzte für kurze Zeit die ganze Station unter Wasser; und von den nahen Bergen stürzten förmliche Gießbäche nieder, die sich unten im Tale zu einem reißenden Fluße vereinigten und alles mitnahmen, was ihnen im Wege lag.

Als der Regen etwas nachließ, schickte Bruder Leo, unser damaliger Schaffner, einen schwarzen Arbeiter in die weiter entlegenen Felder, um nachzusehen, welchen Schaden wohl das Wetter angerichtet habe. Die Kunde, die er zurückbrachte, lautete verhältnismäßig günstig. Nur die am weitesten entfernten Acker seien vom Hagel getroffen worden; der Mais habe etwas gelitten, denn seine Blätter seien zerrissen, ebenso die großen Blätter der Kürbispflanzen. Die Kaffern tagen gewöhnlich, daß ein mäßiger Hagelschlag den Maispflanzen nicht schade, wenn er auch seine Blätter zerreiße, im Gegenteil, die Kolben würden dann nur um so größer. Doch das trifft nur in den seltensten Fällen zu; ist das Innere der aufspießenden Maispflanze verletzt, so stirbt sie entweder ab, oder bleibt wenigstens in ihrem Wachstum sehr zurück.

Immerhin mußten wir hier, in Emaus, Gott danken, daß wir noch mit dem bloßen Schrecken davongekommen; schlimmer dagegen sah es im benachbarten Bourdes aus. Alle Leute, die von dort herkamen, jammerten, daß der Hagel die ganze Ernte total vernichtet habe. Am folgenden Tage machte ich mich selbst auf den Weg, nachzusehen, was denn Wahres an der Sache sei.

In der Nähe von Emaus, im Christendorfe „Sion“ fand ich die Felder noch in schönster Ordnung; der üppig aufspießende Mais stand in seiner vollen Frische und durchaus unverfehrt da; doch je weiter ich gegen Bourdes zurt, desto deutlicher traten die Spuren des Ha-

gellwetters zutage. Sogar das hohe Gras hatte gelitten und war zum Teil in den Boden geschlagen worden; die Straße war von tiefen Furchen und Gräben, die das Regenwasser aufgewühlt hatte, zerrissen, mitterlange Regenwürmer lagen am Weg, und mein an sich etwas scheuer Gaul benahm sich sehr unruhig, und stampfte wegen der zahlreichen Fliegen, die ihn belästigten, derart mit den Hinterbeinen, daß ich öfters absteigen mußte.

Bei Dumisa, der zu Lourdes gehörenden Tagesschule, beginnen unsere Felder. Doch in welchem Zustande fand ich nun die vor ein paar Tagen noch so üppigen, hoffnungsvollen Maisäcker! Die Frucht war total zerfetzt und bis auf die nackten Stengel in den Boden geschlagen. Und so sah es auf der ganzen Strecke aus, durch die ich nun ritt. Als ich mich der Missionsstation Lourdes selbst näherte, begann ich wieder zu hoffen, denn die Zährtsaße hatte weniger vom Regen gelitten, doch meine Hoffnung erwies sich als eitel. Das Unwetter hatte hier mit derselben elementaren Gewalt gewüthet, wie in Dumisa. Das sah ich schon an den Waldanlagen, durch die ich nun ritt. Nicht nur zahllose Blätter, sondern ganze Zweige u. Äste lagen zerfetzt und zerfchlagen am Boden. Ähnlich sah es auf der Missionsstation aus. Sämtliche Baumanlagen waren verwüthet, in den Gärten lag das beinahe reife Obst heruntergerissen und arg beschädigt unter den Bäumen; desgleichen waren die Bohnen, auf welche man sich allgemein gestreut hatte — der Schaffner rechnete auf eine Ernte von 50 Sack — total zugrunde gerichtet, und von den Kürbissen, welche die Kaffern ebenfalls ungemein gern essen, waren große Stücke herausgeschlagen; der Rest begann zu faulen. Nicht minder schlimm sah es im Weinberg und Gemüsegarten aus, und vor jedem Gebäude lagen Glascherben, denn der Hagel hatte wohl hundert Fensterscheiben und darüber eingeschlagen.

So ein Hagelschlag ist immer eine schwere Heimtuchung für unsere Mission, denn eine Station wie Lourdes soll mit ihren Ernte-Vorräten nicht nur die eigenen vielen Schulkinder erhalten, sondern es soll auch noch etwas übrig bleiben für andere kleinere, oder viel ärmere Missionsstationen. Leider ist Hagelschlag in Südafrika durchaus nichts seltenes, Lourdes Reichenau, M. Ratschig, Ezenstochau und andere Stationen haben schon oft und schwer darunter zu leiden gehabt, und mehr als einmal haben wir innerhalb einer Viertelstunde die Arbeit und Hoffnung eines ganzen Jahres verloren. Doch, wie Gott will; Klagen hilft da nichts, wohl aber Gottvertrauen und fleißiges Weiterarbeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Spielkästchen.

(Siehe Bild Seite 37.)

Welch' reizendes Spielzeug haben doch plötzlich die zwei Schwestern bekommen. Vier reizende, seidenweiche Kästchen! So klein und so niedlich sind sie, und versuchen mit ihren scharfen Krallen schon überall hin zu klettern. Welchen Spaß gibt's, daß die eine gar auf die Schulter krabbeln will. — Doch nach ein paar Versuchen wird sie's wohl aufgeben, denn immer fällt sie wieder in die offene Hand des Mädchens zurück. Sind die zwei doch selbst noch ein paar Spielkästchen, ein paar kleine, die in ihrem Frohsinn an allem Genüge finden.

Unsere Missionsstation Loteni.

Von Dr. Johannes Hauptmann, O. M. M.

Im Auftrage meiner verehrten Ordensoberen sollte ich im Nordwesten Natal's, eine Tagreise von unserer Missionsstation Clairvaux entfernt, eine Neugründung anfangen. Schon um 2 Uhr Morgens machte ich mich im Mutterhause Mariannhill zum Aufbruch bereit. Der Bruder Gastwart sorgte für etwas Proviant, denn für einen Ordensbruder gibt's hierzulande kein Hotel, und die Reisetour, die ich vorhatte, war ziemlich lang.

Eine Stunde später bestieg ich in Pinetown die Bahn, die ich, zuerst die Transvaal, dann die Cap-Linie benützend, bis zu der 4584 engl. Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen Bahnstation Glands Kop in Anspruch nahm, wo ich gegen 12 Uhr mittags anlangte. Bis hierher war mir der Weg bekannt; nun aber begann für mich eine ganz fremde Tour, obgleich ich im Laufe der letzten Jahrzehnte sowohl in Natal wie im benachbarten Oritualand schon viel umeinander gewandert war. Da man in Clairvaux von meiner Ankunft nichts wußte und man mir daher auch kein Pferd hatte entgegen schicken können, benutzte ich den mit 6 Maultieren bespannten Postkarren. Die Straße, die kaum einem europäischen Feldwege glich, ließ viel zu wünschen übrig; dazu ging es beständig in unglaublichen Steigungen bergauf und bergab, über Stock und Stein, durch Löcher und Pfützen, durch Bäche und vom Regen tief aufgerissene Rinniale.

Trotz alledem ging es flott voran. Gegen 4½ Uhr war ich schon in Impendhle, einem kleinen englischen Flecken mit einem Magistratsize und einem Gefängnisse für schwarze Sträflinge. Gefängniswärter und Postmeister zugleich ist ein Deutscher, namens Grassmann, was ich aber erst später erfuhr. Er wohnt sehr einsam hier, denn außer dem Magistrat, und einem Storekeeper wohnt meines Wissens kein Weißer daselbst.

Jetzt ging es per pedes apostolorum Clairvaux zu. Ich frage nach dem Weg, nach der Entfernung. „Dahin steil den Impendhleberg hinauf“, hieß es, „wenn Sie gut gehen, können Sie in zwei Stunden dort sein.“ Mit dem Marschieren geht's bei mir aber jetzt, nach dem ich schon über 50 Jahre auf dem Rücken habe, nicht mehr so gut, wie in früheren Jahren. Somit mußte ich schon mit drei Stunden rechnen. Diesseits des Berges brannte die afrikanische Sonne so erbarmungslos nieder, daß mir bald der Schweiß aus allen Poren brach, auf der Höhe aber wehte ein ziemlich kalter Wind und der hielt an, bis ich kurz vor sechs Uhr abends in Clairvaux ankam.

Clairvaux ist sozusagen die Hauptstation von Loteni, meinem eigentlichen Bestimmungsorte. Von hier aus wurde auch die Mission in Loteni begonnen. Leider war die Entfernung so weit, daß der P. Missionär kaum einmal im Monat dorthin kommen konnte, um den eilends zusammen eilenden Christen und Katechumenen das Wort Gottes zu verkünden, Gottesdienst zu halten und einzeln, die schon die nötige Reife besaßen, die hl. Sakramente zu spenden. Sonst war wohl noch ein schwarzer Katechet da, allein er war unter den obwaltenden Umständen allzusehr sich selbst überlassen. Daher der allseitige Ruf nach einem eigenen Priester und Missionär. Letzterem nun, welcher der kaffrischen Sprache noch nicht mächtig war, sollte ich vorläufig in Loteni die Wege bereiten helfen und auch später als Katechet zu Diensten stehen.



1 Spielkätzchen. (Text Seite 36)

Die Station Clairvaux, auf die ich doch nochmals kurz zurückkommen muß, ist in ihrer Art idyllisch schön gelegen; liegt auf ganz respektabler Höhe, schön bescheiden in einem künstlich angelegten Bläckwattel-Wäldchen versteckt, in dessen Hintergrund sich in weitem Halbkreis hohe Bergwände erheben. Leider ist der Boden sehr arm, ein feinerer, für Feld- und Gartenwirtschaft nur wenig sich eignender Grund. Desgleichen sind sämtliche Bauten, — das bescheidene Missionskirchlein mit eingerechnet, — nur armselige Notbauten, die beständiger Reparaturen bedürfen, damit sie nicht vollends ganz einfallen.

Man erwies mir natürlich alle Ehren der Gastfreundschaft, und teilte mit mir redlich die Schätze der hl. Armut. Am nächsten Morgen wollte ich wieder fort, um möglichst schnell nach Loteni, meinem eigentlichen Bestimmungsorte zu kommen. Doch es war

juto, der vor etwa 20 Jahren mit seinen Brüdern und nächsten Anverwandten aus dem Zululand hierher gezogen war.

Wie, aus dem Zululand? Haben nicht die Basuto: ihr eigenes, nach ihrem Volk benanntes Land? Gewiß, allein Tausende von Basuto: findet man über ganz Südafrika zerstreut. Der Ursachen sind gar viele. Bei unserm Mann kam es also: Es entspann sich vor etwa 50 Jahren im Basutolande ein Krieg zwischen dem Chief Moschwechwe u. einem gewissen Setompela. Letzterer unterlag und mußte mit seinen Leuten aus dem Basutolande fort. Er zog zunächst ins Zululand, wo heutzutage noch die meisten Leute seines Stammes wohnen. Manchen von ihnen wurde aber das Land im Laufe der Zeit zu eng, und so kamen sie hierher nach Natal.

Nun ein Blick auf unsere Neugründung, Loteni,



Heidnische Mutter mit Kind auf dem Wege nach Clairvaux.

kein Pferd da; Bruder Schaffner war mit demselben ausgeritten und ich mußte warten, bis er heimkam. Dazu setzte noch ein langes Regenwetter ein, sodaß es schließlich Freitag wurde — Montag abends war ich angekommen — bis ich endlich fort kam.

Noch zu Noß zog ich weiter, gen Norden zu. Die Gegend ist ein hochromantisches, wildzerklüftetes Gebirgsland. Der Weg führte steil bergauf u. bergab durch Felder und Weideland immer höher und höher hinauf, bis ich endlich nach etwa drei Stunden auf die Straße kam, die von der Bahnstation Nottingham-Road nach Loteni führt. Hier hatte ich etwa Halbweg; die beständigen Steigungen und Senkungen des Weges dauerten fort, bis ich endlich nach 6 bis 7 Reistunden glücklich in Loteni ankam.

Es mochte etwa 2 Uhr nachmittags sein, und ich fand daselbst einen Priester nebst zwei Laienbrüdern vor, die eben mit dem Bau eines Notkirchleins und der späteren Schule beschäftigt waren. Ihre Wohnung hatten sie in der Hütte des früheren Eigentümers, eines Mo-

sebst. Die Farm bildet gleichsam eine Halbinsel, da sie in einem Dreiecke liegt, an dessen Spitze sich die beiden Flüsse Loteni und Matimba zu einem Wasserlaufe vereinigen; doch ist die Station selbst von jedem der genannten Flüsse noch immerhin eine englische Meile (20 Minuten) entfernt. Der Boden ist kaum mittelmäßig gut zu nennen. Das beste Pflugland findet sich dem Lotenifluß entlang, und dieses haben z. B. die Pächter inne.

Die Brüder, welche die Missionskapelle zu bauen hatten, waren im September 1908 hierhergekommen, und gleichzeitig mit ihnen kam ein Priester, damit die Brüder täglich eine hl. Messe hätten und die umwohnenden schwarzen Christen der Sonntagspflicht genügen könnten. Zur Spendung der hl. Sakramente, sowie zur Predigt und Katechese aber kam, wie oben angedeutet, von Zeit zu Zeit der Missionär von Clairvaux.

Wo schliefen und wohnten nun aber diese Leute, und wo las der Priester die hl. Messe? Nun da ging es ärmlich genug her, und mußte man sich einfach mit

dem begnügen, was zu haben war. Ihre Wohnung war eine kleine Hütte, die ihnen der frühere schwarze Eigentümer großmütig überlassen hatte, und die hl. Messe las man in einem armseligen Steinbau, der mit Wellblech überdeckt war, auf das man ein paar Dutzend schwerer Steine gelegt hatte, damit es nicht der Wind mitnehme. Als Altar diente ein uralter Tisch, den der Missionär von Clairvaux irgendwo aufgetrieben hatte. Die Stelle des Antependiums vertrat das Tischtuch des früheren Eigentümers, und als Quasi-Tabernakel diente ein altes Kistchen. Fürwahr, wenn der lb. Heiland selbst in solcher Armut wohnen mußte, da durften wir Brüder uns über nichts beklagen.

Viel Zeit und Mühe forderte von den Bauleuten, meinen Brüdern, der Umstand, daß der Bauplatz 1½ Meilen von ihrer Hütte und Kapelle entfernt lag. Es wurde ihnen daher jeden Tag das ärmliche Mittagessen zugebracht, bis die Kapelle soweit fertig war, daß man in der künftigen Sakristei essen konnte.

Um jene Zeit kam ich selbst als Katechet hierher. Meine erste Aufgabe war, die weit umher zerstreut wohnenden Schwarzen aufzusuchen und im christlichen Glauben zu unterrichten. Dazu brauchte ich, wenn ich nicht schon in den ersten Wochen erliegen wollte, ein Pferd. Die Missionsstation Mariakell in Ostgrimaland hatte die Güte, mir ein solches zu überlassen; der Pächter aber ließ mir einen kleinen Raum, in dem ich mein Köflein unterbringen konnte, bis die Bauleute für etwas Passendes gesorgt hätten. Vom 24. Januar 1909 an wurde definitiv die hl. Messe in der neuen Kapelle gelesen, und schließ auch der Priester allein hier, da für die Brüder noch kein Platz da war.

(Schluß folgt.)

Rätselhafte Krankheit und ihre Heilung.

Von Rev. P. Erasmus Hörner, O. M. M.

St. Michael. — Es war im August 1906. Ich war damals zur Erholung in Himmelberg. P. Mansuet, Rektor von St. Michael, war zu einer Konferenz nach Mariannhill gereist, und somit hatte ich die Aufgabe, zeitweilig auch nach St. Michael zu gehen, um dort die hl. Messe zu lesen und etwaige seelsorgerische Arbeiten zu verrichten. Beide Stationen sind zehn englische Meilen von einander entfernt.

Eines schönen Tages nun kommt spät am Abend, etwa gegen 9 Uhr, ein Pferd angetraben; ein Reiter springt ab und klopft an meiner Türe. Ich hatte noch Licht, stehe rasch von meiner Lektüre auf und öffne. Wer ist da? Ein Bote von St. Michael, er hat einen Brief. Die Sache muß offenbar dringend sein. Ich reiße schnell das Rouvert auf u. lese: „Mein Vater! Bitte, kommen Sie, wenn irgend möglich, sofort! Ngwane, ein Knabe von zehn Jahren, hat schreckliche Anfälle. Plötzlich fängt er an zu zittern, schäumt, tobt und kann von 3 bis 4 Personen kaum gebändigt werden. Er wird hin- und hergeworfen und niemand kann ihn halten. Dann liegt er wieder kalt und starr am Boden mit weißem Schaum vor dem Munde. Der arme Junge bittet dringend um die Taufe, denn er glaubt fest, daß er dadurch gesund werde. Bitte, kommen Sie!“

¹⁾ Anm. Aus demselben Monat dieses Jahres datiert der im Jahrg. 1907 des „Bergischmeinnicht“ unter dem Titel „Germana“ mitgeteilte Fall einer wirklichen Beseßtheit des bösen Feindes. Der ganze Jahrgang ist noch zu haben.

Mein Entschluß war schnell gefaßt. Ich ließ sofort ein Pferd satteln und verließ eine halbe Stunde später mit meinem Begleiter die Station. Es war zwar dunkel, doch der Weg war nach afrikanischen Begriffen gut, und allmählich gewöhnte sich auch das Auge an die Nacht. Wir ritten flott fürbaß und waren kurz nach Mitternacht in St. Michael.

Ich ging geradewegs zur Knabenschule, wo Schwestern und große Kinder immer noch um den gerade starr daliegenden und schäumenden Ngwane ratlos herumstanden. Alles war, wie man mir geschrieben, nur noch schlimmer. Der Junge entwickelte, wenn er seine Anfälle bekam, eine Riesenkraft. Drei bis vier der stärksten Marienhausmädchen konnten ihn kaum bezwingen. Alle seine Glieder wurden verrenkt und verdreht, die Gesichtszüge waren verzerrt, die Augen rollten eine Weile unheimlich in dem schwarzbraunen Kopf und wurden dann starr. Desgleichen erstarrte allmählich der ganze Körper. Jetzt wurde er neuzurings hin- und hergeworfen, dann lag er wieder da und schäumte mit verdrehten und verglasten Augen.

Eine Weile sah ich dem sonderbaren Treiben zu; dann betete ich über den Knaben, besprengte ihn mit Weihwasser und segnete ihn. Da ließen die konvulsivischen Zuckungen nach und er konnte reden. Sobald er mich erkannte, bat er knieend und mit aufgehobenen Händen um die hl. Taufe. Dabei gestand er offen: „Ich habe als Hirtenbube zu Hause mit einem anderen Knaben (er nannte dessen Namen) Böses getan. Darum hat mich nun Gott gestraft. Der Böse hat Gewalt über mich bekommen und peinigt mich. Wenn ich aber getauft würde, wäre ich frei und gesund. O bitte, mein Vater, taufe mich doch!“

Da jedoch P. Mansuet abwesend war, wollte ich nicht so ohne weiteres auf seine Bitten eingehen, sondern vertröstete ihn mit der Taufe bis zur Rückkehr seines Umkundisi. Ich gab ihm nochmals den hl. Segen und ging hinauf zu den Brüdern, ein wenig der Ruhe zu pflegen.

Ngwane ging auch zu Bett und ruhte bis zum Morgen. Nach der hl. Messe besuchte ich meinen kleinen Patienten und fand ihn ziemlich normal. Nach ein paar ermunternden Worten verließ ich ihn und machte mich wieder auf den Rückweg nach Himmelberg. Zuvor jedoch hatte ich die Weisung gegeben, man möge im Notfall sofort nach mir senden.

Die ersten zwei Tage gingen ruhig vorüber; am dritten aber kam gegen 4 Uhr nachmittags ein Eilbote mit einem Brief angestürzt, ich möge eiligst nach St. Michael kommen; Ngwane habe die schrecklichsten Anfälle, viel stärker als zuvor und bitte unablässig um die hl. Taufe, denn dadurch allein könne er von seinem Leiden geheilt werden.

Ich sattelte mein Köflein, stieg auf und ritt mit meinem Begleiter davon. Gegen halb 7 Uhr abends kamen wir in St. Michael an. Ich fand den armen Knaben in einem wahrhaft bedauernden, jammervollen Zustand. Er wurde wirklich schrecklicher geplagt, als je zuvor, und wiederum bestürmte er mich mit seinen Bitten, ihn doch zu taufen und bat so dringend und flehentlich, daß ich unmöglich länger widerstehen konnte. „Gut,“ sagte ich, „ich will dir die hl. Taufe spenden, und zwar diesen Abend noch.“

Schnell richteten nun die Schwestern in der Kirche alles Nötige her, andere bekleideten den Knaben, so gut es in seinem Zustande eben ging, und führten ihn herauf zum Gotteshaufe. Es dunkelte schon, als

wir mit dem hl. Taufakte begannen, und man benötigte Licht. Ngwane stand vor dem Kirchenportale und ringsherum eine Menge von Kindern. Ich nahm die vorgeschriebenen Zeremonien mit dem Exorzismus usw. vor, wobei mehrere den Knaben hielten. Es ging alles ziemlich ruhig ab, nur zitterte Ngwane am ganzen Körper. Nach der Einführung in die Kirche usw. nahm ich die üblichen Salbungen vor, und auf die letzte Frage an den Täufling, ob er getauft sein wolle, antwortete er mit einem hastigen, kräftig herausgestoßenen: „Ngivatanda, ja ich will!“

Nun nahm ich das Gefäß mit dem hl. Taufwasser in die Hand und goß es über den Scheitel des Täuflings aus mit den Worten: „Bonifati, ego te baptizo in nomine Patris et Filii et Spiritus sancti.“ — Ngwane war nicht mehr Ngwane, sondern Bonifatus war nun sein Name. Er war ein Christ, ein Kind Gottes und Erbe des Himmels!

Nach wurde nun der hl. Taufakt beendet. Es folgte die Salbung mit Chrysam, die Uebergabe des weißen Taufkleides und der brennenden Kerze; darauf wurde Bonifaz entlassen im Frieden des Herrn. —

Sicheren Schrittes, ohne alle Beihilfe, ging nun der Knabe mit einem ganzen Himmel von Freude hinunter zur Schule, dankte hier nochmals recht herzlich dem lb. Gott für die hl. Taufgnade, dankte auch allen, die ihm dazu verholfen, begab sich dann zur Ruhe und schlief den Schlaf des Gerechten. — Auch ich suchte meine Lagerstätte auf, konnte aber lange kein Auge schließen, denn zu heftig drängten sich mir immer und immer wieder die Gedanken an das Geschehene auf.

Am folgenden Tage besuchte mich Bonifaz selbst und wiederholte seinen Dank. Er war und blieb gesund; nie lehrten die Anfälle wieder. Der gute Knabe zeigte sich der empfangenen Gnade würdig. Er war still und brav, willig und gehorjam, lernte fleißig und bereitete sich bald auf seine erste hl. Beichte und Kommunion vor.

So vergingen 9 Monate. Da bekommt der Kleine plötzlich Fieber und ehe man sich's recht versieht, ist er hinüber. Am 4. Juli 1907 holte ihn sein hl. Engel ab zur Reise in die Ewigkeit.

Das Opfer der Witwe.

(Siehe Bild Seite 42.)

Gar traurig sieht der kleine Zug aus, der aus der Kirche kommt. Ach, der Vater ist ja tot und die arme Mutter hat so wenig Geld zum Leben. Ganz still und traurig ist sie und eben war sie in der Kirche mit ihren Kindern, um den lieben Gott recht um seine Hilfe zu bitten. Und vor der Türe da steht ein Kasten mit einem Zettel „Gebt für die armen Waisen.“ Und da blickt die Mutter auf die Köpfe ihrer Lieblinge und denkt: nein, ganz arm sind wir noch nicht, denn wir haben uns ja noch auf der Welt. Und sie nimmt aus ihrer Tasche ein Geldstück und wirft es langsam in den Kasten. Ja, nun muß sie einmal ganz wenig essen, denn bloß noch ein Stückchen Brot ist für die Kinder da, aber sie weiß ja, unser lieber Herr Christus hat ihre Liebesgabe gesehen und wird ihr auch helfen, denn das kleine Geldstück der armen Witwe wiegt in Gottes Augen mehr als 10 Goldstücke, die achlos aus der Hand des Reichen kommen.



Zu beziehen durch jede Geschäftsstelle der
Mariannhiller Missions-Vertretung:

„Vergißmeinnicht“:

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller-
Mission, Süd-Afrika.

Preis
jährlich nur Mk. 1.50.
Probe-Nummern gratis.
Bereits erschienene Nummern werden nachgeliefert, frühere Jahrgänge soweit der Vorrat reicht.

„Das Crappisten- Missionskloster Mariannhill;

Bilder aus dem afrikanischen
Missionsleben“:

Sehr reichlich illustriert,
190 Seiten, gebunden, mit
goldgeprägtem Umschlag,
verpackt in Pappdeckel.
Die prachtvollen Bilder
halten jede Konkurrenz auf
dem einschlägigen Gebiete
aus.

Geeignet zu einem Ge-
legenheitsgeschenke an Mis-
sionsfreunde.

Noch zu haben zu dem
(jetzt herabgesetzten) Preise
von 4 Mark. (5 Fr., 5 Kr.).

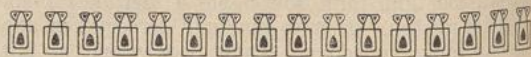
Mariannhiller- Missions- Kalender 1910.

Reichlich ausgestattet mit
Bildern, mit 2 Beilagen:

1. einer farbigen Kreu-
zigungs-Gruppe: Con-
summatum est;
2. einem Wandkalender.

Preis Mk. 0.50 (Kr. 0.60,
Fr. 0.60).

Desgleichen frühere Jahr-
gänge soweit der Vorrat
reicht.



Zahlung rückständiger Abonnements
des „Vergißmeinnicht“ pro 1909 und Voranszahlung
des „Vergißmeinnicht“ pro 1910, sowie Zuwendungen
irgend welcher anderweitiger Geldsendungen geschieht am
einfachsten in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der
Schweiz durch Postcheck.

St. Josephsgärtchen.

Der hl. Joseph, Schutzpatron der Priester.

(Fortsetzung.)

P. Faber führt in seinem Buche über das allerheiligste Sakrament diesen Gedanken folgendermaßen aus:

„Seht doch,“ sagt er, „welch' eine Ähnlichkeit zwischen dem hl. Joseph und dem katholischen Priester besteht! Joseph war der Verwalter und Beschützer des Hauses Gottes; dasselbe Amt ist auch den Priestern übertragen. Er war der Bewahrer des Lebenskrutes, und hierin besteht auch das höchste Vorrecht der Priester. Er betührte und trug den Leib Christi; er ist nicht auch dasselbe? — Wenn Jesus dem hl. Joseph untertan war, so ist er es in noch wunderbarerem Maße seinen Priestern. Wenn es Joseph vergönnt war, Jesus zu küssen, so haben wohl die Priester dieses Glück nicht, aber sie küssen wenigstens die Patene, auf welcher er kurz zuvor ruhte. — Joseph war der das leibliche Wohl seines Pflege Sohnes bedacht, das geistliche tun die Priester, indem sie die hl. Gefäße reinigen, den Speisekelch umhüllen, den Tabernakel verhängen und mit Blumen schmücken. Die Ausübung des Hochwürdigsten Gutes, die Prozessionen, der Eucharistie, die Austeilung der hl. Kommunion, das Eintragen des hl. Sakramentes zu den Kranken, das Öffnen und Schließen des Tabernakels, all dies ist nichts anderes als die Wiederholung dessen, was Joseph mit dem Jesuskind und für das Jesuskind tat. Es besteht nur der Unterschied, daß das, was einst Joseph allein ein Vorrecht war, jetzt tausenden von Priestern zukommt, und daß das Geheimnis der hl. Wandlung ein großes und wunderbares Werk ist, das die Gabe der Gabe unserer Verstandes weit überragt, was ihm gegenüber sogar die Würde des hl. Joseph in den Schatten tritt; denn bei der hl. Wandlung erneuert sich gleichsam die Menschwerdung Christi und vollzieht sich eine zweite Schöpfung.“

Daraus ergibt sich, wie eng die Verehrung des allerheiligsten Sakramentes mit der Verehrung des hl. Joseph verbunden ist. Sie ist daher dem frommen, eifrigen Priester besonders teuer. Und unsere hl. Kirche, die Kirche, empfiehlt dem Priester, vor der Messe das schöne mit einem Ablass von 100 Tagen verbundene Gebet zu verrichten:

„O glücklicher heiliger Joseph, dem es beschieden war, Gott, den viele Könige zu sehen wünschten und nicht sahen, zu hören wünschten und nicht hörten, nicht zu sehen und zu hören, sondern auch zu tragen, zu küssen, zu kleiden und zu beschützen!“

Bitt' für uns, o heiliger Joseph!
Auf daß wir würdig werden der Verheißungen Christi.

Lasset uns beten: O Gott, der du uns ein königliches Priestertum gegeben hast, verleihe uns, wir bitten, daß wie der hl. Joseph deinen eingebornen Sohn, Maria aus Maria der Jungfrau, mit seinen Händen sorgsam zu berühren und zu tragen verdiente, auch wir in Reinheit des Herzens und Unschuld des Handelns deinen hl. Altären dienen, auf daß wir den hochheiligen Leib und das Blut deines Sohnes würdig empfangen und im künftigen Leben die

ewige Belohnung erhalten mögen, durch Christus, unsern Herrn. Amen.“

Aus dem Leben einer Gottesbraut.

(Fortsetzung.)

Verehrung des Allerheiligsten. — Der Beichtvater Anna Katharinas, der Ex-Dominikaner P. Limberg, wollte sie einmal bezüglich der Echtheit ihrer Ekstasen auf die Probe stellen. Er erzählte darüber:

„Ich betete mein Brevier, während die Kranke mit geschlossenen Augen ekstatisch im Gebete lag. Sie mochte wohl eine Stunde bereits gebetet haben, als ich mit meinem Breviergebet fertig war. Da fielen mir die Zweifel des Professors B. ein, und mir wurde dabei, ich weiß nicht wie, zu Mut. Ich erinnerte mich nun, daß Abbe Lambert unter seiner heiligen Messe zwei Hostien konsekriert hatte, um die eine für den kommenden Tag zur Kommunion der Kranken aufzuheben. Wie, dachte ich, sollte es unerlaubt sein, die Kranke noch einmal auf die Probe zu stellen, da es ja nicht aus blinder Neugierde oder schlechter Absicht geschieht? —

Ich ging also, die konsekrierte Hostie zu holen, legte sie in ein Korporale, um das ich eine Stola wickelte und trug sie zur Kranken. Als ich in die Zimmertüre trat, lag sie noch in der alten Stellung im Gebete; aber noch hatte ich den Fuß nicht über die Schwelle gesetzt, als sie mit Hast und großer Anstrengung sich aufraffend die Arme ausbreitete und anbetend in die Knie sank. „Was will sie?“ fragte ich. Sie aber rief: „Ach, da kommt mein Herr Jesus mit dem Tabernakel zu mir!“ Ich ließ sie eine Zeitlang in Anbetung verharren und trug dann das Allerheiligste wieder zurück.“

Lateinische Kirchensprache. — Die in's Deutsche überseht Kirchengebete, sagte die Selige einmal, kann ich nicht gebrauchen. Sie sind mir zu matt und schwerfällig. Ich bin im Gebete an keine Sprache gebunden, und immer in meinem Leben war mir das lateinische Kirchengebet viel tiefer und verständlicher. Im Kloster freute ich mich immer zum Voraus, wenn wir lateinische Gesänge und Responsorien hatten. Mir ward dann das ganze Fest lebendiger und ich sah alles, was ich sang. Besonders wenn wir die lauretanische Litanei sangen, hatte ich alle Simbilder Mariens darin in einem wunderbaren Gesichte nacheinander. Es war, als spreche ich die Bilder aus, und ich war im Anfang ganz erschreckt darüber; aber bald war es mir eine Gnade und eine Barmherzigkeit, welche meine Andacht sehr erhöhte. Ich habe die wunderbarsten Bilder dabei gesehen.“

Maria-Lichtmeß.

Vom seligen Amandus Sujo, dem berühmten Dominikanermönche, wird erzählt: „An unserer lieben Frauen Tag zu Lichtmeß bereitete er der himmlischen Jungfrau eine Kerze, und diese war gewunden aus drei Teilen. Dies tat er zu Ehren ihrer jungfräulichen Reinheit, ihrer unergründlichen Demut und ihrer jungfräulichen Mutterwürde, wodurch sie sich vor allen

Menschen auszeichnete. Diese geistliche Kerze bereitere er sorglich vor drei Tage lang mit drei Magnifikat.

Als dann der Tag der Kerzenweihe kam, ging er in aller Frühe, bevor noch jemand in die Kirche kam, vor den Frauenaltar und wartete daselbst in süßer Betrachtung der jungfräulichen Wöchnerin, wann sie käme mit ihrem göttlichen Kindlein. Da sie nahte der äußeren Pforte der Stadt, lief er in seines Herzens Begierde allen vor und lief ihr entgegen mit der Menge aller gottminnenden Herzen. Er fiel in der Straße vor ihr nieder und bat sie, mit ihrem Gefolge eine Weile stille zu halten, bis er ihr ein Lied gesungen. Dann hub er an und sang mehr mit dem Herzen als mit dem Munde die schöne Muttergottes-Antiphon: „Inviolata.“ O Maria, du unversehrte, keusche, reine! Du helleuchtende Himmelspforte, Jesu Mutter, übertoll von Liebe! Nimm gnädig auf die Huldigungen unseres Lobes. Mach' Leib und Seele rein; gewähre doch, um was wir dich so innig bitten! Ewige Verzeihung erwirke uns durch deine süßtönende Fürbitte, o gute, gute, milde und gütige, einzig unversehrt gebliebene Jungfrau Maria!

Also sang er so süß und minniglich er nur immer konnte und neigte sich vor ihr bis zur Erde bei den Worten: „o benigna, o benigna,“ und bat sie, daß sie ihre milde Güte einem armen Sünder erzeigte. Dann stand er auf und folgte ihr mit seiner geistlichen Kerze in der Begierde, daß sie die brennenden Flammen des göttlichen Lichtes in ihm nimmer erlöschen ließe.

Darnach, als er zu der Schar aller gottminnenden Herzen kam, hub er an den Gesang: „Adorna,“ schmücke dein Brautgemach, o Sion, und nimm in Ehren auf Christus, deinen König! Umfasse in Liebe auch Maria, die hehre Himmelspforte; denn sie ist es, die den König der Glorie trägt, den Spender des neuen Lichtes! Da stehet die Jungfrau und hält auf ihren Armen den Sohn, den vor dem Morgenstern erzeugten. Und auch Simeon empfängt ihn in seine Arme und verkündet den Völkern, daß er sei der Herr über Leben und Tod, der Erlöser des Weltalls.“ Also führten sie beide mit Lob und Gesang bis hin zu dem Tempel.

Darnach trat er mit Herzensbegierde dorthin, ehe daß die jungfräuliche Mutter hinein kam und dem Simeon ihr göttliches Kindlein geben konnte, und kniete vor sie hin, hob seine Augen und Hände auf und bat sie, daß sie ihm ihr Kindlein zeigete und ihm es auch zu küssen erlaubte. Und da sie ihm es göttlich bot, breitete er seine Arme aus in die weite, endlose Welt und empfing und herzte den Geminneten in einer Stunde zu tausend Malen. Er beschaute seine hübschen Augen, besah die kleinen Händlein und begrüßte seinen zarten Mund, und so betrachtete er alle Glieder des holden Gotteskindes und erhob dann seine Augen und schrie vor Wunder auf in seinem Herzen, daß der Himmels-träger gar so groß sei und so klein, so schön im Himmelsreich und so kindlich auf dem Erdreich. Er verweilte sodann mit ihm mit Singen und mit Weinen und mit geistlichen Uebungen und gab ihm dann geschwind seiner Mutter wieder und ging mit ihr hinein, bis alles vollbracht war.

Eine Erzählung aus alten Tagen.

2. Kapitel. Die Greuelthaten im Impetnye-Wald.

Als ich auf meiner Wanderung zum „Hügel der drei Bäume kam, wo jetzt unser Umschüßi (Mistkäse) seine Wohnung hat, da warnten mich wohl die Geister meiner Vorfahren, denn ich ging nicht gerade wegs zum Kraale des Ugasha, sondern erstieg zuvor den Hügel und hielt Umschau.

Wie ich nun dort oben stand und schaute und schaute, da sah ich plötzlich über einen zweiten Hügel, der auch in der Nähe von Harding liegt und der über und



Das Opfer der Witwe. (Text Seite 40.)

über mit weißen Felsen und Steinblöcken besät ist, sodaß man von ferne glauben könne, es weide eine Herde Schafe darauf, eine Menge Volkes in wilder Flucht daherrennen! — Und hinter ihnen kamen die Ama-Zulus, die grausamen Schlächter! Sie kamen mir mit ihren weißen, wallenden Federbüschen vor wie ungeheure schwarze Meereswogen, deren Kamm mit Schaum gekrönt ist. Sie hieben, stachen und schlugen auf das arme, fliehende Volk ein, dessen Schreien, Weinen und Jammer von der Erde bis zum Himmel drang. Die kleinen Kinder entrißen diese grausamen Tiger ihren Müttern, schleuderten sie hoch in die Luft, und fingen sie im Falle lachend mit ihren Affegais auf! —

Dau, mein Vater, da lief es mir wie Eiseistiele

über den Rücken, meine Füße schwankten und aus meinen Eingeweiden wich jegliche Kraft. Wie von bösen Geistern gehezt, wandte ich mich um und lief dem Angeli-Walde zu! Ich rannte und rannte wie ein von einem Hunde gehektes Wild! Nicht ein einziges Mal getraute ich mich umzusehen, sondern lief und lief, und machte nicht eher Halt, bis ich vollständig erschöpft und atemlos mitten im tiefen Walde zusammenbrach. — Eine Schlange hißte neben mir auf, ich rührte mich nicht; ich war zu erschöpft, es war kein Atem mehr in mir, keine Kraft, kein Leben.

Zwei Tage und zwei Nächte mochte ich so dagelegen haben, da raffte ich mich erst wieder auf. Schen und langlich wie ein Schafal schlich ich langsam aus dem Walde heraus, um zu sehen, ob ich irgendwo etwas zu Essen fände.

So kam ich endlich zum Kraale des Ugasha. Es war Nacht, und das Herz hegte in mir aus Furcht vor den Abatakati, den bösen Zauberern, und vor den Zulus, von denen ich nicht wußte, wo sie hingegangen. Am liebsten wäre ich wieder in den Wald zurückgekehrt, in's sichere Versteck, allein in meinem Magen biß und nagte es wie mit Zangen. — Lautlos herrschte ringsum; kein Mensch, kein Tier ließ sich hören. Dagegen war es mir, als säßen und thronten da geheimnisvolle steife und regungslose Gestalten an allen Enden und Ecken. Und wie ich so schaue und suche und staune, tritt plötzlich der Mond zwischen den Wolken hervor und beleuchtet mit seinem matten Silberlicht eine Scene so über alle Maßen schrecklich, daß ich heute noch nur mit Entsetzen daran denken kann! Denn siehe, mein Vater, da waren eine Menge großer, nach oben scharf zugespitzter Pfähle in die Erde getrieben; und auf die Spitze eines jeden Pfahles hatten die scheußlichen Zulus lebende Menschen gesetzt: Männer, Frauen und Kinder! — Da saßen nun die Aermsten tot und steif. Sie hatten alle ihr Leben unter entsetzlichen Qualen ausgehaucht, denn der spitze Pfahl war ihnen langsam, Zoll für Zoll, tief in den Leib gedrungen. — Das war Tschalas Antwort für den Mord seines Gesandten! —

Ich kroch an diesen unheimlichen Gestalten vorbei, von denen viele zu meinen Brüdern und nächsten Verwandten gezählt hatten, und fand endlich die Grube, worin der Mais und die Amabele-Frucht aufbewahrt war. Da saß ich nun, der einzige Lebende mitten unter den Toten und kaute die harten, ungekochten Maiskörner, die ich mir gesammelt hatte.

Auf einmal höre ich ganz in der Nähe ein hohles Stöhnen. Entsetzt will ich mich aufraffen und schleunigst davoneilen, strauchle aber dabei über ein totes Pferd. Da höre ich abermals das schwere, hohle Stöhnen und finde, daß es von einem der gepfählten Leiber kommt. Ich trete näher hinzu und erkenne nun im fahlen Mondlicht die jammervolle Gestalt — meines lieben Vaters! Er lebte noch an seinem Marterpfahl trotz der Peinen und Qualen von zwei Tagen und zwei Nächten! —

„Wasser, Wasser!“ kam es leise von seinen vertrockneten Lippen. Ich überwand das grauenhafte Entsetzen, das in mir aufstieg, und begann unter den Trümmern und Ruinen unserer verbrannten Hütten nach einem Gefäße zu suchen. Endlich fand ich einen vollen Flaschenkürbis und gab meinem verchmachtenden Vater zu trinken. Er trank in langen, vollen Zügen, — da plötzlich hält er inne, ein konvulsisches Zucken schüttelt seine Glieder, und im nächsten Augenblick er-

gießt er aus Mund und Nase einen Strom von Wasser und Blut. Noch ein paar schwere Seufzer, ein jammervoller Ausblick zum Himmel, und sein Haupt sinkt langsam herab auf die Brust. Mein guter Vater hatte ausgelitten. —

Da litt es mich nicht länger an dem schrecklichen, grauenhaften Ort. Ich eilte fort, zuvor jedoch schnitt ich mir mit der Spitze eines gebrochenen Hirschgais, den ich am Boden fand, von dem toten Pferd ein großes Stück ab. Denn es quälte mich wieder ganz entsetzlich der Hunger, und etwas anderes als faules Pferdefleisch war an dieser Stätte des Entsetzens nicht zu haben. Die Zulus hatten nämlich alle unsere Pferde getötet und die Kinder hinweggetrieben. Wie eine Schlange schlich ich mich mitten in der Nacht durch Gebüsch und mannshohes Gras und schlug den Weg ein nach dem Walde von Impethyne. Dort hoffte ich eine Höhle zu finden, wo ich mich verbergen konnte.

Mitten auf der Flucht sah ich auf einmal die Ama-Zulu wieder! Auf dem Hügel, wo jetzt das Haus des Nonthlana steht, hatten sich ihre Scharen gesammelt. Große Lagerfeuer flammten da und dort auf, und ich sah, wie die Zulus von den Dörfern, die noch im Todestampfe zuckten, mächtige Stücke Fleisch abschnitten, sie über glühende Kohlen warfen und mit ihren scharfen, weißen Zähnen zerrissen, nachdem sie kaum etwas von der Blut angesengt waren.

Gefangene Pondo-Mädchen gingen zu und ab — ich sah ihre Gestalten im Feuerscheine deutlich sich abheben — und brachten in gewaltigen Ukambas und Kalabaschen Ushwala (Kaffernbier) heran, aus denen die Krieger im Kreise herumsitzend tranken. Einige von ihnen führten auch Tänze auf, wobei ihre hohen Federbüsche lustig um die Köpfe flatterten. — Ich aber kam mir mit meiner Keule Pferdefleisch vor wie ein rändiger Hund, der sich mit einem Knochen im Mause aus der Nähe des Lagers hinwegstiehlt.

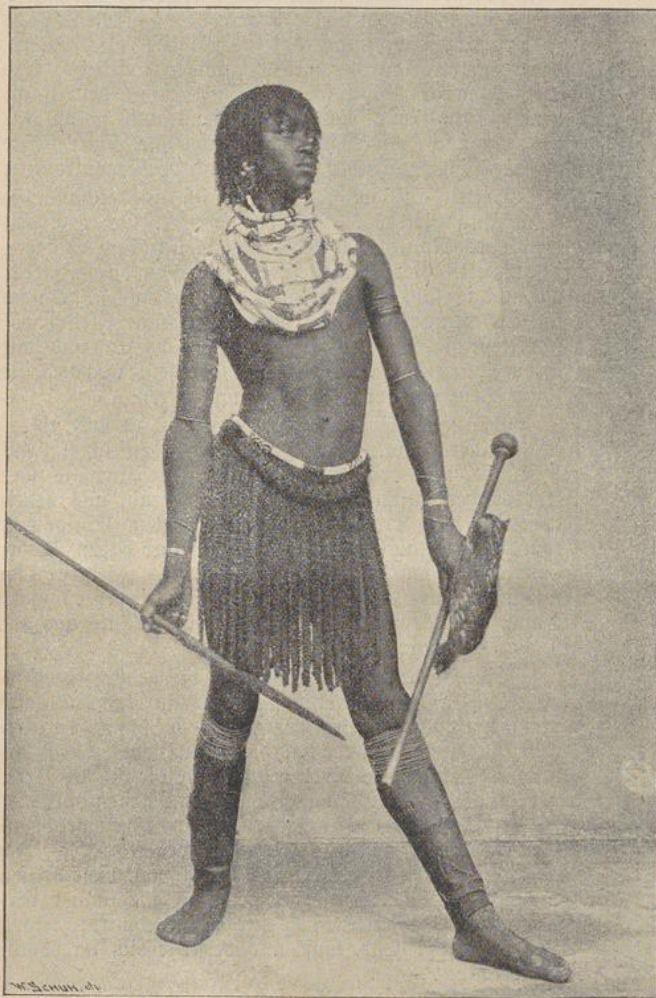
Einmal war ich versucht, mir die große Zulu-Armee etwas näher anzusehen — es war ja Nacht und niemand hatte mein Nahen bemerkt — da schritt im gleichen Augenblick Tschaka, der Zulu-König, durch die langen Reihen. Im Nu sprangen alle die 50 000 Krieger auf die Füße und donnerten ihrem Fürsten ein solches entsetzliches „Bahete!“ entgegen, daß von dem dröhnenden Echo ringsum alle Berge widerhallten. — Ich zitterte an allen Gliedern; das Verlangen, diese Riesen in nächster Nähe anzusehen, war mir für immer vergangen. Es besetzte mich nur ein Gedanke: „Fort, fort von hier! Eile, lauf und verstecke dich im Walde Impethyne!“ —

Endlich war ich dort. Ich fand nach kurzem Suchen eine Höhle und kauerte mich in einer Ecke nieder. Hier zog ich das Stück Pferdefleisch hervor und begann daran zu nagen. Der Hunger ließ mich eben alles vergessen: Die Ama-Zulu, die Abatakati (Zauberer) und die bösen Geister, von denen sicher mancher in dem Walde hausen mochte.

Auf einmal war es mir, als höre ich ein leichtes Rascheln! Ich glaubte doch, ich wäre allein. Oder war es eine Ratte, eine Schlange oder sonst ein Tier? Wie aber, wenn es ein Krieger, einer der gefürchteten Zulus wäre? Unwillkürlich erfaßte ich die Spitze des abgebrochenen Hirschgais, mit dem ich mir im heimlichen Kraal das Pferdefleisch abgeschnitten, und den ich in fluger Vorsicht mitgenommen hatte, und machte mich auf einen feindlichen Angriff gefaßt, wobei mir

das Herz in der Brust hämmerte, daß es mit Ungestim an die Rippen pochte.

Doch, ich hatte mich getäuscht. Es war kein Zulu-Krieger hier, dagegen vernahm ich die Stimme eines Weibes, die mir Ukubonga (Ehrenbezeugungen) entgegenbrachte. Ein paar Augenblicke darauf kroch sie näher, küßte mir die Hand, entriß mir mit geschicktem Griff das Stück Fleisch und entfloß damit in eine andere Ecke der Höhle. Es war Nacht und so dunkel, daß ich die eigene Hand nicht unterscheiden konnte, aber



Ein Zulu-Jüngling.

ich hörte, wie das Weib mit ihren Zähnen das Fleisch in Stücke riß und selber einem andern Wesen in den Mund steckte.

Ich wollte doch sehen, was da wäre; doch wie ich mich näherte, bricht das Weib in lautes Wehklagen aus und bittet mich, doch ihr Kind zu verschonen, lieber solle ich sie selbst töten. — „Weib“, rannete ich ihr zu, „hör' doch auf mit deinem törichtem Geschrei! Die Ama-Zulu dort drüben! Weh' uns, wenn sie uns hier entdecken! Ich habe diese Nacht schreckliche Dinge gesehen und habe mich hieher geflüchtet, das nackte Leben zu retten!“ — Sie aber entgegnete: „Wir ist bald alles gleich; nur mein liebes Kind liegt mir noch gar zu sehr

am Herzen. Meine Heimat ist jenseits des Zibizi-Flusses, und meinen Kraal haben die Ama-Zulu „aufgefressen.“ Alle meine Brüder und Schwestern sind tot; ich allein bin mit meinem Kind unter tausend Aengsten und Nöten hieher geflohen. Da liegen wir nun und haben seit 6 Tagen nichts mehr gegessen. Der ganze Zhlati (Wald) ist voll von Flüchtlingen, und sie sind alle miteinander am Verhungern.

Ein wenig ließ ich sie und das Kind an dem Fleische zehren, dann aber nahm ich meine Beute wieder an mich und versteckte sie in einer Ecke der Höhle unter einem Felsen, denn ich wußte ja nicht, wie lang ich an diesem Orte bleiben würde.

Als es Tag zu werden begann, unterschied ich die Gestalt des Weibes. Sie war schön und stark und mochte kaum etwas über 20 Jahre zählen, während ihr Knäblein vielleicht drei Jahre alt war. Wir redeten mancherlei Dinge miteinander und erzählten uns gegenseitig, was wir während der letzten Tage Schreckliches durchgemacht, dann entschloß ich mich, zu spionieren und mich im Gehölze näher umzusehen, ob nicht etwa die gefürchteten Zulu-Krieger in der Nähe wären.

Ich war noch nicht weit gekommen, da sah ich schon über das Gebüsch hinweg die weißen Schmuckfedern der Soldaten Tschakas wehen. In tödlichem Schrecken will ich zur Höhle zurückeilen, doch bei meinem Nahen höre ich das Weib schreien zum Erbarmen. Zwei Zulu-Krieger zerren sie mit ihrem Kind aus der Höhle heraus. Einer stützt sich mit dem Rücken gegen den Stamm eines großen Gelbholzbaumes an und hält das schreiende Weib in seinen Armen. Der andere hält das Kind, schleudert es wie einen Ball hoch in die Luft, und setzt dann, wenn es niederfällt, seinen Affegai senkrecht auf den Boden, um mit dessen Spitze das Kind aufzufangen.

Die arme Mutter stößt dabei ein entsetzliches Jammergeschrei aus und sucht mit aller Gewalt sich loszumachen, doch der Zulu hält sie mit eisernem Griffe fest. Der Mann mit dem Speere aber lehrt denselben in demselben Augenblick, da das Kind dessen Spitze berühren mußte, rasch um und fängt den Kleinen unbeschädigt in seinen Armen auf.

Immer wieder und wieder erneuert sich das grausame Spiel. Es war mir, als spiele eine Katze mit einer Maus. So oft der herzlose Krieger den Knaben wieder in die Höhe warf, schrie die geängstigte Mutter laut auf, der Kleine aber lachte und quiekte aus Lächerlichkeit. Er hatte offenbar keine Ahnung von der Gefahr in der er schwebte, und es kam ihm lustig vor, wie ein Ball in die Luft geworfen und dann wieder aufgefangen zu werden.

Da kann nichts auf der Welt mehr die entsetzte Mutter halten. Mit gellendem Aufschrei reißt sie sich von dem Soldaten los, springt auf den Mörder ihres Kindes zu, entwindet ihm den Affegai und bohrt ihm denselben in die Kehle, daß er rücklings zu Boden fällt. Einen Moment später ist schon der zweite Zulu zur Hand und bohrt dem Weibe seinen Affegai in den Leib. Diese windet sich in Todesnöten, dreht sich rasch

um und treibt mit dem Aufgebot ihrer letzten Kraft ihrem Mörder die Spitze ihres Messers, den sie zuvor rasch wieder zurückgezogen hatte, in die Magen-
gegend. —

Das alles geschah rascher, als es sich beschreiben läßt. Entsetzt schaute ich offenen Mundes auf die blutige Szene, und will mich eben der armen Mutter und ihrem Kinde nähern, als plötzlich drei neue Zulu-Krieger auf dem Schauplatz traten. Ich duckte mich rasch nieder in's Gebüsch, konnte aber doch von meinem Versteck aus alles sehen und hören. Die drei betrachteten mit eifriger Nähe die in Todesnöten sich windenden Körper. „Mit diesen ist es aus,“ sagte ihr Anführer, griff nach seinem Knotenstock und schlug die drei Verwundeten mit aller Kraft auf den Kopf. „Krach! Krach! Krach!“ er-
schante es dreimal und jedesmal rollte dabei eine Leiche ins rotgefärbte Gras. Die beiden andern nahmen die Schilde und Messer der Erschlagenen, worauf sich die Partei wieder entfernte. — Ich blieb allein in meinem Versteck, halbtot vor Furcht.
(Fortsetzung folgt.)

Südafrikanische Reiseerlebnisse.

Von A. Vogelmann.

(Schluß.)

Verschiedener Umstände wegen beschlossen wir schon am zweiten Tag unsere Rückreise anzutreten, obgleich die Ochsenkarre erst für den dritten Tag auf die Station Corney bestellt war. Es war ein ungemein schwüler und heißer Sommertag; aus der Karro wehte ein richtiger Backofenglutwind. Die Eisenbahnzüge waren infolge der Feiertage dicht besetzt, und die Passagiere wie Perringe verpackt. Es fiel mir auf, daß niemand an dem Trappistenhabit Anstoß nahm. Doch ja, eine Frau, die sich etwas verspätet hatte, ließ dem Zuge entfliehen, um noch einen Platz zu erhaschen. Rasch öffnete unser Coupee, stößt jedoch beim Anblick des Paters einen Schrei aus, als hätte sie ein Gespenst gesehen, schlägt eilends die Türe wieder zu und rennt nach einem anderen Coupee. —

Halb gebraten und stark ermüdet kamen wir endlich auf der Station Corney an. Eine anständige Gelegenheit zum Uebernachten gab es nicht; so nahmen wir also einen kleinen Imbiß und begannen den beschwerlichen Weg unter die Füße zu nehmen. Der afrikanische Glutwind jagte rote Staubwolken auf, die sich mit peinlichem Gefühl in alle Poren setzten; dazu stellte sich bald der Durst in ungeahntem Maße ein.

„Die Hitze wurde immer krasser,
Viel Durst gab's da, und wenig Wasser,
Und mancher deutscher Wandersmann
Hat hier den Durst sich abgetan“, —

hätte vielleicht Ludwig Uhland gedichtet, wenn er dabei gewesen wäre. Uns aber war's weder ums Singen, noch um's Versen machen. Ein paarmal durchqueren wir zwar das ausgetrocknete Bett eines Baches, der noch kleine Pfützen enthielt; da sich das Wasser beim Trinktversuche als brackisch und ungenießbar erwies, wanderten wir fürbaß, bis wir etwa halbwegs ein Farmerhaus trafen, die einzige menschliche Wohnstätte auf unserem ganzen Weg.

Es war eine Burenfarm mit einem großen Damm in der Nähe, hinter dem eine gelbliche Brüche stand, die man dort „Wasser“ nennt, und die man höchstens als Viehtränke benutzen konnte. Scheu und wortkarg empfingen uns die Bewohner. Auf die Bitte um

ein Glas Wasser brachten sie uns doch in generöser Weise Milch, Brot und Butter; dann aber zogen sie sich in die andere Ecke des Zimmers zurück und betrachteten uns mit mißtrauischen Blicken. Die Buren sind sonst sehr gastfreundlich, doch katholischen Priestern u. Ordensleuten gegenüber können manche die alten Vorurteile nur schwer ablegen. Auch diese Leute hier, sonst offenbar recht gut, brachten sie uns doch auf meine Frage nach Bier sofort eine Flasche deutschen Exportbieres, vielleicht die einzige im ganzen Haus, und beim Abschiede wiesen sie beharrlich jede Bezahlung zurück. Möge ihnen der liebe Gott die Gastfreundschaft belohnen, die sie uns damals bewiesen!

Als wir nach gründlicher Erholung weiterzogen, war die Sonne schon zur Ruhe gegangen, der Wind aber war zu einem leichten Hauch herabgesunken. Es war dumpf und schwül geworden. Der Himmel überzog sich mehr und mehr mit schwarzem Gewölk, und in der Ferne begann es zu donnern; offenbar war ein schweres Gewitter im Anzug. Rasch brach die Dämmerung herein, und kurz darauf war es stockfinstere Nacht, die nur von Zeit zu Zeit durch ein grelles Wetterleuchten erhellt wurde. Langsam, aber sicher, zog sich das Gewitter hinter uns zusammen und kam uns nachgeschlichen.

Auf einmal erdröhte in der Ferne Wagengeraschel, bald darauf hörten wir auch das Peitschengeklirr und die lauten Zurufe der Treiber an ihre Tiere. Gottlob, dachten wir, da kommen hinter uns Wagen, die uns vielleicht mitnehmen! — Es waren die Hottentotten der Herrnhuterstation Enon, zwei Stunden nördlich von Dunbrody gelegen, die in einer entlegenen, aber sehr fruchtbaren Ecke ihres großen, gegen 12 engl. Quadratmeilen umfassenden Gebietes die Getreideernte eingeheimst hatten und die nun mit ihren vollbeladenen Wagen, die Ochsen unter großem Gescherei fortwährend im Marsch-Tempo haltend, in Eile an uns vorbeijagten.

„Geda, warum denn so eilig?“ riefen wir. Die Antwort war: „Die Elephanten sind da, die Elephanten sind da!“ — Da wir die Fahrgelegenheit doch nur bis zur Abzweigung des Weges nach Enon hätten benutzen können, die Eise im Vorderteile der Wagen schon von den Familien der Hottentotten besetzt waren, und diese ohnehin keine Lust zeigten, unsertwegen anzuhalten, so ließen wir die Karawane ihres Weges ziehen.

Mit den „Elephanten“ aber hatte es folgende Verwandnis: Das Hochwild Afrikas: Nashorn, Giraffe, Gnu, Zebra usw. ist längst nach Zentralafrika verdrängt worden und in Südafrika fast gänzlich ausgerottet; nur eine kleine Elephantenherde hat sich noch im sogenannten Abdoobusch erhalten und wird von der Kapregierung geschützt. Unter Tags halten sich die Elephanten in den Bergen versteckt, bei Nacht kommen sie herab an die Tränkstellen des Sonntagsflusses und auf die Futterplätze der Niedgrasweiden, wo sie sich als Herren der Situation fühlen. Wilder als der indische Elephant nimmt der afrikanische den Menschen auf, wenn dieser ihm zu nahe tritt und ihm gerade in den Wind kommt. So wurde uns erzählt, daß einige Zeit vorher ein Kafferbote, der bei Nacht von einer Farm zur anderen gesandt worden und der den Elephanten in den Wind gekommen war, von diesen aufgenommen und zu Tode gestampft worden sei. So viel ist gewiß, daß dort kein Farmer bei Nacht das

Haus verläßt, wenn er weiß, daß Elephanten in der Nähe sind.

Wir selbst gewahrten jedoch nichts, was uns hätte ängstigen oder gefährlich werden können. Dagegen stellte sich allmählich das Gefühl der Erschlaffung und Erschöpfung ein, über das P. Joseph immer häufiger und nachdrücklicher zu klagen begann. Er war eben auch viel schlimmer daran als ich; er trug seine schwere Ordenskleidung und seine ganze Konstitution war damals durch ein chronisches Magenleiden geschwächt. Während ich mich sonst ganz wohl befand und in Hembärmeln marschierte. Endlich rief er: „Jetzt bin

nehmens war keine, denn die Temperatur der gelben Brähe mag 22 bis 24 Grad R. gehabt haben, aber es war doch Wasser, süßes, trinkbares Wasser. Dann legten wir uns der Länge nach hin, ein wenig auszu-
ruhen.

Am liebsten wären wir liegen geblieben und hätten ein paar Stündchen geschlafen, allein das jetzt nahe am Ausbruch stehende Gewitter — schon fielen einzelne schwere Tropfen — und die Nähe Dunbrodys trieben uns wieder auf die Beine. Es dauerte nicht lange, da sahen wir die Wellblechdächer der Trappisten-Abtei im Blitzstrahl aufleuchten. P. Joseph aber wurde auf einmal ganz stumm. Was hatte er wohl? Nichts, die Sache war einfach die: er war in der Nähe des Klosters wieder mit einem Schläge ganz „Trappist“ geworden, und der hält sein Stillschweigen, zumal während der Nacht. Selbst vom Obern wird es von der Komplet ab bis zur Prim nur in Fällen ganz besonderer Not gebrochen.

Glücklicherweise hatte das Gewitter immer noch gezögert, gerade als ob es auf unsere Unterkunft gewartet hätte. Kaum aber waren wir unter Dach und Fach, als es mit elementarer Gewalt losbrach; mit geradezu ohrenbetäubendem Getöse prasselte der Regen auf die vielen Wellblechdächer nieder. Ich suchte daher einen der gewölbten, ebenerdigen Räume auf wo ich bald bei einem vom P. Joseph präsentierten Imbiß saß und mit einer Flasche deutschen Exportbieres unter einem herzlichen „Deo gratias“ den größten Durst löschte, den ich während acht Jahren in Südafrika oder sonst wohl je gehabt habe.

Wenn nun diese Zeilen dem lieben Pater Joseph in Emmaus zu Gesicht kommen, möge er sich in Liebe des Schreibers erinnern. Nur allzu gerne hätte ich auch an seinen hochbetagten ehrw. Vater Franz einen ehrerbietigen Gruß beigefügt, doch der weißt seit ein paar Monaten leider nicht mehr unter den Lebenden.



Dorfklatzsch.

ich total erschöpft; ich kann nicht mehr weiter und lege mich einfach hier nieder. Sie müssen sehen, daß Sie sich allein nach Dunbrody durchschlagen und von dort die Dekanatskurie schicken oder bringen, um mich abzuholen.

Bis dahin war ich in einer Art stumpfsinniger Ermüdung so dahingetrabt, einzig darauf bedacht, in der stockfinsternen Nacht den Weg nicht zu verlieren. Jetzt aber raffte ich mich auf und schaute mich, das Aufleuchten eines Blitzstrahles abwartend etwas um und rief erfreut aus: „Mut, Herr Pater, jetzt kenne ich mich aus, jetzt weiß ich, wo wir sind! Diese Baumgruppen dort kenne ich; wir sind nicht mehr weit von Dunbrody, und dort rechts von uns in nächster Nähe eine Wasserstelle des White-River!“ Und durch die Büsche schlagend, fanden wir dieselbe auch und labten uns an dem nicht gerade „edlen“, aber doch trinkbaren Naß. Gefahr der Erkältung und des Ueber-

„Zählet die Männer am Tische des Herrn!“

Auf dem großen Katholikentage zu Würzburg im Jahre 1877 forderte der selige Weihbischof von Köln Dr. H. J. Schmitz, damals noch einfacher Kaplan in Düsseldorf, die katholischen Männer zum öfteren Empfange der heiligen Sakramente auf. Die schönen Worte dieses Kaplans verdienen in unseren Tagen noch mehr Beachtung als vor 30 Jahren.

„In den Kämpfen der Gegenwart“, so hat der seeleneifrige Kaplan hervorgehoben, „müssen wir Katholiken uns vor allem im katholischen Leben, in eifriger Benützung der Gnadenmittel der hl. Kirche bewähren. Ich war vor wenigen Wochen in Dublin, der Hauptstadt von Irland; ich wollte die Mittel kennen lernen, wodurch das irische Volk sich das Erbteil seines Landes, den katholischen Glauben, bewahrt

Ich dachte da eine wohlgeschulte katholische Presse, große Casinos und eine warme Begeisterung für O'Connell zu finden."

"Ich langte an einem Sonntag Morgen an der Kiste an, und mein erster Gang war zur ersten

mente? und wie viele Männer haben wohl an der hl. Kommunion teilgenommen?" Man antwortete mir:

"Es ist die regelmäßig wiederkehrend: monatliche hl. Kommunion der Herz-Jesu-Bruderschaft; dreizehnhundert Männer haben daran teilgenommen."



Zwei Gärtner.

Kirche, um die hl. Messe zu lesen. Es war kein: Wegs die Hauptkirche noch die besuchteste Kirche von Dublin, die St. Andreas-Kirche. Als ich in das Thor der Kirche kam, fand ich einen großen Raum hinter demselben abgesperrt und nur von Männern besetzt, welche zum Tische des Herrn gingen. Ich fragte später in der Sakristei: „Ist hier ein besonderes Fest oder eine besondere Veranlassung zum Empfang der hl. Sakra-

Ich habe sodann nicht mehr nach andern Glaubensmitteln gefragt; ich habe weder Casinos aufgesucht noch das Andenken an O'Connell. Das Rätsel, wie Irland seinen katholischen Glauben bewahrt, war gelöst: Dreizehnhundert katholische Männer am Tische des Herrn!"

„Meine Herren,“ so schloß der Kaplan seine Rede, „wollen Sie Ihre katholischen Streiter zählen, zählen

Sie die Männer am Tische des Herrn! Wen sie dort nicht finden, der kämpft weder gut noch beharrlich!"

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Altheim, Tauberbischofsheim, Bittthard, Göttschwein, Regensburg, Weiler, Kronach, Speyer, Steinburg, Griesbach, Rannungen, Niedern, Glashofen, Affenstadt, Oberwittighausen, Sipplingen, Sommerach, Motten, Weingarten, Ottmarshausen, Roshaupten, Bad Nibling, Buisenbach, Ludwigshafen, Wiesmühl, Erfurt, Hörmannsbach, Würzburg, Werden, Simmerath, Aachen, Hüttersdorf, Rösberg, Dären, Fimmersdorf, Webelinghoven, Alois Schmid, Maria Döbele, Schwarzenbach, Theresia Gläser, Gerhard Frankenhäuser, Boms, Herrmannsbach.

Dankfagungen

gingen ein aus: Mondfeld, Münden, durch die Fürbitte der Muttergottes und des hl. Antonius wurde mir geholfen, M. W., Rumburg, Grog, St. Johann, Raumberg, Bamberg, Wiesbach, Niederhomburg, (aus Provinz Hannover), Dank dem hl. Antonius, aus Großheubach, Kuzzell.

Gebets-Empfehlungen.

Um Erlangung einer guten Stelle, dreimal. Junges Ehepaar um dauernde Stelle, zweimal. Eine Person auf schlechtem Wege, dreimal. Um Klosterberuf und Beseitigung von Hindernissen, dreimal. Um Bestehen des Staatsexamens, zweimal. Um Bewahrung vor Schwermut, zweimal. Ein glaubensloser Sohn. Schwere Anliegen, zehnmal. Um Gesundheit, viermal. Regelung von Familienangelegenheiten. Um glückliche Heirat, dreimal. Trunksüchtige, viermal. Um günstigen Prozeßabluß, zweimal. Um Glück und Segen in der Familie, fünfmal. Viele verschiedene Anliegen, achtmal. Um Glück und Segen, viermal. Um gute Kindererziehung, viermal. Fühlende, zweimal. Um Erhöhung, dreimal. Um Hausfrieden, viermal. Guten Geschäftsgang, fünfmal. Passende Stelle eines Priesters, zweimal. Ergebung in Gottes hl. Willen, sechsmal. Erziehung der Kinder, viermal. Gelbangelegenheit, dreimal. Kranke Tochter, dreimal. Glückliche Entbindung, sechsmal. Um Befreiung eines Vaters, viermal. Glück. Hauskauf, dreimal. Ein Knabe mit schwerem Augenleiden. Um Familienfrieden, zehnmal. Eine Novene in schweren Anliegen. Um würdigen Empfang der Sakramente. Um glückl. Ehestand. Elternloser Jüngling. Junge Eheleute. Ein Priesterkandidat. Ein ungeratener Sohn, dreimal. Leichtfertige Tochter, viermal. Unzufriedene Frau, zweimal. Streitsüchtige Söhne, dreimal. Ein Eristomunitant, viermal. Eine verunglückte Frau. Glück. Standeswahl, fünfmal. Eine Schwester in großen Seelenleiden. Eine schwer kranke Person. Eine Sinnesänderung. Befreiung unbüßfertiger Sünder. Passende Wohnung, dreimal. Augen- und Ohrenleidende, viermal. Glück. Sterbestunde. Guten Fortgang in Studien. Gute Generalbeicht. Erhaltung des Augentlichtes. Befreiung eines Sohnes. Krankes Kind. Priesterberuf.

Diese und alle anderen Anliegen unserer Wohltäter empfehlen wir dem Gebete der Missionsgemeinde, der schwarzen Kinder, der Neubefehrten und aller Leser des Bergsheinmicht.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Messbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Wwe. Effer, Fehlenberg, Elisabeth Hoffmann, Erfurthshausen. Barbara Mezenroth, Dögg-Weidrich, August Kister, Bergshausen. Elisabeth Kirshagen, Pfaffenndorf. Gertrud Jungblut, Alsdorf. Johann Duest, Aldenhoven. Margaretha Fischbach, Frankfurt. Heinrich Nirsens, Erberich. Hermann Küper, Schmachtenndorf. Frau Raus, Mandern. Frau Herm. Feller, Dohtrup. Agnes Kohaus, Lette. Peter Spizenberg, Uder. Heinrich Ridel und Wilhelm Ostfeldtel, Clarholz. Farrer Baand, Derubach. Philipp Jos. Lynen und Katharina Schümmer, Wärfelen. L. Röttgen, Bonn. P. Michael Werker, Aachen. Wwe. Will und Adelgunde Maes, Göttingen. Fr. Kath. Marx, Trier. Hermann Fiering, Gelsenkirchen. D. Thelen, A. G. Rohe, J. J. Kruth, Schw. Alphonse, M. Thelen, M. Mödersheim, M. Uerlich, P. Rohe, sämtl. in Epp. Ferdinand Wolter, Schönheissen. Elisabeth Weybert, Verborn. Wwe. A. Ort-

mann, Sterkrade. Heinrich Wenge, Lidinghausen. Agnes Glasder, Oppeln. Johann Grein, Mondfeld. Johann Mich. Grimm, Grog. Beata Schusck, Teichen. Kath. Kern, Toledo-Ohio. Maria Willenborg, Templeton-Jowa. Walburga Mannhard, Gebenhofen. Frau Schirmeister, Maria Schirmeister, geb. Schau, und Wwe. Barb. Hartmann, Sipplingen-Stern. Auguste und Elisabeth. Ketz, Motten. Barbara Seiber, Hardheim. Josef Flaiger, Krailing. Maria Brigelmeier, Hohenried. Magdal. Krieger, Reichersdorf. Ketzeng Waldher, Heilbrunn. M. Anna Strichlin und Kath. Brungard, Balshweiler. Anna Ade, Straß. Ludw. Heilig, Altheim. Agathe Rod, Heggibach. Johann und Agnes Reifig, Neufang. Anna Alt, Hekles. Maria Scheidnagl, Häuser. Franz Kutowski, Brandenburg. Gg. Kieffer, Numersheim. Karl Graf, Oberhalsenbach. Joh. Bapt. Seuffert, Würzburg. Johann Murr, Nürnberg. Martin Michel, Wolfshausen. Mathias Wändl, Sallerdb. Josefa Strimatter, Buch. Margaretha Mitterer, Esbaum. Johann Kisch, Main. Anna Maria Wienbl, Frankenberg. Georg Dolt, Ottrott. Johann Luz, Muggensturm. Danzer, Scheunob. Alois Schmiedhofer, Fischbach. Anton Hadler, Maria Trost. Ludwig Ritter von Scheuer, Grog. Leopold Gruber, Linz. Theresia Prinz, Wien. Johann Huber, Nagendorf. Sr. Priorin Agnes Auala und Sr. Rosalia Baute, Güns. Vinzenz Haselbacher, Maria-Trost. Josef Keller, Murel. Klara Großsteiner, Kellmishberg. Theresia Sol, Warasdin. Wertaent Rudolf, Petrijewi. Beata Schusck, Teichen. Johanna Köfler, Kirchberg a. d. Rab. Herr Moosler, Steing. Theres Gusterer, Murau. Wwe. Effer, Fehlenberg. Frau Schein, Aachen. Josefine Bahlmann, Dinklage. Josefine Hoppe, Altenbuchum. Wilhelmine Holzentamp, Bonrecht. Marg. Brann, Neckenheim. Anna Kath. Besgen, Köln. Barbara Red, Bogdori. Vater eines Benediktiner-Bruders, Willa, N.-Dal. Agnes Westhouse, Newyork, N.-Y. Peter Gungelmann, Andale, Kans.

Notiz

für die Kandidaten der Mariannhiller Mission.

Wer die erforderlichen Bedingungen noch nicht erfüllt hat und sich an der nächsten gemeinschaftlichen Abreise beteiligen möchte, möge sich beeilen, bei Zeiten alles zu ordnen. Die nächste Postulanten-Gesellschaft (in Begleitung eines nach Süd Afrika zurückkehrenden Mitgliedes unserer Mission) wird wahrscheinlich schon im März abfahren.

Würzburg (Reibeltsgasse Nr. 10), 15. Jan. 1910.

P. Nother Vorjehl.

Wichtig

für Ordens-Kandidaten beiderlei Geschlechts.

Ohne besondere Erlaubnis des Apostolischen Stuhles unter Strafe der Nullität der Profess dürfen künftighin weder zum Noviziat noch zur Ablegung der Gelübde zugelassen werden:

1. Diejenigen, welche aus Kollegien, auch Laienkollegien, wegen schlechter Sitten oder wegen anderer schwerer Vergehen ((crimina)) ausgeschlossen sind.
2. Diejenigen, welche aus Seminarien, geistlichen oder religiösen Erziehungsanstalten aus irgend einem Grunde weggeschickt worden sind.
3. Diejenigen, welche, sei es als Professoren, sei es als Novizen von irgend einem anderen Orden oder einer anderen Kongregation weggeschickt worden sind, oder als Professoren Dispens von den Gelübden erlangt haben.
4. Die als Professoren oder Novizen in einer Ordensprovinz aus dieser weggeschickt wurden, nun in eine andere demselben Orden oder derselben Kongregation gehörige Provinz wieder aufgenommen zu werden wünsch. (S. Congr. De Relig. d. d. 7. Aug. 1909.)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Vergißmichnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:

Frater Edmund Küpper O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

28. Jahrgang.
Nr. 3.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franco zu-
gelandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.
Ueberzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlskarte oder
Postanweisung.

Postfach-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
März 1910.

Der **Keinertrag**
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Eine Wißbegierige.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergifmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Berufung.

Ein artig Knäblein wohlgeborgen
Ruht in dem Bette blütenrein,
Indes der helle Maienmorgen
Zum Fenster lächelt froh herein.

Die Mutter steht am Lagerende,
Sie wartet, bis das Kind erwacht,
Sie faltet fromm die treuen Hände,
Sie danket Gott für gute Nacht.

Da naht sich leis' ein Strahl der Sonne.
Er klettert schnell zum Bettlein hin;
Dort macht er Halt, umspielt in Wonne
Des holden Knäbleins Mund und Kinn.

Nun wacht es auf, es schaut im Kreise —
Da ist die Mutter schon zur Seit'
Und küßt nach lieg'geword'ner Weise,
Die Kneiglein ihres Kindes beid'.

Sie hebt heraus es aus den Kissen,
Sie lehnt es glücklich an die Brust,
Indes, im unverständ'gen Wissen,
Das Kind genießt des Maien Luft.

Jetzt sieht es weithin etwas blitzen,
Dort hängt es, an der schmalen Wand,
Und schon auch möcht' es dies besitzen,
Schon streckt es aus die kleine Hand.

Das Silberkreuz, das will es haben
Und schnell die Mutter nimmt's herab;
„So magst du dich an diesem haben,
D bleib ihm treu bis in dein Grab!“

Die zarten Händchen fassen feste,
Sie pressen stark es an das Herz;
Und laut besagt die kleine Geste:
„Ich bleib dir treu in Leid und Schmerz!“

Da plötzlich zieht ein leises Ahnen
Durch Mutter's Herz, durch Mutter's Sinn,
Sie hört des Gottes ernstes Mahnen:
„Gib deinen Sohn einst ganz mir hin!“

Und heiße Tränen fließen nieder,
Die Mutter bringt ihr Opfer dar.
Sie drückt das Kind und küßt es wieder,
Sie wird es schützen manches Jahr.

* * *

Und wieder lacht ein Maienmorgen,
Da bringt „das Opfer“ jetzt der Sohn.
Die Mutter fühlt sich wohlgeborgen,
Sie kniet mit ihm vor Gottes Thron.

Hubertus-Kraft Graf Strachwitz.

Eine freudige Ueberraschung.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Ezenstochau. — War das eine Freude und ein Jubel auf unserer Missionsstation, als am 31. Juli v. J. der Hochw. P. Balduin Reiner, und am nächsten Abend darauf der Hochw. P. Innocenz Buchner hier eintrafen! — Wie schon in der Oktober-Nummer unseres Blättchens angedeutet, waren die beiden Patres im Dezember 1908 als Delegaten des Missionsklosters Mariannhill nach Rom abgereist. Wohl hatten wir inzwischen gehört, sie seien am 25. Juli 1909 wieder wohlbehalten im Mutterhause eingetroffen, allein niemand von uns ahnte, daß wir die beiden Patres so schnell hier in Ezenstochau sehen sollten; daher war aber auch die Ueberraschung bei weiß und schwarz um so größer.

Mit ungeheuchelter Freude eilten alle dem Gefährt entgegen, und die Kinder lärmten und jubelten, daß beinahe die Pferde schrien. Ja, es war ein frohes, glückliches Wiedersehen!

Volle, ungetrübte Freude ist auf Erden allerdings fast nie zu finden; so auch hier. Tags zuvor hatten wir durch ein Telegramm erfahren, daß die Missionsstation Ezenstochau den teuren ehrw. Vater Ger-ard Wolpert, der inzwischen vom hl. Stuhle selbst zum ersten Propst von Mariannhill ernannt worden war, verlieren sollte. Das war ein bitterer Wermutstropfen; denn wir waren an die gesegnete Wirksamkeit unsers ehrw. Vaters, der anderthalb Jahr-

zehnte hindurch persönlich die Ezenstochauer Mission leitete, nur allzu sehr gewöhnt. Daß nun aber trotzdem der allgemeine Jubel bei der Ankunft der beiden Patres so stürmisch zum Ausdruck kam, ist ein eloquenter Beweis dafür, welch' großer Beliebtheit auch sie sich erfreuen, die ebenfalls viele Jahre hindurch in der hiesigen Mission tätig waren.

Kaum hatte P. Balduin sein Zimmer betreten, da ging seitens der Kinder ein neues Drängen, Bitten und Fragen los; kam doch der gute Baba von Europa, das für die Schwarzen ein wahres Märchenland ist, und hatte ihnen sicherlich gar vieles und Schönes zu erzählen. Ihre ersten Fragen galten, wie das bei unsern Christen immer der Fall ist, dem hl. Vater in Rom. Von ihm wollten sie alles ganz genau wissen: ob er wirklich auch an sie gedacht und nach ihnen gefragt habe und ob er sie auch liebe usw. Als ihnen nun P. Balduin die Versicherung gab, ja der hl. Vater in Rom habe auch nach seinen schwarzen Kindern in Afrika gefragt, er liebe sie alle gar sehr und sende ihnen seinen hl. Segen, da klatschten sie in heller Freude in die Hände und begannen mitten im Zimmer zu springen, zu jubeln und zu tanzen.

Die beiden Patres hatten von Europa und speziell von Rom verschiedene Bilder, Photographien und Ansichtskarten mitgebracht, und die Kinder wurden nicht müde, dieselben immer wieder und wieder anzuschauen und stellten in maßlosem Staunen über all diese Wunderdinge tausend Fragen. Alles war ja so schön, so neu und fremd, die großen Häuser und

Baläfte, die herrlichen Kirchen, die Eisenbahnen, Dampfschiffe und hundert andere Sachen. Ganz besonders aber interessierte sie Zeppekins prächtiges Luftschiff! Hätten ihnen die beiden Patres nicht wiederholt versichert, es sei das wirklich so und sie hätten es mit ihren eigenen Augen gesehen, so hätten sie es gar nicht geglaubt. Wie, die Weißen in Europa sollten in einem großen herrlichen Schiff lustig und frei, wie ein Vogel in der Luft umeinander fliegen? Das gab's ja nicht einmal im Märchen vom „geflügeltsten Drachen!“ —

Als ihnen aber P. Balduin von den guten weißen Leuten in Europa zu erzählen begann, von unsern teuren Verwandten und Bekannten jenseits des großen Meeres, und von all den edlen, hochherzigen Wohltätern, die sich so freundlich und teilnahmevoll nach den Schwarzen in Afrika erkundigt hätten, da schim-

ihrem Schlafkammerchen lag, übergaben sie die schönen Sachen mir, der Schreiberin dieser Zeilen, und begannen, noch ganz außer Atem vor Hast und Freude, zu berichten, der Hochw. P. Balduin sende alle diese Geschenke der Schwester Koletta, denn sie wisse immer am besten, wie alles zu verwerten sei, zumal jetzt, da gerade mehrere Hochzeiten vor der Tür ständen und verschiedene Marienhausmädchen eine kleine Ausstattung erhalten sollten.

Bei letzteren Worten leuchteten die Augen Kamillas hell auf, kein Wunder, denn auch sie, die nun seit beinahe 19 Jahren auf unserer Missionsstation weilt, ist „Braut.“

Die Freude und Ueberraschung der guten Schwester Koletta selbst, die sich ja nie glücklicher fühlt, als wenn sie der Not der armen Schwarzen steuern kann, mögen sich unsere geehrten Leser und Leserinnen selbst



Gruppe von Schulfädchen.

merkte es feucht in den Augen der schwarzen Kinder. Ihre kindliche Liebe wuchs und brach vollends in ein lautes Loben und Preisen dieser abelungu abanomusa kangaka (dieser überaus lieben und guten Weißen) aus, als eine große schwere Kiste mit allerlei nützlichen Gaben und Spenden ankam, die P. Balduin von mehreren guten Wohltätern, namentlich aber von einem gewissen Fräulein Lina Bischofsberger aus Saulgau erhalten hatte.

Kamilla, Maria Elisabeth und Heriberta, drei brave Marienhausmädchen, durften beim Auspacken der Kiste helfen. Da gab es nun ein Schauen, Staunen und Verwundern über all die schönen und nützlichen Sachen, die da zum Vorschein kamen! Als sie aber die Werbung erhielten, alles miteinander ins Marienhaus zu tragen, damit ihre gute Mutter, Schwester Koletta, darüber weiter verfüge, kannte ihre Freude und ihr Jubel einfach keine Grenzen mehr. Ueberreich mit den mannigfachen Geschenken bepackt, flogen sie gleichjam die steile Anhöhe herab dem Marienhaus zu. Da Schwester Koletta eben krank in

ausmalen. Die gute, pechschwarze Heriberta hatte so unrecht nicht, als sie bei Uebergabe des letzten Päckchens unter schelmischem Lächeln meinte: „Jetzt wird aber unsre Ma (Mutter) bald wieder gesund werden, denn unverhoffte Freude ist die beste Medizin.“

In später Abendstunde standen alle unsere Marienhausmädchen — ihre Zahl beläuft sich gegenwärtig auf 49 — beisammen und erzählten einander immer wieder von den vielen schönen Sachen, die von den guten weißen Wohltätern jenseits des Meeres gekommen seien, und beratschlagten sodann, was sie denn tun sollten, um diesen hochherzigen Leuten gebührend zu danken und ebenjalls eine kleine Freude zu machen. „Beten, recht beten muß man für sie,“ meinte die fromme Augustine; „ja, das wollen wir,“ stimmten alle bei, schloßten aber zugleich in hellem Jubel dem Vorschlage der klugen M. Elisabetha bei, an die Wohltäter in Europa einen langen schönen Brief zu schreiben. Sie verstanden zwar deren Sprache nicht, aber für die Uebersetzung ins Deutsche würde schon Schwester Lehrerin sorgen.

Gesagt, getan! Zuerst wurde allseitig erwogen, und besprochen, was man denn alles Schreiben sollte dann sagte Veronika, die unseren Lesern schon längst

bekannte schwarze Lehrerin, deren Gedanken in folgenden Worten zusammen:*)

Nkosazana etandekayo!

Sajabula kakulu impela, ngomhla kufika u Baba u Fr. Balduin, wasizekela izindaba ezinhle zapetsheya nangabantu labo abahle nangemisebenzi yabo emihle abayenzayo kubantu abampofu.

Batshengisa ngempela, ukuti bang'abantu abalungileyo, saze safisa ukubabona, sihlale nabo!

Anduba ngesikatshana kwafika ibokisi lake u Baba; salilungisa sakipa impahla. Wou, samangala sibona impahla enhle eningi kangaka, sabuza ukuti ubani owatuma konke loku na?

Wasitshela, ukuti konke kuvela kobanibani, anduba wati, i Nkosazana etile u Lina Bischofberger yatuma okuningi, nabanye basizile.

Au, samangala ngomusa wako 'Nkosazana etandekayo, nalabo abakusizile kulo msebenzi omuhle, owenzile kitina abantwana abamnyama bas'e Afrika, ungasazi nokuti sing' abantu abanjani!

u Baba wanika konke i Nkosazana yetu u Sr. Coletta, wati kuhle asijabulise ngako ngo Kisimus, uma sihlonipa.

Sajabula sambonga nokumbonga u Rev. Fr. Balduin! Nkosazana yajabula yacitsh' ukukala izinyembezi, ngoba konke kwafika igula ilele embedeni; yajabula impela ibona, ukuti inamandhla ukujabulisa abantwana bayo.

Po-keasazi, ukuti wena sizokubonga siti — ni, ukupela uma sinamandhla sizobonga u Nkulunkulu ote ngesandhla sako wasitumela konke loku!

'Nkosazana enhle, ungakacabangi ukuti ukwenze loku ngeze; u Nkulunkulu wayekwazi wabona isibomu sako esihle.

Kutiwa okwenza okuncane komunye ompofu utola umvuzo en Kosini yapezulu.

u Jesu-Kristo uti emibalweni eyingwele: banenhlanhla abanomusa ngoba bayozuza umusa.

Ngako siyazi, ukuti aukwenzanga ngeze ngempela ngelinye ilanga uzotola umusa ku' Nkulunkulu, kanye nalabo bonke abakusizile kulo msebenzi omuhle.

Impahla enhle kangaka, imibalabala, engeko neze lapa e-Afrika.

Siyatembisa ngempela ngezinhliziyo ezibongayo, ukuti sokukumbula njalo emitandazweni yetu, ukuba utole umvuzo womusa nomgele ezulwini, nakuba lapa singenamandhla ukuba sikubone ngamehlo etu, siyatemba ukuti sobonana pezulu!

u Baba lowo pela u Rev. Fr. Balduin Reiner usesishiyile waya e Mhlatuzana, sahlala naye izinsukwana nje, anduba wahamba no Baba u Rev. Father Gerard Wolpert, abamtatile naye. Manje sihlala no Fr. Innocent Buchner, no Fr. Emanuel Hanisch;

Vielf geliebtes Fräulein!

Groß überaus war in der Tat unsere Freude an dem Tage, da unser Vater P. Balduin ankam, und uns so viel Schönes erzählte von dem Lande da drüben und von den guten Leuten daselbst und den frommen Werken, die sie üben gegen die Armen.

Sie zeigen in der Tat, daß sie edelgestimmte Menschen sind. O könnten wir sie doch sehen, und persönlich bei ihnen weilen!

Nur darauf kam eine Kiste für den Vater an; wir durften sie zurecht machen und die Sachen herausnehmen. Hei, wie staunten wir über die vielen und schönen Sachen, und fragten, wer denn all das geschildert habe?

Er sagte uns, woher alles komme; das meiste habe ein gewisses Fräulein Lina Bischofberger gespendet, aber auch manch' andere hätten geholfen.

O wie wunderten wir uns über Deine Güte liebwertes Fräulein, und über all jene, die zu diesem guten Werk beigetragen haben für uns schwarze Kinder Afrikas, die ihr doch gar nicht kennt!

Der Vater gab alles unserer Schwester Coletta und sagte, sie dürfe uns damit an Weihnachten eine Freude machen, wenn wir recht brav seien. Wie freuten wir uns da und dankten mit großem Danken unserem Hochw. Vater Balduin! Aber auch die Schwester freute sich so sehr, daß sie fast in Tränen ausgebrochen wäre, denn all dies kam an, als sie krank im Bette lag; nun wußte sie hoch erfreut, wie sie uns Kinder beglücken könne.

Wie wir aber Dir gebührend danken sollen, wissen wir gar nicht und können es nicht sagen; soweit es aber in unserer Kraft steht, wollen wir Gott, dem Großen, Großen, danken, daß er uns durch Deine Hand dies alles geschildert hat!

Gutes Fräulein, glaube ja nicht, daß Dein Tun vergeblich sei, Gott sieht und kennt deine gute Absicht.

Reicht es doch, daß wir für das Geringste, das wir für die Armen tun, unsern Lohn empfangen vom Herrn dort oben; und Jesus Christus sagt in der hl. Schrift: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Wir wissen daher, daß Du es fürwahr keineswegs umsonst getan, denn eines Tages wirst Du Gottes Huld erlangen, sowie all jene, die zu dem guten Werke beigetragen.

So wunderschöne Sachen waren es und so buntfarbige! So was gibt es wahrlich nicht in Afrika.

Wir versprechen Dir mit dankerfülltem Herzen, Deiner in unserm Gebete beständig zu gedenken, damit Du Deinen Lohn bekommst und Gnade und die Himmlskrone. Können wir Dich auch hier nicht sehen mit unsern Augen, so hoffen wir doch auf ein freundliches Begegnen dort oben.

Jener Vater, der Hochw. P. Balduin Reiner hat uns jetzt verlassen; er ging nach dem Umhlatuzane (Mariannhill); wir waren nur kurze Zeit beisammen, dann ging er mit unserm Ehrw. Vater Gerard Wolpert; den haben sie uns auch genommen. Jetzt leben wir mit

*) Wir geben den vollen kaffrischen Text in nebenstehender Uebersetzung wieder, obgleich es schwer hält, im Deutschen den zarten, kindlich-innigen Ton wiederzugeben, der dem kaffrischen Originale eigen ist.

sihlele kahle nabo, siyabatanda nakuba sisakumbula njalo labo abasishiyile.

Aike siyambonga pela u Nkulunkulu, odalile abantu abahle, bokusiza abahlupekayo lapa emhlabini.

Siyakonza kakulu impela kuwe sonke! Kungati isandhla senKosi singaba nomusa kuwe njalo, siku-londe, uz'upume kule'lizwe ufike ekaya elihle lompe-fumulo.

Sala kahle! Yitina abantwana bas e Centokow kuwe Lina Bischofberger.

P. Innocenz Buchner und P. Emanuel Hanisch schon zusammen, ob schon wir oft deder gedenken, die uns verlassen haben.

Im übrigen danken wir Gott, daß er so gute Leute erschaffen, welche gern den Notleidenden auf Erden helfen.

Wir grüßen Euch alle recht sehr. Möge die Hand des Herrn über Dir sein allezeit und Dich beschützen, bis Du diese Erde verlassst und hinauf kommst in jenes Land, welches ist die schöne Heimat der Seelen. Lebe wohl! Wir, die dankbaren Kinder Ezenstochaus, an Dich, Lina Bischofberger.



Kinderlust. (Text Seite 66.)

Wir haben dem einfachen, aus kindlich dankbarem Herzen kommenden Briefe nichts beizufügen, und wünschen nur, daß er den geehrten Lesern und Leserinnen des Bergheimnichts, speziell aber seinen Adressaten eine rechte Freude mache.

Daß P. Balduin nur wenige Tage hier in Ezenstochau blieb, um zugleich mit unserem ehrw. Vater Propst Gerard Wolpert nach Mariamhill zu gehen, haben die Kinder in ihrem Briefe bereits erwähnt. Es war ein stiller, wehmützvoller Abschied, als die beiden Patres am Morgen des 11. August 1909 den Wagen bestiegen, um für immer von hier zu scheiden. Nun wie Gott will! Dem Interesse des Ganzen haben sich immer die Wünsche der einzelnen zu fügen.

Unser gegenwärtiger Superior ist der manchem Bergheimnichtsleser persönlich bekannte Hochw. P. Innocenz Buchner, dem der Hochw. P. Emanuel Hanisch als treuer Mitarbeiter zur Seite steht. Möge auch fernerhin Gottes Segen auf unserem gesamten Missionswerke ruhen!

Meine Vorsätze.

Vom + Abt Franz Pfanner.

(Schluß.)

Schon zehn Jahre hatte ich in Bosnien gearbeitet, und es schien, daß es so fortgehen werde, als ich wieder zum Generalkapitel nach Frankreich reisen mußte. Am Sitz des Generalvikars in Septfonds angelangt, waren nach der Begrüßung die ersten Worte des Generalvikars: „Diesmal werden wir das Priorat Marianstern zur Abtei erheben!“ —

Des andern Tags hatte ich mich aber um 9 Uhr früh schon verpflichtet, nach Südafrika zu reisen, um daselbst ein neues Kloster zu gründen. Daß ich dabei auf dem Wasser fahren müsse, war mir gar nicht eingefallen, und als mir nachher der große Voratz einfiel, war er längst zu Wasser geworden. Der kleine Dampfer, den wir zur Ueberfahrt benutzen mußten, war volle sechs Wochen auf dem Weg. Entsetzlich habe ich da wieder gelitten; doch ich tröstete mich mit dem Gedanken: „Es ist dies zum letztenmale; du bleibst dann für immer in deinem Nest, das du dir in Afrika bauen wirst; und sollte Gott geben, mehrere Klöster in Afrika zu gründen, so ist es groß genug.“

du brauchst nicht mehr einen anderen Weltteil über dem Meere aufzusuchen.“ — Wer lacht heutzutage nicht über diesen meinen Voratz? Und ich selbst muß darüber lachen.

Vor Ablauf eines Jahres wurde ich zum Generalkapitel nach Paris gerufen. Unser Brotvater, der Bischof, der uns in Afrika erhalten sollte, war selbst mittellos geworden. Also schwere Not in Israel! Ich mußte zum Bettelsack greifen und hatte dabei meine liebe Not, meinen alten Wohltätern und Freunden klar zu machen, weshalb ich denn nicht in Bosnien geblieben und eine Neugründung im fernen Afrika angefangen hätte.

Ferner galt es, in Südafrika rasch neue Wege zu bahnen. Ich ließ meiner Klostergemeinde zu Dunbrody zum Abzug blasen und befahl ihr, zwei Tage reisen weiter am Indischen Ozean hinaufzudampfen. Damit war aber meinen Leuten noch nicht geholfen; ich mußte ihnen sofort von London aus nach Natal nachfahren. Um da nach einer Seekrankheit noch etwas zu fragen, war einfach keine Zeit.

Hier muß ich aber einschalten, daß ich kurz vor dieser Fahrt nach Natal eines schönen Nachmittags schnell einen Sprung nach Nordafrika machte. Des anderen Morgens um 4 Uhr war ich schon drüben in Algier und zwar ohne Ueblichkeit, weil die See ruhig war. Man hatte mir in Südafrika öfters zu verstehen gegeben, daß die französischen Trappisten im wasserlosen Algier glänzende Geschäfte machten, und stellte mir diese als Muster vor. Das ließ sich der „Schwabe“ nicht zweimal sagen; ich wollte mir die Sache doch mit eigenen Augen ansehen, bevor ich zugestand, daß der deutsche Trappist vom französischen im irdischen Kulturkampf übertroffen werde. Ich will nicht alles ausplaudern, was ich dort fand; ich sage nur: Die Trappisten in Algier hatten Hilfsmittel, die mir und meinen Brüdern in Südafrika nicht zur Verfügung standen. Die Hauptsache war die, daß sich in der Nähe des Klosters eine große Anstalt für Soldatensträflinge befand. Diese Sträflinge verrichteten alle Feldarbeit, und ein Duzend Brüder machte dabei die Aufsicht. Dazu hatte Napoleon allen Grund und Boden umsonst gegeben, hatte ihnen die Klosterbauten hergestellt und sie mehrere Jahre hindurch mit allem Nötigen versorgt. Damit will ich jedoch keineswegs leugnen, daß auch diese unsere französischen Brüder viele Verdienste aufzuweisen haben und daß sie unsere volle Hochachtung verdienen. Während der Nacht fuhr ich wieder nach Marseille zurück; von da ging es im Blißzug nach Paris, wo meine Freunde unglaublich staunten, daß ich in diesen wenigen Tagen in „Afrika drüben“ gewesen sei.

Nach diesem Seitensprung gehen wir hinunter ans andere Ende von Afrika, nach Natal. Da gab's nun viele Arbeit. Meine dreißig Brüder waren, wie oben angedeutet, von der Kapkolonie nach Natal gezogen, hatten aber daselbst weder eine eigene Hütte, darin zu wohnen, noch einen Quadratfuß Land, den sie ihr eigen nennen konnten. Doch konnte ich da — Gott sei es gedankt — schnell Abhilfe treffen. In wenigen Tagen war eine Farm gekauft, und wurden Zelte darauf errichtet; das war der Anfang vom jetzigen Mariannhill. Kaum war der Grund zum neuen Kloster gelegt, so mußte ich schon wieder zurück nach Europa. Ich mußte vom Kloster in Bosnien mehr Brüder auswählen, mußte auf mein Priorat in Mariastern ver-

zichten und noch manch anderes tun, was sich schriftlich nicht abmachen ließ. Also wieder auf die hohe See, trotz meines hl. Voratzes, nicht mehr auf's Wasser zu gehen. Wenige Monate später fuhr ich mit neuen Brüdern, Postulanten und Geld bepackt und behaftet wieder nach Südafrika zurück. Bei dieser Fahrt hatte ich Zeit, nachzuzählen und auszurechnen, wie oft ich den Voratz gebrochen, kein Schiff mehr zu besteigen.

Fünf Jahre später rief mich der Generalvikar abermals zum Ordenstapitel; diesmal nach Port du Salut, im Westen von Frankreich. Also wieder zwei Fahrten über den Atlantischen und Indischen Ozean; doch damals war ich schon ganz verstockt, wie es bei manchen geht, die schon oft gegen ihre Vorsätze flüchtig gesündigt haben. Ich kam jetzt soweit, daß ich mir vornahm, gar keine Vorsätze mehr zu machen.

Zurzeit, da ich noch Vorsätze machte, hatte ich außer meinem negativen „Wasservoratz“ auch einen positiven gemacht und zwar wegen meiner Grabstätte. Als ich das erstemal an eine solche dachte, war ich in Baselstauden, wo ich meine erste seelsorgerliche Anstellung hatte. Meine fortwährende Kränklichkeit brachte mich auf Sterbegeanken. Ich kaufte mir eine Grabstätte außerhalb der Mäuren der Kirche; sie hatte Raum für eine zweite Leiche, eventuell für meine Schwester Kreszentia, die Haushälterin bei mir war. Das hieß doch so viel als: „Hier in Baselstauden will ich leben und sterben.“ Meine Schwester wohnt jetzt, da ich diese Zeilen schreibe, an der Nordsee, und ich bin so weit im Süden. Mit dem Voratz war's also absolut nichts.

In Agram wollte ich nie bleiben, habe also dort auch an keine Grabstätte gedacht. Ich sah mein Wirken bei den dortigen barmherzigen Schwestern immer nur als einen provisorischen Zustand an. Als ich aber als Postulant von Heimbach den Buchenwald nach dem Trappistenkloster Mariawald hinaufschritt, dachte ich an nichts anderes als: „Hic dormiam et requiescam,“ hie will ich den Todeschlaf machen und ausruhen von meinen Mähen. Wer sollte an der Ausführung eines derartigen Voratzes zweifeln? Das Kloster war erst seit wenigen Jahren neu errichtet, hatte also keine Aussicht auf einen ausfliegenden Bienenstock; mich aber hatte man damals als Schwindjuchtskandidaten erklärt. Wie oft bin ich im Klosterkirchhof betend auf und abgegangen, und habe mir dabei im stillen ein Plätzchen zur ewigen Ruhe ausgesucht. Meinen Voratz, mich dort zu betten, hat aber Gott ebenfalls zu Wasser werden lassen.

Noch viel natürlicher schien der Voratz, im neugegründeten Kloster Mariastern zeitlebens zu bleiben und dort mein Grab zu finden. Denn jenes Kloster kostete mich unsägliche Mühe, und wieviele Sterblichkeiten hatte ich in diesem Lande, welches damals noch zur Türkei gehörte und wo man von einem geordneten Gezeuwesen fast nichts wußte, auszusuchen! Ich war der Gründer, war zuletzt mit allen Verhältnissen vertraut und wurde allgemein für unentbehrlich gehalten. Doch es kam bekanntlich anders, und auch mit meiner Grabstätte in Mariastern ist es nichts geworden.

Als ich später in der „Gartenkolonie“ Natal die Fundamente vom heutigen Mariannhill legte, war ich schon 57 Jahre alt, also in einem Alter, in dem man gewöhnlich keine großen Sprünge mehr macht. Da ergab es sich von selbst, daß ich mir mit der letzten Sünde

auch meine Grabstätte fixierte. Es war dies das schatzenreiche Plätzchen unter dem breitästigen wilden Feigenbaum, der zwischen dem Schwesternkonvent und dem Trappistenkloster steht. Dort — so war mein Voratz — wollte ich bei meiner Auferstehung meinem lieben Herren und Heiland begegnen und müßte ich auch, um ihn zu sehen, wie Zachäus auf die hohe Sykomore hinaufklettern.

Werde ich diesen Voratz in Ausführung bringen können? Die Zeit wird es lehren. Gegenwärtig ist die Sache schon etwas zweifelhaft geworden, siße ich doch schon seit Jahren gegen 100 englische Meilen von Mariannhill entfernt, hier in Emaus, in Ostgrigua-

welt in der Geschichte Süd-Afrikas sein Andenken mindestens ehren. Hier nun ruhet vorläufig der einst so tätige Mann, das „perpetuum mobile,“ um vielleicht nach Jahren in einer zukünftigen Kirche Mariannhills eine würdigere Ruhestätte zu finden. Um solches dann leichter bewerkstelligen zu können, sind die Gebeine des teuren Verstorbenen in doppeltem Sarge und in einem gemauerten Gewölbe von Ziegelsteinen gut aufgehoben. Dort unter dem kühlen Schatten des wilden Feigenbaumes, in der Mitte derer, die ihnen im Frieden vorangegangen sind, zwischen ihren einstigen Untergebenen, Patres, Brüdern, Schwestern und einer zahlreichen schwarzen Christengemeinde,



Grabstätte des P. Franz unter dem Feigenbaum in Mariannhill.

land und werde ich aller Wahrscheinlichkeit nach auch hier meine Erdenpilgerschaft beschließen. —

Soweit der selige P. Franz; und, wie wir wissen, sind diese seine letzten Worte in Erfüllung gegangen. Er starb am 24. Mai 1909 in Emaus; doch drei Tage darauf wurde seine sterbliche Hülle im Mutterkloster Mariannhill unter dem oben erwähnten großen Feigenbaum zur letzten Ruhe bestattet. — So hat er also doch wenigstens diesen Voratz gehalten.

P.S. Wir sind in der glücklichen Lage, den vorstehenden Artikel des hochseligen Gründers der Mariannhiller Mission durch ein passendes Bild illustrieren zu können. Es gewährt einen Blick auf den Mariannhiller Kirchhof. Das mit Eisengitter versehene Grab ist das des nicht minder geschätzten 2. Abtes von Mariannhill, des hochseligen Amandus Schölzig gest. 29. Jan. 1900, des Gründers nächsten Nachfolgers, der ihm jedoch im Tod voranging. Rechts daneben, mit einfachem hölzernen Kreuze geschmückt, sehen wir den noch mit frischen Blumen geschmückten Grabhügel des großen Abtes Franz Pfanner. Unter diesem Namen wird die Nach-

ruhen zwei Männer im Tode friedlich neben einander, die einstens im Leben dem Charakter nach nicht weniger von einander verschieden waren als die vom Abten Franz geschilderten Bischöfe Fehler und Rudigier.

Mancher mag nun wohl denken: Warum hat man denn dem verdienstvollen Abten Franz nicht wenigstens ein ebenbürtiges Grabdenkmal gesetzt wie dem Abten Amandus? Geduld, lieber Leser, das wird schon noch kommen, vielleicht bekommt er noch ein besseres. Das Bild zeigt ja nur den Grabhügel wie er bald nach der Beerdigung aussah. Die Christengemeinden unserer Missionen sind aufgefordert worden, die Dankbarkeit gegen ihren größten Wohltäter (insofern er ihnen das Christentum vermittelte) auch dadurch kund zu tun, ihm ein ehrendes Denkmal zu errichten. Bereitwillig sind sie diesem Auftrage gefolgt, ihre Scherflein hierzu zusammen zu legen. Die Sache ist auf gutem Wege. Ohne Bestimmtes mitteilen zu können, glaube ich annehmen zu dürfen, daß für besagten Zweck ungefähr 1000 Mark von den Schwarzen allein gesammelt werden. Außerdem haben manche ältere Christen, die dem hohen Verstorbenen einstens

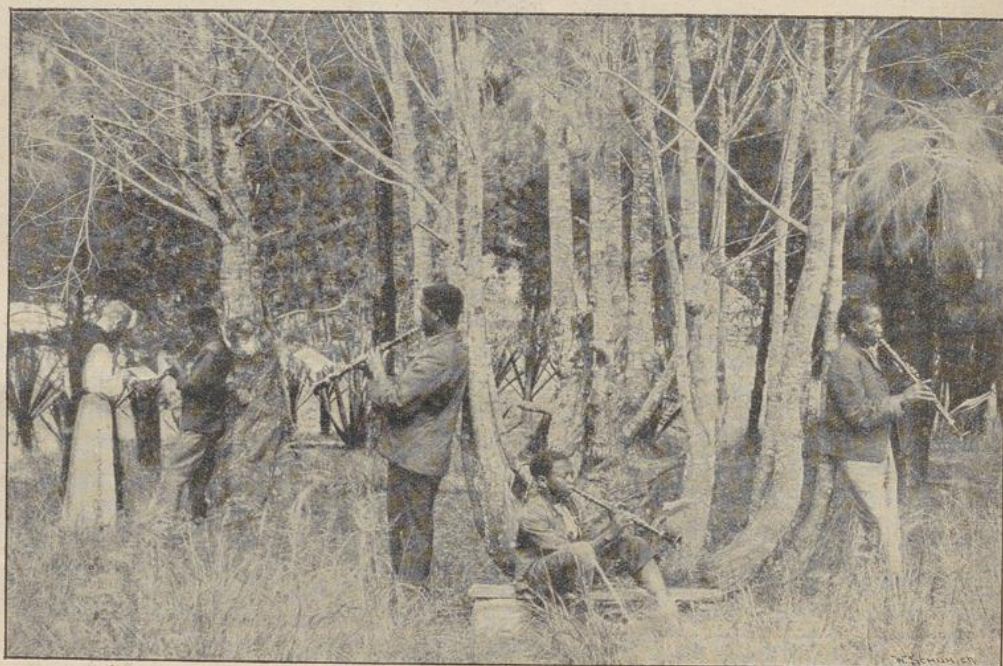
näher standen, Meßstipendien aufgebracht, (die nebenbei bemerkt von dem hochwürdigen Herrn Bischof dort auf 2,50 M. festgesetzt sind), dem hochverehrten Vater aller, auch ihrerseits durch Vermittelung mancher hl. Messe in kindlicher Dankbarkeit nach dem Tode zu Hilfe zu kommen. Hoffentlich werden wir später noch mal auf das ange deutete Grabdentmal zurückkommen. R. I. P.

Unsere Dorfschule.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.
(Fortsetzung.)

Gzenstockau. — Ich habe das vorigemal unsere geehrten Leser und Leserinnen von dem braven „Hansperl“ erzählt, der durch Vermittelung des hl. Joseph auf ein neues Höschen hofft, und von seiner Schwester Pelagia, die auch recht arm an Kleidchen, aber überaus

und das ist nicht jeden Tag der Fall — in seines Vaters alten, verschliffenen Rod gehüllt, der ihm bis an die Knöchel reicht. Dieser Noahs-Mantel ersetzt ihm alles; Hemd, Jacke und Beinkleid; und damit er um die Mitte besser schließe, gürtet sich Kasperl mit einem Grasstrid höchst eigenen Geflechtes. So stolziert der kleine Gerngroß — denn das ist er — unter seinen Mitschallern umher und fühlt sich schon als ganzer Mann. Was sollen auch diese winzigen, armseligen Kinderstöckchen, wie sie die anderen noch tragen, bedeuten im Vergleich zu seinem „Mantel“? Auch seine ganze Denk- und Handlungsweise hatte etwas Großzügiges an sich. Der Schule konnte er bisher keinen rechten Geschmac abgewinnen; es kam ihm offenbar alles so kindisch, so nichts jagend und so unbedeutend vor. Die kleinen schwarzen Dingerchen da in seinem Buch — von den übrigen Leuten Buchstaben genannt — und



Musikübung im Walde.

reinlich, und sparsam ist. Im Gegensatz zu diesen beiden habe ich allerdings auch anders geartete Kinder in meiner Tageschule. Da sind z. B. ein paar Hirtenbuben, die sich auch zuweilen in die Schule verirren. Die schauen so schmutzig und zerlumpt her, daß ich oft nicht weiß, ob ich sie unter den andern Kindern dulden soll oder nicht. Doch hierzulande muß man, um das Uebel nicht noch größer zu machen, oft mehr als ein Auge zudrücken. An der Hose fehlt ein halbes Bein, an der Jacke ein ganzer Ärmel, von einem Hemd ist überhaupt keine Rede; und dies alles halten die losen Jungen für so selbstverständlich, daß sie gar nicht begreifen, was man denn immer an ihrem „Anzuge“ aussetzen habe. Haben sie doch Jacke und Hose an, während mancher ihrer Kameraden draußen auf den Bergen in einer bloßen umtsha (Lendenschürze) herumläuft! —

Ein besonders komischer Junge ist mein kleiner siebenjähriger Kaspar, an dem ich schon manchen Spaß erlebte. Er ist, wenn er zur Schule kommt —

dieses feine Gefrigel auf der Schiefertafel, welchen Jwed sollte denn all das haben? Damit konnte doch kein vernünftiger, praktischer Mensch was anfangen. Dazu das ewige Sigenbleiben und sich nicht rühren dürfen, das war einfach nicht zum Aushalten. Da war es doch etwas ganz anderes, wenn er draußen als freier Mann hinter seinen Ochsen, Kühen und Kälbern herspazierte und sie auf die fetteste Weide trieb. Wie ging ihm da so weit das Herz auf, wie frei und unge- niert so ante er da wieder atmen, singen und springen, und was war dies Herrliches im Vergleich zur dumpfen langweiligen Schule! Wäre nicht sein Vater (Kosmas) so streng hinter ihm gewesen, so hätte er sicher Tag für Tag die Schule „geschwänzt“. Er tat es auch so noch manchmal, d. h., so oft der Vater nicht zu Hause war.

Kurz, als einem A-B-C-Schützen kann ich meinem Kasperl kein großes Lob spenden, und doch ist er sonst ein wahrer Nimrod vor dem Herrn, nämlich auf der Mausejagd. In diesem edlen Genre sucht

er vielfach seines gleichen. Jüngst oblag er dem Waidwerk mit solchem Eifer, daß er um eine volle Stunde zu spät in die Schule kam. Ich hatte ihn schon längst vermißt und fragte mich wiederholt, wo denn mein waderer Kasperl heute stecke. Wahrscheinlich ist sein Vater wieder fort, so dachte ich mir, und deshalb schwänzt sein hoffnungsvoller Sprößling zur Abwechslung wieder einmal die Schule. Doch nein; siehe, da kommt er schließlich doch! Er läuft, daß ihm der helle Schweiß vom Leibe rinnt und gestikuliert mit seinen Stöcken in der Luft umeinander, daß ich ihn schon von ferne ansehe, er komme wieder von der Mäusejagd; so war es denn auch gewesen, Kasperl war auf der Mäusejagd und hatte heute einen besonders guten Tag gehabt. Trug er doch um seinen Hals eine Schnur voll großer, fetter Mäuse, während er fünf andere an den Schwänzen in der Rechten hielt.

So stellte er sich vor mich hin; er atmete tief und atmete schwer, blickte mich mit seinen großen schwarzen Augen fragend an und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Sein kleines Herz war offenbar noch voll vom berechtigter Siegesfreude, andererseits drückte ihn aber doch das Gewissen. Er war in die Schule zu spät gekommen, und das durfte und sollte nun einmal nicht sein. Er wußte, wie unbestechlich streng die Inkosazana in diesem Stück nun einmal war. Welchen Standal wird sie jetzt wieder aufschlagen? Vielleicht greift sie gar nach dem Stock, um ihm auf die siegreiche Rechte, mit der er soeben über ein Duzend Mäuse erschlagen, so und so viele Handstreichs zu verabreichen. — Doch halt, da kommt ihm ein rettender Gedanke! Seine Rechte ist ja mit Schätzen beladen! Damit kann er sich die halbe Welt erobern, kann ein steinernes Herz erweichen. Er löst also von den fünf Mäusen, die er in der Hand hält, die größte und fetteste los und bietet sie mir mit verhängnisvollem Blick als „Morgenimbis“ an.

Wie, die Lehrerin zögert, so ein Präsent anzunehmen? Gibt es überhaupt beim Schwarzen eine größere Beleidigung, als ein Geschenk zurückzuweisen? — Und die großen Mädels da hinten, fangen noch an zu lachen? Kasperl wendet sich in tiefer Entrüstung um, doch da sieht er zu seinem Trost, wie aus den Augen seiner Schulkameraden ebenfalls heiliger Unwille blüht. Sie sagen zwar nichts, doch er versteht sie. So ein Präsent verschmähen! Eine Maus zurückweisen, so ein feines Tierchen mit dem samtigen Pelzchen, eine Jagdbeute, die auf glühende Kohlen gelegt und mit etwas Salz bestreut, einen Braten gibt, der einfach nicht seines gleichen hat! Da bleibt einem einfach der Verstand stille stehen.

Nun ich verstand mein Kasperl und die übrigen ehrentwerten Jungen schon. Von der Maus hielt ich mich zwar ferne doch erließ ich dem tapferen Jägersmann die üblichen Handstreichs und begnügte mich damit, ihn ein halbes Stündchen „nachhaken“ zu lassen. Ob ihm zwar diese Milderung der Strafe ganz angenehm war, weiß ich nicht; denn es war doch nichts Kleines, eine volle halbe Stunde in der engen Schule sitzen bleiben zu müssen, während seine Spielkameraden schon über Berg und Tal waren, dazu noch heute, da er eine solch unerhörte Jagdbeute sein eigen nannte, die er schon längst am Feuer rösten und in Muße verzehren wollte.

Ganz anders als Kasperl, der Mäuselieb, ist der 6jährige Marianus geartet. Das dicke, kurze Büßchen ist noch so klein, daß es aufrecht stehen muß,

wenn es auf seine Schiefertafel schreiben will, denn die Schulpulte sind ihm viel zu hoch. Dabei schreibt er aber mit einer Aufmerksamkeit und einem Fleiß, daß ihm nicht selten die hellen Schweißtropfen auf der Stirne stehen. Nicht minder eifrig zeigt er sich im Rechnen. Jüngst ist ihm dabei allerdings ein kleiner Irrtum passiert. „Marianus“, fragte ich ihn, „wenn ich dir zwei Orangen gebe, und dann noch zwei dazu, wieviel hast du dann?“ — „Kuningi, genug!“ erwiderte er leuchtenden Blickes und hielt mir in Erwartung des seltenen Geschenkes beide Händchen entgegen.

Marianus ist immer sauber und nett gekleidet. An Wochentagen hat er ein langes, dunkelblaues Hemd mit weißen Sternchen, an Sonn- und Festtagen aber einen Matrosenanzug, der ihn allerliebste kleidet. Seine Eltern heißen Cyrillus und Sophia; beide besuchten einst unsere Missionschule und lassen es sich recht angelegen sein, ihre Kinder, deren sie nur fünf haben, gut zu erziehen. Allerdings wird es ihnen oft sauer genug, für dieselben alles Nötige herbeizuschaffen. Sie tun es gern, denn sie sehen, daß ihre Mühen und Opfer gut angebracht sind.

Einer Tages fragte ich meinen kleinen, fleißigen Schüler: „Marianus, was lernst du denn am liebsten in der Schule?“ — „Izindaba zika Nkulunkulu, (die Geschichte Gottes)“, entgegnete er prompt. „Warum denn?“ frug ich weiter. Da gab mir der sechsjährige Kaffernjunge folgende schöne Antwort: „Weil niemand den lieben Gott übertrifft und weil er mir alles gibt und mich überall sieht. Er sieht mich im Hause und im Garten, Isibaya (im Stalle) und sogar in einer Höhle, wo es ganz finster ist. Er sieht mich da droben, auf dem Umschlakeni-Berg und drunten im Umzimkulu-Flusse, onke, onke indawo, überall an jedem Ort sieht mich der liebe Gott!“ — „Seid wann weißt du denn das, daß dich der liebe Gott überall sieht?“ — „O kade, kade ngiyazi, o das weiß ich schon lange, lange; u Ma ungithshelile, die Mutter hat es mir gesagt.“

Ich kann nicht sagen, wie mich die Worte des braven Kleinen freuten. Also die Mutter hatte ihm dies gesagt, Sophia seine Mutter, die ich selber einst auf die hl. Taufe vorbereitete, und die volle acht Jahre hindurch die Schule besucht hatte! Ich habe überhaupt viele Kinder in der Tageschule, deren Eltern früher die Stationschule in Ezenstockau besuchten und die jahrelang zu meinen Füßen saßen. Es läßt sich denken, daß solche Kinder ungemein anhänglich an uns Schwestern sind; nicht selten kommt es vor, daß so ein Knirps, den die Mutter noch auf dem Rücken trägt, schon beide Arme nach uns ausstreckt; und auf die Eltern selbst können wir ganz anders eindringen, als dies bei Neulingen der Fall wäre. (Fortsetzung folgt.)

Aus meinem Tagebuche.

Von Rev. P. Joseph Diegner, O. M. M.
(Fortsetzung.)

Emaus, 8. Februar 1909. — Alle älteren Vergessenen können wohl unseren wackeren Bauern. Er war vom Anfange an als fleißiger Arbeiter bei uns in Emaus, wurde hier getauft, gründete später ein eigenes Heim und kommt noch immer hier zur Arbeit, kurz er ist einer unserer bravsten und verlässigsten Christen. Sein Vater dagegen war noch immer Heide; er zählte zur großen Zahl jener alten

Kaffern, welche Taufe und Bekehrung verschoben bis zum Tode. Solange sie noch bei Kräften sind, wollen sie die goldene Freiheit noch genießen, und schalten und walten nach freiem Belieben. Paul betete viel um die Sinnesänderung seines Vaters, doch die Erhörung seiner Bitte ließ lang auf sich warten; endlich aber kam die Stunde der Gnade doch.

Der schon hochbetagte Vater wurde krank und fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehe. Paul erfuhr das und ersuchte mich daher, des Vaters Kraal aufzusuchen und ihn zu bewegen, die hl. Taufe zu empfangen. Ich stimmte mit Freuden zu und machte mich am nächsten Tag auf den Weg. Es war ziemlich weit; die Rückreise mit eingerechnet, brauchte ich mit meinen zwei Begleitern einen vollen Tag. Zum Glück hatten wir ein ausnehmend schönes Wetter, wenn auch die Sonne etwas heiß vom Himmel brannte; doch so etwas nimmt man, wenn es sich um die Rettung einer unsterblichen Seele handelt, gerne mit in den Kauf. Eine zeitlang ritten wir die Poststraße entlang, dann bogen wir ins Gebirge ab. Stunde auf Stunde ritten wir den steilen Bergabhängen entlang, und so und so oft waren wir genötigt, vom Pferde zu steigen. Mein Gaul hatte zudem die Eigenschaft, daß er mit beiden Hinterbeinen zu stampfen anfängt, so oft ihn eine Fliege belästigt. Da wir ferner alle drei des Weges unfundig waren, mußten wir oft nach der Hütte des Kranken fragen. Da kommt man aber bei den Kaffern oft böß an. Der eine sagt uns, wir müssen hinunterreiten ins Tal; ist man dann auf halbsbrecherischem Wege, auf den man das Pferd mühsam nach sich ziehen muß, endlich glücklich angelangt, so erklärt ein zweiter Wegweiser, wir müßten auf einem anderen schmalen Ziegensteig wieder bergauf. Hier in diesen Bergen mit den vielen Einschnitten, Felsblöcken, Wasserläufen, Sümpfen, und Schluchten erfordert das Reiten eigene Kunstgriffe. Der Kaffer allerdings ist von Jugend an dies alles gewöhnt und ihm ist es schließlich gleich, geht es bergauf oder bergab, auf ebenem Weg oder über Stock und Stein. So hatte z. B. einer meiner Begleiter ein noch junges Pferd und zwar ohne Sattel, doch deshalb ritt er unbeanstandet mit, zehnmal sicherer als ich, der ich mich nur schwer in diese echt afrikanische Gebirgswelt hineinfinden konnte.

Endlich nach etwa fünfständigem Ritte waren wir an Ort und Stelle. Wir trafen eine ganze Gesellschaft schwarzer Männer vor der Isibaya (dem Daksentraale) an. Auch der kranke Vater unseres Paul war darunter; er hatte einen großen Stein unter dem Kopfe und war in eine schmutzige Wolldecke eingehüllt. Ein altes, stark geschnittenes Hemd war die einzige Kleidung, die er trug. Er hatte die Ruhr in vorgeschrittenem Stadium und klagte über Leibschmerzen. Im allgemeinen machte er auf mich den Eindruck eines schwer Kranken, der aber sich selbst die Gefährlichkeit seines Leidens nicht eingestehen will. Da hieß es rasch handeln, denn ich wußte nicht, ob ich ihn bei einem zweiten Besuch noch am Leben treffen würde; auch machte mir der weite, höchst beschwerliche Weg einen abermaligen Krankenbesuch innerhalb der nächsten Tage zur Unmöglichkeit.

Wir führten uns damit ein, daß wir jagten, sein Sohn Paul, — dem wir nebenbei ob seiner allseitigen Tüchtigkeit hohes Lob spendeten — habe uns von seiner Krankheit erzählt, und wir seien gekommen, ihm einen Besuch abzustatten und uns nach

seinem Befinden zu erkundigen. Dies schmeichelte den guten Alten sehr und bald hatten wir sein vollstes Vertrauen gewonnen. Nachdem wir uns sein Leiden mit aller Umständlichkeit hatten erzählen lassen, gingen wir auf unser eigentliches Ziel los. Wir machten ihm begreiflich, wie er viel ruhiger sein und daher auch viel besser schlafen könnte während der langen, langen Nächte, über die er sich vorher beklagt hatte, wenn er ein Christ wäre. Das gab ihm innerlich einen großen Trost, einen wunderbaren Frieden und eine ungeahnte Stärke. Man wisse auch nicht, wie sein Leiden noch enden werde, er sei schon auf Jahren und der Tod könne schneller kommen, als man glaube... kurz, unser wohlgemeinter Rat sei, er möge sich so bald wie möglich taufen lassen.

Wider Erwarten nahm er alles ganz willig an; auch sahen wir, als wir ein kleines Examen über seine religiösen Kenntnisse vornahmen, daß er vom Christentum bedeutend mehr wußte, als wir erwartet hatten. Offenbar hatte sein Sohn Paul schon öfters mit ihm über Gott, unseren Erlöser, über Sünde und Strafe, Himmel und Hölle usw. gesprochen, denn dies alles kannte er. Wir ergänzten daher den begonnenen Unterricht, soweit die Verhältnisse es erlaubten, und taufte ihn sodann, nachdem er die übrigen Bedingungen anstandslos erfüllt hatte, auf den Namen „Petrus.“ — So war also aus dem alten, wohl schon 70 Jahre alten Heiden Rugazola ganz unerwartet schnell ein Christ geworden. Da er schwer krank und offenbar schon dem Tode nahe war, spendete ich ihm zugleich die letzte Salbung. Im übrigen mußte ich ihn der göttlichen Vorsehung empfehlen, denn es war niemand da, der ihm in der letzten entscheidenden Stunde hätte christlichen Beistand leisten können; zur Station konnte ich ihn ebenfalls nicht mitnehmen, denn der Kranke war viel zu schwach, um den weiten Weg machen zu können. Er selbst war übrigens guter Dinge, bedankte sich für die hl. Taufe und gab uns die besten Grüße mit an seinen Sohn Paul, der sich über die ihm gewordene Gnade sicher höchlichst freuen würde.

Nach etwa 11/4stündigem Aufenthalt traten wir den Rückweg an, und die Sonne war schon untergegangen, als wir nach Hause kamen. Auf dem Wege kamen wir an einem Kafferndorfe vorbei, in dem mehrere wesleyanische Christen wohnten. Ich machte hier Halt, weil ich mein Brevier vollends beten wollte, während meine zwei Begleiter nach Emaus weiter ritten. Einer des Wesleyaner, der ziemlich gut englisch sprach, kam nachher auf mich zu und knüpfte eine Unterhaltung an. Nach den üblichen Fragen über woher und wohin lenkte er das Gespräch auf die Religion. Vor allem wollte er den Unterschied wissen zwischen Katholiken und Protestanten, und weshalb denn beide Religionen nicht gleich gut sein sollten. Ich sagte ihm, wenn er Näheres hierüber erfahren wolle, solle er zu mir nach Emaus kommen, hier fehle mir die Zeit zu langen Erklärungen und Auseinandersetzungen; nur auf ein paar Hauptpunkte könne ich ihn heute aufmerksam machen: die Protestanten gingen vielfach ihre eigenen Wege und erlaubten sich eine viel größere Freiheit als wir Katholiken, sie hätten keine Beichte, keine hl. Messe, verehrten weder die Mutter Gottes noch die übrigen Heiligen und gehorchten nicht dem Papste... Der Name „Papst“ war ihm ganz neu; er nahm sofort sein Notizbuch heraus, um denselben aufzuschreiben. Seine

Wissbegierde war indessen erwacht. Er fragte, ob er, wenn er zu uns nach Emaus käme, Arbeit und Verdienst fände. Ich konnte ihm das nur bedingungsweise antworten, da ich nicht wußte, ob unser Bruder Schaffner gerade eine passende Arbeit für ihn habe. Als aber der Mann erklärte, er verlange einen monatlichen Lohn von 4—5 Strlg. (80—100 Mark), sagte ich ihm, dann solle er nur in die Goldfelder nach Johannesburg gehen, solche Löhne bezahlten wir Missionare nicht. Was er nun tun wird, weiß ich nicht. Wir sind in Frieden von einander geschieden und es dürfte immerhin möglich sein, daß er sich wenigstens Nähe geben wird, den katholischen Glauben näher kennen zu lernen.

Zu Hause angekommen, erwartete mich schon Paul und fragte mit Bangen, wie es wohl mit seinem Vater stünde. Wer beschreibt nun aber seine Freude, als ich ihm erzählte, er sei getauft, heiße nun Petrus und lasse ihn recht herzlich grüßen! Er ging sofort am nächsten Tage selber zu ihm, um ihm von ganzen Herzen zu dem großen, unerwarteten Glück zu gratulieren. Da waren nun Petrus und Paulus, Vater und Sohn, beieinander und sprachen gar lange zusammen über das Glück und den Frieden des hl. christlichen Glaubens. (Fortsetzung folgt.)

Unsere Missionsstation Poteni.

Von Dr. Johannes Hauptmann, O. M. M. (Schluß.)

Sobald die Kapelle fertig war, ging man daran, einen Bau aus Rasen aufzuführen. Ist das Wetter gut und der Rasen leicht zu stechen, so ist ein solches Haus schnell hergestellt. Auch hier ging alles flott voran, doch als die Wände schon in ziemlicher Höhe waren, setzte ein Regenwetter ein, das mit kurzen Unterbrechungen einen vollen Monat anhielt. Leider hatten wir weder Holz noch Wellblech, den Rasenbau zu schützen. Die Folgen kann man sich denken. Als endlich fürs Dach das nötige Material ankam, mußte man den angefangenen Bau an allen Enden und Ecken flicken und stützen und teilweise neu auführen.

Endlich war der Teil des Hauses fertig, der nach dem ursprünglichen Plan als Stall dienen sollte. Ganz konnte man den Bau nicht eindecken, weil der Fuhrmann nicht alles Bauholz von der nächsten Bahnstation mitgebracht hatte. Die Brüder aber waren nun des weiten Weges satt, den sie jeden Morgen und Abend von ihrer Hütte hierher und dann wieder zurück zu machen hatten; auch wollten sie nicht länger die Gastfreundschaft eines Schwarzen in Anspruch nehmen. Somit wurde der anfängliche Stall zur Küche und zum Schlafzimmer der Brüder. Bis der Herd ankam, wurde über einem Spenglerofen das Essen in einem dreifüßigen Topfe gekocht. So ärmlich auch alles herging, so waren wir doch sehr froh, daß wir endlich einmal eine eigene Wohnung hatten, und daß Kapelle und Hauptplatz in nächster Nähe waren.

Im März 1909 war der Bau endlich soweit hergestellt, daß man Küche, Speisezimmer und Stall einrichten konnte. Die Türen blieben noch lange Zeit aus, und da von den Handwerksbrüdern einer nach dem andern abberufen wurde, war ich bald mit dem Priester (Rev. P. Bonifaz) allein. An Arbeit fehlte es uns nicht; P. Bonifaz war fleißig mit dem Studium des Kaffrischen beschäftigt, und ich mußte fast jeden Tag ausreiten, um die Mission am Leben zu erhalten. Dazu hatte ich im Hause alles Materielle zu besorgen, sogar die Küche, bis wir später eine Tochter des

früheren Eigentümers engagierten, um das Mittagessen zu besorgen, da ich um diese Zeit nur selten zu Hause war.

Wie steht's nun mit der eigentlichen Mission? Wie gesagt, war zwar schon seit längerer Zeit ein schwarzer Katechet da, doch ein Schwarzer braucht in der Regel eine strenge Aufsicht, wenn man von ihm dauernd eine ordentliche Arbeit erwarten will. Man muß bei ihm bald da und bald dort nachsehen, und ihm beständig sagen, was zu tun sei. So war es auch hier. Gegenwärtig aber kann ich, ohne der Bescheidenheit zu nahe zu treten, ruhig sagen, das ganze Missionswerk in Poteni gewinnt von Tag zu Tag mehr Hand und Fuß. Unser neuer P. Superior hat das Kaffrische schon soweit bemeistert, daß er Sonntags predigen und in der Schule — denn eine solche ist auch bereits angefangen — Katechese geben kann. Draußen aber sind feste Katechetenstellen in Angriff genommen; wohl sind die meisten derselben ziemlich weit von der Station entfernt und die Wege dorthin herzlich schlecht, doch auf das schaut der Missionar nicht; er fragt bloß, ob die Leute guten Willen haben und ob sie fleißig und zahlreich zu seinen Katecheten kommen. Im allgemeinen kann ich darin dem hiesigen Volk ein ziemlich gutes Zeugnis ausstellen.

Leider sind uns auch hier, wie fast überall in Südafrika die Protestanten zuvorgekommen. Sie sind erstens um mehrere Jahrzehnte früher ins Land gekommen als wir und haben ihre eigene Missions-Methode. In der Regel begnügen sie sich damit, irgend einen Schwarzen der in der Bibel und ihrem Gesangbuch einigermaßen bewandert ist, als Prediger anzustellen, während der Weiße bloß etwa alle 5 bis 6 Monate seine Inspektionsreisen macht, wobei er meist auf einem Pferd ein Zelt mit sich führt, um nicht in einer Kaffernhütte übernachten zu müssen. Doch ich will hiemit keinen Stein auf sie werfen; jedenfalls kann man ihnen einen gewissen Eifer für ihre Sache nicht absprechen, und sicherlich gibt es auch Männer unter ihnen, die aller Achtung wert sind.

Zum Schlusse noch ein paar Erlebnisse aus jüngster Zeit. Tatsachen sprechen immer lauter als Worte. Reite ich da von Poteni nach Reichenau zu den hl. Exerzitien; halbwegs treffe ich mit einem Kaffer zusammen, der mich sofort als „i Roma“ (Katholiken) erkannte, und dem auch unsere Missionsstation nicht unbekannt war. Bald fing er an, mir seine Not wegen seines Sohnes zu klagen. Derselbe, ein schon verheirateter Mann, sei schon lange krank und wolle nicht ohne einen Umfundisi (Missionar) sterben, er verlange gar sehr nach der hl. Taufe; ich möchte ihn daher doch besuchen und ihm auch eine umuti (Medizin) mitbringen.

Ich hatte Mitleid mit dem Manne und seinem kranken Sohn, und da es mir augenblicklich unmöglich war, mit ihm zu gehen, gab ich ihm einen Zettel an P. Superior mit dem Ersuchen, er möchte in der Sache tun, was er für gut fände, und versprach dem Vater, persönlich zu kommen, sobald ich wieder in Poteni wäre.

Von den hl. Exerzitien zurückgekehrt, ging ich auch regelmäßig dorthin und sand den Kranken für den christlichen Unterricht gut disponiert. Ich dankte Gott, daß er mir den Weg in einen neuen Distrikt gezeigt, wo noch eine gute Anzahl heidnischer Kaffern wohnt und hoffte daselbst nicht nur diesen Kranken, sondern auch noch manchen Gesunden für den katho-

lichen Glauben zu gewinnen. Augenblickliche Gefahr bestand beim genannten Patienten nicht, und daher wollten wir mit der hl. Taufe warten, bis er in allem hinreichend unterrichtet wäre.

Schon früher einmal besucht habe, sei wieder da gewesen und habe ihm verboten, die ama Roma zu ihm zu lassen; denn die römische Kirche sei die vom Glauben abgefallene usw. Ich versuchte zwar, den guten

Mann eines Bessern zu belehren, umsonst, ich mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen.

Einige Wochen später kommt ein Gilbote daher mit der Bitte, sofort zum betreffenden Kranken zu kommen und ihn zu taufen. Doch an demselben Tage konnten wir nicht mehr hin, und als ich mich am andern Morgen in aller Frühe auf den Weg machte und nach dreistündigem Mitt daselbst ankam, war es zu spät. Die Leute waren eben daran, das Grab zu machen. Wohl reute es jezt den Vater des Verstorbenen, daß er sich auf den schwarzen Prediger verlassen, der sich seitdem nicht mehr hatte erblicken lassen, obschon man eigens nach ihm geschickt hatte; doch damit war an der traurigen Tatsache nichts mehr zu ändern. Möglich, daß er sich das für ein andermal eine Lehre sein läßt.

Mehr erfreulicher Art war folgender Vorfall: Eines Tages meldet uns unser schwarzer Katechet, es liege irgendwo ein Mädchen schon lange Zeit krank und wolle nicht ohne den Umfundisi sterben. Der Vater des Mädchens selbst habe ihm das erzählt.

Ich glaubte nicht länger zögern zu dürfen und machte mich daher schnell auf den Weg. Rev. P. Bonifaz begleitete mich, und auch der schwarze Katechet, der uns als Wegweiser dienen sollte, ging mit. Wir waren alle zu Fuß. Nach zweistündigem, strammem Marsche kamen wir beim

betreff. Kraale, ganz in Schweiß gebadet, an.

Wir fanden das kranke Mädchen sehr abgemagert, doch konnte es noch aufrecht sitzen. Sämtliche



Bild Nr. 1. XII. Station des Kreuzwegs auf dem Wege von der Mühle nach Mariannahill.

Eines Tages nun gehe ich wieder dorthin; doch siehe, da kommt mir der Kraaleigentümer schon vor der Türe entgegen mit der Erklärung, der schwarze Prediger einer protestantischen Sekte, der den Kranken

zweistündigem, strammem Marsche kamen wir beim

betreff. Kraale, ganz in Schweiß gebadet, an.

Wir fanden das kranke Mädchen sehr abgemagert, doch konnte es noch aufrecht sitzen. Sämtliche

Kraalsinsassen waren noch Stockheiden, sie waren mit dem Christentum und der Zivilisation überhaupt noch in keinerlei Berührung gekommen, schienen aber sonst willige, gutmütige Leute zu sein. Ich unterrichtete das Mädchen, an dem ich eine sehr aufmerksame Zuhörerin fand, in den notwendigen Wahrheiten unseres heiligen Glaubens, und Rev. P. Bonifaz spendete ihr sodann die hl. Taufe. Ich schied mit dem Versprechen, regelmäßig wieder zu kommen, um den begonnenen Unterricht fortzusetzen, falls das Kind noch länger am Leben bliebe.

Ein paar Wochen später — es war gerade Sonntag — kam der Vater nach Loteni mit der Bitte, wir sollten zu ihm kommen, seine Tochter verlange nach dem „Gebete des Umfundisi“. Wir bezogen das auf die letzte Delung und machten uns nach einem kleinen Imbiß, der als Frühstück und Mittagessen zugleich gelten mußte, auf den Weg. Diesmal fanden wir sie liegend; sie war nicht mehr imstande, sich aufzurichten, hatte aber noch von allem ein helles, klares Bewußtsein und antwortete auf alle Fragen mit großem Verständnis. Ich erteilte ihr einen kleinen Unterricht über die letzte Delung, worauf ihr der Priester dieses hl. Sakrament spendete. Da die Zeit drängte und wir nicht in die Nacht hinein kommen wollten, traten wir kurz darauf den Rückweg an.

Doch siehe, am nächsten Morgen war schon wieder ein Bote da mit der Meldung, Maria sei in der verschlossenen Nacht gestorben. Da uns nur ein einziges Pferd zu Gebote steht und P. Bonifaz vom vorigen Tag her noch zu ermüdet war, ritt ich allein hin, um die nötigen Bestimmungen über die Beerdigung zu geben. Als ich ankam, erzählte mir der Vater weinend, wie schön seine Tochter gestorben sei. Sie habe die Sterbekerze verlangt, habe alle ihre Geschwister zu sich gerufen und mit ihnen bis in die tiefe Nacht hinein vom Glücke des wahren Glaubens gesprochen, und sei dann plötzlich sanft und ruhig verschieden.

Auf die Frage, wie denn das Mädchen zu dem Verlangen, gekommen, einen Umfundisi rufen zu lassen, sagte er: „Dieses hatte sie ganz aus sich selbst, niemand hatte ihr ein Wort davon gesagt. Wohl war einmal ein schwarzer Missionär da, aber nur auf eine kleine Weile, sonst aber ist nie ein Umfundisi zu uns gekommen.“ (Die Leute wohnten auch ganz abge-

legen in einer einsamen Schlucht der Drakensberge.) Nach der Beerdigung tröstete ich die Eltern mit einigen Worten und verließ sie dann, ohne daselbst innerhalb der nächsten Wochen wieder einen Besuch zu machen, denn der heidnische Kaiser hat einen unwill-



Bild Nr. 2. Christlicher Kraal bei St. Wendel.

fürlichen Schrecken vor dem Tod und will nicht gerne daran erinnert werden.

Später jedoch suchte ich die Leute wieder auf, und da sagte mir die Mutter: „Ich will meinem Kinde nachfolgen und ebenfalls Christin werden. Seitdem habe ich dort einen bestimmten Tag für die Katechese

festgesetzt, wobei alles, groß und klein, erscheint und mir mit vielem Interesse zuhört.

Merkwürdige Tatsache bleibt, daß sich reine Heiden, die vom Christentum noch nichts gehört haben, im allgemeinen viel leichter für den katholischen Glauben gewinnen lassen, als die schwarzen Protestanten. Letztere haben entweder die bekannten Vorurteile, die ihnen von ihren Katecheten eingeimpft werden, gegen uns, oder glauben, jede Religion sei gleich gut.

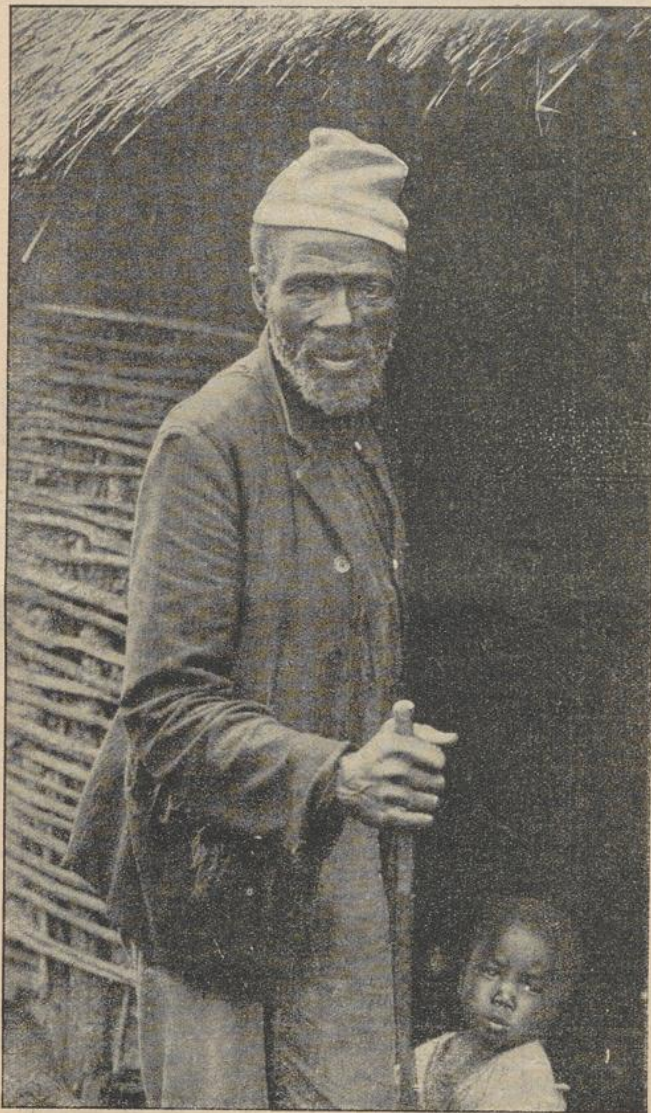


Bild Nr. 3. Der Hausherr.

Ein Spaziergang mit der Kamera.

Mariannhill. — Es ist ein warmer Septembermorgen. Die Regenzeit hat begonnen, und mit ihr ist der Frühling ins Land gezogen. Mit den kalten Regentagen wechseln sonnige, und feuchtwarme Tage; auch heute ist ein solcher angebrochen, wo die Sonne, halb hinter grauen Wolken versteckt, ihre befruchtende Wärme durchföhlen läßt.

Selbst ein Wetter liebt auch der Photograph, und so mache ich mich aufs Geratewohl hin auf den

Weg, um unsern Bergklimakurort und Missionsfreunden einige Bilder aus dem dunkeln Erdteile mit der Kamera zu erobern. Bruder Tiburtius, unser Feldschaffner, der heute in St. Wendel Geschäfte hat, läuft mir gerade in den Weg, und so folge ich einfach seiner Spur und begleite ihn nach der stolzen Berghöhe, auf der die genannte Missionsstation liegt.

Schon haben wir den Kreuzweg erreicht, der zwischen unserer Mühle und dem Schwesternkonvent einer steilen, dichtbewaldeten Anhöhe entlang errichtet ist. Es ist ein eigentümlich beschneider, doch hochromantischer Kreuzweg.*) Holzerne, altersgraue und bemooste Holzkreuzen von höchster Einfachheit sind etwa alle 50 bis 70 Schritte in graue, rohbehauene Steine oder direkt in die Felswand eingefügt; darunter ist in halbverwitterten Lettern auf Englisch das Geheimnis der betreffenden Station bezeichnet, das ist alles. Nur die zwölfte Station ist durch ein primitives Steinkreuz mit Christusfigur ausgezeichnet. (Siehe unser Bild Nr. 1, wo rechts neben dem aufrecht stehenden Mädchen auch noch die elfte Station sichtbar ist.) Gewöhnlich schmückt den Fuß des Kreuzbildes ein Strauß frischer Feldblumen, den die sinnende Liebe eines fromm den Berg heraufwallenden Wanderers gespendet.

Da wir vom Kloster herkommen, so führt uns der Weg in umgekehrter Ordnung der Kreuzwegstationen bergab. Zum Glück ist der zu unserer Rechten gährende, 200 Fuß tiefe Abhang mit einem förmlichen Wirrsal von Strauch- und Baumwerk überwachsen, sonst wäre es für ein nicht schwindelfreies Auge gefährlich, vom engen Pfad in die Tiefe zu schauen. Mit unsäglicher Mühe haben P. Franz, der Gründer Mariannhills, und seine ersten Brüder den steilen Abhang entlang diesen Felsenpfad ausgehauen. Ueber den Kopf des Wanderers starren Felswände, in deren Fugen wilde Aloepflanzen, Rankengewächse und üppiges Strauchwerk ein ebenso buntes und formenreiches Pflanzenbild hervorzubringen, wie rechts zu seinen Füßen, den steilen Abhang hinunter die fast und grotesk emporstrebenden Euphorbien, Kletternden Dauen, regenschirmartigen Flatcrownen, afrikanische Birken, Mimosen und Duzende von Holzarten, deren Namen der Botaniker vielleicht noch kaum registriert hat. In die Nase aber dringt der kräftig-herbe Duft verschiedener, bei den Kaffern so beliebter Arzneipflanzen. Zu dieser Augenweide und diesem Sinnesreize gesellt sich für's Ohr das in kurzen Sätzen sich wiederholende melodische Geflüster und Gezwitscher der afrikanischen Vogelwelt, während tief von unten, gleichsam als Grundton zu dieser Musik das tosende Rauschen des Umhlatusanflusses heraufdringt, der sich wie ein trögiger, südafrikanischer Wüßel bald durch Schilfdickicht, bald über Felsblöcke und Gestein seinen Weg erzwingt.

Wir gelangen nun in das Buschwerk der Tiefe, an dem sich reichen, mit Wildenten bevölkerten Schilfbänken

*) Bild Nr. 1. Unterschrift: XII. Station des Kreuzweges auf dem Wege von der Mühle nach Mariannhill.

und marschieren an der klappernden Mühle vorbei, die für ganz Mariannhill mit all seinen weißen und schwarzen Insassen, sowie für St. Wendel und die im weitem Umkreis wohnenden Kaffern die harten Maiskörner zu Mehl verarbeitet. Der durch künstliche Stauung hergestellte Schilfteich hat eine starke Anziehungskraft für unsere Kaffernjungen, zwar nicht wegen der poesievollen Stimmung der ganzen Umgebung in Farbe, Ton und Formen — da sagt der Kaffer mit dem Berliner: „Wat loof ich mir dafür?“ — sondern wegen der mehr realen Aussicht auf einige fette Male, die er sich zu angeln sucht.

Den Umhlatusan haben wir überschritten; während wir nun aber eine starke Wendung nach links, auf St. Wendel zu machen, sehen wir ihn nach zehn Minuten schon wieder in der Talsohle schimmern. Von der Mühle an hat er nämlich einen Umweg von 50 Minuten um einen Berg herum machen müssen. Wohl hätten wir hier eine Reihe prächtiger Naturschönheiten erspähen können, wären wir, von dem murmelnden Geplauscher des Flüsschens verzückt, seinem abwechslungsreichen Laufe gefolgt, doch dies in Wort und Bild zu schildern, sei für eine spätere Nummer vorbehalten.

Wir verlassen nun die sandige, durch die Ebene sich hinziehende Fahrstraße, in welcher bei Regenwetter die Wagen oft fußtief einsinken, und wenden uns, einem schönen, breiten Fußweg folgend, dem hochgelegenen St. Wendel zu. Allenthalben sind diese Hänge und Hügelrücken mit Christenhütten besetzt. Hier verschwindet solch eine traute, gemütliche Strohhütte halb hinter dem Hügel, dort taucht, kaum ein paar hundert Schritte davon entfernt, eine neue Gruppe dieser einfachen und doch so wohnlichen Häuschen auf. Das ganze Gebäude ist in bunter Abwechslung mit wildem Buschwerk durchsetzt. Nur Eins vermissen wir: die weidenden Viehherden. Höchstens, daß wir zeitweilig einem kleinen Rudel Ziegen begegnen, die

mit einigen kläglichen Gemedersalven scheu zur Seite springen. Vor Jahren, d. h. bevor die Rinderpest und das jetzige Ostküstenfieber grassierte, waren all diese Hänge mit weidenden Viehherden besetzt, deren kräftiges, volltönendes Gemurle ins Tal hinabdrang und

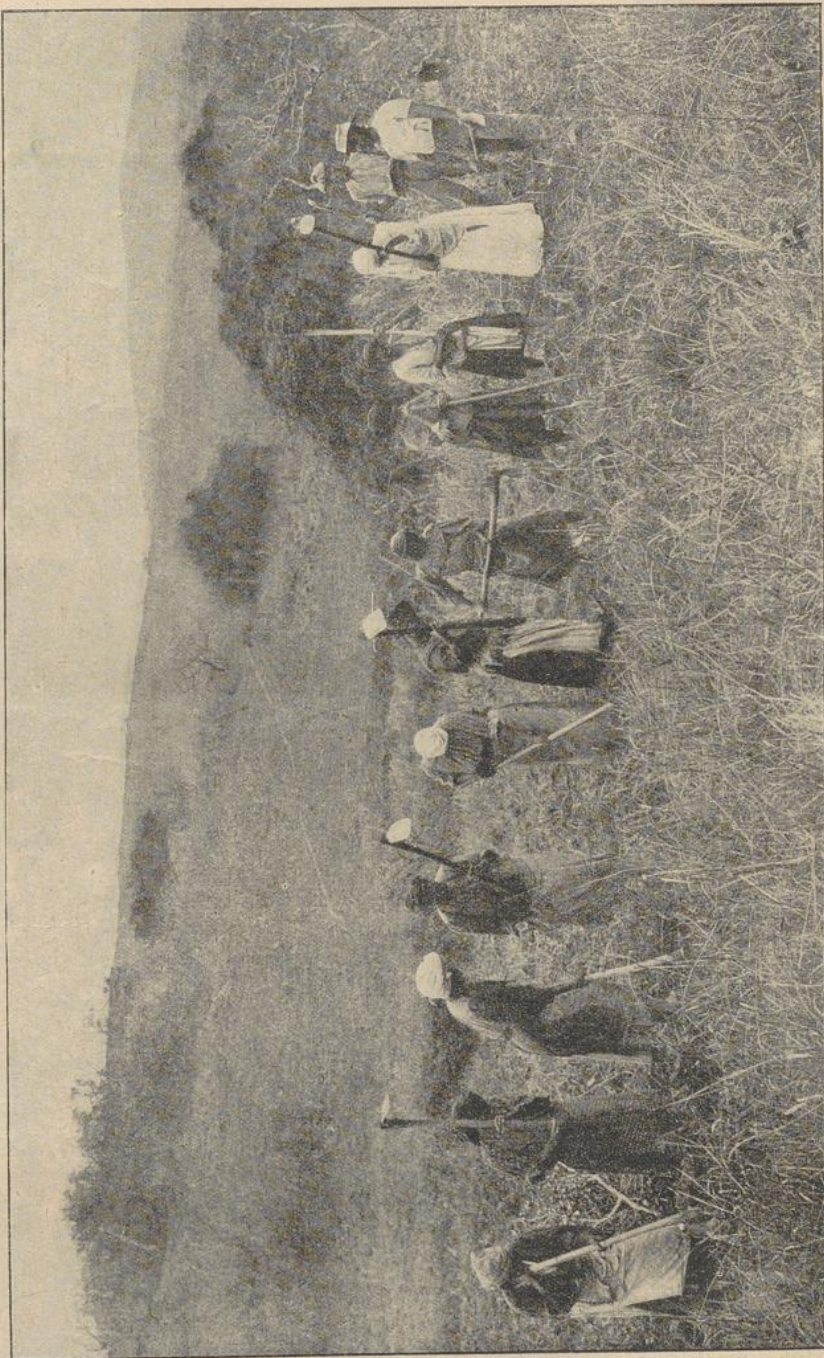


Bild Nr. 4. Die Weiber stehen in langen Reihen und haken den Boden um.

von dem einzigen Besistand der Kaffern Zeugnis gab.

Nur das Rauschen des Umhlatusan dringt noch von unten herauf; der Fluß selbst aber hat sich in tiefe Weltverborgenheit zurückgezogen, und auf lange Strecken berührt ihn kein menschlicher Fuß, Nur einige wenige Stellen sind da, wo das Bedürfnis einen schma-

len Pfad zum Ueberfahren des felsigen Fluß-
bettes geschaffen hat. Sonst aber dringt in die jung-
fräuliche Wildnis des rings von Schilf oder dornigem
Bergwalddickicht eingeschlossenen Flusses nur die wilde
Gente, der nächtliche Ameisenbär, oder der leichte Tritt
eines scheuen Rehens,
wenn es zum Trinken
kommt oder Schutz sucht
vor seinen Verfolgern.

Auch für größere
Schlangen ist diese
Wildnis ein willkom-
menes Jagdrevier.

Plötzlich stehen wir
vor einem malerisch
zwischen den Stigeln
gelegenen Kraal.*) Er
besteht aus drei ein-
fachen, mit Stroh ge-
deckten Lehmhütten, und
der Umnumzane (Haus-
eigentümer) empfängt
uns mit freundlichem
Lächeln schon unter der
Haustüre. Es ist ein
gemüthlicher, humor-
voller Alter mit grau-
meliertem Bart und
einem scharf ausge-
prägten Gesicht unter
einer weißen Mütze.
Um das linke Knie
kramert sich der jüngste
Familienproß. (Siehe
Bild Nr. 3.)

Vom Hausherrn er-
fahren wir, daß die
übrigen Familienmit-
glieder heute „ukulima“
machen, d. h. mit der
Hacke draußen auf dem
Felde arbeiten. Die
Regenzeit ist nämlich
da, das ist die Zeit,
in der selbst der Kaffer
in der Sorge um's täg-
liche Brot aus seinem
süßen Nichtstun auf-
gerüttelt wird. Damit
ihm aber die Arbeit
nicht gar so lästig falle,
hat er zwei Mittel:
Erstlich ladet er alle
Nachbarn, männlich
und weiblich, zur Hilfe-
leistung ein. In Kom-
pagnie geht das saure
Geschäft rascher und
auch gespassiger voran.
Natürlich verpflichtet
ihn die Volkssitte, auch
seinerseits mit Hacke und Beil herbeizueilen, wenn des
Nachbarn Ruf an ihn ergeht. Ein zweites, in den
Augen des Kaffern keineswegs zu verschmähendes Er-

leichterungsmittel sind die riesigen Töpfe voll nahe-
haften Kaffernbieres, das einige Tage zuvor gebrant
wurde, um während der in der afrikanischen Hitze
unvermeidlichen Arbeitspausen die Kehle feucht zu
halten.

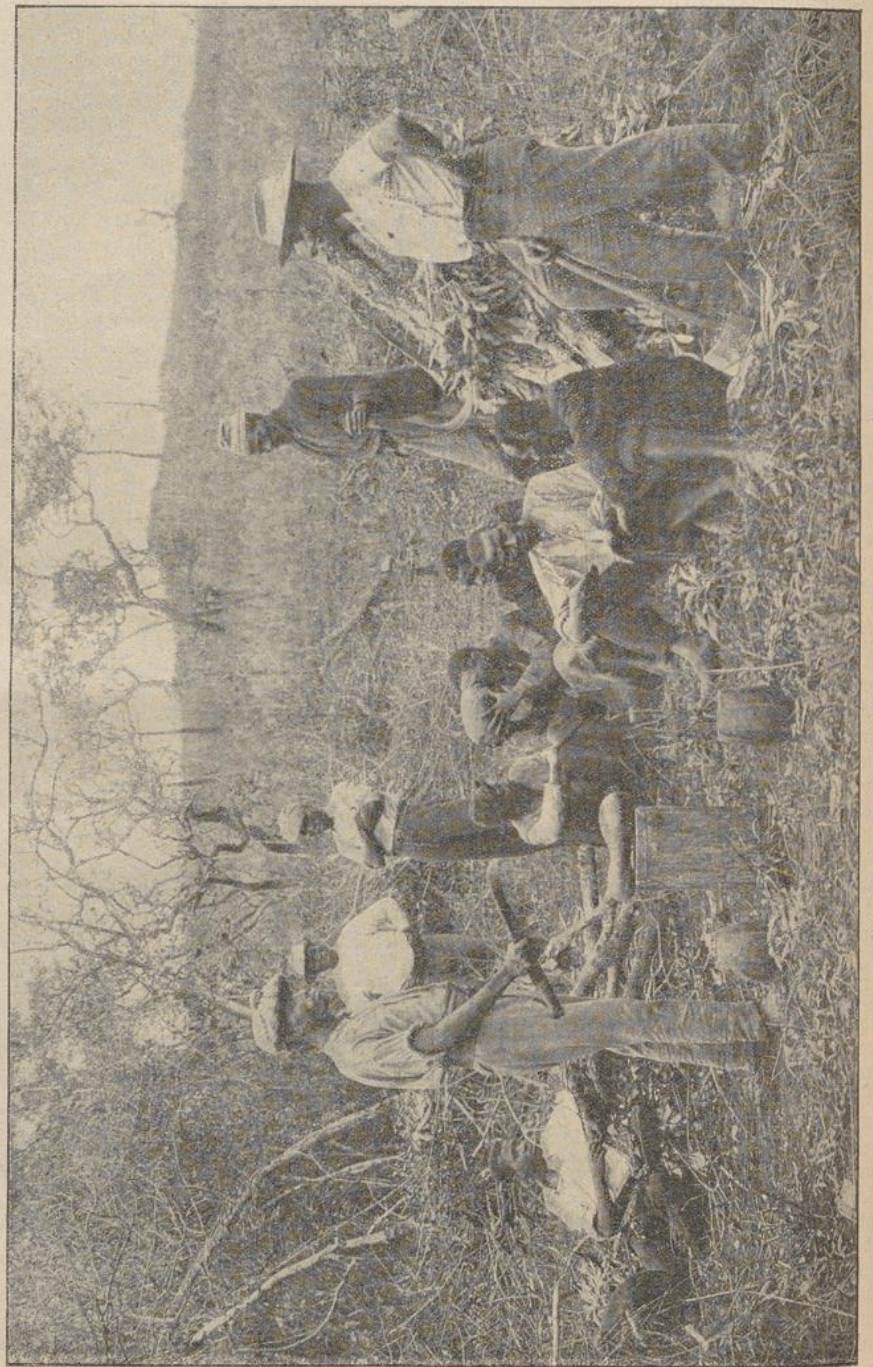


Bild Nr. 5. Der Kafferbierbumpen macht die Runde.

Als wir kurz darauf zur Arbeitsstelle kamen,
sahen wir die Männer in niederem Buschwerk Axt
und Beile tausend schwingen, als sei eine Schlacht
im Gange. Die Weiber standen in langer Reihe und
hackten den mit stark bewurzeltem Grafe bestandenen

*) Siehe Bild Nr. 2: Christlicher Kraal bei St. Wendel.

Boden um*). Die Hacken furrten im Takte auf und nieder, und ein monotoner, immer wiederholter Gesangsvers begleitete das mühsame Geschäft.

Nun machen die Männer mit ihren Beilen eine Pause und begeben sich zu einem eisernen Gefäß von etwa 30 Liter Inhalt. Aus diesem werden kleinere Trinkhumpen von etwa 5 Liter Inhalt, Ukamba genannt, gefüllt. Die Humpen machen die Kunde; nämlich steckt jeder seine Stumpnase hinein und beginnt es 10 bis 12 mal zu glucksen, wie bei einer alten Pumpe, deren Ventil nicht mehr recht schließt.**)

Wer möchte übrigens den armen Kaffern diese Kapitalzüge mißgönnen, wenn ihnen bei der tatsächlich ganz erdrückenden Hitze in harter Arbeit der Schweiß aus allen Poren rinnt? Dazu gilt hier noch mehr wie anderswo der Satz: „Die harte Arbeit der Landbevölkerung nährt kärglich ihren Mann.“ Andererseits hat sie aber auch hier für all ihre Liebhaber eine magische Kette köstlicher Gaben im Gefolge: Ein genügsamer, heiterer Sinn, Dämpfung der Leidenschaften, Vergessen für irdisches Leid, das ist der ständig begleitende Segen für den, der gegen Dornen und Disteln kämpfend sein Brot verzehrt. Das letztere aber ist in Südafrika buchstäblich wahr, denn nichts bringt hier die Erde in größerer Fruchtbarkeit und Fülle hervor, als Dornen und Disteln, und ich möchte beifügen, nicht nur im physischen, sondern auch im übertragenen geistigen Sinne.

Wie rasch würde der Kaffer sich aus seiner dumpfigen Tiefebene zu menschlich-edlen, freieren, spezifisch christlichen Höhen erheben, wenn sein Kampf um's Dasein ein ständiger wäre, und er mit freiem Bewußtsein und hartem Willen jene segensreichen Wirkungen der Arbeit anstrebte. Leider aber bewertet der Durchschnittskaffer die Arbeit noch allzu wenig als sittlichen Faktor, sondern sieht in ihr nur den harten Frondienst, den er abschüttelt, sobald er kann. Ist daher die Ernte bestellt, so gewinnt bei ihm leicht wieder die Neigung zum süßen Nichtstun die Oberhand, es sei denn, die Not zwingt ihn, sich einen Verdienst zu suchen.

An die Raft der Männer schloß sich die der Weiber an; sie säumten nicht, dem von den Männern übriggelassenen Bierrest vollends den Garaus zu machen. Unser Bild Nr. 6***) stellt von der Weiberrast nur ein Intermezzo dar, das Frau Philippine mit Frau Katharine abseits aufführten. Sie hatten sich jedenfalls etwas sehr Wichtiges mitzuteilen, denn Philippine nahm zuvor einen Löffel voll Schnupftabak aus der bereitgehaltenen hohlen Hand der Katharine, um so das Herz zu stärken und die wichtige Verhandlung gebührend einzuleiten; ich sage einen Löffel voll, für jedes Nasenloch einen halben, angemessen dem der Abbladestelle einer richtigen Kaffernmase.

(Schluß folgt.)

*) Siehe Bild Nr. 4: Die Weiber stehen in langer Reihe und hacken den Boden um.

**) Bild Nr. 5: Der Kaffernbierhumpen macht die Kunde.

***) Eine Priese während der Arbeitspause.

Die Missionsfrage auf den Katholikentagen.

Während in Oesterreich die Missionsfrage auf Katholikentagen noch immer vergebens nach einer offiziellen Vertretung und Würdigung ausblidt, lenken die Katholikentage anderer Staaten, Gott sei Dank, ihre Blicke immer energischer auf die Heidenmissionen.

Im verflossenen Jahre war dies besonders auf zwei Katholikentagen der Fall: auf den Katholikentagen von Breslau und von Meckeln.

In Breslau war Fürst Alois Löwenstein als



Bild Nr. 6. Eine Priese während der Arbeitspause.

Hauptredner in der Missionsfrage ausgerufen worden. Die Grundgedanken seiner herrlichen Rede waren folgende:

I. Wir müssen uns für das Missionswerk interessieren, weil es

1. eine wesensnotwendige, grundlegende Pflicht der Kirche ist, die auf dem Befehle ihres göttlichen Stifters beruht;

2. weil in unsern Tagen die Gelegenheit für die Missionen so günstig ist, wie sie vielleicht seit den Zeiten der Apostel nicht dagewesen ist;

3. weil mit diesen günstigen Gelegenheiten freilich auch wachsende Gefahren und kritische Lagen ver-

bunden sind, die nur durch energisches Eingreifen und Anspannung aller Kräfte beschworen werden können. Hier nennt Medner a) den Islam, b) den Protestantismus, c) den modernen Unglauben.

II. Wir müssen unser Missionsinteresse betätigen durch Vermehrung der Missionsgaben, durch Hebung der Missionsvereine, durch Förderung der Missionspresse.

Fürst Löwenstein begnügt sich aber nicht bloß mit diesen Winken. Er deckt freimütig die Wunde auf, an der die Missionsfrage seit Jahrzehnten bei den Katholiken krankt.

„Wenn ich mich frage,“ wie er sagt, „wie oft im Jahre ich von der Kanzel über die Verbreitung des Glaubens unter den Heiden, diese so wichtige Aufgabe der Kirche, an der jeder Mann, Frau und Kind mitarbeiten kann und soll — sprechen höre, dann muß ich antworten: Nie! Von allen Manifestationen unseres Heilandes wird gepredigt, von Jesu, dem Richte der Heiden, hören wir nichts. Da gilt auch von uns das Wort des heiligen Paulus: „Wie sollen sie an den glauben, von welchem sie nie gehört haben? Und wie sollen sie hören ohne Prediger?“

Ähnliche Erwägungen, wie die des Fürsten Löwenstein mögen auch auf dem Katholikentage zu Mecheln folgende Resolution veranlaßt haben:

1. Es mögen die Gläubigen, insbesondere die Priester, sich recht von dem Gedanken durchdringen lassen, daß das Apostolat eine Pflicht aller Mitglieder der Kirche sei.

2. Er mögen die apostolischen Priester und Ordensberufe geweckt, sorgfältig genährt und geleitet werden.

D möchten diese Anregungen an maßgebender Stelle doch entsprechend gewürdigt werden! Unserem katholischen Volke fehlt es nicht an Missionseifer, an Missionsfeuer. Aber was soll man sagen, wenn dieses Missionsfeuer, statt entzündet, oft gar niedergehalten und erstickt wird? . . . (Echo aus Afrika.)

Hast du auch eine Mutter?

„Schwarzvrod,“ sagte ein noch heidnischer Greis zu mir, „Du hast uns versichert, daß die Betenden jenseits des großen Wassers (Atlantischer Ozean) an uns denken. Wissen sie denn, wo wir sind?“

„Und warum sollen wir es nicht wissen? Wußte ich es doch, der ich gekommen bin, um euch zu besuchen.“

„Du bist also auch über das große Wasser gefahren?“

„Ja, meine Kinder, ich bin für euch über dasselbe gereist. Ich habe zu mir gesagt: Ich werde viel zu leiden bekommen; aber ich will die Menschen, die es nicht kennen, das Gebet des großen Geistes lehren. So dachte ich, da ich mein Vaterland verließ, und meine gute, alte Mutter umarmte mich unter Tränen, als ich von ihr schied.“

Beim Namen meiner Mutter riefen mehrere Stimmen aus: „Was, hast Du auch eine Mutter? sie ist am Leben! sie wohnt jenseits des großen Wassers! sie weinte und Du hast sie verlassen! . . . Du liebst also Deine Mutter nicht?“

„Alle meine Worte können Euch nicht begreiflich machen, wie sehr ich meine gute Mutter liebe; ich liebe sie mehr als mich selbst; aber des großen Geistes wegen liebe ich eure Seelen noch mehr.“

Da nahm ich mein Kreuzifix und erklärte ihnen, was den Sohn Gottes die Rettung einer Seele gekostet hat, und fügte hinzu: „Ich werde meine Mutter auf Erden nicht mehr sehen, aber im Himmel werde ich sie wiederfinden, und sie wird sich mit mir freuen, daß ich auch euch dorthin gebracht habe.“ Alle anwesenden Indianer erklärten sich bereit, Christen zu werden. Ich unterrichtete sie gründlich und taufte sie bald darauf.

Kinderlust.

(Siehe Bild Seite 53.)

Welches Kindesherz erwartete wohl nicht mit Sehnsucht die „Großen Ferien“. Ei, wie lernt sich's da noch mal so schnell in den letzten Tagen, denn bald braucht man ja nicht mehr in die ernste Schule. Und nun gar die Kinder, die mit ihren Eltern an das Meer reisen. Da wird das Segelschiff in Stand gesetzt und bekommt einen neuen hellroten Anstrich und die große Schwester muß auch noch ein weißes Segel nähen. Herzblättchen, das Kleine, hat sein Badepüppchen mitgenommen und die Mama gibt ihr einen langen Stoß mit Faden, da wird Püppchen dann angebunden und muß nun tüchtig schwimmen lernen. Und wie schön ist es gar, daß man keine Schuh und Strümpfe tragen braucht! Man kann so tief ins Wasser hineinwaten und wenn dann solch hohe Welle ein wenig zu hoch spricht, dann gibt es ein Jauchzen und Schreien und Ausreißen! Mütterchen zankt ja nicht, wenn man ein bißchen naß heimkommt, denn es sind ja Ferien, herrliche, herrliche Ferien!

Der hereingefallene Herr Schulrat.

In einer nassauischen Dorfschule hielt der Herr Schulrat Revision, wobei er den Lehrer ermahnte, die Kinder mehr zur Höflichkeit zu erziehen. So sei es geziemend und recht, daß sie den Antworten die Schlußformel anfügten: „Herr Schulrat“. Da nun der Schulrat am folgenden Tage die Schule eines Nachbardorfes besuchte, machte der getadelte Lehrer seinen Kollegen darauf aufmerksam, er tue gut, vor Ankunft des Schulrates seine Kinder entsprechend zu instruieren. Das geschah. Der Schulrat kommt und revidiert und prompt erfolgt jedesmal als Refrain: „Herr Schulrat“. Da kommt die Geschichte vom Sündenfall daran. Er fragt: „Mit welchen Strafworten wandte sich Gott an Adam?“ Die Antwort folgt: „Die Erde sei verflucht um deinetwillen, Herr Schulrat.“ Um den niederschmetternden Eindruck zu verstärken, fragt der Gestrenge flugs: „Was sprach Gott zur Schlange?“ „Auf deinem Bauche sollst du kriechen, Herr Schulrat.“ Schnell wendet sich der Schulrat ab und wendet sich zu einem anderen Schüler, daß er die Straf Worte vollendet. Dieser antwortete: „Du sollst Staub fressen dein Leben lang, Herr Schulrat.“ Dem Schulrat graute es ob solcher Höflichkeit und eiligh suchte er das Weite.

Von einer 4000 jährigen Schildkröte

berichten Londoner Blätter aus San Franzisko. Der Schooner „Mademie“ hat sie dorthin gebracht; sie ist das Ergebnis eines Fanges bei den Galapagos-Inseln an der Küste von Ecuador. Die Universität, welche die Kosten zur Expedition bestritten hat, jagt, der Wert der Schildkröte sei ein unermesslicher und bede bei weitem den Aufwand. Die Schildkröte wiegt 550 Kilogramm und ihr Alter schwankt zwischen 4000 und 5000 Jahren.

St. Josephsgärtchen.

Der hl. Joseph, Schutzpatron der Priester.

(Fortsetzung.)

Man könnte unzählige Gnaden anführen, die der hl. Joseph den Priestern erslehte, die ihn besonders verehrten. Wir wollen uns nur auf ein paar Beispiele beschränken.

Ein frommer und tugendhafter, aber sehr armer Jüngling, der sich zum Priesterstand berufen fühlte, nahm bei dem Pfarrer seines Dorfes Vorbereitungsunterricht. Doch dem guten Jüngling fiel das Studium der lateinischen Sprache so schwer, daß sein Lehrer die Geduld verlor und an dem Erfolg verzweifelte. Die Tränen des frommen Schülers, sein Fleiß und seine Ausdauer bestimmten ihn jedoch, mit dem Unterricht fortzufahren.

„Mein lieber Sohn“, sagte er zu ihm, „ich sehe keine andere Rettung für dich, als daß du dich unter den Schutz des hl. Joseph stellst und ihn bittest, er wolle dir die Fähigkeiten erlangen, welche dir fehlen; sonst kommen wir nicht zum Ziel.“

Der folgsame Jüngling warf sich nun in die Arme des hl. Joseph, wie ein Schiffsbrüchiger in die seines Retters. Er betete so inbrünstig und so beharrlich, daß er wunderbare Erhörung fand. Sein Verstand begann auf einmal sich aufzuhellen, ungeahnte Talente entwickelten sich, und er machte solche Fortschritte, daß er sich in ein Gymnasium aufnehmen lassen konnte, wo er bald zu den besten Schülern zählte. Sein Dank gegen den hl. Joseph kannte keine Grenzen und seine Andacht zu dem großen Heiligen wurde immer inniger und feuriger.

Nach Absolvierung des Gymnasiums trat er ins Priesterseminar seiner Diözese über, wo er sich gleichfalls durch glänzenden Erfolg in den Wissenschaften wie durch seine Tugenden auszeichnete. Bald nach seiner Priesterweihe wurde er vom Bischof auf den Lehrstuhl der Dogmatik berufen, den er später mit demjenigen der Moral vertauschte. Der Bischof lernte ihn in diesen Stellungen so schätzen und schenkte ihm ein solches Vertrauen, daß er ihn zum Regens des Priesterseminars und zu seinem Generalvikar ernannte. Den Priestern, welche unter seiner Leitung ihre Studien gemacht hatten, blieb er stets ein väterlicher Freund und erleuchteter Ratgeber.

Diese Tatsachen sind noch zu neuen Datums, als daß es gestattet wäre, den Namen dieses Priesters zu veröffentlichen. Welches Beispiel aber könnte geeigneter sein, sowohl braven Studierenden wie Priestern, denen sich scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg stellen, Vertrauen zum hl. Joseph und damit wieder frischen Mut einzusößen?

Der genannte fromme Priester hat auch in seinem späteren Leben mit Hilfe des hl. Joseph über die größten Schwierigkeiten triumphiert. Nie ließ ihn der große Heilige im Stich, wenn er seinen Beistand vertrauensvoll und beharrlich anrief. (Fortf. folgt.)

Aus dem Leben einer Gottesbraut.

(Fortsetzung.)

Deßtere Kommunion. — Der Beichtvater Anna Katharinas wollte, daß sie öfters kommuni-

ziere, als ihre Mitschwester zu tun pflegten. Sie tat dies eine zeitlang, unterließ es aber wieder gegen den Willen des Beichtvaters von Lichtmeß bis kurz vor Pfingsten aus Menschenfurcht, weil ihr öfteres Kommunizieren als Scheinheiligkeit angesehen wurde und weil man sich darüber aufhielt. Auch hielt sie sich für zu schlecht, um so oft kommunizieren zu dürfen. Sie kam aber darüber in einen so elenden Zustand, daß sie nicht wußte, wie sie sich daraus retten sollte. Endlich erkannte sie ihren Fehler und fing wieder an, öfters zu kommunizieren, mußte aber trotzdem noch lange Zeit ihren Ungehorsam büßen.

Ihre Freundin, Clara Söntgen, bezeugte: „Wenn Emmerich die hl. Kommunion empfangen hatte, war sie immer stärker und oft sagte sie mir, daß ihr Gott dann vielmehr Kräfte gebe. — Sie kommunizierte gern am Donnerstag zu Ehren des allerheiligsten Sakramentes. Ich fragte sie einmal, weshalb sie am Donnerstag immer einen besseren Habit anziehe. Sie sagte darauf: „Zu Ehren des allerheiligsten Sakramentes.“

Ueber ihre Vorbereitung zur hl. Kommunion schrieb ihr Gewissensrat Overberg folgendes: „Die letzte Vorbereitung auf den Empfang des heiligsten Sakramentes besteht bei Anna Katharina darin, daß sie ihren Heiland bittet, ihr sein Herz zu geben, damit sie Ihn darin würdig empfangen und beherbergen könne. Sie stellt Ihm vor, wie sie nur durch sein Herz und mit demselben Ihn so lieben und loben könne, wie Er es verdient. Dafür biete sie Ihm ihr eigenes Herz an und bittet, daß Er es nehmen und damit machen wolle, was Ihm gefällt.“

Hat sie ihr Herz Gott übergeben, so geht sie alle Kräfte des Leibes und der Seele durch, um alles Gott zu schenken, was sie hat. Sie bietet Gott die Augen, die Zunge und alle Glieder an mit der Bitte, sie zu seinem vollkommenen Dienst zu gebrauchen und alles damit zu verrichten, was sie selber nicht vermag. Sie schließt dann mit Gott einen Bund, indem sie sich verpflichtet, mit allem, was an und in ihr ist, ihm zu danken und zu loben; jeder Atemzug, jede Regung, jede Bewegung der Augen, Hände, jeder Augenblick der Leiden soll ein Zeichen des Dankes und des Preises sein.

Darnach wendet sie sich an die Heiligen, sie bittend, ihr etwas von ihrer Schönheit, ihren Tugenden und Tugenden zu borgen oder zu schenken, um in der Vorbereitung auf das heilige Sakrament besser bestehen und glühender danken zu können. Vor allen Heiligen wendet sie sich an die Mutter Gottes, um aus dem Ueberflusse ihrer Herrlichkeit und Tugenden eine Gnade zu erhalten. Insbesondere fleht sie, ihr das göttliche Kind zu reichen, wie sie es den Königen aus dem Morgenlande gegeben. Dann geht sie wohl von einem Heiligen zum andern, Almosen bittend und jeden an seine besonderen Vorzüge erinnernd, für sich eine Gabe zu erlangen, in der sie dem göttlichen Heiland besser gefallen möge. Sie flehet mit den Worten: Ihr seid ja überflüssig reich und ich bin so arm! So habet doch Erbarmen! Nur von eurem Ueberflusse begehre ich etwas wenig!“

Wie der hl. Joseph seinen Verehrern zu einem seligen Tode verhilft.

Einem Priester, der als Missionär am Senegal im westafrikanischen Afrika seeleneifrig wirkte, verdanken wir die folgende Erzählung:

Mühsam ritt ich durch eine Gegend, die ich noch nie betreten hatte, als ich plötzlich bei einer bewohnten Hütte ankam. Als ich die Schwelle der Hütte überschritten hatte, rief eine erschreckte Stimme zu mir: „Wer kommt da?“

„Ein armer Missionär,“ antwortete ich; „seid ohne Furcht. Der Friede des Herrn komme über dieses Haus und über alle, die es bewohnen.“

„Ein Priester!“ rief der Unbekannte in gutem Französisch. „Seien Sie willkommen, mein Vater, und machen Sie rasch...“

„Was denn...? Wer sind Sie...? Ein französischer Soldat? Wie sind Sie hierhergekommen? Was fehlt Ihnen?“

„Bitte, mein Vater, später davon; ich bin in meinem dritten Fieberanfall, und der spaßt nicht, wie Sie wissen... Beileben wir uns, zuerst mein Gewissen zu reinigen, nachher wollen wir plaudern, wenn Gott mir noch dazu Zeit läßt. Ich bin vorbereitet, fangen wir an.“

Die Gewissensangelegenheit wurde also durch eine heilige Beichte in Ordnung gebracht. Dann sagte ich zum Sterbensranken: „Sie haben ohne Zweifel viel und gut gebetet, denn es scheint mir sicher, daß Ihr lieber Schutzengel mich zu Ihnen geführt hat.“

„O, die Sache ist mir klar, mein Vater“, sagte der Sterbende, „wollen Sie wissen, welchem Umstande ich dieses Glück verdanke? Ich trage an mir den Gürtel des hl. Joseph, auch die Medaille von ihm und gehöre zur Bruderschaft von einem seligen Tode. Sehen Sie! Mein Gewissen war noch nicht in guten Zustande, daher mußte der hl. Joseph mir einen Priester zuführen. Darum habe ich ihn immer gebeten. Sie sehen, daß ich nicht mit Unrecht mein Vertrauen auf ihn gesetzt habe.“

Zwei Stunden später nahm der heilige Joseph die Seele seines frommen Verehrers zu sich. Der Soldat entschlief selig, um durch die Fürbitte des hl. Joseph einen gnädigen Richter zu finden.

Eine Erzählung aus alten Tagen.

(Fortsetzung.)

Geraume Zeit lag ich so im Busche verborgen; ich getraute mir kaum zu atmen, geschweige denn, mich zu rühren. Inzwischen stieg die Sonne höher am Firmament, ihr goldenes Licht spielte durch die Wipfeln und Zweige der Bäume und zeichnete wunderbare Kreise und Figuren auf die erschlagenen Leiber, die kalt und starr im hohen Grase lagen. Niesige, von den mächtigen Baumstämmen herabhängende Orchideen und Lianen bewegten sich wie Grassänder und Seile und auf einem nahen Baum ließ ein Regenvogel seine rauhe, krächzende Stimme hören. Dies war der einzige Laut, der mit dem zeitweiligen Nachzen der Bäume und dem Rauschen der Blätter das tiefe Schweigen unterbrach.

Schon glaubte ich mich sicher im törichtesten Wahne, alle Zukunftsrieger seien nun fortgezogen und hätten den einsamen Wald für immer verlassen; als ich plötzlich, kaum zehn Schritte von mir entfernt, einen Schrei

hörte, der mir das Blut in den Adern gerinnen ließ. Im jähen Schrecken fahre ich auf. Was ist los? — Ach, die Ama-Zulus sind noch im Walde, suchen das ganze Unterholz ab und stechen erbarmungslos jeden nieder, der ihnen in den Weg kommt.

Was tun? Soll ich bleiben oder fliehen? Das eine erscheint mir so gefährlich wie das andere, und namenlose Furcht schnürt mir das Herz zusammen. Doch der Zweifel ist mir bald gelöst. Ich kann einfach nicht länger bleiben, die Furcht vor den Ama-Zulus und ihren scharfen Speeren und knotigen Keulen treibt mich fort. Raslos renne ich, mir einen Weg durchs Gebüsch bahrend, dahin. Die Dornen zerpeitschten mir das Gesicht, hier strauchle ich über eine Baumwurzel, dort zischt eine Schlange neben mir auf, ich achte es kaum. In blindem Schrecken stürme ich wie ein Wahnsinniger dahin. Ich kenne nur einen Gedanken: Fort, fort von hier! Tief, tief in den Wald hinein, denn hier droht mir der Tod, der mir schon seit drei Tagen so hartnäckig auf der Ferse sitzt.

Zerissen, zerpeitscht und halb geblendet von den zahllosen Dornen und Schlingpflanzen, die mir Gesicht und Hände, Brust und Füße blutig rissen und schlügen, stürzte ich zuletzt in atemloser Hast einer Oeffnung zu, die mich ins Dunkel einer Höhle führte. Dasselbst treffe ich eine Gruppe von Menschen, die bei meinem Erscheinen laut aufschrien und sich erschreckt nach einem hintersten Winkel ihres Versteckes zurückziehen. Ich rufe ihnen zu, ich sei kein Zulu, sondern ein Pondomise, einer aus Ugashas Volk.

Endlich glaubten mir die guten Leute und kommen etwas näher heran. Wie sie sehen, daß ich unbewaffnet bin, voll Blut und in nicht geringerem Schrecken als sie selbst, da atmen sie wieder auf und fragen mich dann, wo die schrecklichen Ama-Zulus wären? — Ich erzählte ihnen nun ausführlich all das Schreckliche, das ich während der letzten Tage durchgemacht, sie aber wußten noch größere, noch unmenchlichere Greuelthaten zu berichten. Der Hauptinhalt ihrer Erzählung war dieser:

Ein Zulu-Heer war unweit des Meeres über den Umtambuna gesetzt und verheerte das ganze Land mit unerhörter Grausamkeit. Niemand konnte den Schrecklichen widerstehen; die einen waren im Kampfe gefallen, die andern verwundet, und sie, die armen Leute hier, waren nach Verlust ihrer ganzen Habe in den Impethyne-Wald geflüchtet, nur um das nackte Leben zu retten. —

So schlimm diese Kunde auch war, so ließ sie doch plötzlich in meinem Herzen einen Hoffungsstrahl aufleuchten. Ich dachte plötzlich wieder an das Wort des Inkosi der Ama-Pondo, das er auf jener Versammlung gesprochen: „Sage Ugasha, deinem Fürsten, daß die Ama-Pondo kämpfen werden, sobald der Zulu an den Umtambuna kommt!“ Siehe, nun waren sie gekommen, und damit war auch der Augenblick erschienen, da der Pondofürst sein gegebenes Wort einlösen mußte! Dieser Gedanke schwellte mir gewaltig das junge Herz in der Brust: drum rief ich freudig aus:

„Männer vom Pondoblut, höret, was ich euch sage! Vor wenigen Tagen erst war ich beim Inkosi-Mkulu der Ama-Pondo als Gesandter meines Fürsten Ugasha. Ich forderte ihn auf, uns beizustehen im Kampfe gegen die Ama-Zulu. Da hielt der Pondofürst mit seinem Indunas eine lange Beratung und sagte mir dann, daß er mit seinem ganzen Volke

kämpfen werde, sobald der Zulu den Untambuna über-
schritte. Madoda, Männer, das ist nun geschehen! Drum
auf! Laßt uns hier nicht warten, bis wir in unsern
Löchern wie Ratten erschlagen werden. Wir wollen
hinüber über den Fluß, wollen uns mit der großen
Bondo-Armee vereinen und kämpfen gegen die Ama-
Zulu!"

Anfangs sahen mich namentlich die älteren Män-
ner mit scheelen Blicken an, und ich hörte, wie man-
cher von ihnen etwas durch die Zähne murmelte wie
„Umfana! bist ja bloß ein Knabe!" Anders die Jusi-
wa, die jungen Burtschen! Sie waren sofort Feuer
und Flamme für meinen Plan, und zuletzt stimmten
mir auch die Alten zu. Unser Plan war nun der:
Reise wollten wir unsere Höhle verlassen, auf der
ganzen Strecke überall vorsichtig den Weg ausspähen,
um so sicher zu einer Stelle zu gelangen, wo der Un-
tambuna erst ein mäßig großer Bach ist und daher von
allen leicht überschritten werden konnte. Denn es wa-
ren auch mehrere kleine Knaben bei uns und Mütter
mit Säuglingen auf dem Rücken.

So brachen wir also auf. Vorsichtig verließen
wir unsere Höhle und marschierten leise, beständig
nach allen Seiten vorsichtige Umschau haltend, durch
die mit niedrigem Buschwerk bestandene Gegend. Lei-
der fehlte es uns aber an jeglicher Nahrung, und
viele von uns hatten schon seit mehreren Tagen nicht
das Geringste genossen. So kam es, daß einer der Kna-
ben schon nach einer verhältnismäßig kurzen Strecke
ganz erschöpft zusammenbrach und nicht mehr weiter
konnte. Seine Mutter, die noch ein kleines Kind auf
dem Rücken trug, gab sich zwar alle erdenkliche Mühe
den armen Knaben zu bereiten, daß er doch aufstehe
und mit uns weitergehe, sonst sei er verloren. Um-
sonst, er war zu elend und kraftlos, er konnte ein-
mal nicht mehr. —

Wer beschreibe nun die Not und den Schrecken der
guten Mutter! Hier lag ihr armes Söhnchen dem
Verschmachtenden nahe. Sollte sie es allein zurücklas-
sen? Unmöglich! denn das war sein sicherer Tod.
Entweder mußte es da Hungers sterben, oder lief
Gefahr, von den überall umherstreifenden Zuluz ge-
funden und grausam erschlagen zu werden. So blieb
sie also bei dem armen, verschmachtenden Kind. Doch,
wie sie die andern nun weiter ziehen sieht, kommt
ihr erst der Gedanke an die eigene Gefahr. Sie ist
ja ebenso sicher verloren, wie der arme Knabe, der
schon sterbend am Boden liegt! Ist denn niemand da,
der sich ihrer erbarmte, der ihr und ihrem lieben,
guten Kinde Rettung brächte in solch' schrecklicher
Not? —

Doch da hofft sie vergebens. Alle die vielen Flücht-
linge sind nur darauf bedacht, das eigene Leben zu
retten. Wer dachte da an das arme Weib und ihr halb-
verhungertes Kind? — Wie sie nun sieht, daß ihre
Landsleute immer weiter und weiter marschieren, und
daß sie einsam und verlassen mit dem Knaben zurück-
bleiben müsse, fing sie in ihrer Not laut zu jammern
und zu weinen an.

Einer der herzlosen Männer wandte sich um und
schrie ihr zu: „Willst du Schweigen, du törichtes Weib!
Werkst du nicht, daß du mit deinem dummen Geheul
uns die Zuluz auf den Hals bringst?" — Doch die
bedrängte Mutter ließ sich in ihrer Angst nicht be-
ruhigen. Sie schien alle und Jede Ueberlegung ver-
loren zu haben, und weinte und schrie nur immer um
ihr armes, verlorenes Kind.

Da eilte der Mann zu dem Weibe zurück und
schlug sie mit seinem dicken Knotenstock derart auf den
Kopf, daß sie leblos zusammenbrach. Sie rollte der
Länge nach in das wilde, hohe Gras. Da lagen sie
nun beisammen: der halb bewußte Knabe, die tote
Mutter und ihr Kind: denn sie trug, wie oben bemerkt,
noch ein kleines, erst ein paar Wochen altes Kind
auf dem Rücken. —

Wie hieß der Unmensch, der dies getan? Ich
weiß es nicht, ich habe nie seinen Namen erfahren.
Ich sage nur: noch bevor eine knappe Stunde verging,
hatten auch ihm die Zulukrieger den harten Schädel
eingeschlagen.

Wir marschierten weiter. Nach fünf Minuten
etwa kamen wir in den Wald an eine Lichtung, wo
ein munteres Wässerchen über den Abhang eines Hü-
gels rieselte. Wir erquickten uns an dem frischen Naß
und setzten nach kurzer Rast unsere Wanderung weiter.
Noch mochten wir keine 500 Schritte gegangen sein,
als wir plötzlich einen gellenden Aufschrei hörten. Er-
schreckt blickten wir um, und sahen nun, wie gegen
1000 Zulukrieger die nächste Anhöhe herunterrennen.
wo sie sich im Gras und Buschwerk versteckt gehalten
hatten!

Was nun? Ratlos stehen wir da und starren ein
paar Augenblicke die Krieger an, die uns mit Windes-
eile und unter furchbarem Geschrei näher und näher
kommen. — Einige von uns rannten instinktmäßig
wieder dem Walde zu, aus dem sie soeben gekommen.
Vielleicht gelang es ihnen dort, wieder ein einsames
Versteck zu finden. Bald jedoch bleiben sie unschlüssig
stehen, denn da taucht im Walde gerade ihnen gegen-
über ein weißer Federbusch neben dem anderen auf.

Unsere Angst, unser Entsetzen und die allgemeine
Ratlosigkeit war so groß, daß manche wie die Ameisen
bald vorwärts, bald rückwärts rannten. Nur einige,
wenige entschlossene Männer pflanzten sich, Rücken
gegen Rücken gewendet, auf, bereit zu kämpfen und
ihr Leben möglichst teuer zu verkaufen. Das war
mutig gehandelt, doch nützen konnte es solcher Ueber-
macht gegenüber nichts.

Und ich? Nun ich sah bald, daß da alles ver-
loren sei, und uns nichts mehr übrig bleibe, als
der Tod. Auch ich wollte als Held sterben, und nicht
als erbärmlicher Feigling. Merkwürdigerweise fühlte
ich gerade jetzt, da mir der Tod so nahe stand, nicht
mehr die geringste Furcht. Ich nahm also meinen hal-
ben Affegat, den ich noch immer bei mir trug, hielt
ihn fest in der Rechten und ging ganz allein geraden-
wegs auf die feindliche Linie zu. Hier faßte ich einen
Zulukrieger von martialischer Gestalt und Größe scharf
ins Auge. Dieser aber brüllte wie ein wilder Stier
und rannte blindlings auf mich zu, mir mit seinem
Bangwan (langen Messer) den Leib aufzuschlitzen.
Schon ist er mir auf Armeslänge nahe gekommen,
als ich mich plötzlich flach auf den Boden nieder-
werfe. Der riesenhafte Zulu stolpert über mich und
schlägt seine Nase ganz erbärmlich an einem spitzigen
Steinblock auf. Eine halbe Sekunde später war ich
schon wieder auf den Füßen, noch einen Moment,
und ich sah mich außerhalb der feindlichen Linie, und
ließ nun wie ein gehehtes Wild aus Leibeskräften dem
Flusse zu.

Zwei junge Zuluz rannten hinter mir her, allein
ich war der Schnellere und kam zuerst an den Fluß.
Das Wasser war tief, vom bloßen Durchwaten konnte
keine Rede sein. Doch im Vertrauen auf meine viel-

erprobte Schwimmkunst sprang ich mutig hinein und schwamm hinüber. Die beiden Zulus konnten offenbar nicht schwimmen, denn sie standen zunächst unschlüssig am Wasser und sondierten mit ihren Stöcken seine Tiefe. Dann kehrten sie um, um ihren Genossen bei deren teuflischen Arbeit zu helfen.

Und worin bestand diese? Im Spizen und Einrammen von Pfählen. Wer sich von unsern Leuten im Kampf widerlegt hatte, war erschlagen worden. Jeder aber, der um Pardon bat, sowie alle Frauen und Kinder wurden von diesen Scheusalen lebendig gespießt. Das also hieß Gnade finden in den Augen eines Zulu! Kein Wunder, daß man mit der Zeit im ganzen Lande diesen „Thronsiß“ mehr fürchtete, als jede andere Todesart.

Fortf. folgt.

Etwas über die „Mariannhiller“.

Was für Missionare sind die „Mariannhiller“? Es sind das die früheren deutschen Trappisten, die unter dem P. Franz Pfanner (als Prior und später als Abt) im Jahre 1882 in Natal, Südafrika, eine segensreiche Missionsstätigkeit begannen, die sich dann von dort über die an Natal angrenzenden Teile der Kapkolonie und Rhodesia bis nach Deutsch-Ostafrika ausdehnte.

Durch Dekret vom 2. Februar 1909 hat der hl. Stuhl diese Mariannhiller-Trappisten durch Milderung ihrer strengen Lebensweise und zweckentsprechende Aenderung ihrer Verfassung der Missionsarbeit besser angepaßt, sie zu einem neuen Orden der „Mariannhiller“ umgestaltet.

Die Regel des hl. Benedikt bleibt nach wie vor die Grundlage für die Lebensweise dieser Missionare, in der äußeren Erscheinung werden sie auch in Zukunft fast dieselben bleiben. Im Gegensatz zu den früheren Strenghheiten der Trappisten, haben die jetzigen „Mariannhiller“ in ihrer Tagesordnung täglich gemeinschaftliche Rekreation (Unterhaltung), reden tagsüber aus jedem vernünftigen Grunde ohne dafür wie früher einer besonderen Erlaubnis des Obern zu bedürfen mit einander und mit Fremden, genießen Fleischspeisen und beobachteten das Fasten- und Abstinenzgebot nach der Ordnung der Diözese, in der sie tätig sind.

Die „Mariannhiller“ besorgten bis 1910 in Süd-Afrika bereits 28 Missionsstationen unter drei verschiedenen Stämmen, den Zulus, Sutus und Kojas, waren von 1897–1905 auch in Deutsch-Ostafrika tätig.

Das südafrikanische Klima entspricht nicht dem europäischen, allein es ist verhältnismäßig gesund, zumal auf den meisten unserer Stationen in Natal und der Kapkolonie. Der Boden ist im allgemeinen fruchtbar, bedarf aber fleißiger Bearbeitung; der Feldbau leidet viel unter monatelanger Dürre und unter Hagelschlag. Wer sich eingehenderen Aufschluß über die Tätigkeit der „Mariannhiller“ verschaffen will, der beziehe und lese den einen oder anderen Jahrgang des „Vergißmeinnicht“, eine illustrierte Missionszeitschrift von Mariannhill, Preis: 12 Nr. 1.50 Mark (2 Nr., 2 Fr.) oder früherer Jahrgänge des „Mariannhiller Missionskalenders“, Preis: 0.50 Mark (60 Heller, 60 Centim.) ganz besonders das vorzügliche und reich illustrierte Werk (190 Seiten): „Das Trappisten-Kloster Mariannhill, Bilder aus dem afrikanischen Missionsleben“, Preis 4.00 Mark (5 Kr., 5 Fr.). Zu be-

ziehen von jeder Vertretung der Mariannhiller Mission.

Unter den Mariannhiller-Missionaren gibt es Laienbrüder und Patres.

Die Laienbrüder finden bei den vielseitigen Bedürfnissen einer ausgedehnten Mission unter den Heiden eine sehr nützliche Verwertung, sie sind die rechte Hand der Priester-Missionare. Sie obliegen ihrer Bestimmung gemäß den Arbeiten der Landwirtschaft und Viehzucht, sowie allen Arten von Handwerken, werden jedoch auch als Aufsichtsbrüder in den Schulen, als Lehrer und Katecheten direkt für die Mission verwendet. Jedem wird sein Amt und seine Beschäftigung in widerruflicher Weise vom 1. Obern, dem Propst, oder dessen Stellvertreter zugewiesen. Es waren bisher immer noch zu wenige Brüder zur Verfügung. Vom vollendeten 19. Lebensjahre ab finden Postulanten, denen kein Hindernis im Wege steht, als Laienbrüder zu jeder Zeit Aufnahme. Wer schon über 40 Jahre alt ist, sollte in besonders günstiger Verfassung sein, wenn er sich noch nützlich in der Mission betätigen wollte.

Die Patres sind teilweise mit verschiedenen regularen Ämtern im Kloster betraut, teils als Dozenten bei den Kandidaten der Philosophie und Theologie tätig; andere sind als Beichtväter und Magister mit der geistigen Leitung der Brüder und Missions-Schwestern, die Mehrzahl aber mit direkter Missionsarbeit auf den verschiedenen Stationen betraut.

Für beide Klassen der erwähnten Missionare besteht das Noviziat in Mariannhill und wird auch dort in Zukunft bleiben, (nicht aber in ein replantes Probephaus, in welchem nur von einem Vor-Noviziat die Rede sein wird, verlegt werden.)

Von der Aufnahme in das Noviziat sind nach Bestimmungen der hl. Kongr. der Religiös. v. 7. August 1909 ausgeschlossen, und zwar unter Strafe der Nullität der Profess:

1. Diejenigen, welche aus Kollegien, auch Laienkollegien, wegen schlechter Sitten oder wegen anderer schwerer Vergehen (crimina) ausgeschlossen sind.
2. Diejenigen, welche aus Seminarien, geistlichen oder religiösen Erziehungsanstalten aus irgend einem Grunde weggeschickt worden sind.
3. Diejenigen, welche, sei es als Professoren, sei es als Novizen von irgend einem anderen Orden oder einer anderen Kongregation weggeschickt worden sind, oder als Professoren Dispens von den Gelübden erlangt haben.
4. Die als Professoren oder Novizen in einer Ordensprovinz aus dieser weggeschickt wurden, nun in eine andere demselben Orden oder derselben Kongregation gehörige Provinz wieder aufgenommen zu werden wünschen.

Zur Aufnahme in einen Missionsorden ist vor allem der Beruf erforderlich, ohne welchen ein glückliches Leben in demselben nicht denkbar ist. Dieser Beruf ist eine Gnade Gottes und oft zu erkennen an Liebe und Neigung:

1. Zum pünktlichen Gehorham unter vollkommener Verzichtleistung auf den eigenen Willen,
2. zur Demut und Selbstverläugnung,
3. zur Entbehrung und zum Gebet,

4. zum Seelenheile der Mitmenschen (besonders der Heiden) durch freiwillig gebrachte Opfer gern mitzuwirken.

Ein Gesuch um die Aufnahme in das Missionskloster Mariannhill richtet man in Europa gewöhnlich an den Procurator dieser Mission (Würzburg, Reibelszasse 10). In demselben sind die Beweggründe bekannt zu geben, durch welche man zu dem Entschlusse, in diese Mission einzutreten, gekommen ist; ferner Alter und bisherige Beschäftigung, letztere wenn möglich, durch diesbezügliche Zeugnisse zu bestätigen. Hat der Kandidat schon bessere Schulen besucht, gebe er an, welche und wie weit seine Schulkenntnisse gehen; die darauf bezüglichen Zeugnisse wären beizufügen.

Für die Zulassung ins Noviziat der Patres sind nach neueren Bestimmungen Pius X. für alle Orden (demnach auch für die Mariannhiller) für gewöhnlich die Abolvierung der Gymnasialstudien erfordert, in einzelnen Fällen, wo wichtige Gründe vorliegen, kann ein Kandidat zugelassen werden, wenn er wenigstens die Prüfung der 4. Gymnasialklasse vorschriftsmäßig bestanden hat. Für weitere Dispens müßte einer sich an den hl. Stuhl wenden. Vor dem 15. Lebensjahr kann einer wohl in ein Probehaus, nicht aber in's Noviziat eintreten. (Vergl. Bestimm. üb. erforderl. Stud. v. 7. September 1909.).

Der Kandidat muß geistig und körperlich gesund sein. Es können nicht aufgenommen werden solche, in deren Familien erbliche Krankheiten wie Schwindel, Gehirnerkrankheiten u. vorkommen, ebenso sind Nerven- und in hohem Grade Augenschwäche und Magenleiden von der Aufnahme ausgeschlossen, ferner jene, die an Skrupulösität und Trübsinn leiden. Es können auch nicht aufgenommen werden, welche noch nicht getilgte Schulden oder Verpflichtungen gegen eine dritte Person haben.

Jeder Postulant, der um Aufnahme als Laienbruder bittet, muß einschicken:

1. Einen Tauf- und Firmchein nebst einem Sittenzeugnis seines Seelsorgers, letzteres im geschlossenen Kuvert.
2. Ein ärztliches Zeugnis über den Gesundheitszustand.
3. Ein Minderjähriger die schriftliche Zustimmung seiner Eltern, beziehungsweise Vormünder.

Jeder Postulant, der um die Aufnahme ins Noviziat der Patres bittet, bedarf ferner:

4. Der litterae testimoniales (vom Ordinariate im geschlossenen Kuvert), und zwar von dem Bischofe der Geburtsdiözese und von jedem anderen, in dessen Diözese er sich nach vollendetem 15. Lebensjahre mindestens ein Jahr aufgehalten hat.
5. Für Priester-Postulanten sind außerdem noch die litterae dimissoriales erforderlich.

Um wegen Militärverhältnissen nicht auf Schwierigkeiten zu stoßen, ordne jeder die diesbezüglichen Papiere. Es sei hier noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß ein Angehöriger des deutschen Reiches nach vollendetem 17.—25. Jahre nicht auswandern, d. h. auf gesetzlichem Wege seine Staatsangehörigkeit ändern kann. Wohl aber kann ihm gestattet werden, auch in diesem Alter sich im Auslande aufhalten zu dürfen. Solche, welche in der Militärpflicht stehen, können nicht aufgenommen werden.

Bis auf weiteres werden, wie bisher zweimal im Jahre gegen April und Oktober die Postulanten, die sich für die Aufnahme in Mariannhill durch die Procuratur gemeldet haben und zugelassen sind, gemeinschaftlich von Köln am Rhein nach Mariannhill befördert werden. Sehr oft hat es sich getroffen, daß in einer solchen Reisegeellschaft ein Priester-Postulant war, woraus den Mitreisenden besondere Vorteile erwachsen. Genauere Angaben bezüglich der Abreise und weitere Einzelheiten werden den Beteiligten zeitig genug bekannt gemacht.

Für die Reise sind im Allgemeinen an Kleidungsstücken drei Anzüge und sechsmal volle Wäsche erforderlich. Am bequemsten sind zur Mitnahme des notwendigen Reisegepäcks zwei feste Handkoffer.

Eine besondere Mitgift (Vermögen) für den Eintritt ins Kloster war bisher nicht erforderlich. Für das Reisegeld jedoch muß jeder selbst eintreten. Sollte ausnahmsweise einer in dieser Beziehung von der Mission einer Unterstützung bedürfen, so müßte er sich direkt mit Begründung und Empfehlung seines Geistes durch das Pfarramt an den 1. Obern der Mariannhiller-Mission wenden. Als Reisegeld für 3. Klasse von Köln bis Mariannhill (Natal, Süd-Afrika) ist erforderlich für jeden Postulanten aus Deutschland 300 Mark, aus Oesterreich 350 Kr., aus der Schweiz 350 Fr., aus anderen Ländern ein dieser Summe entsprechender Betrag.

Wenn dieses Geld einen Monat vorher an eine Geschäftsstelle unserer Procuratur eingesandt ist, wird diese die Lösung der Fahrkarten usw. besorgen. In genannter Summe ist die ganze Verpflegung auf dem Schiffe bis an das Reiseziel Durban, Natal eingeschlossen. Es sollte jedoch nach Möglichkeit jeder Postulant je nach der Entfernung für die Reise nach Köln und als Taschengeld auf dem Schiffe noch 50 bis 100 Mark (Kr. Fr.) beistellen. Wer einzeln 2. Klasse fahren will, würde fast das doppelte Reisegeld benötigen.

Nach Ankunft im Kloster beginnt nach kürzerem oder längerem Postulat für die Brüder das zweijährige, für die anderen das einjährige Noviziat. Bis zum Ende desselben sollte es sich herausstellen, ob der Kandidat Beruf zum Mariannhiller-Missionsleben hat, oder nicht. Es steht ihm vor Ablegung der Profess frei, falls er sich zu der neuen Lebensweise nicht entschließen will, täglich seinen Austritt und seine Rückreise (natürlich auf eigene Kosten) zu bewirken. Ueber seine definitive Aufnahme in den Orden nach abgelaufenem Noviziat entscheiden aber die in den Konstitutionen des Institutes vorgesehenen Bestimmungen.

Für eine mögliche Rückkehr des Postulanten (als solcher oder in irgend einer anderen zukünftigen Eigenschaft) von Süd-Afrika in die Heimat muß jeder auch dieses Reisegeld vor seiner Abreise von Europa in unserer Procuratur wenigstens sicher stellen.

Es ist sehr wünschenswert um nicht zu sagen notwendig, daß ein Ordenskandidat, so lange die Mission noch kein Probehaus in Europa eröffnet hat, persönlich durch den ihm am leichtesten zugänglichen Vertreter unserer Mission alle ihm noch notwendig erscheinenden oder auch nur nützlichen Erkundigungen einziehe.

Von Gott nicht zum Ordensleben berufene Postulanten haben hier und da nach ihrem Rücktritt oder

ihrer Entlassung aus dem Kloster den Versuch gemacht, von der Mission nicht bloß ihre Reiseauslagen zurück bezahlt zu haben, sondern obendrein für ihre während ihres Aufenthaltes im Kloster geleisteten Dienste noch eine Entschädigung zu fordern. Diesbezügliche traurige Erfahrungen haben es ratjam erscheinen lassen, von jedem Postulanten vor seiner Abreise nach Afrika oder doch vor seinem Eintritt ins Kloster eine Verzichtleistung auf Entschädigung irgend welcher Art für den Fall des Austrittes oder der Entlassung zu fordern.

Die Welt hält es nicht für etwas Geringes, ihr Lebenswohl zu sagen, wenn sich einer in ein Kloster zurück zieht; sie bewundert es, wenn jemand Haus und Hof, Vater und Mutter, Bruder und Schwester und was ihm sonst noch lieb und teuer ist, um Gottes Willen verläßt, um im fernen Heidenlande jenseits des Meeres unter mancherlei Entbehrung an der Beförderung armer, verachteter Schwarzen mitzuarbeiten. Wofür die Welt kein rechtes Verständnis hat, das betrachtet der von Gott Berufene im Lichte des hl. Glaubens als einen dem höchsten Herrn erwiesenen niederen Dienst, als eine besondere Gnade, ihn nur leisten zu dürfen. Durch diesen Ruf fühlt er sich geehrt und wird begeistert für das, was sein Schöpfer und Gebieter im gegebenen Falle von ihm fordert. Die Aufnahme in die klösterliche Gemeinde erscheint dem berufenen Postulanten als eine vorzügliche Begünstigung und ein hochgeschätzter Vorteil. Darum läßt auch die hl. Kirche bei der Aufnahme in den Orden den Novizen auf die Frage des Oberen: Was verlangen Sie? antworten:

„Die Gnade Gottes und die Barmherzigkeit des Ordens!“

O! möchten nur solche, welche diese Bestimmung haben, sich den Ordensmissionaren von Mariannhill anschließen! Möge die göttliche Vorsehung den jetzigen „Mariannhillern“ noch viele echte Berufe erwecken!

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Aßmannshausen, Geisenheim, Aachen, Carum, Contern, Gärzenich, Wever, Dehoven, Borghorn, Bodum, Coblenz, Frimmersdorf, Birgel, Brand, Daseburg, Kevelaer, Bonn, Lipppringen, Kaiserswerth, Grevenbroich, Koppal, Rees, Metelen, Metingen, Köln, Sülz, Heusweiler, Borghorst, Sayvey, Warburg, Ottmarsbochholt, Dottorf, Bielefeld, Affeln, Gehen, Buir, Hemmerden, Botthausen, Wigerath, Witzfeld, Gelsenkirchen, Rehlingen, Belsen, Bullay, Goch, Dehoven, Dahl, Gärzenich, Aachen, Essen, Düren, Heilsberg, Bonn, Baderborn, Montjoie, Cleve, Rhebebrügge, Rheidt, Aachen, Brand, Heilsberg, Hüttersdorf, Rhebebrügge, Ebern, Irrel, Alrweiler, Steele, Mölsdorf, Wärseln, Niedereding, Stielborferhohn, Kemscheid, Belmebe, Gemmerich, München, Berlin, Scheyern, Kirchheim, Bräunlingen, Meisenheim, Dorfprozelten, Rannungen, Ohlungen, Bergendorf, Schlehndorf, Untertraubenbach, Rottenstein, Bohenheim, Nimlingen, Bohenheim, Mitterteich, Thann, Säckingen, Lindenberg, Nürnberg.

Dankfagungen

gingen ein aus: Köln, Bannertwiz, Bilsenfeld.

Gebets-Empfehlungen.

Um Nächstenliebe. Gute Nachbarschaft. Die Kinder einer Familie. Schwerkranker Vater. Für drei Anliegen eines bedrängten Vaters. Um Beförderung eines Familienvaters. Eine Herz- und

lungenleidende Person. Um besseres Augenlicht. Ein Mädchen um Bewahrung der Unschuld. Erstkommunikanten. Gute Prüfung. Gute Vergebung. Eine Herrschaft, dreimal. Um Frieden. Bäckergemeinde. Kranke Frau. Um Frieden im Hause. Ohrenleidende, viermal. In Geldnot. Verhütung v. Unglück im Stall. Ein lieberlicher Mann, der viel Vergnügen gibt. Ein bedrängter Familienvater um Erlangung einer Stelle. Beförderung eines Kirchenbaues. Wiederfinden eines verlorenen Kindes. Guten Ausgang einer Operation. Ungehorsamer Sohn. Gute Sterbestunde. Kranke Kinder, viermal. Ein Mädchen, das eine gemischte Ehe eingehen will. Um Beförderung eines Andersgläubigen. Eine Prozeßangelegenheit. Sinnesänderung eines Vaters. Um gutes Fortkommen im Studium. Ein Bruder um sichere Stellung. Um den wahren Beruf. Unglück. Entbindung, viermal. Befreiung von Seelenleiden, zweimal. Verschiedene Klagen, 15mal. Neuntägige Andacht. In großer Geldnot. Gute Beichten. Epileptische. Ein Gymnasiast. Ein Irrekläubiger. Hausverkauf, zweimal. Schwerkranker, dreimal. Ein abgeirrter Bruder. Trunkfällige, sechs mal. Um Kinderlegen. Glückliche Deirat, zweimal. Geistesranke, Halsleidende. Um Gesundheit, dreimal. Um Frieden, zweimal. Um glückl. Standeswahl, viermal. Um Geduld. Eine große Sünderin. Um glückl. Sterbestunde, sechs mal. Ein ungläubiger leichtsinniger Sohn. Um Eifer. Geldanliegen. Schwächliches Kind. Abwendung v. Unglück im Stall, zweimal. Ablegung einer Gewohnheitsfunde. Eine Sünderin. Um gute Stelle. Ein Familienvater. Um gute Dienstboten. Guten Geschäftsgang, viermal. In sehr bedrängter Lage, sechs mal. Wiedererlangung verlorenen Geldes, zweimal. Priesterkandidaten, viermal. Ungeratene Söhne und Töchter, zehnmal. Verstoßte Sünder, fünfmal. Aufgeregte Kinder, sechs mal. Pfaffenstelle für 1 Priester.

Diese und alle anderen Anliegen unserer Wohltäter empfehlen wir dem Gebete der Missionsgemeinde, der schwarzen Kinder, der Neubekehrten und aller Leser des Borgiaeinnichts.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliebern unseres Wohltäter-Messbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Karolina Sauer, Segelbach. Maria Wiegand, Nardorf. Johann Schneider, Oberursel. Johann Schloffer (Voi), Bödingen. Gottfried Abegg, Steinerberg. Gall, Berichs. Lisette Baur, Sarmenstorf. Kreszentia Huber, Flawil. Witwe Eberle, Haggenschwil. Heinrich Ahmann, Holtshausen. Heinrich Boote, Dorsten. Baum, Schemich. Gertrud Passroth, Hadenbrösch. Agnes Loeven, Capellen. Gertrud Keping, Capellen. Peter Puhl Konrad, Saarwellingen. Kath. Simon, Freund. Eva Barth, Burtcheld. Johann Barion, Wülshelm. Heinrich Jangmann, Odenburg. Anna Wulking, Bockern. Emil Wegener, Böhsum. Gertrud Aßheuer. Elisabeth Godt, Borghorst. Elisabeth Dirbaum. Josefina Schuler, Goshheim. Theresia Han. Leutkirch. Johanna Krug, Allenshofen. Johann Scheichensauer, Neudorf. Georg Haas, Bamberg. Johann Simon, Hilbertshausen. Anna Köfede, Würzburg. Baptist Harg, Dammersheim. Dionisius Ulrich. Georg Seidl, Wieden. Anna Gutner, Gelsstetten. Philipp Kreis, Neuses. Sebastian Stegmann. Josefa Dangel. Franziska Rodi. Elisabeth Giron, Schnepfenbach. Apollonia Pfister, Würzburg. Kath. Fickinger, Hedenbalheim. Andreas Rid, Mindelheim. Florent Schneider, Wüllerhof. Bruno Breuer, Breslau. Josef Fromberg, Rühwühl. Franz Elsäffer, Wiesen. Theres Baumann, Landsheim. Josef Hopfinger, Heinrichsbrunnreuten. Gustav Weig, Paris. Sabine Yang, Holzkrichhausen. Josef Reimaier und Theres Kauer, Borslengensfeld. Katharina Schagan. Kreszentz Kirch, Zinnenheim. Anna v. Lechensfeld, München. Maria Lettner (Schw. Helena O.S.B.). Ostafrika. Anna Lettner, Bernried. Barbara Gmeiner. Wendelin Rüttiger, Rüdensthal. Elise Vintereder, Erbach. Joh. Bapt. Gajner u. Benedikt Gajner, Au a. Inn. Georg Müller, Wies. Rosina Bannrecht, Hundsbad. Kästel, Schiltigheim. Frz. Peter u. Elisabeth Schaffner, Ebesheim. Maria Hillmeier, Bilsenfeld. Viktoria Walthum, Mühlendorf.

Zur gest. Notiz.

Anfangs April reisen wieder Postulanten nach Mariannhill. Bezügl. Ansr. sind zu richten an die Vertretung

Der Mariannhiller Mission, Würzburg.

Der heutigen Nr. liegen zwei Bilder bei. Sollte jemand für weitere zur Verteilung an wohlthätige Freunde zweckmäßige Verwertung haben, so sind wir gern bereit, solche noch (gratis) zu vermitteln.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Vergißmichnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an die:



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

28. Jahrgang.
Nr. 4.

Er scheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt ranko zu-
gehandelt oder von
unsern Beförderern
bezogen.

Uebersahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlskarte oder
Postanweisung.

Postfach-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
April 1910.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

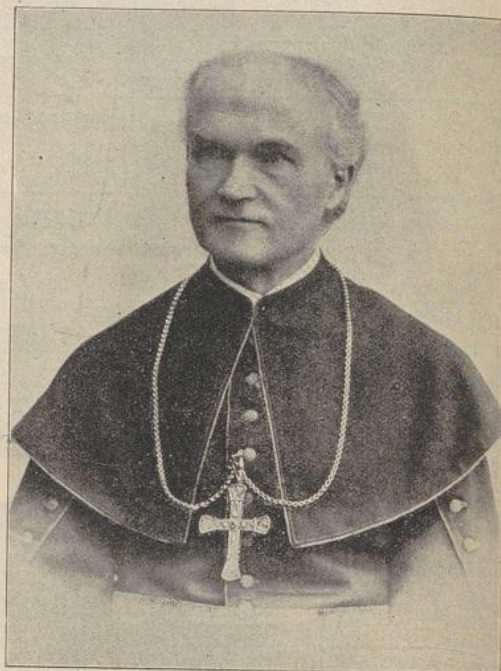
Die christliche Hausfrau und ihr jüngster Sproß.

Aufmunterung zur Missionsunterstützung!



Se. Erzellenz, der hochwürdigste Herr Kardinal
Antonius Fischer,
Erzbischof von Köln,

schreibt im diesjährigen Fasten-Hirtens Schreiben: „Der Christ soll gern von seinem Ueberfluß spenden zur Linderung der Not seiner Mitbrüder, zu den verschiedenen Werken christlicher Nächstenliebe und sozialer Fürsorge, auch zu milden Stiftungen, wobei die Zwecke der Frömmigkeit oder **die Unterstützung der apostolischen Tätigkeit der Kirche** wahrlich nicht ausgeschlossen sind.“



Se. Gnaden, der hochwürdigste Herr Ferdinand
von Schlör,
Bischof von Würzburg,

schreibt im diesjährigen Fasten-Hirtens Schreiben: „Die Pflicht der Liebe zu Gott stellt an uns Christen die Forderung, **daß wir die Missionen in den heidnischen Ländern durch opferwillige Geldgaben und in jeder andern uns möglichen Weise fördern und dadurch beitragen, daß die Liebe zu Gott auch in die Seelen der Heiden Eingang und daselbst andauernde und wirksame Pflege findet.**“

Ein amerikanischer Konvertit, Dr. Loyd, der vor wenigen Jahren aus der englischen Episkopal-Kirche in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehrte, schrieb f. B. in der Extension (Mai 1907): „Ich komme aus einer Atmosphäre, die sozusagen von dem Eifer für Missionen und Missionäre geschwängert war, aus einer Kirchengemeinschaft, wo kaum je eine Predigt gehalten wurde, die nicht wenigstens in der Einleitung und am Schluß den Missionsgedanken anschlug. Meine Ueberraschung, das in der katholischen Kirche sein tätiger Eifer für die innere und äußere Mission. Die Missions sammelbüchse steht fast in jedem Hause; alle Mitglieder sind darauf bedacht, sie zu füllen und immer wieder zu füllen. Auch die Kinder nehmen ihren Anteil an diesem Werk. Regelmäßig werden Aufrufe an die Sonntagsschulen gerichtet, besonders während der Fasten. Die Protestanten sind, mit den Kindern der katholischen Kirche verglichen, an kirchlich-religiösen Segnungen sehr arm. Aber eines muß man ihnen lassen: es herrscht unter ihnen eine bewunderungswürdige Missionsbegeisterung, wie sonst nirgends. Ohne dies wäre der Protestantismus nach meiner Meinung zu Grunde gegangen.“

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergiftmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatskirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Christus ist erstanden.

Seht, auf des Blüthes Schwinge dringt
Ein Flammenengel nieder:
Es rollt der Stein, der Wächter sinkt —
Nun jubelt Osterlieder!

Schneeglöcklein, nun klinge,
O Lerche, nun steige,
Nun juble und singe,
Du Vogel im Zweige!

Nun weht es, ihr Tristen,
In glühenden Farben
Vertraut es den Lüften,
Die lind' euch umwarben.

Das große Geheimnis eröffnet den Landen:
Der Herr ist erstanden! Der Herr ist erstanden!

Franz Eichert.

Geistige Gütergemeinschaft

zwischen dem Missionskloster Mariannhill und dem
Orden der Reformierten Zisterzienser.

Durch das bekannte päpstliche Dekret vom 2. Febr. 1909 hat zwar das Missionskloster Mariannhill seine volle Selbstständigkeit gewonnen, allein das Band kindlich-dankbarer Liebe, das uns vom Anfange an mit dem Orden von Cisterz verband, wurde dadurch keineswegs gelöst. Einen klaren Beweis hiefür liefert unter anderem das überaus väterliche Schreiben, das uns unterm 11. November 1909 vom Hochwürdigsten General des Ref. Zisterzienserordens Dom. Augustin Marre zugeht, und worin er uns volle geistige Gütergemeinschaft mit dem alten Mutterorden zusichert. Das Assoziationsdekret, in französischer Sprache abgefaßt, lautet in deutscher Uebersetzung folgendermaßen:

„Obgleich das Gesetz christlicher Liebe uns verpflichtet, für alle Menschen insgesamt zu beten, so erachten wir es doch als unsere Pflicht, es für jene in ganz besonderer Weise zu tun, welche uns diesbezüglich mit frommem Vertrauen spezielle Wünsche zukommen lassen. Da es uns nun zur Kenntnis gekommen, daß Ihre Gesinnung eine derartige ist, so gewähren wir Ihnen recht gerne das Assoziationsdekret, um das Sie nachgesucht haben. Im Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes also, auf die mächtige Fürsprache der allerheiligsten Jungfrau Maria, unserer Patronin, auf die unseres glorreichen Vaters, des hl. Bernardus und der anderen Schutzpatrone unseres Ordens, endlich im Verein aller Oberen unseres Ordens, denen sich, wenn auch unwürdig, unsere eigenen Wünsche und Gefinnungen anschließen, versprechen wir Ihnen, daß Sie Zeit ihres ganzen Lebens Anteil haben sollen an all unseren religiösen Übungen der Frömmigkeit und der Buße, an den Opfern auf unseren Altären, an den Kommunionen unserer Brüder und überhaupt an all dem, was in unserem Orden jetzt oder in Zukunft auf Antrieb des heiligen Geistes geschieht. Endlich werden wir, sobald wir die Nachricht von dem Ableben eines Ihrer Mitglieder erhalten, zum Herrn flehen, er möge dieser Seele gnädige Nachlassung ihrer Sünden gewähren und sie zur Ruhe seiner Heiligen gelangen lassen.“

Im Vertrauen, daß diese unsere Verbindung eine gegenseitige sei, u. daß Sie uns an Ihren Ver-

diensten und guten Werken werden Anteil gewähren und unser in Ihren Gebeten werden eingedenk sein, verbleiben wir...

Fr. M. Augustin Marre, O. C. R.
Abbas guls. et Episcops. Const.

Unsere Dorfschule.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.
(Fortsetzung.)

Ezenstochau. — Eines der Kleinsten in unserem Kindergarten ist Thilbe (Mathilde) oder Mantombazana (kleines Mädchen), wie ihre Eltern sie auch heißen. Die Mutter (Thella) zählte jahrelang zu unseren bravsten Marienhausmädchen; vor ein paar Jahren heiratete sie einen braven christlichen Jüngling Mathias mit Namen, (den Sohn des alten Leonhard, den unsere Leser schon längst kennen); und Thilbe, die eben zu gehen und zu reden anfängt, ist ihr einziges Kind.

Diese Kleine nun ist ein allerliebste, überaus kluges Kind. So jung sie ist, so erhebt sie doch schon auf die Frage: „Wo ist Gott?“ ihr kleines, schwarzbraunes Fingerchen, zeigt zum Himmel hinauf, faltet gar hübsch die Händchen zum Gebete und lallt ihr: „Baba, Baba“. Nimmt sie Schwester Ludovika auf den Arm, so greift sie sofort nach dem am roten Halsband hängenden Kreuzchen, führt es zum Mund und küßt es. An uns Schwestern hängt sie so sehr, daß sie am Morgen selber die Mutter mahnt, sie in den Kindergarten zu bringen; und sieht sie nur von fern einen weißen Schwesternschleier wehen, so muß die Mutter sie uns eiligst entgegenbringen.

Neben dem Kindergarten ist ein kleiner Taubenschlag mit sechs zahmen Täubchen. Eines davon, das ganz weiß ist, hat den Namen „Schneewittchen“. Dieses Täubchen nun ist die größte Freude der kleinen Thilbe. Sobald sie desselben ansichtig wird, klatscht sie vor Freude in die drallen Händchen und ruft: „Gugut, gugut!“ Ihr Jubel kennt vollends keine Grenzen mehr, wenn sie das weiße Täubchen anfassen und streicheln darf, was das kluge Tierchen bloß von den Schwestern und der kleinen Mantombazana duldet.

Wozu erzähle ich solche Kleinigkeiten? Um unseren geehrten Lesern zu zeigen, daß die Kinder christlicher Eltern, namentlich solcher, bei denen unser heiliger Glaube schon tiefere Wurzeln geschlagen hat, vom Anfange an viel besser geartet sind, als die von heidnischen Eltern, oder erst kürzlich bekehrten. Als

Beispiel könnte ich da den zweijährigen Bruno anführen, dessen Eltern erst vor ein paar Jahren das Christentum annahmen und die nie eine Missionschule besucht haben. Der Kleine schaut so unkultiviert her, daß ich ihn gar nicht beschreiben mag. Seine Mutter versteht es gar nicht, wie man ein Kind christlich erzieht, und wenn sie es verstünde, so hätte sie an dem urwüchsigen Knaben eine böse Arbeit. Schwester Ludovika hat es schon oft versucht, den Wildfang etwas in die Kur zu nehmen; doch kaum hatte sie ihn gewaschen und mühsam herausgeputzt, so lief der kleine Schlingel hinaus und wälzte sich wie ein Schweinchen in der nächsten besten Lache. Triefend von Schmutz und Wasser kam er dann zurück, lachte hell auf und zeigte sich der vor Schrecken fast in Ohnmacht fallenden Schwester in seinem neuen Staat! Er nahm sich in seiner Art nicht übel aus, nur war er eben schwarzbraun von unten bis oben — doch das ist in Afrika die Landesfarbe — und nur das Weiße in den Augen hob sich grell davon ab, so wie die schönen, lachenden Zähne. —

Um so einen schwarzen Jungen nur halbwegs sauber und rein zu halten, brauchte man schon ein gehöriges Quantum Seife. Doch das kann die arme Mutter (Pauline), deren Mann überdies beständig kränkelt, nicht erswingen. Sie ist vielmehr so arm, daß ihr achtmähriger Franz, obschon er ein ziemlich hochaufgeschossener Junge ist, immer im bloßen Hemd auf der Schulbank sitzt; und hätte er nicht auf Weihnachten eine Hose geschenkt bekommen, so könnte er nie an Sonntagen in die Kirche gehen.

In ähnlicher Not wie diese Paulina befinden sich noch verschiedene andere unserer Neuchristen, und ich denke, die nachsichtigen Leser werden mir die kleine Abschwärzung vom Thema schon verzeihen. Denn um einen richtigen Einblick in so eine Kaffernschule zu gewinnen, muß ich auch einigermaßen wissen, in welchen Verhältnissen diese Kinder zu Hause leben.

Wie gesagt, geht es da in den meisten Familien recht ärmlich her. Nicht wenige dieser Neuchristen haben dem katholischen Glauben zu lieb viele und schwere Opfer gebracht. Materiell waren sie früher meist besser daran. Einerseits hatten sie als Heiden

weniger Bedürfnisse — denn der Heide braucht für sich und seine Kinder für keine Kleider u. s. w. zu sorgen, oder wenigstens nicht im gleichen Grade wie der Christ, — und anderseits verfügten sie über bedeutend größere Felder und Weideplätze. In Zululand und Natal wohnen die Kaffern noch ziemlich weit auseinander, und in der Regel hat er rings um seinen Kraal, oder doch in dessen nächster Nähe seine Acker und Wiesen. Auf einer Missionsfarm dagegen, wo viele Christen und zwar in planmäßig angelegten Dörfern beisammenwohnen, heißt es, auf diese Vor-



Der Herr ist auferstanden. (Siehe Text Seite 77.)

teile verzichten. Grund und Boden ist da bald aufgeteilt; dazu ist hier in Ezenstschau das Ackerland nicht besonders ergiebig, und die Schwarzen haben, da es bei ihnen keine Stallfütterung gibt, sondern das Vieh Sommer und Winter im Freien weidet, fast kein Düngemittel, um dem armen, ausgefaugten Boden etwas nachzuhelfen. Unter solchen Umständen ist dann bald erklärt, daß es in den meisten hiesigen Christenhäusern überaus spärlich hergeht und daß für die Bedürfnisse der Kinder in Schule und Kirche nur wenig übrig bleibt.

Auch die Kost ist im ganzen genommen äußerst spärlich und einfach. Die meisten Kaffern essen nur zweimal des Tages: am Morgen, jedoch nicht allzu früh, denn der Schwarze ist kein Freund vom Frühaufstehen, und bevor nicht die Sonne am Himmel steht, geht er nur ungern aus seiner Hütte, und im Laufe des Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr. Da wird dann die Hauptmahlzeit eingenommen.

Was die Hausfrau kocht, ist sehr einfach; doch an der Zubereitung darf nichts fehlen. Oft gibt es einen Topf voll Kürbisse, geschnitten oder zu Brei gekocht. Die Früchte müssen gut reif und ohne allen Defekt sein; was nur irgendwie faul oder überreift ist, wird als unschmackhaft angesehen, sorgsam weggeschnitten und dem Vieh als Futter gegeben. Kürbisse und frisches Gemüse wird ohne Salz oder sonstige Zutat gekocht und erst in ziemlich abgekühltem Zustand gegessen. Als wahre Delikatesse werden auch Maistollen angesehen, sowohl gesotten, wie gebraten oder vielmehr am Feuer geröstet. Dagegen liebt es der Kaffer nicht, irgend etwas vom Essen über Nacht stehen zu lassen, um es am nächsten Tag wieder aufzuwärmen. Er zieht es vor, jeden Tag

reinen Tisch zu machen, und ist in diesem Punkte sehr genau.

Die Mütter und erwachsene Töchter verstehen sich auch darauf, aus jungem, frischen Mais, den sie zwischen zwei Steinen mit der Hand zermahlen, kleine Brote zu bereiten. Eigentliches Brot aber nach Art der Europäer backen unsere jungen Christenfrauen nur bei besonders festlichen Anlässen, wie bei der Hochzeit eines Familienmitgliedes, oder bei der Taufe des ersten Kindes usw. Sonst haben sie das ganze Jahr hindurch kein Brot im Haus. Fleisch gibt es seit der Kinderpeft und anderen Viehseuchen nur äußerst selten, wie etwa bei Gelegenheit einer Hochzeit; zuweilen wird auch zum Taufschmaus eine Ziege oder ein krankes Stück Vieh geschlachtet. Sich Morgens Kaffee oder Thee zu bereiten, ist ein Luxus, den sich nur besser situierte Leute gestatten können. In der Regel kommen junge Christenfamilien, die diesen Brauch den Weißen abgesehen, schnell wieder davon ab. Ebenfalls verschwinden die weißen Brötchen, die sie sich dazu gebacken; denn die Sache wird ihnen bald zu teuer.

Als Getränk hat der Kaffer sein utshwala, ein aus Amabele, einer einheimischen Hülsenfrucht, bereitetes Bier. Es gilt als sehr nahrhaft und muß bei manchem fast die ganze Kost ersetzen. Die richtige Zubereitung gilt als eigene Kunst und steht ausschließlich den Frauen und Mädchen zu.

Hat der liebe Gott gerade eine gute Ernte geschickt, gibt es viel Amabele, Mais, Bohnen, Kürbisse, Süßkartoffeln usw., so läßt es sich der Kaffer, ob Christ oder Heide, wohl sein. Er kocht und ist zwar auch nur zweimal im Tag, aber in reichlicheren Portionen und ist dabei leider viel zu wenig auf die Zeit kommender Not bedacht. Da wird so viel wie nichts aufgespeichert, sondern das bißchen Vorrat oft um einen Spottpreis verkauft. Kommt dann ein Mißjahr, dann hat er Monatelang Hungersnot zu leiden. Nur wenige unserer jungen Christenleute sind durch Schaden klug geworden und fangen allmählich an, sich ein wenig für die kommenden Tage zurückzulegen.

Uebrigens hat der Kaffer das Schöne, daß er nicht viel lamentiert. Er kann erstaunlich Hunger leiden, und nimmt alles, selbst die bitterste Not, ruhig und gelassen hin. Der Himmel hat es nun einmal so bestimmt, und drum ist es ihm die selbstverständlichste Sache von der Welt, daß man sich in Geduld darein ergibt. Gebe Gott, daß wir Weiße auch immer so dächten und handelsten!

(Schluß folgt.)

Gott vergelt's euch an euren Kindern.

Der Badeort Ischl in Oesterreich war einst Zeuge eines rührenden Zuges von Herzensgüte einer erhabenen Frau und Mutter.

Die österreichische Erzherzogin ging an einem Sonntagmorgen des Jahres 1837 mit ihren Kindern daselbst im schlichten Anzuge spazieren und betrachtete diese hoffnungsvollen Sprossen ihrer glücklichen Ehe mit freudig lächelnden Mutteraugen, als ein Landmann im Sonntagsstaate, ein kleines Kind tragend, die Straße heraufkam.

Er blieb alle Augenblicke stehen und sah sich um, als ob er jemand erwartete.

Das Kind fühlte sich in der drückenden Sonnenhitze nicht ganz behaglich und fing mit einem Male

jämmerlich zu schreien an, was die Verlegenheit des Landmannes noch bedeutend vermehrte.

Er setzte sich, um es zu beschwichtigen, am Wege nieder, und in wenigen Augenblicken stand die Erzherzogin, die er nicht kannte, vor ihm.

„Wie könnt ihr aber auch das arme Kind in der Sonnenhitze herumtragen?“ fragte sie, sich zur Kleinen niederbückend, die durch ihre Bemühungen still wurde.

„Ich tät's wohl nicht,“ erwiderte der Bauer, „wenn ich nicht müß'! Wir wohnen oben im Gebirg' und gehören daher in die Pfarrei. Heute wollen wir das Kleine da taufen lassen, aber die Patin bleibt lange aus; unterdessen aber kann der arme Wurm sterben.“

„Nun, wenn es nichts weiter ist,“ jagte die Erzherzogin, „so kann geholfen werden; ich und mein Mann wollen euch zu Gevatter stehen.“

„Nun, so danke ich euch recht herzlich schön,“ sagte der erfreute Vater, „und unser Herrgott wird's an euren Kindern euch vergelten.“

Gerührt rief die Erzherzogin ihren Gemahl, und beide begaben sich zur Taufe des Kindes in die Kirche.

Aber wer schildert das Erstaunen des Pfarrers, als er die erlauchten Taufpaten erkannte, wer den freudigen Schrecken des Landmannes, als die Erzherzogin das kleine Mädchen über die Taufe hielt, und seine noch freudigere Ueberraschung, als er nach der feierlichen Handlung reichlich beschenkt wurde.

Er konnte sich vor Freude nicht fassen, Tränen traten ihm in die Augen, und wiederholt rief er aus: „Gott vergelt's euch an euren Kindern!“

„Hast du gehört,“ sprach die Erzherzogin zu ihrem Gemahl, als sie die Kirche verließen, „was er gesagt hat? „Gott vergelt's euch an euren Kindern!“

Dieses Wort ist wahr geworden.

Als der kleine Erzherzog Franz Joseph im Jahre 1842 gefährlich krank darniederlag, als seine Mutter weinend und betend an seinem Bette kniete, da stiegen viele Gebete zum Himmel für seine Rettung.

Aber auch hoch oben im Gebirge, in der armen Hütte am Salzberg, knieten Mann und Weib und Kind und beteten für das Kind ihrer Wohlthäter, und Gott erhörte ihre Bitte, der Prinz überstand die drohende Krise, ward gesund, seine Mutter schloß den Genesenden in ihre Arme, der Vater hob ihn jubelnd an sein Herz; ja, dieses Kind wurde, erwachsen, auf den ruhmreichen Kaiserthron von Oesterreich erhoben, von dem er heute glorreich regiert.

So sind die einfachen Worte des schlichten Landmannes aus dem Salzkammergut wahr geworden: „Gott vergelt's euch an euren Kindern!“

Der Herr ist auferstanden.

(Siehe Bild Seite 75.)

Das Osterfest ist von Tausenden von Glöden ins Land gezogen! Der traurige Karfreitag ist versunken, nicht sehen wir das Bild des armen, gekreuzigten Heilandes mehr vor unseren Augen. Sonntag ist der Ostermorgen angebrochen! „Der Herr ist auferstanden!“ spricht der Engel zu den ungläubigen Frauen. — Nicht der Tod soll uns mehr schrecken; eine Verheißung, eine Hoffnung ist uns geworden, denn

„Der Herr ist auferstanden!“

Bausteine.

Von Hochw. P. Rotter.

Wenn ein christlicher Missionar unter den Wilden Afrikas seine erste Hütte errichtet, benötigt er durchweg noch keine Steine, und schnell, in wenigen Tagen, wenn auch mit großen Mühen und Schwierigkeiten, er steht die Wiege der künftigen Mission. Wo dem Pionier der Kultur und Zivilisation noch endlose Landgebiete im Urzustande offen stehen, da kräht kein Hahn oder Huhn darnach, wohin, wie, mit welchen Mitteln etc. er seine erste Wohnung fertig stellt. Hat er sich aber mal fest angesiedelt und denkt er daran, für die nicht wetter- und windfesten, schon bald zusammenfallenden Notbauten Ersatz zu schaffen, so geht er schon vorsichtiger und überlegender zu Werke. Wohl ihm, wenn ihm dann in bequemer Weise gute Bausteine reichlich zugänglich sind, wenn ihm viele Hände zur Verfügung stehen, diese baumäßig herzurichten und vorschriftsmäßig zu massiven Häusern aufeinander zu setzen! Vor ungefähr Jahresfrist begann ich einen solchen definitiven Schulbau in meiner Mission Maria-Zell, an der Grenze der südafrikanischen Schweiz, des Basutolandes. War das eine Freude, dort zuzusehen, wie kräftige Schwarze, Burschen und Männer, seit Jahren vorgebildet durch praktische Anleitung von seiten unserer Brüder, Felsen sprengten, schwere Steinblöcke dem 18spännigen Ochsenfuhrwerke ausluden, mit geschickter Hand dieselben zu gewaltigen Bausteinen von 2—3 Fuß Länge und Breite und 1½ Fuß Höhe herrichteten und diese dann kunstgerecht den Grundmauern einverleibten! Je höher der Bau stieg, desto kleiner wurden wohl die nachfolgenden Steinschichten, es wuchsen jedoch die Mauern von Woche zu Woche in die Höhe. Auch kleinere Bausteine benötigte man, Kinderhände schafften diese herbei. Waren doch gerade auch solche nötig, den inneren Wandflächen Form und Gestalt zu geben. Ich mußte dann den Bau verlassen, ihn in anderen Händen zurücklassend.

Heute soll ich unter anderem ein „Probehaus“, ein Haus zur Vorbildung und Vorprüfung künftiger Kandidaten unserer Mission, bauen u. einrichten nicht in Afrika, sondern auf europäischem Boden, eine Aufgabe in mancher Beziehung schwieriger noch als in der afrikanischen Wildnis. Dieses Haus sollte nicht allzuweit von einer öffentlichen Unterrichtsanstalt gelegen sein.

Gewiß erwartet man da nicht, daß ich erst wie weiland in Deutsch-Ost-Afrika mit Hüttenbauten beginne, die in günstigem Falle wohl in drei Tagen fertiggestellt werden können, aber auch keine drei Jahre halten, vielmehr wünscht und hofft man mit mir, daß ein passendes zeitgemäßes Gebäude für, bereits angedeutete Zwecke, erstehen möchte.

Wohl habe ich mir zu Gemüte geführt, was Luc. 14. 28. geschrieben steht: „Wer von euch, der einen Turm bauen will, setzt sich nicht zuvor hin, den notwendigen Aufwand zu berechnen, ob er auch habe, um es auszuführen? Damit nicht, wenn er den Grund gelegt und es doch nicht vollenden könnte, alle, die es sehen, seiner zu spotten anfangen, und sagen: Dieser Mensch hat angefangen zu bauen und kann es nicht ausführen.“ — Ja, ja, das Wo, Wie, mit welchen Mitteln und noch manche andere Fragen machen auch einem Missionsprocurator, wenn er nicht mit vollen Taschen an die Arbeit gehen kann, viele Sorgen.

Doch frisch an die Arbeit! „Currite ut comprehendatis!“ (Beileet euch, es zu erreichen!), war einstens die Parole des Gründers der Mariannhiller-Mission. Darum will ich heute schon damit anfangen, mich nach Bausteinen umzusehen, und zwar an erster Stelle nach guten und großen, nach Fundamentsteinen. Und wo soll ich die suchen? — In den vollen Taschen wohlthätiger Missionsfreunde. Wo soll ich da anklopfen? — Bei jedermann, besonders bei den freigebigen Lesern dieser Zeilen, die der begüterten Klasse angehören.

Vor Jahren habe ich 'mal bei einem deutschen Juden in der Goldstadt Johannesburg gebettelt. Dieser Herr hatte dort flotte Geschäfte gemacht und hinterließ vor seinem Wegzuge von dort von seinem großen Vermögen bedeutende Schenkungen für dortige Wohltätigkeitsanstalten. Ich hätte dazumal so gerne eine Schule für verwahrloste Kinder der schwarzen Arbeiter außerhalb des Weichbildes der Stadt gebaut, es fehlten mir aber die Mittel. Dazu konnte mir ja auch der reiche Jude helfen, dachte ich, zumal er seine Schätze, wenigstens zum Teil, durch der Hände-Gleich seiner schwarzen Arbeiter erworben hatte. Ich appellierte auch an das deutsche Herz jenes edlen Mannes und erhielt für besagten Zweck unter der Bedingung, seinen Namen nicht kundzugeben, 1000 Mark angewiesen. Gelt, das war ein Baustein!

Ich habe keinen Zweifel, daß es unter wohlhabenden katholischen Missionsfreunden auch noch solche gibt, die vor jenem Israeliten nicht zurück stehen. Wäre das aber eine Freude für mich und noch viele andere hier und drüben in Afrika, wenn bald solche brauchbare große Bausteine in Kassascheinen, in Wertpapieren, in Gold oder Silber, oder in irgend einer anderen Form, sich ansammeln würden!

Den größten und schönsten Stein richtet der Baumeister gewöhnlich als Grundstein her. Eine Denkschrift wird ihm öfters einverleibt, oder er wird durch eine Zn- oder Aufschrift äußerlich als Grundstein kenntlich gemacht.

Der Grundstein in der schon erwähnten Schule zu Maria-Zell bekam die Inschrift (sie war von mir vorgezeichnet, jedoch von der geschickten Hand eines Schwarzen mit dem Meißel eingehauen): „Letlotlo ho Molimo'a inotsi!“ (zu deutsch: Gott allein die Ehre!)

Das wird auch der Zweck des in Frage stehenden „Probehauses“ sein. Es soll zur größeren Ehre Gottes dienen, es soll immermehr jene Bitte des Vaters unsers „Zukomme uns dein Reich“, verwirklichen helfen. Diese Bitte lehrt uns, das Reich Gottes hier auf Erden, die heilige Kirche und nachmals den Himmel uns und anderen, auch so weit als möglich den armen Schwarzen Afrikas, zugänglich zu machen. Das neue Haus soll so viel als möglich den Zweck haben, solche Leute aufzunehmen, die fest entschlossen sind, alle ihre Kräfte und Fähigkeiten für die afrikanische Mission der Mariannhiller einzusetzen, sich dort prüfen zu lassen, ob die Anzeichen für den Missionsberuf, den sie zu haben glaubten, sich bewähren, es soll berufenen Studenten Gelegenheit bieten, ihre Kenntnisse hier durch fortgesetzte Studien zu erweitern, um dann in späteren Jahren als Missionare in Afrika das in der erwähnten Bitte des Vaters unsers angedeutete Reich Gottes, und damit die Ehre Gottes, ausbreiten und verherrlichen zu helfen. Die vorübergehend auftauchenden, selbst anhaltend hervorgetretenen Neigungen zum Missions-Ordensleben allein sind noch nicht untrügliche Zeichen für einen wahren Beruf, der sich

erst in einer gewissenhaften, ernstlichen, längeren Prüfung bewähren muß.

Unser glorreich regierender Papst Pius X., der schon so manches reformiert, hat auch im letzten Jahre bezüglich der Aufnahme von Postulanten als Ordensleute scharfe Verordnungen gegeben. Der Stellvertreter Christi legt mit Recht ein größeres Gewicht auf die vorzüglichere Qualität als auf eine größere Quantität derselben.

Außerdem dringt er auf eine gediegene Ausbildung der zukünftigen Ordenspriester. Darum hat er speziell auch für die Aufnahme in's Noviziat (abgesehen von den Laienbrüdern) neuerdings die Forderung aufgestellt, daß diese Kandidaten bis dahin, mit seltenen

tätiger Freunde in europäischen Staaten schon längst besitzen, erübrigt uns Mariannhillern noch zu schaffen.

Ich lade darum alle die reichen Missionsfreunde und Freundinnen zu einem Wettbewerb für die Stiftung eines größten Grundsteines und noch vieler Fundamentsteine ein, die weniger begüterten mögen sich durch geringere Beiträge an den höheren kleiner werdenden Schichten des Baues beteiligen, Kinder sogar vermögen Bausteine aus ihren Sparbüchern herbeizutragen. Lobend will ich es erwähnen, wie drei Kinder aus einer Familie mir neulich gelegentlich eines Besuches den nicht unbedeutenden Inhalt (Gold und Silber) ihrer Sparbücher für Missionszwecke schenkten.

„Gott will es,“ daß ein solches Haus jetzt erstehe, da ist auf der einen Seite unsere Ueberzeugung.



Zurichten der Bausteine.

Ausnahmen, die Gymnasialstudien müssen beendigt haben.

Auch diese Bestimmungen drängen uns zu einer beschleunigten Gründung des uns vorstehenden Probehauses in der einen oder anderen Form.

Solange wir aber ein solches Haus nicht, oder nicht in dem gewünschten Sinne verwirklichen können, raten wir solchen Kindern und jungen Leuten, die auf Grund guter Anzeichen glauben, von Gott berufen zu sein, sich gerade unserer Mission anzuschließen, sich in gut geleiteten katholischen Convicten ihren Beruf zu erhalten. Wir würden in einzelnen Fällen gern bereit sein, den Eintritt in derartige Convicte nach Kräften zu vermitteln, falls die Eltern solcher Studenten diese wünschen sollten, für weniger bemittelte Kinder könnten wir eventuell um Preisermäßigung zu gunsten unserer Mission uns verwenden. Wie glücklich sind jene Missions-Orden, die sich solcher, wohl eingerichteten und durch tüchtige Leistung bewährten Häuser erfreuen, die ihnen einen dauernden Nachwuchs für ihre Tätigkeit in der Heidenmission sichern. Was andere Missions-Gesellschaften durch Hilfe wohl-

Dann aber dürfen wir weiter daraus folgern, daß er auch die Mittel zum Zwecke, es bauen, einrichten und unterhalten zu können, durch wohlthätige Seelen herbeischaffen wird. Der schon erwähnte Gründer des Mariannhiller Missionswerkes, das heute nach 28 Jahren mit 28 Stationen besteht, hatte stets ein festest Vertrauen auf die göttliche Vorsehung in Bezug auf die materiellen Mittel, die er benötigte. Von einem solchen bin auch ich befeelt, zumal auch die Devise im Wappen des Hochwürdigsten Herrn Abtes Gerard Wolpert, des jetzigen 1. Obern und Propstes von Mariannhill, lautet: „Auf dich, o Herr habe ich vertraut, in Ewigkeit werde ich nicht zu Schanden werden!“

Wir brauchen Leute, wir benötigen noch viele eifrige Missionare und gute Laienbrüder, durch welche (die letzteren) gerade die Mariannhiller Mission so viel leisten können. Wir dürfen nicht die Hände in den Schoß legen und uns mit der bloßen Erhaltung des bereits geschaffenen Missionswerkes begnügen. Gerade unsere jetzigen der Missionstätigkeit besser angepaßten Verhältnisse, umgestaltet durch die höchste

kirchliche Autorität, scheinen darauf hinzuweisen, daß im Plane der göttlichen Vorsehung die Ordensmissionare von Mariannhill eine Zukunft haben, ja, ich glaube eine für Afrika noch segensbringende Zukunft.

Mit mir, der ich im Jahre 1897 die Missionstätigkeit in Deutsch-Ost-Afrika eröffnen durfte, bedauern es viele andere, daß die göttliche Vorsehung es zugelassen hat, daß unsere dort angefangene Tätigkeit seit 1905 unterbrochen wurde. Wir hoffen aber zuversichtlich, daß der liebe Gott uns in den nächsten Jahren eine große Schar junger Leute zuführen wird, denen er den Beruf verliehen, als Mariannhiller Missionare auch in deutschen Kolonien eine segensreiche Tätigkeit wieder aufzunehmen und in dem bewährten Sinne weiter zu entfalten.

Dazu helfe nun, um der Liebe Christi willen, durch Bausteine und Steinchen, wer helfen kann!

Die treue Magd.

Vor einigen Jahrzehnten war die Unduldsamkeit der protestantischen Sekten gegen die Katholiken in den Vereinigten Staaten noch erheblich größer als jetzt, damals fand man dort oft bei Anzeigen, in denen Dienstmädchen gewünscht wurden, den Zusatz: „Es braucht sich keine Katholikin zu melden.“ Eines Tages erschien wieder eine solche Anzeige in einer der Hauptzeitungen Newyorks. Ein armes irländisches Mädchen meldete sich an der bezeichneten Stelle. Sie war mit allen notwendigen Empfehlungen versehen, die sie sogleich der Dame des Hauses zum Durchsehen überreichte.

„Ehe wir damit anfangen,“ jagte die Dame, „möchte ich eine Frage stellen: Sind Sie katholisch.“

„Ja, Madame, Gott sei Dank, ich bin katholisch.“

„Haben Sie denn meine Anzeige nicht gelesen?“

„Ja wohl, Madame, das hab' ich; aber ich dachte bei mir, Sie würden mir vielleicht dennoch die Stelle geben. Wenn ich Ihnen treu und redlich diene, so wird Sie meine Religion nicht kümmern. Wollen Sie nicht wenigstens den Versuch machen? Wenn ich es nicht recht mache, so können Sie mich ja immer noch fortschicken.“

Die Dame fand Gefallen an der Offenheit und dem anständigen Benehmen des Mädchens; sie überlegte dann einige Augenblicke; dann sagte sie: „Gut, Sie mögen kommen; ich werde eine Ausnahme machen und einmal sehen, wie wir mit einander fertig werden.“

Viele Wochen lang hatte Helene in ihrem neuen Dienst eine schwierige Stellung; sowohl die Herrschaft als auch die Diensthöten verlachten sie wegen ihrer religiösen Uebungen und benützten jede Gelegenheit, darüber zu spötteln. Aber diese einfältige, eifrige Seele schwankte nicht in ihrem Glauben und verlor die Geduld nicht. Die Verfolgung, welche sie zu erleiden hatte, brachte sie weder aus der Fassung, noch unterließ sie eine der frommen Uebungen, welche sie von Irland mitgebracht hatte. Tapfer machte sie vor und nach dem Essen das hl. Kreuzzeichen, obwohl das nicht ohne spöttische Bemerkungen von Seiten der anderen abging. Sie betete jeden Abend den Rosenkranz, besprengte ihr Bett mit Weihwasser, während die protestantischen Hausgenossen sich auf ihre Unkosten lustig machten.

Einige Monate gingen so vorüber, da brach in der Stadt das Scharlachfieber aus. Zwei Kinder des Hauses wurden plötzlich davon ergriffen, und die Diensthöten nahmen aus Furcht vor Ansteckung samt und sonders Reißaus, ohne die Herrschaft davon in Kenntnis zu setzen. Nur das katholische Dienstmädchen blieb allein auf seinem Posten, widmete sich Tag und Nacht der Pflege der kranken Kinder und wachte mit einer fast mütterlichen Sorge über dieselben, bis sie wieder vollständig hergestellt waren. Einige Jahre später brach neues Unglück über die Familie herein. Der Vater machte Bankrott und starb bald darauf, seine Familie gänzlich verarmt zurücklassend. Es trat jetzt die Notwendigkeit ein, das schöne Haus zu verlassen, — weil alles verkauft wurde, — und eine andere Wohnung zu beziehen, die nur mit den notwendigen und unentbehrlichsten Möbeln ausgestattet wurde.

Unter den Kostbarkeiten des alten Hauses befand sich auch ein die ganze Familie in einer Gruppe darstellendes Porträt, welches noch in den Zeiten des Glückes gemalt worden war. Es war zu wertvoll, um es mitzunehmen, denn nur das unbedingt Notwendige war ihnen gestattet. Dieses Gemälde war jedoch der Familienmutter so teuer geworden, daß es ihr schwerer ward, sich von ihm zu trennen, als von irgend etwas anderem, denn es zeigte nicht nur die Jugendbilder ihrer noch lebenden Lieblinge, sondern auch ein heiteres, liebliches Gesichtchen, welches jetzt unter dem Rasen draußen auf dem Kirchhofe schlummerte. Das irländische Dienstmädchen fühlte, was ihre Herrin litt, und entschloß sich, ihr diesen Schmerz zu ersparen. Obgleich der größere Teil ihres Spargeldes darauf ging, kaufte sie das Gemälde mit Freuden und ließ es im Zimmer ihrer Herrin aufhängen.

Als die Mutter den Schatz wieder erblickte, dessen Verlust sie so schmerzlich beweint hatte, erblachte sie vor Aufregung und rief aus: „Ist es möglich? Gehört dieses Bild wieder mir?“

„Freilich, Madame, es gehört Ihnen; ich hatte so viel Geld, daß ich es kaufen konnte, und bin jetzt sehr glücklich, es Ihnen schenken zu können.“

Tränen entströmten da den Augen der Frau, sie fiel der Magd um den Hals. „Liebe Helena! Wie wunderbar ist deine Religion! Auch ich muß katholisch werden. Deine heldenmütige Verpflegung meiner Kinder öffnete mir zuerst die Augen, und jetzt — diese Großmut! — Ich kann nicht länger widerstehen; — auch ich will der Religion angehören, die solche schöne Tugenden lehrt.“

Heiraten unter den Kaffern.

Aus dem Englischen. Von Dudley Kidd.

Das Heiraten ist bei den Schwarzen stets ein Ding von größter Wichtigkeit, ja, man kann sagen, der Angelpunkt ihres sozialen Lebens. Dazu sind Hochzeiten für alle Verwandten und Bekannten der Brautleute ein willkommenes Anlaß zu Schmausereien und Festgelagen; nur für die Braut selbst, die doch beim ganzen Akt die Hauptrolle spielen soll, ist zuweilen die Verheiratung nichts weniger als eine Freudenzeit. Für die Mehrzahl der „guterzogenen“ Kaffernmädchen allerdings ist das Vermählungsfest immerhin ein Tag, den sie in ihrem Kalender rot anstreicht. Wird doch dabei ihre Eitelkeit geschmeichelt und beginnt sie all-

unählich zu ahnen, von welcher Bedeutung sie sei, da ihrewegen allein auf einmal ein solch freudiges Gesichtsmal veranlaßt wird. Dabei darf man nicht vergessen, daß so ein Kaffernmädchen viel friedfertiger durch's Leben geht, als ein verwöhntes Kind unserer Zivilisation mit all seinen Launen und Ausprüchen. Im Kaffernlande wiederholt sich bei der Verheiratung immer das famose Lustspiel von der „Zähmung der Widerpänstigen.“*)

Im allgemeinen werden hierzulande die schwarzen Mädchen in einem nach unseren Begriffen sehr frühen Alter verheiratet. Doch differiert das bei den verschiedenen Stämmen. Beim einen Volksstamm nimmt das Mädchen einen Mann, wenn sie kaum 13 Jahre zählt, beim andern erst mit 17 Jahren; etwas Bestimmtes läßt sich da nicht sagen, doch können wir als Durchschnittszahl etwa 16 Jahre für die Braut ansehen. Zuweilen kommt es auch vor, daß schon ein Kind mit 4 oder 5 Jahren einem Bräutigam versprochen wird, ja vielleicht ist es schon vor der Geburt versprochen, verhandelt und „gebucht“.

In manchen Distrikten haben die Eingeborenen sehr strenge Gesetze in Bezug auf die Verheiratung unter Verwandten. Bei den meisten an der Küste wohnenden Stämmen kann der Mann kein Weib nehmen aus einer Familie, mit der er nachweisbar auch nur in einem entfernten Grade blutsverwandt ist. Ja, tatsächlich darf er nicht einmal eine Braut aus einem andern Stamme nehmen, wenn sie zufällig denselben Namen trägt, wie eine seiner Blutsverwandten. Bei andern Stämmen dagegen besteht da keine bindende Regel, ja er darf sogar, wenn's ihm beliebt, die Tochter von Vaters Bruder ehelichen.

Allgemein besteht ferner das Verbot zu Recht, daß ein jüngerer Bruder eine eheliche Verbindung eingehe, bevor der älteste wenigstens ein Weib genommen. Der Grund ist einleuchtend: In der Regel hilft nämlich der Vater seinen Söhnen zu einem Weibe, indem er ihnen eine gewisse Zahl von Kindern gibt, womit sie das „Lobola“, den Kaufpreis für die Braut entrichten können. Heiratete nun ein jüngerer Bruder zuerst, so käme dadurch möglicher Weise der ältere zu Schaden, indem der Vater kein Vieh mehr hat, auch ihm zu einem Weibe zu verhelfen. Hat aber der Erstgeborene sein erstes Weib genommen, so können auch die jüngeren Brüder heiraten, wenn sie wollen und die Mittel dazu besitzen. Selbst eine wiederholte Heirat ist ihnen in diesem Falle keineswegs verwehrt.

Der Heiratsantrag kann eingebracht werden vom Eheandidaten selbst, von dessen Vater, vom heiratsfähigen Mädchen und von deren Verwandtschaft. In alter Zeit war es unter hervorragenden Männern Sitte, eine ihrer Töchter diesem oder jenem Häuptling unaufgefordert zu schicken. Ein solches Geschenk nicht annehmen, hieß, dem Geber eine schwere Beleidigung zufügen. Desgleichen galt es als Beleidigung, wenn der Empfänger nur eine ungenügende Zahl von Kindern als Gegengabe sandte. Als Rarebe einem

Tembu-Häuptling seine Tochter sandte und von diesem nur 100 Stück Vieh als Lobola erhielt, erklärte er ihm, den Schimpf zu rächen, den Krieg. Ein Häuptling mag ferner schon 70 Jahre alt sein und 20—30 Weiber haben, er ist dennoch gezwungen, ein junges Ding von 17 Sommern zu heiraten, das ihm irgend ein großer Mann zuwendet, wenn er nicht dessen höchsten Zorn riskieren will.

Beim gemeinen Volk ist es in der Regel der Eheandidat selbst, oder dessen Vater, der die Verhandlungen eröffnet, die in einer Ehe endigen sollen. Ist der Vater noch bemittelt, so schickt er seine Boten



Ob er wohl zu Hause ist? (Text siehe Seite 87.)

zu dem Mädchen, das ihm als „Großweib“ (erste Gattin) seines Sohnes passend erscheint. Die Boten führen einige Stück Vieh mit sich, und nun geht es an ein Feilschen und Unterhandeln über den Kaufpreis des Mädchens. Die Brautleute selbst werden in der Regel gar nicht um ihre Ansicht oder Zustimmung gefragt, denn nach den einheimischen Begriffen gilt ihnen der Wille der Eltern als Gesetz. Doch trifft dies nur zu bei der erstmaligen Heirat eines Mannes, später kann er sich seine Lebensgefährtinnen wählen nach freiem Ermessen.

Geben die Angehörigen des Mädchens, um das gewünscht wird, ihre Zustimmungen, so wird das geandte Vieh sogleich behalten. Als Zeichen der Einwilligung in die Heirat schicken sie ihrerseits einen Messias an den Antragsteller.

*) Anspielung auf Shakespeares Drama „The taming of the shrew“.

Ist es der junge Mann selbst, der die Sache zuerst in Anregung bringt, was, nebenbei bemerkt, heutzutage häufiger vorkommt, als in alter Zeit, so sendet er seiner Auserwählten eine Dose oder sonst ein kleines Präsent. Nimmt das Mädchen die Gabe aus der Hand des Ueberbringers, so gilt dies als Zeichen, daß sie willig ist, Unterhandlungen anzuknüpfen; will sie das nicht, so schickt sie das Präsent zurück. Ist der Freier auf diese Weise vorläufig angenommen, so darf er im Kraale seiner Erlesenen keine Milch mehr trinken, und muß überdies eine Menge kleinlicher Vorschriften aus Rücksicht auf die herkömmliche Etiquette befolgen. Will er die Sache endgiltig zur Entscheidung bringen, so betritt er folgenden Weg:

Er begibt sich mit einer Anzahl von Freunden zum Kraale der Braut und stellt sich bei dessen Ein-

als Lobola bieten will. Sämtliche Kraalinsassen aber inspizieren das Vieh.

Nun tritt das Mädchen, reichlich mit Perlenhängen ausgestattet, aus ihrer Hütte hervor und treibt das Vieh des Mannes, der den geringeren Kaufpreis geboten, vom Platze weg. Dabei weiß sie eine gar wichtige Amtsmiene aufzusetzen. Der verschmähte Bewerber soll wissen, welch ein Knicker er ist, und daß sie, die schöne, hochgeborene Tochter eines angesehenen Kraalbesizers, eines ganz anderen Kaufpreises würdig sei, als jener sich eingebildet.

Umgekehrt kommt es wohl auch vor, daß die Tochter ihre Angehörigen zu überreden sucht, das geringere Angebot anzunehmen, weil sie eben den Spender liebt. Doch es ist in Vanity Fair, in der nobelen Welt, leichter für ein Mädchen, den ärmeren Lieb-



Bild Nr. 1. Ein zweifelhafter Labetrunk.

gang auf. Die Hände über den Schultern kreuzend, und den Blick auf die Erde gesenkt, warten sie hier eine Weile. Dann entbieten sie dem Kraalbesizer ihren Gruß und bitten ihn um die Erlaubnis, seine Tochter sehen zu dürfen. Letztere empfängt, von einer Anzahl ihrer Gespielinnen umgeben, die Besucher in einer eigenen Hütte. Später wird ein munterer Tanz improvisiert, wobei der junge Mann sein Möglichstes tut, um allseits einen guten Eindruck zu machen.

Es kommt auch vor, daß die „junge Dame“ die Spröde spielt und sich ablehnend verhält. In diesem Falle kann der Freier zum Vater gehen und sich mit ihm in aller Ruhe über die Anzahl von Rindern einigen, um die jener seine Tochter verkaufen will. Der Kauf wird einfach abgeschlossen, und das Mädchen hat sich nolens volens in die Verheiratung zu fügen.

Melden sich günstigen Falles zwei Bewerber um die Hand des Mädchens, so sendet jeder zum Kraal der Auserlesenen jene Anzahl von Rindern, die er eben

haben zu bekommen, als für eine Schöne im Kaiserland, solch eine Sache glücklich auszufechten. *) (Fortsetzung folgt.)

Ein Spaziergang mit der Kamera.

(Schluß.)

§ Mariannhill. — Auf unserer Weiterwanderung kommen wir zu einem christlichen Kraal, in welchem gerade heidnische Verwandte auf Besuch sind. Sie waren ebenfalls sofort zum Hacken des Maisfeldes in Dienst gestellt worden. Nach Landesfite tragen die heidnischen Mädchen der großen Hitze wegen bei solcher Arbeit ein bloßes Hüftentuch, woran sich hierzulande auch niemand stößt.

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese heidnischen Mädchen, was Kraft, Gesundheit und strapaziöse Lei-

*) Anspielung auf Thackeray's Novelle „Vanity Fair“ (Welt-Martt).

fungsfähigkeit anbelangt, durchschnittlich den in unseren Schulen aufgewachsenen erheblich überlegen sind. Farmer Kneipp und seine Anhänger, die Naturärzte, würden dadurch nur ihre Theorie von der Nützlichkeit des Luft- und Sonnenbades, des Barfußlaufens und der leichten porösen Kleidung bestätigt sehen.

Doch bleiben wir bei unserem Thema. Die christliche Hausfrau hatte unsern seltsamen Tun mit der Kamera von ihrer Haustüre aus zugehört. Wie es bei allen Naturvölkern Sitte ist, trug sie ihren jüngsten, von Kraft und Gesundheit strotzenden Sprößling auf den Rücken gebunden, von welcher geduckter Stellung aus der junge schwarze Weltbürger die weißen Ankömmlinge einer kritischen Prüfung unterwarf. (Siehe Titelbild.)

Auf unsere Anfrage nach kühlem Wasser beeilte sich die Hausfrau, für unsern Durst alsbald eine Ukamba voll „frischen Quellwassers“ herbeizuschaffen. „Frisches Quellwasser!“ wer fühlt nicht schon beim bloßen Worte Kühlung auf seiner Zunge? Aber, trau, schau, wem! Ein zwei Fuß tiefes Loch in einer abschüssigen Talmulde zwischen zwei Hügeln, in welchem sich ein Tümpel lauen, trüben Wassers sammelt, das nennt der Kaffer eine Quelle. In unsern „frischen Trunt“ tummelten sich überdies einige Kaulquappen in friedlicher Eintracht mit zwei Käfern fröhlich umher. Wir kosteten daher das „Quellwasser“ nur zum Schein, tranken aber nicht, sondern gaben das Gefäß dankend zurück. Selbst die müde Rosinante des Feldschaffners wandte von solchem Labetrunk verächtlich das Haupt. (Siehe Bild Nr. 1.) Die schwarze Wirtin wunderte sich über unsere Ge-

nügsamkeit; denn der Kaffer greift in solchen Fällen ganz anders zu, und solche Kleinigkeiten, wie ein paar Käfer im Wasser genießen ihn nicht im geringsten.

Wir lenten nun unsere Schritte nach dem Zentrum von St. Wendel, um die Kinder der dortigen



Bild Nr. 2. Tagesschüler von St. Wendel auf dem Heimweg.

Tagesschule zu besuchen. Es sind das Kinder christlicher Eltern, die nach Schluß des Unterrichtes und einem Stündchen Feldarbeit wieder nach Hause zurückkehren. Doch das Glück ist uns günstig; wir brauchen die letzte steile Anhöhe nicht mehr zu ersteigen, denn schon kommt uns unterhalb der Schule

im frischen Buschwerk ein Teil der nach Hause eilenden Kinder entgegen. Drum schnell die Kamera geöffnet zu einem Bild, an dem unsere geehrten Leser und Leserinnen sicherlich ihre helle Freude haben werden. (Siehe Bild Nr. 3.)

Kurz darauf treten wir selbst den Heimweg an und passieren wieder unsern ersten Kraal. Dort haben sich inzwischen, da es Nachmittag ist, und die brütende Hitze der afrikanischen Sonne die letzten Kräfte der Feldhackernden und Holz fällenden Gesellschaft verzehrt hat, alle versammelt. Nach Kaffernart sitzen die meisten im Halbkreis auf der Erde. Siehe unser Bild Nr. 3.

Im Zentrum erblicken wir wieder den Hausherrn mit seinem hoffnungsvollen Jüngsten; die beiden schauen neugierig nach dem Photographen, dem Umatakati (Zauberer), der so sonderbare Dinge treibt. Alle anderen aber haben für den Augenblick einen wichtigeren Betrachtungsgegenstand: sie äugen scharf nach dem zweiten Zentrum der Gruppe, nach den zwei großen Viertöpfen, die schon aufgefahren sind; andere werden noch folgen. In der Gruppe finden wir auch alle die zehn Kaffernweiber wieder, die auf einem Bilde der vorigen Nummer des Bergischmeinsicht in einer Reihe hachend zu sehen waren. Auch Frau Philippine und Frau Katharina haben sich wieder zusammengefunden.

Die Tochter des Hauses ist gerade damit beschäftigt, mittels eines kleinen Schaumlöffels die letzten Amabele-Pflöcke abzuschöpfen, die sich auf der Oberfläche des Viertopfes Nr. 1 noch angesammelt haben. Heilige Stille ringsum, und manchem der Zeugen läuft schon das Wasser im Munde zusammen. Sobald aber die Umabas die Runde zu machen beginnen, ist auch der Bann der Zunge gebrochen, u. das sorglose Völkchen lacht und schwatzt, und singt und trinkt, bis die Sonne untergeht. — Können wir ihnen die kleine Abspannung nach heißer Tagesarbeit; denn es ist wahrlich kein Vergnügen, jetzt, nachdem von der Zerkertenpeit auch alle Zugochsen weggerafft sind, all diese harten, mit wildem Unkraut bestandenen Felder mit der Hacke in der Hand zu bearbeiten, um dem meist kargen Boden den nötigen Jahresbedarf an Mais und Kaffernhirse abzurufen.

Doch setzen wir unsere Rückkehr nach dem Kloster fort. Schon hören wir das Klappern der Mühle wieder und schreiten an dem mit Schilf bestandenen Teich vorbei. Wohltuende Abendkühle legt sich allmählich auf die müde Pflanzenwelt und damit erwachen in dem Naturpark oberhalb der Mühle erst schüchtern, dann lauter und lauter die Stimmen der Vögel.

Langsam steigen wir den Kreuzweg bergan, da begegnen uns, von oben kommend, zwei christliche Kaffernweiber; sie tragen allerlei Hausbedürfnisse auf dem Kopf, die sie im Store gekauft haben. Die geehrten Leser sehen sie hier im Bild (Nr. 4), das zugleich den Charakter des vielgen. Kreuzweges getreu wiedergibt; links aus der Tiefe steigt eine Gruppe giftiger Euphorbien mit grotesken, kaktusartigen Formen empor, rechts die steile Felswand.

Wenige Schritte weiter, und wir können durch eine Lücke einen Blick in das tief unten liegende Tal tun. Hier pflügen auf der anderen Seite des Umhlatujan in Ermangelung von Zugochsen Maultiere das Feld. Auch sie sind müde. (Siehe Bild Nr. 5.)

Wir passieren das Kreuz der zwölften Station und erreichen bei der Dreizehnten „Jesus wird vom Kreuze abgenommen und in den Schoß seiner Mutter gelegt“ den Höhepunkt des Kreuzweges. Ihrer anspruchslosen und dennoch malerischen Einfachheit wegen führen wir auch diese Station unsern Lesern im Bilde vor. (Siehe Bild Nr. 6.)

Auf der Reise ins Maschonaland.

Von Dr. Flavian, O. M. M.

Es war am 24. September 1909 gegen 11 Uhr vormittags, als ich das liebe Mutterhaus Mariamhill verließ, um im Auftrage meiner geehrten Obern ins Maschonaland zu gehen. Mit mir ging noch Bruder Polstarp, sowie vier Schwestern: Schwester Rudolphina (Oberin), Schwester Siegfrieda, Schwester Aquilina und Schwester Hiltrudis. Ihr gemeinsames Reiseziel war Monte-Cassino, während ich selbst für Triaschill bestimmt war.

Gegen 2 Uhr waren wir in Durban. Es gab noch allerlei Geschäfte zu besorgen, doch eine Stunde später waren wir schon auf dem Schiff, wo alles, Matrosen und sonstiges Schiffsvolk, vollauf mit Einladen und Kohlenfassen beschäftigt war, was sogar die halbe Nacht hindurch noch andauerte. Um 6 Uhr früh des nächsten Morgens ertönte die gellende Schiffsglocke: Das Zeichen der baldigen Abfahrt. Eine Viertelstunde darauf kam eine kleine Dampfpinasse, um unser Schiff schon langsam aus dem Hafen in den Indischen Ozean hinauszubugssieren.

Der Himmel machte ein recht finsternes Gesicht. Es begann zu regnen, und die See ging hoch. Da jedoch unser Schiff sehr hoch gebaut war, schlugen selten einige Spritzwellen über das Verdeck. Ich schaute noch lange nach Durban und den die Stadt umgebenden Höhenzügen zurück, doch mehr u. mehr entschwand das romantische Bild meinen Augen, und nach etwa drei Stunden sahen wir nichts mehr als Himmel und Wasser.

Um 9 Uhr war Frühstück; doch der Zubrang war nicht gar stark. Die meisten der Passagiere hatten schon von der Seekrankheit zu leiden, wozu das stürmische Wetter, das den ganzen Tag über anhielt, nicht wenig beitrug.

Sonntag, den 26. September dagegen begrüßt uns schon in aller Frühe die liebe Sonne und übergoß die portugiesische ostafrikanische Küste, an der wir ziemlich nahe vorbeifuhren, mit ihrem vollen Glanze. Das lockte eine Menge Passagiere heraus, und bald war alles voll Lust und Leben. Gegen 10 Uhr erblickten wir schon die langen sandigen Hügelketten der Delagoa-Bay; auch begegneten uns zwei Schiffe, die nach Durban und Kapstadt zu fuhren. Um die Mittagszeit kam die Stadt Lorenzo-Maquez selbst zum Vorschein. Es war gerade Ebbe und somit ging unser Schiff weit draußen auf hoher See vor Anker. Eine halbe Stunde später näherten wir uns der Stadt und um drei Uhr Nachmittags kamen wir in den Hafen.

Einige der Passagiere waren hier schon am Reiseziele und überschritten frohen Mutes die Landungsbrücke, andere begaben sich in die Stadt, um in einem längern Rundgang ihre Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen; wir selbst aber folgten einem schwarzen Burschen, den uns die dortigen Josephschwester

thern entgegen geschickt hatten, um uns in ihr gastliches Heim abzuholen. Die guten Schwestern beschäftigen sich mit Krankenpflege und haben ein großes, reichgelegnetes Arbeitsfeld. Wir fanden auch zwei deutsche Schwestern und verlebten überhaupt recht glückliche Stunden daselbst.

Montag, den 27. Sept., machten wir abermals einen kurzen Besuch bei ihnen und hatten in der Frühe zugleich das Glück, eine hl. Messe in ihrer Kapelle zu hören.

Laurenzo = Marquez ist eine schöne, rötlich aufblühende Stadt. Die Hauptstraßen sind mit weißen und schwarzen Steinen gepflastert, in den Nebenstraßen liegt weißer Sand. Was aber der Stadt einen ganz eigentümlichen Reiz verleiht, das sind die vielen hohen Eukalyptus-Bäume, die überall in langen Alleen gepflanzt sind. Sie geben dem Ganzen ein schönes, romantisches Bild, verbreiten Schatten und wohlthuende Kühle und reinigen überdies die Luft von den Fieber-Miasmen, deretwegen diese Küstenstadt lange Zeit so verrufen war.

Dienstag nachmittags um 2 Uhr lichtete unser Schiff wieder die Anker, und nächsten Vormittag um 10 Uhr — die Kirche feierte das Fest des hl. Erzengels Michael — lagen wir schon vor Beira. Die auf einer öden, weißen Sandfläche liegende Stadt hat bekanntlich keinen Hafen, und somit wurde es, da noch oben-

drei gerade Ebbe war, drei Uhr nachmittags, bis wir endlich mittels kleiner Rähne samt unserem Gepäc ans Land kamen. Hier wurden wir von deutschen Kaufleuten, Mr. Philippi & Cie., in denkbar freundlichster Weise aufgenommen und später zu den dortigen Franziskanerinnen geführt; auch lei-

steten sie uns alle nur möglichen Dienste in Erledigung unserer Geschäftssachen in der Stadt. Die Fahrt zum Bahnhof machten wir in einem von zwei schwarzen Burschen geleiteten Rollwagen. In Ermangelung von Zugtieren sind hier nämlich kleine, auf Schienenge-



Bild Nr. 3. Ein unzweifelhafter Cabetrunk nach getaner Arbeit.

sen laufenden Wagen eingerichtet; sonst wäre ein Fahren in dem endlos tiefen Sande rein unmöglich. Es war 1/211 Uhr nachts, als wir unter herzlichem Dank für die erwiesene Gastfreundschaft wieder Abschied nahmen.

Die Reise von Beira bis Maschete, der nächsten

Bahnstation von Monte-Cassino, machten wir mit der Bahn. Es war eine öde, wüste, nur spärlich bevölkerte Gegend, durch die wir da fuhren. Um 5 Uhr nachmittags sollten wir nach Umtali kommen, doch eine halbe Stunde zuvor entgleiste der Zug, und es währte über eine Stunde, bis endlich alles wieder im Gange war. Um sechs Uhr kamen wir nach Umtali, einer neuangelegten, englischen Stadt, wo die meisten

Bruder Leopold, der Schaffner, mit einem Ochsenwagen und einem ganzen Trupp schwarzer Burschen entgegen. Wir machen Halt; die Schwarzen intonieren ein schönes, frisch und kräftig gesungenes Volkslied, womit sie namentlich die vier Schwestern begrüßten; denn es waren dies die ersten Missionschwestern, die nun in Monte-Cassino ihren Einzug hielten. Hierauf bestiegen die Schwestern den Ochsenwagen, P. Rektor aber ein rüstiges Grautier; wir andern folgten zu Fuß und wanderten so in gehobener Stimmung der Missionsstation zu. Um 5 Uhr früh waren wir an Ort u. Stelle.

Hier war schon alles zur hl. Messe hergerichtet. Da gerade Herz-Jesu-Freitag war, hatte man den Altar hübsch geziert und ein paar Kerzen mehr als gewöhnlich angezündet. Die schwarzen Neubefehrten beteten den hl. Rosenkranz und sangen recht schöne, fromme Lieder, während ein paar Knaben gar würdig am Altare dienten. Kurz, ich habe mich an allem, was ich da sah und hörte, recht erbaut. Sowohl P. Rektor, wie die Brüder geben sich jegliche Mühe, die Mission in die Höhe zu bringen, und das Volk kommt ihnen offenbar willigen Herzens entgegen.

Später sah ich mir die Gebäulichkeiten etwas näher an und verirrte mich auch dabei in eine runde Hütte, welche den Knaben als Küche diente. Hier hingen von der Decke an einer großen langen Schnur gebratene Feldmäuse herunter, und in der Ecke stand ein Korb voll gerösteter Heuschrecken. Die wackeren Jungen gehen nämlich zeitweilig auf die Jagd und kehren meist mit reicher Beute beladen zurück.

Am 6. Oktober setzte ich meine Reise nach Triashill fort. Um 5 Uhr abends war ich auf der Bahnstation Rusapi, wo mich ein Buriche erwartete, der mir mit einem Esel entgegen geschickt worden war. Unsere Absicht war, sogleich weg zu reiten und auf halbem Weg mitten im Busch zu übernachten, da es jedoch zu regnen anfangte,

zogen wir es vor, ein in der Nähe der Bahnstation gelegenes Hotel aufzusuchen. Am nächsten Morgen aber brachen wir schon um 4 Uhr auf, denn wir hatten noch einen Weg von 30 engl. Meilen vor uns. Es war heller Mondschein, und so kamen wir gut voran. Dreimal machten wir kurze Rast. Der Weg war sehr einförmig; wir begegneten keinem Menschen, ausgenommen zwei Postjungen. Sie waren am Abend zuvor in Rusapi aufgebrochen und hatten im Busch übernachtet.

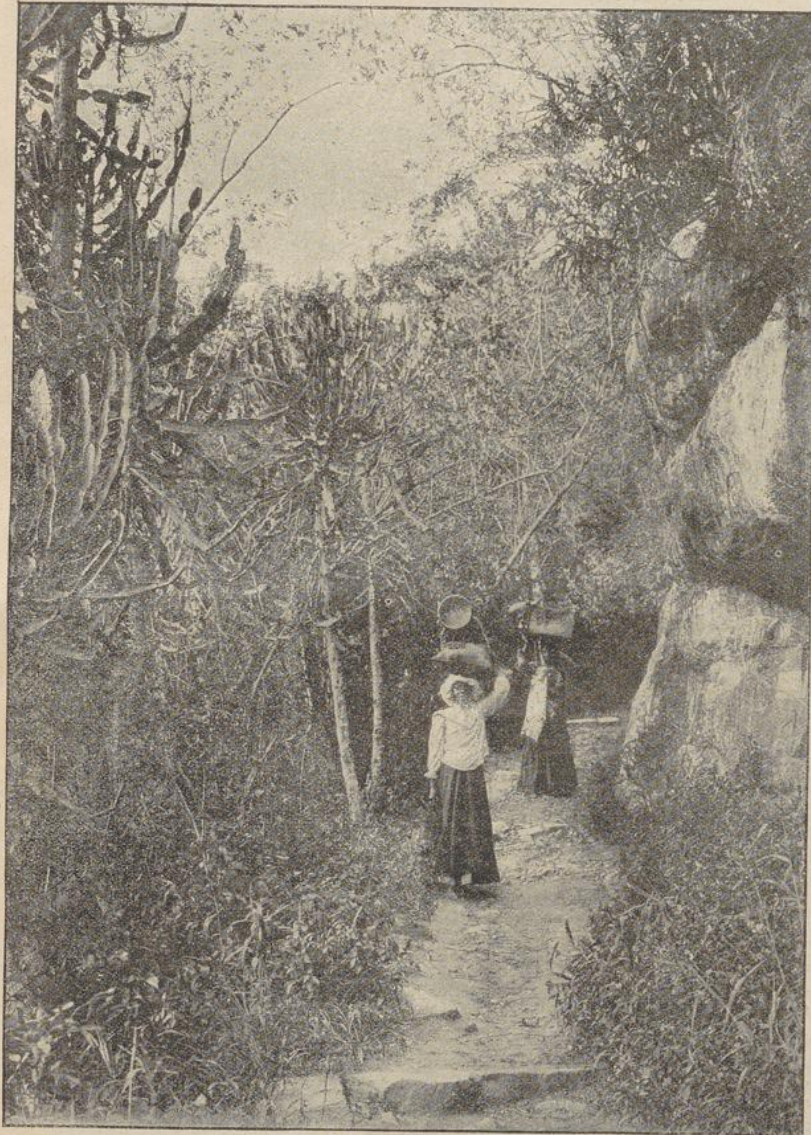


Bild Nr. 4. Auf dem Kreuzweg.

Passagiere ausstiegen; wir aber fuhren weiter gegen Salisbury zu.

Freitag, den 1. Oktober, in der Frühe um 3 Uhr, waren wir in Maschefe. Hier erwartete uns schon der Hochw. P. Bonaventura, Rektor und Missionar von Monte-Cassino, nebst Br. Maximim und schwarze Burschen, die unser Handgepäck tragen sollten. Nach herzlicher Begrüßung ging es per pedes Apostolorum Monte-Cassino zu.

Nach dreiviertelstündigem Marsche kommt uns

Um 2 Uhr nachmittags kam ich glücklich und wohlbehalten in Triashill, meinem gegenwärtigen Heime, an. Wie staunte ich da über die große Mission, die in der kurzen Frist von kaum einem Jahre schon einen solch' erstaunlichen Aufschwung genommen!

Sah ich doch am anderen Morgen schon in aller Frühe eine Menge Kinder vor dem Kirchlein stehen. Viele von ihnen haben einen weiten Weg zu machen, manche kommen 2 bis 3 Stunden weit her, und die Wege sind oft über alle Maßen schlecht. Bis jetzt haben wir in Triashill nur eine Tagesschule; an Kindern aber kommen täglich gegen 250 zum Unterricht.

Nicht weniger Eifer zeigen die Erwachsenen.

hat einmal Nachbars Karo einen Krebs an den Schwanz gehängt, daß dieser laut quackernd im Dorf herumgerannt ist, Hansel, ja Hansel, der hat dazu gelacht! Ob der Osterhase denn das gesehen hat? Ach, nun haben beide solche Angst, sind heimlich den weiten Weg zum Osterhasen gelaufen, wollen ihn recht schön bitten, ihnen Ostereier zu legen. Bim bim bim! zittert das Glöckchen und da guckt auch schon Meister Langohr zum Fenster heraus!

Ob er ein milder Richter ist?

Was ist eine Milliarde?

Wohl schwerlich machen sich die meisten Menschen ein Bild davon, was eine Milliarde ist. Es ist aus



Bild Nr. 5. Pflügen mit Maultieren.

Alles drängt sich zum Unterricht und zum sonntäglichen Gottesdienst herbei, und da viele allzu weit entfernt wohnen, um regelmäßig kommen zu können, so ertönt von allen Seiten der Ruf nach Außenstationen und eigenen Schulen. Nun, eine Schule und Missionskapelle wäre mit Hilfe der Eingebornen schnell gebaut, doch wo sind die Missionäre und Katecheten, die darin Gottesdienst halten und christlichen Unterricht geben sollen? Daher unsere ständige Bitte, Gott möge neue Arbeiter in seinen Weinberg senden.

Ob er wohl zu Hause ist?

(Siehe Bild Seite 81.)

Ob er wohl zu Hause ist? Ach, wie bänglich haben sich das die beiden Kleinen gefragt. Ob er wohl zu Hause ist, Gretel, und uns Eier verspricht? Denn ein ganz so reines Gewissen hat der Hansel nicht! Er

diesem Grunde vielleicht nachstehende kleine Illustration angebracht. Eine Milliarde in Gold repräsentiert ein Gewicht von 322 580 Kilogramm. Räumlich könnte man damit einen Würfel füllen, dessen einzelne Flächen 17 Quadratmeter groß wären. In einen Draht umgewälzt, könnte man damit die Erde umspannen. Eine Milliarde in Silber wiegt schon 5 Millionen Kilogramm, der Würfel müßte in diesem Falle Flächen von 477 Quadratmeter aufweisen. Zum Transport von einer Milliarde in Gold gehören 64 Waggons, die einen Schienenweg von zirka 400 Metern bedecken würden. Ist die Milliarde aus Silber, so brauchte man schon 1000 Waggons à 5 Tons, die 6 Kilometer lang wären. 6000 Menschen hätten zu heben, wollten sie einen Goldblock von einer Milliarde heben, und 32 000 Personen hätten zu tragen, wollte jeder nur 10 Kilo davon mitnehmen; 500 000

Personen wären es, wenn die Milliarde aus Silber bestände. Legt man eine Milliarde in Goldstücken auseinander, so erreicht man damit eine Länge von 1050 Kilometern, übereinander zu einer Säule gestapelt, würden wir eine Höhe von zirka 33 000 Metern erreichen.

Kulturarbeit katholischer Ordensleute.

In einer kürzlich zu Lake Mohawk (Amerika) stattgehabten Konferenz über die Philippinen hielt der frühere Friedensrichter Donough einen Vortrag, worin er sich in höchst ehrender Weise über die kulturelle und soziale Tätigkeit katholischer Ordensleute auf den Philippinen verbreitete. Er führte u. a. aus:

„Ich muß gestehen, daß ich die Philippinen mit einem gewissen Vorurteil gegen die katholischen Ordensleute betrat. Der Grund meiner Vorurteile lag in ungünstigen Berichten, die ich in Büchern und Zeitschriften über die katholische Ordensgeistlichkeit gelesen hatte. Nachdem ich mich aber im Lande selbst umgesehen, modifizierte ich sehr bald meine schiefen Ansichten. Haben die Ordensleute Fehler? Gewiß; sie müßten Uebermenschen sein, wenn dies nicht der Fall wäre. Haben etliche unter ihnen ihren Stand in Mißkredit gebracht? Ohne Zweifel; es wäre aber grundverfehlt, für die Fehler einzelner die Gesamtheit verurteilen zu wollen. Reudige Schafe gibt es überall. Betrachten wir die außergewöhnliche Kulturarbeit, die sie auf den Philippinen verrichteten und die Wohltaten, die sie der Bevölkerung erwiesen und noch erweisen. Von 1571 bis 1896 gründeten die Augustiner und Franziskaner nicht weniger als 436 Städte und Ortschaften und wiesen über acht Millionen Seelen den Weg zum ewigen Heil. Die Jesuiten und Dominikaner übernahmen das Lehr- und Predigeramt.

Die Ordensleute suchten aber nicht bloß das Heil der Seelen, sondern sie waren mit demselben Eifer bestrebt, auch das materielle Wohl und den wirtschaftlichen Aufschwung der Bevölkerung nach Kräften zu fördern. Sie lehrten die Eingeborenen, wie man das Land urbar macht und bebaut; sie lekten unter ihnen und eigneten sich ihren Dialekt an; sie führten den Weizen-, Indigo-, Kaffee-, Zuckerrohr-, Tabak-, Kartoffelbau usw. ein und gingen der Bevölkerung bei der Aussaat mit Rat und Tat zur Hand. Mit der Hacke auf der Schulter zogen sie mit den Eingeborenen hinaus und lehrten sie graben, säen, die Pflanzen unterhalten und pflegen. Sie mieteten große Landparzellen, machten dieselben urbar und vermieteten sie dann zu ganz minimalen Preisen an die Bevölkerung. Der Wert des von den Ordensgenossen innerhalb von drei bis vier Jahrhunderten angekauften und urbar gemachten Terrains wurde bei Uebernahme durch die Regierung auf 7 500 000 Dollar geschätzt. Vor einigen Jahren besuchte Herr Brian die Philippinen. In einem nach Hause gerichteten Brief schreibt er auf Grund eigener Beobachtung, daß die Bewohner der Philippinen dank der kulturellen und sozialen Tätigkeit der Ordensgeistlichen heute in

der Lage sind, ihre Unabhängigkeit zu verlangen. „Ein jeder, der Gelegenheit hatte, die Philippinen zu besuchen, schließt Herr Donough seine interessante Betrachtung, lernte bald die Bevölkerung dieses Landes schätzen. Die Ordensmänner haben sie zu nützlichen, bescheidenen, wohlgezogenen und gottesfürchtigen Menschen herangebildet. Sie sind ein offener, ehrlicher Volksstamm, frei von Geiz und Hinterlist; es herrscht hier nicht die gleiche, sonst beobachtete Sucht, sich zu bereichern. Sie heiligen den Sonntag;

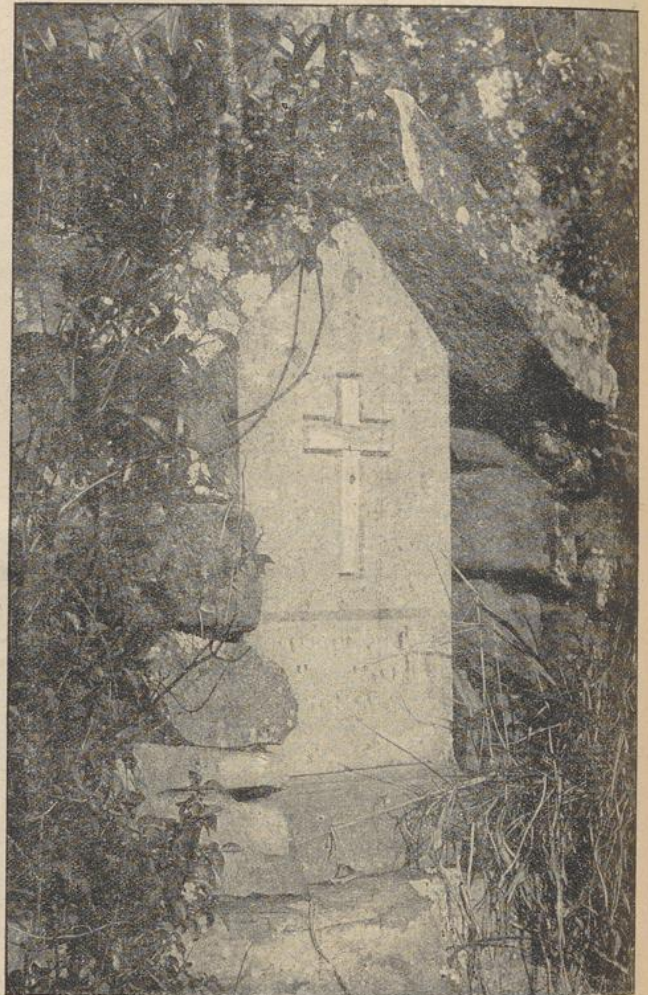


Bild Nr. 6. Kreuzweg, dreizehnte Station.

sie gönnen sich die nötige Zeit zur Ruhe; sie treiben auch Musik und huldigen ehrbaren Vergnügungen. Ich bin der Ansicht, daß sie glücklicher sind, wie die Vielen, die ihre ganze Zeit verwenden, um irdische Schätze zu sammeln.“

Wenn dich schwere Krankheit plagt,
Schmerzgefühl dich fast zernagt:
Sei beruhigt und habe Mut,
Gott macht alles wieder gut!

Y 30 nov 16.

St. Josephsgärtchen.

Der hl. Joseph, Schutzpatron der Priester.

(Fortsetzung.)

Der hl. Joseph ist namentlich auch ein mächtiger Helfer der Priester, wenn es gilt, hartnäckige Sünder zu bekehren. Ein frommer Ordensmann, dem die Befehre eines nahen Anverwandten sehr am Herzen lag, nahm, als alle Bitten, Ermahnungen und Vorstellungen fruchtlos waren, seine Zuflucht zum hl. Joseph und hielt mit zwei gleichgesinnten Freunden zu dessen Ehre eine neuntägige Andacht. Dieselbe war noch nicht zu Ende, als der erwähnte Verwandte so gefährlich krank wurde, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Beim Anblick des Todes gingen ihm die Augen auf; er bereute aufrichtig alle seine Sünden und legte eine Generalbeichte ab. Kurz darauf besserte sich sein Zustand wieder und er begann langsam zu genesen. Er blieb den guten Vorsätzen, die er angesichts des göttlichen Strafgerichtes gemacht hatte, treu und verbrachte den Rest seines Lebens in Ausübung frommer Werke.

Abbe' Grenet erzählt in seinem Propagateur des St. Joseph: „Ich kannte einen jungen Spiritisten, der sich rücksichtslos dem Spiel und jeglichem Sinnen- genuss hingab. Eines Tages händigte ich ihm, als er eben eine längere Reise antreten wollte, eine Medaille des hl. Joseph ein mit den Worten: „Bewahren Sie dieselbe recht gut; sie wird Sie beschützen, und dessen haben Sie dringend nötig.“

Sechs Wochen später wurde der junge Mann in Montelimar plötzlich von einer heftigen Krankheit überfallen; er bekam Krämpfe und Erstickungsanfälle, wie er sie noch nie gehabt hatte. Wie er nun so in Todesängsten dalag und schon glaubte, daß ihn die Hölle auf ewig verschlingen würde, raffte er seine letzten Kräfte zusammen, schleppte sich zu der Stelle, wo sein Noth hing, und nahm aus der Tasche die Medaille des hl. Joseph heraus. Er drückte sie an seine Lippen und beschwört den glorreichen Patriarchen, Fürbitte bei Gott für ihn einzulegen. Zugleich gelobt er sich zu bekehren und bei erster Gelegenheit eine Lebensbeichte abzulegen, falls ihm Gott das Leben verlängern würde, das er bisher so sehr mißbraucht habe.

Kaum hatte er dies Gelöbniß gemacht, da hörten plötzlich alle seine Schmerzen auf und er fiel in einen erquickenden Schlaf. Am nächsten Morgen legte er eine recht reumütige Beichte ab, was er seit zehn Jahren nicht mehr getan hatte. Seitdem ist er vom größten Vertrauen zum hl. Joseph erfüllt, und um dem Himmel seine Dankbarkeit zu bezeugen, hat er verschiedene Pilgerreisen unternommen, unter anderem eine nach Jerusalem und Loreto. Er kam auch zum Grabe der hl. M. Magdalena, vergoß daselbst reichliche Tränen und dankte dem I. Gott, daß er dem Uebermaße seiner Sünden ein Uebermaß von Gnaden entgegen- gesetzt habe.“

Ähnliche Beispiele ließen sich noch viele anführen. Die Priester und Missionäre kennen in diesem Stücke die Macht des hl. Joseph und daher pflegen sie in ihren Predigten dringend darauf hinzuweisen, während der Dauer einer Mission namentlich auch den hl. Joseph anzurufen als besonderen Patron zur

Bekehrung der Sünder. Sie wissen eben aus lang- jähriger Erfahrung, wie viel Segen durch die Vermittlung des hl. Joseph den Gläubigen zu teil wird.

Aus dem Leben einer Gottesbraut.

(Fortsetzung.)

Verstärkungen beim Gebete. — Doktor Wesener erzählt: „Als ich einmal das Gespräch auf das Gebet lenkte und sagte, daß nach meiner Ueberzeugung das wahre Gebet in treuer Pflichterfüllung und in Uebung der Nächstenliebe bestehe, daß ich aber doch wissen möchte, wie sie in stundenlangem Gebet verharren und alles um sich her vergessen und sich gleichsam in Gott verlieren könne, antwortete sie:

„Denken Sie einmal nach, ob es nicht möglich ist, daß sich jemand so sehr in die Lesung eines schönen Buches vertiefe, um darüber alles um sich her zu vergessen? Wie aber, wenn jemand mit Gott selbst sich unterhält, der ja die Urquelle alles Schönen ist, soll er sich in dieses Gespräch nicht ganz verlieren können? Fangen Sie einmal in Demut die Anbetung Gottes an, und es wird das weitere auch Ihnen werden.“

Ich entgegnete ihr mit der Hinweisung auf die Versuchungen, welche der Mensch vom bösen Feinde zu erleiden habe, und sie antwortete: „Es ist wahr, der böse Feind sucht den Menschen am Gebet zu hindern, und je eifriger er ist, um so mehr sucht jener ihn anzufechten. Es ist mir hierüber einmal ein Gleichniß gezeigt worden:

Ich fand mich in einer schönen Kirche und sah drei Frauen im Gebet, hinter ihnen aber eine häßliche Gestalt. Diese schmeichelte der ersten der Frauen, welche darüber in Schlaf fiel. Darauf ging die Gestalt zu der zweiten, suchte auch diese in Schlaf zu bringen; vermochte es aber doch nicht völlig. Die Dritte aber wurde von der Gestalt geschlagen und mißhandelt, daß ich ein großes Mitleid mit ihr empfand. Verwundert fragte ich meinen Führer, was dies zu bedeuten habe, und erhielt zur Antwort:

Es ist dies ein Sinnbild des Gebetes. Die erste Frau war ohne Ernst und Eifer, darum hatte sie der böse Feind bald eingeschlafert. Die zweite war besser, aber dennoch lau; die dritte war gut und ihr Gebet inbrünstig; darum war die Versuchung heftiger, wurde aber glücklich überwunden.

Ein Gott besonders wohlgefälliges Gebet ist das für andere und vor allem das für die armen Seelen. Beten Sie für diese, denn legen Sie Ihr Gebet auf gute Zinsen. Für meine Person opfere ich mich Gott, dem höchsten Herrn auf und bete: Herr, mache mit mir, was du willst. Da gehe ich sicher; denn der gütigste, liebevollste Vater kann mir nur Gutes erweisen.

Pein der armen Seelen. Zorn Gottes. — Die armen Seelen leiden unaussprechlich große Peinen im Fegfeuer. Der Unterschied der Leiden des Fegfeuers und der Peinen der Hölle besteht darin, daß in der Hölle nur Verzweiflung, im Fegfeuer aber die Hoffnung der Erlösung herrscht. Die größte Qual für die Verdammten ist der Zorn Gottes. Von

diesem Zorn kann man sich eine schwache Vorstellung machen, wenn man an den Schrecken denkt, den ein Mensch auszustehen hat, der einen Wütenden auf sich heranzürzen sieht, dessen Drohungen und Gewalt zu entfliehen er nicht mehr im Stande ist.

Von der Liebe zum Kreuze.

Als der selige Heinrich Suso einmal längere Zeit über das bittere Leiden und Sterben unseres lieben Herrn und Heilandes nachgedacht hatte, geschah es, daß er im Geiste entzückt ward; und er dankte Gott mit einer großen, herzlichen Begierde und sprach:

„Herr, ich habe dich bisher in meinem Dichten gelobt mit allem, was lustig und wonniglich sein mag in allen Kreaturen. Oja, nun aber muß ich fröhlich aufbrechen mit einem neuen Reigen und seltsamen Lob, das ich immer erkannte, weil es mir jetzt erst bekannt geworden im Leiden, und das ist also:

Ich begehre aus tiefstem Herzensgrund, daß alles Leiden und Leid, das ich je gelitten, und dazu aller Herzen Wehnen und Herzeleid, aller Wunden Schmerz, aller Kranken Nöthen, aller traurigen Gemüther Seufzen, aller weinenden Augen Zähnen, aller unterdrückten Menschen Schmach, aller dürstigen Witwen und Waisen Not, aller hungrigen Menschen dürre Mangel, aller Märtyrer vergossenes Blut, aller fröhlichen, blühenden Jugend Willenbrecher, aller Gottesfreunde wehthuende Uebung, und all das verborgene und offene Leid, das jemals ein Mensch gewann an Leib und Seel, an Ehre und Gut, an Freud oder Unmut, daß dieses alles dir ein ewiges Lob sei, himmlischer Vater, und deinem eingeborenen, leidenden Sohne eine Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit.

O ihr alle mit mir leidenden Menschen, sehet mich an und höret, was ich euch sage: Wir armen Glieder sollen uns trösten und freuen unseres würdigen Hauptes, das ist des minniglichen, eingeborenen Gottes Sohnes, daß er uns vorgelitten hat und auf Erden keinen guten Tag gewann. Wäre in einem armen Geschlecht nur ein reicher Mann, das ganze Geschlecht freute sich seiner. Ach du würdiges Haupt unser aller Glieder, sei uns gnädig, und wo uns gebricht rechte Geduld in einer Widerwärtigkeit, aus menschlicher Schwäche, das vollbringe du vor deinem himmlischen Vater!

Darum so setzen wir uns (ich meine alle die leidenden Menschen, die je gelitten) zu einem weiten großen Ring um und um, und setzen dich unseren zarten, trauten Bräutigam, inmitten unter uns in den Ring, und erweitern unsere dürstigen Adern weit ausgehend von großer Begierde gegen den auswahlenden Gnadenborn. Welch ein Wunder! Das Erdreich, da da allermeist von Dürre zerschrunden ist, empfängt am meisten des erquickenden Regens.

Und je mehr wir gepreßteste Menschen dir jehuldig geworden sind, desto mehr schließen wir dich mit höchster Inbrunst in unsere Herzen ein; wie dein göttlicher Mund selbst gesprochen, wem lieb, wem leid, durch deine leidenden, hintriefenden Wunden gewaschen werden von aller Missethat, wovon du ewiges Lob von uns sollst haben, und wir Gnaden von dir empfangen; denn in deiner gewaltigen Vermögenheit wird alle Ungleichheit abgelegt.

Da der Diener, (Heinrich Suso) eine gute Weile also stille saß, bis sich ihm das alles im Inner-

sten seiner Seele geoffenbart hatte, stand er fröhlich auf und dankte Gott für seine Gnaden.

Eine Erzählung aus alten Tagen.

(Fortsetzung.)

3. Kapitel. Kampf der Pondos gegen die Zulus.

Endlich war ich glücklich über'm Fluß. Ohne einen Augenblick zu verlieren, eilte ich den Hügel hinauf, der sich sanft zur Talsohle senkt und machte erst oben auf dem Ramm des Höhenzuges Halt, um von hier aus eine kleine Umschau zu halten:

Hinter mir erhoben sich, soweit das Auge nur reichte, kleine Rauchsäulen in die träumerisch bräunende Luft. Zweifelloos waren es menschliche Wohnungen, die da brannten. In weiter Entfernung, Stromabwärts, erspähte ich einige sich schwach abhebende schwarze Fäden. Was mochte das sein? Ich weiß es bis zur Stunde nicht; vielleicht war es ebenfalls Rauch, der von abgebrannten Kraalen aufstieg. Auf alle Fälle wollte ich mich sicher stellen, und schlug daher die Richtung nach Süden ein. Ich begann einen gleichmäßig anhaltenden Dauerlauf und entfernte mich so allmählich vom Schauplatz des Schreckens. Nur Hunger hatte ich, abscheulichen Hunger! Es war mir, als wüteten Krallen in meinem Magen. Doch wo sollte ich unter den gegenwärtigen Umständen etwas zu essen bekommen?

Etwas fünf (englische) Meilen weit mochte ich so gerannt sein, da sah ich etwas, was meine Verwunderung in hohem Grade erregte. Da lag in der halben Höhe eines Bergrückens der Leichnam eines Zulu. Es war ein Keschla, ein gereifter Mann von hervorragender Stellung, denn er trug den kehla, den bekannten Kopfring, den bei den Zulus kein insizwa (junger Burche) tragen darf. Ein Schakal knurrte gegen einen Nasgeier, hielt sich jedoch in respektvoller Entfernung, während der häßliche Vogel eifrig damit beschäftigt war, dem toten Manne die Augen auszuhacken. Der Schakal entfloß bei meinem Anblick und auch der Nasvogel, der sich schon ganz voll gefressen hatte, erhob sich jetzt mit widerlichem Gefrächze. Ich trat hinzu. Der Mann lag auf dem Rücken; mitten durch seinen Leib war ein Pondo-Mssegai getrieben, der beim Sturze des Mannes kurz abgebrochen war. Schild und Speer lagen neben ihm, ebenso sein Knotenbock. Ich nahm die Waffen als kostbaren Fund an mich und begann rings umher die Fußspuren abzusuchen. Das Gras war trocken und glatt; dennoch konnte ich deutlich die Spuren von Pferdehufen erkennen. Es waren offenbar berittene Krieger hier gewesen, hatten etwas geruht und waren dann nach der anderen Seite davongeritten.

Ich verfolgte die Spur noch weiter und fand dabei noch mehrere, erschlagene Zulkrieger, auch einen berittenen Pondosoldaten; doch Pferd und Reiter waren tot. Die Geier stritten sich im Bauche des Pferdes um die Eingeweide. Eine Weile später fand ich in der Nähe eines Wasserlaufes die Spuren der ganzen Zulu-Armee. Soviel ich daraus entnehmen konnte, hatten wohl gegen 1000 Zulus 500 Reiter verfolgt. Letztere hatten ihnen offenbar ein Treffen geliefert und waren dann zurückgewichen. Ich wollte um jeden Preis diese berittenen Pondokrieger einholen, denn offenbar waren es Pondos gewesen. Weshalb sollte mir das nicht möglich sein? Ich durfte ja bloß ihrer Spur

folgen. Diese Hoffnung gab mir neues Leben, und so kämpfte und trabte ich immer weiter und weiter nach Süden zu.

Plötzlich zeigte die Spur ein anderes Aussehen. Die Zulu-Armee hatte augenscheinlich von der Verfolgung der Reiter abgelassen und eine scharfe Schwengung nach rechts gemacht. Da ging mir plötzlich ein Licht auf: Ich war auf dem geraden Wege nach dem Königsstraale der Pondos! Die Leichen der erschlagenen Krieger und Pferde rechts und links vom Wege mehrten sich. Die Pondokrieger hatten jedenfalls den Versuch gemacht, die Zulul durch wütende Plankenangriffe zu verwirren und von dem eingeschlagenen Wege abzulenken.

Die Raubvögel aber waren jetzt so vollgestopft mit Fleisch und so unempfindlich gegen die Annäherung eines menschlichen Wesens, daß sie ruhig sitzen blieben. Einer dieser frechen, über und über mit Blut besleckten Gesellen hieb sogar mit Schnabel und Krallen nach mir, als ich mich anschickte, von der Weiche eines gefallenen Pferdes ein Stück abzuschneiden. Ich schlug den Burschen mit meinem Knotenstock nieder und hielt eine Mahlzeit von rohem Pferdefleisch. Es war mir zwar eine ungewohnte Sache, denn bisher hatte ich immer das Fleisch etwas am Feuer geröstet, doch der entsetzliche Hunger ließ mich alles vergessen. Ich aß mit Appetit und setzte neugekräftigt meinen Marsch weiter.

Es war sicher, ich mußte bald auf die Pondos stoßen, die der Zulu-Armee gefolgt waren. Da sah ich plötzlich in der Ferne ein Pferd bei der Leiche eines Kriegers stehen. Wie ich nahte, scheute das Tier und sah mich mißtrauisch an. Mein Entschluß war rasch gefaßt: Ich mußte das herrenlose Tier einfangen; denn es war mir, dem abgehezten Wandrer, eine prächtige Beute. Nachdem ich mich 1/2 Stunde abgequält hatte, gelang es mir, seiner habhaft zu werden; es hatte sich mit einem Fuße in den Riemen des Zaumes verwickelt. Rasch saß ich auf seinem Rücken. Welch eine Freude! Ich hatte nun ein Köhlein, einen braven Pommy, der zwar an der einen Weiche eine noch frische, von einem Msegai herrührende Narbe trug, sonst aber ein ganz vorzügliches Tier war. Einen Sattel trug es nicht; nur ein Schaffell war um seinen Leib gewunden. Doch das achtete ich nicht, im Gegenteil, ich ritt so viel leichter, denn das fremde Sattelzeug war mir lästig und ungewohnt.

Gemütlich trabte ich nun mit meinem Köhlein fürbaß. Den Weg konnte ich nicht mehr verfehlen, er war mir deutlich genug durch die Leichen vorgezeichnet, die hie und da am Wege lagen, und wo nun Zulul und Pondos friedlich nebeneinander schliefen. So ritt ich mehrere Stunden dahin, bis ich gegen Sonnenuntergang plötzlich bemerkte, wie sich in der Ferne eine Menge berittener Krieger am Horizont abhoben. Das konnten offenbar nur die befreundeten Ama-Pondo sein, denn kein Zulu ritt in jenen Tagen ein Pferd. Ich trieb also mein treues Pferd zu einem munteren Trabe an und näherte mich in kurzer Frist der berittenen Schar.

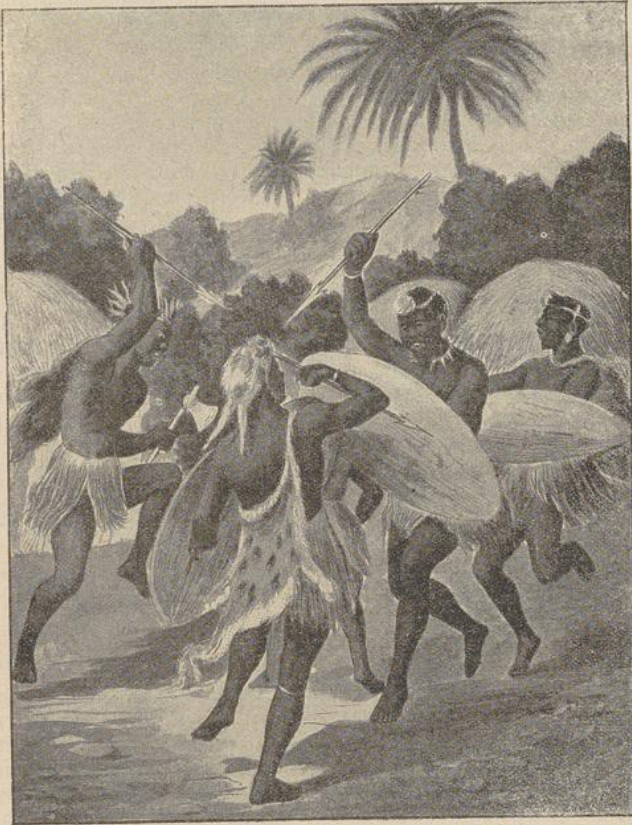
Diese musterten mich anfangs mit mißtrauischen Blicken wegen des Zulu-Schildes, den ich in der Linken hielt. Sobald sie mich aber als einen befreundeten Pondomiskrieger erkannten, ging von seiten der jungen Männer ein Sturm von Fragen los, bis plötzlich der oberste Häuptling, an dessen Seite zu meiner Verwunderung ein Umlungu (Weißer) ritt, Schweigen gebot.

Der Häuptling fragte mich, wo ich herkäme, und ich erstattete ihm getreulich Bericht über alles, was ich an diesem an Ereignissen so reichen Tage gesehen und erlebt hatte. Namentlich erklärte ich ihm, wie stark die einzelnen Abteilungen der Zulu-Armee seien und wo sie sich gegenwärtig befänden.

Da wandte sich der Häuptling gegen den Weißer und stürmte mit heftigen Vorwürfen auf

ihn ein: „Da siehst Du jetzt, wohin uns dein Rat geführt! Wir sollten unsere Weiber und Kinder samt dem Vieh in den Ingeli-Wald treiben, die berittene Mannschaft aber versammeln und beständig den Feind umschwärmen. Wir taten es, folgten Deinem Rat, und was ist nun die Folge von all dem? Wir haben nun unsere Leute gerade in den „Rachen des Löwen!“ geführt!“

Der Weißer hatte für diese Vorwürfe nur ein spöttisches Lächeln. „Der Rachen des Zulu-Löwen“, entgegnete er, „gähnt uns gegenwärtig überall entgegen, wir dürfen hingehen, wohin wir wollen. Doch wir fürchten diese Ama-Zulu nicht. Schon wiederholt haben wir mit ihnen gekämpft, haben eine Menge von ihnen erschlagen und sind noch immer am Leben. Nur keine Furcht, Intos! Eine Armee von 10 000 Pondokrieger beschützt die Frauen und Kinder im Ingeli-Wald und bewacht das Vieh; und selbst der Intosi hama Zulu vermag sie nicht vom Ingeli zu



Ein gefährlicher Kampf.

vertreiben, wenn sie nur die Felsenhöhen und die Engpässe gut besetzt halten“.

Hierauf wandte sich der Weiße an mich mit der Frage: „Kannst Du die Waffen führen? Wir wollen diese Nacht die Zulus überfallen.“ — „Nein!“ unterbrach ihn hier der Häuptling, „mein Ngonkwenyama wir dürfen die Zulus nicht angreifen, es wäre geradezu ein wahnsinniges Beginnen!“

Wir müssen“, entgegnete ruhig der Umlungu. Greifen wir diese Zulus da unten bei einbrechender Nacht an, so können wir sie vollständig vernichten. Seit zwei Tagen sind sie ohne Speise und Trank, in blinder Wut sind sie uns immer wieder und wieder nachgerückt, obschon wir eine Menge von ihnen erschlugen und uns nur aus List vor ihnen zurückzogen. Jetzt aber ist es Zeit, ihnen aufs Fell zu rücken. Sie gehen jetzt auf den großen Königskraal der Ama-Pondo los; glückt ihnen das, so werden sie sich morgen unserer Mais-Vorräte bemächtigen und alles niedermachen, was ihnen in den Weg kommt. Also diese Nacht gilt es, ihnen zuvorzukommen; wir müssen kämpfen; jetzt oder nie. Schaut die Beile an, die ich euch von meinem Wagen gegeben. Benützet sie gut! Reitet diese Nacht mit mir und fallet wie ein Hagelwetter über die schlafenden Zulus her! So viel Beilhiebe, so viel Zululeichen!“

Der Häuptling blickte verdrießlich darein; er wollte antworten, kam jedoch nicht zu Wort, denn der Weiße schrie uns nun in der Pondosprache an: „Seid ihr Weiber oder Männer? Wollt ihr euch wie eine Schafherde aufessen lassen, ohne eine Hand zu rühren? Wer von euch will mit mir reiten diese Nacht?“ Der Umlungu brüllte diese Worte förmlich in unsere Reihen hinein wie ein Löwe, der seinen Kampfesruf hinausdonnert in die stille Nacht. Oah, wie mich das hob und stärkte! Tagelang hatte der Schatten unmännlicher Furcht auf mir gelagert, einsam war ich von einer Bergeshöhe und von einem Tale zum andern gerannt wie ein gehegtes Wild. Hier aber fand ich einen Mann, einen treuen Helfer und Retter in der Not! Was konnte uns noch fehlen, wenn wir einen solchen Führer hatten? All' meine Furcht war plötzlich wie weggeblasen, und ich rief daher mit lauter Stimme aus: „Ich, Inkosi, ich will mit dir reiten! An deiner Seite fürchte ich hundert Zulus nicht!“ — „Und ich, und ich, und ich!“ kam es in brausendem Widerhalle zurück. Alle die jungen Pondokrieger wollten begeistert mit ihm ziehen, und die umliegenden Hügelreihen widerhallten förmlich von ihren mächtigen Stimmen.

Von der Tiefe herauf aber erhob sich als Antwort ein höhnischer Gegenschrei. Die im Tale lagernden Zulukrieger stimmten einen Gesang an, ein Spottlied von den Mäuden, die Elephanten belästigen u. donnerten zuletzt ihren bekannten Schlachtruf in die Nacht hinaus: „Sch—hi, i, ih! Sch—hi, i, ih!“

Ngonkwenyama, der Weiße, glaubte anfangs, die Zulu seien bereits im Anzug und ließ uns rasch in Reihen aufstellen, bald aber sahen wir im Scheine der Lagerfeuer, die im Tale brannten, daß sie noch ruhig unten saßen und an keinen Angriff dachten; denn die Zulukrieger greifen immer erst am Morgen, bei anbrechendem Tage, an.

Nun redete der Umlungu dem Häuptling der Pondokrieger Ndabenzinzenochmals ernstlich zu. Endlich erhob sich dieser mit den Worten: „Männer aus dem Pondolande, diese Nacht schlagen wir uns mit den Ama-Zulu!“

Es folgte von unserer Seite ein stürmischer Zuruf, „Inkos!“ brüllten die begeisterten Krieger alle zusammen.

Nun stiegen wir auf der stolzen Bergeshöhe von unseren Pferden und machten ein Lager zurecht. Doch durfte nach der Mahnung des Weißen kein Feuer angezündet werden. Einige eilten fort, Wasser in ihren Flaschen fürbissen zu holen, während andere geröstete Maiskörner aus ihren Taschen aus Ziegenhaut herausnahmen und zu zerkauen begannen. Ich selbst rieb mit einem Büschel Gras mein Pferd ab und machte mich dann näher an den Umlungu heran. Dieser wandte sich rasch um und fragte nach meinem Namen. Ich antwortete: „Ich heiße Jzitwa, bin vom Volke des Mbono und den Männern Mgasha, die nun alle tot sind.“

Ngonkwenyama sagte bloß: „Jzitwa, reite fort an an meiner Seite!“ Wo ich bin, da sollst du auch sein; und wo ich dreinhaue, haust du auch drein. Und nie wirst du den Rückzug antreten, bevor ich es tue. Versprichst du mir das, Jzitwa?“ „Nkos!“ entgegnete ich in großer innerer Bewegung.

Der Umlungu rief nun einen Pondokrieger herbei, der ein Gepäcks Pferd zur Stelle führte. Er nahm von dem Gepäc eine Axt mit kurzem eisernen Kopf, an deren Stiel ein lederner Riemen hing, der durch ein rundes Loch gezogen war.

„Nimm das“, sagte er mit Nachdruck, „und wenn wir heute Nacht einmal mitten unter den Zulus sind, so höre nicht auf, dein Beil auf deren harte Schdel zu schwingen, so lange du noch den Arm rühren kannst!“

„Nkos!“ entgegnete ich wieder und zog rasch die Waffe an mich. (Fortsetzung folgt.)

Aus meinem Tagebuche.

Von Hochw. P. Joseph Biegner, O. M. M.
(Fortsetzung.)

Emaus, 24. Januar 1909. — Die letzten zwei Sonntage waren in unserem Kirchlein in Emaus auch Leute von Umzimkulu. Auf die Frage, weshalb sie den weiten Weg hierher gemacht hätten, — Umzimkulu ist vier Wegstunden von Emaus entfernt — während sie nach Mariahilf nur zwei Stunden zu gehen hätten, erwiderten sie, daß sie vom Magistrat auf die Länge keine Pässe hiesfür erhalten könnten. Also zum bloßen Kirchenbesuch braucht der Schwarze einen Paß, und ein mißliebiger Beamter kann ihm denselben auch eventuell verweigern! Was soll man zu solcher Gewissensfreiheit sagen? —

Am 16. Februar 1909. — Bin heute in Egenstochau auf Besuch. Ein Vergnügen war der gestrige Ritt hierher gerade nicht zu nennen. Ich habe schon öfters von den Untugenden unseres Missionspferdes „Charlie“ gesprochen. Es ist ein gar unruhiges Tier, wendet den Kopf alle Augenblide rückwärts und beginnt, sobald ihm eine Fliege auf dem Rücken sitzt, mit den Hinterbeinen zu stampfen. Da heißt's beständig auf der Hut sein, um nicht plötzlich das Gleichgewicht zu verlieren und herunterzufallen. Zum Glück traf ein junger Engländer mit mir zusammen, der deselben Weges geritten kam. Eine Zeitlang ging alles gut. Charlie hielt mit seinem Genossen prächtig Schritt; als dann aber ein steinigtes, höchst unweglames Terrain begann, blieb er zurück und

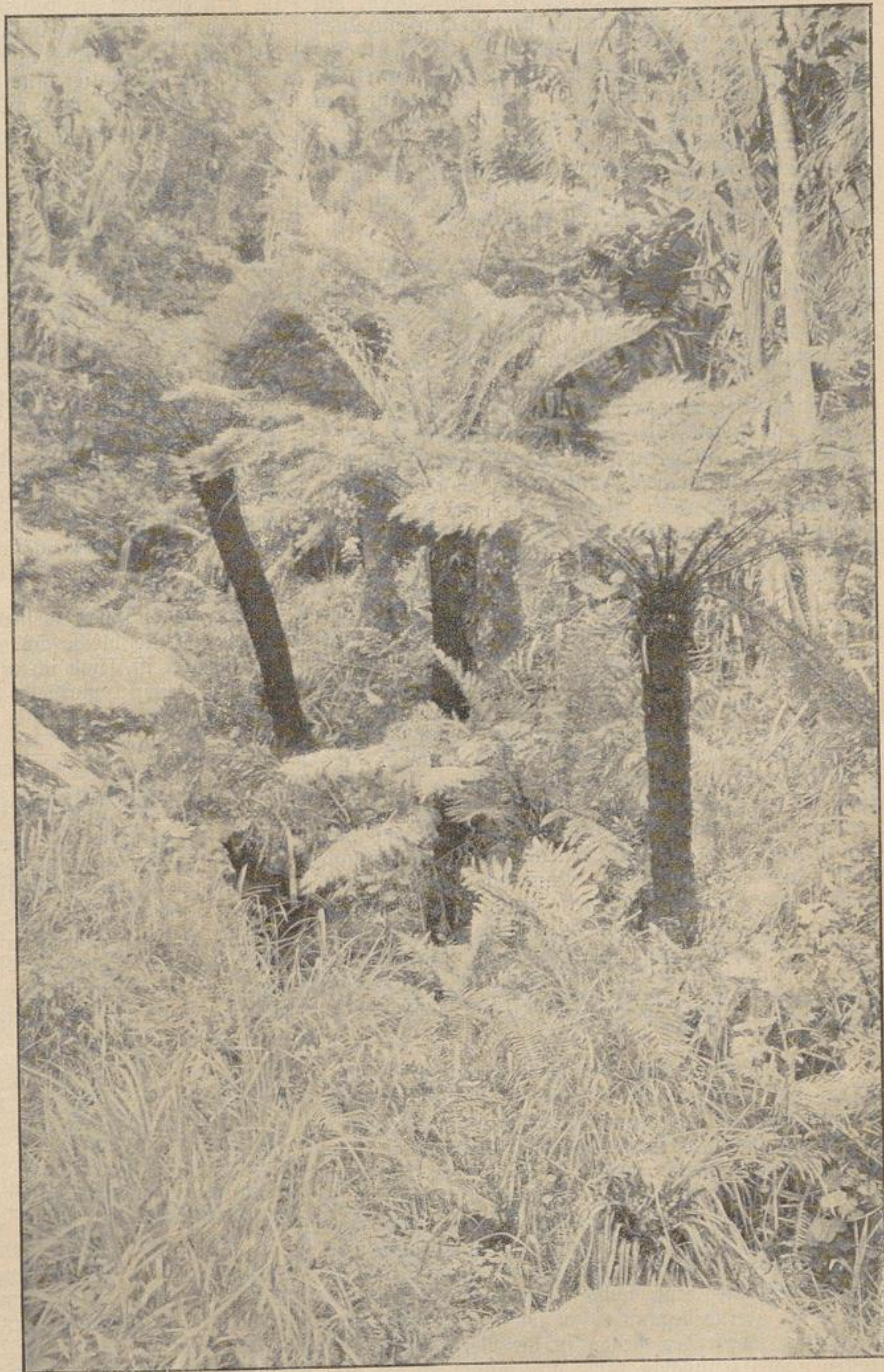
begann sofort wieder mit seinem Stampfen und Schlagen.

Da ich ohnehin noch mit Brevier und Rosenkranz rüstständig war, stieg ich ab und führte das ungehörige Köhlein am Baume nach. Wie oft es mich dabei in höchst ungalanter Weise auf die Ferse getreten, weiß der liebe Gott. Besonders schlimm war es den großen, steilen, dicht mit losen Steinen besäten Abhang hinunter, der vor Riverside ins Inguangwane-Tal hinabführt. Kame man an einer solchen Stelle zu Fall, so könnte man buchstäblich Hals und Bein dabei brechen. Nun schließlich gelangten wir doch gesund und wohlbehalten in der Ebene an.

Am Bergabhange lagen einige Kaffernkraals, deren Insassen jedoch keinen günstigen Eindruck auf mich machten. Die Kinder liefen im Adamskostüm umher und die Erwachsenen, Männer wie Frauen, trugen nur etliche armselige Lumpen. Dabei war von einem Schamgefühl absolut keine Rede; höchst unvornehmlich fragten sie nach meinem „Woher“ und „Wohin“ und bettelten Geld und Tabak. Ich machte, daß ich rasch vorüberkam; für einen Priester und Missionär war da nichts zu wollen. Leute, die kein Schamgefühl kennen, wollen auch von einer Belehrung zum Christentum nichts wissen.

Ich sah nun wieder auf, konnte aber nicht verhindern, daß mein „Charlie“, während wir durch die Maisfelder ritten, bald rechts, bald links einen saftigen Maisstengel ausriß und verzehrte. Was hätte ich auch tun sollen? Den aus Seefuhhaut verfertigten Tschambock hatte ich absichtlich zu Hause gelassen, denn das lose Tier wäre sicherlich beim ersten Hieb über alle Berge davongerannt. Also hieß es, sich in die Umstände zu fügen. Das Vergnügen, ein junges, wildes Pferd zu bändigen, überlasse ich jüngeren Kräften;

ich bin für solche Kraftleistungen schon zu alt geworden. Einmal hatte ich einen großen Umweg zu machen, denn der alte Fußpfad war plötzlich durch einen Drahtzaun versperrt, eine Ueberraschung, die man hier in



Ein Stück Wildnis.

Südafrika oft erleben kann und die namentlich zur Nachtzeit den Fremdling oft in die größte Verlegenheit bringt. Nun schließlich kamen wir doch, nach Riverside.

Hier wohnt ein gewisser James Cole, ein Eng-

länder, der weite Ländereien sowohl in Griqualand wie in Natal sein eigen nennt und nebenbei eine Menge großer Stores (Kaufläden) hält. Seit jüngster Zeit bringt ihm die neue Natal-Kap-Bahn die Waren bis vor's Haus, und die vielen Wagen und Ochsen, mit denen er bisher den Warentransport zu den einzelnen Läden besorgte, konnte er größtenteils verkaufen. Die dortige Niederlassung führt den Namen Riverside. Sie liegt hart am Inguanguane, einem Nebenfluß des Umzimkulu, dem er zwar an Breite nicht gleichkommt, ihn aber an Schnelligkeit des Laufes übertrifft. Fast jedes Jahr fordert er bei hohem Wasserstand einige Menschenleben und ist daher mit Grund gefürchtet. Diesen Fluß nun sollte ich hier passieren.

Ich wollte es nicht so ohne weiteres wagen und zog daher bei ein paar Kaffern, die für die Neubauten, die seit Eröffnung der Bahn wie aus dem Boden herauswachsen, Sand gruben, die nötigen Erkundigungen ein. Ihre Antwort war: „Du kannst mit deinem Gaul unbesorgt durch den Fluß reiten, es ist absolut keine Gefahr vorhanden.“ Einige Kaffernweiber, die in der Nähe mit Wajchen beschäftigt waren, stimmten ihnen ungefragt bei. Der größten Sicherheit wegen fragte ich auch noch im Laden selbst nach. Dort war man so generös, mir einen jungen Kaffer mitzugeben, der mir den Weg über den Fluß zeigen sollte. Er machte seine Sache ganz prächtig; denn er bestieg einfach meinen Gaul — ein dicker Grasstengel, den er schnell ausgerissen, diente ihm als Reitgerste — ritt vor meinen Augen hinüber an's andere Ufer und kehrte sogleich darauf wieder zu mir zurück. Das Wasser ging dabei dem Pferde bis an die Hälfte des Bauches. Gefahr war also keine vorhanden, vorausgesetzt, daß man die rechte Linie einhielt; denn in solchen afrikanischen Flüssen gibt es immer auch gefährliche Löcher, Strudel und Untiefen, vor denen man auf der Hut sein muß. Zu allem Ueberfluß kam auch noch ein englischer Polizist herbei und gab mir den wohlfeilen Rat, beim Durchreiten die Richtung eines Zirkels einzuhalten. Nun war's der Belehrungen und Vorsichtsmaßregeln genug. Ich stieg auf und ritt, im stillen meinen hl. Schutzengel anrufend, mutig hinein; kam auch glücklich durch, nur schöpfte meine Schuhe, da ich die Füße nicht so hoch emporziehen konnte, wie mir der Kaffer es so zierlich vorgemacht hatte, gehörig Wasser.

„Charlie“ freute sich über dieses erquickende Morgenbad und griff, sobald er auf der Natalseite angekommen war, — der Inguanguane bildet nämlich hier die Grenze zwischen Natal und Ostgriqualand — tüchtig aus, begann einen munteren Trab und trug mich in kurzer Frist die gegenüberliegende Anhöhe hinauf. Hier aber wurde er der leidigen Fliegen wegen wieder sehr unruhig und ich mußte neuerdings absteigen. Auch schien es, als sei ein Gewitter im Anzuge; schwarzes Gewölke stieg auf, schon fielen einzelne Tropfen und in der Ferne begann es zu donnern. Zum Glück verzog sich jedoch der Regen in die Berge, sodaß ich trocken nach Gzenstochau kam; nur mußte ich der vielen neuen Drahtzäune wegen wieder allerlei lästige Umwege machen.

Endlich war ich am Ziel. Ich merkte sofort, daß ich auf heimischem Boden war. Christliche Frauen und Mädchen, die mit der Hacke auf der Schulter zum Säten in die Maisfelder hinausgingen, grüßten freund-

lich, knieten nieder und baten um den hl. Segen. Die Kinder in den Baumanlagen jubelten mir von Ferne entgegen und begrüßten ihren alten Baba. Am zudringlichsten aber benahmen sich die vielen Kleinen im Kinder-Asyl; in hellen Haufen stürmten sie auf mich zu, das eine ergriff die rechte Hand, das andere die linke, ein drittes und viertes den Gürtel, den Habit, das Skapulier, kurz, was sie eben in der Eile noch erwischen konnten, und freuten sich, daß ich wieder einmal zu ihnen gekommen war.

Nach kurzer Adoration in der Kirche ging ich zum Ehrwürdigen Vater Gerard, dem damaligen Rektor der Station, und holte mir den Reisesegen. Als leider sehr traurige Neuigkeit erfuhr ich, daß während der letzten Wochen 18 Kafferkinder an Scharlach gestorben seien. Nun in gewisser Beziehung sind diese Kleinen gut aufgehoben, denn der Himmel ist ihnen sicher. Wer weiß, in welche Sündengefahr sie noch gekommen wären, wenn sie viele Jahrzehnte gelebt hätten. Eltern und Lehrer natürlich empfinden den Tod ihrer Kinder immer schmerzlich. Schwester Oberin hatte eine Zeitlang persönlich Zwillinge in Pflege, deren Mutter bei der Geburt gestorben war; doch der eine der beiden Knaben ist bereits tot, und der andere so schwer krank, daß er seinem Brüderchen wahrscheinlich bald in den Himmel nachfolgen wird.

Ehrl. Vater Gerard führte mich in das Gastzimmer, wo ich von meinen Reisetrapazen ausruhen konnte. Heute bleibe ich noch hier, und da gerade Regenwetter ist, setzte ich mich nieder und schrieb vorliegende Zeilen; morgen aber geht's wieder heim nach Emaus.

(Fortsetzung folgt.)

Zur gefälligen Beachtung.

Wir bedauern sehr, daß die Adressen-Veränderung für unsere Geschäftsstelle in Köln aus Versehen um einen Monat zu früh publiziert wurde. Seit Jahren fühlten wir das Bedürfnis nach größeren Räumlichkeiten, die wir daselbst im Salzmagazin 40 sehr entbehren mußten. Durch den am 1. April zu bewirkenden Umzug in ein geräumigeres Haus wird diesem Uebelstande abgeholfen werden.

Zugleich bemerke ich, daß unser guter Bruder Edmund Rüpper, der Jahre lang zur größten Zufriedenheit seiner Obern die Geschäfte unserer Mission in Köln besorgte, seines Alters wegen aber den Arbeiten an diesem Platze nicht mehr gewachsen ist, in dem anderen Hause durch den Ehrl. Br. Agathon Wimmer, Brandenburger Straße 8 (in der Nähe des Hauptbahnhofs) ersetzt wird.

Der Ehrl. Br. Edmund entbietet bei dieser Gelegenheit seiner Abberufung und Rückreise in die afrikanische Heimat, die am 8. April erfolgen wird, seinen vielen Missionsfreunden, von denen er nicht persönlich Abschied nehmen kann, einen herzlichen Abschiedsgruß mit einem kräftigen „Vergelt's Gott!“ für die durch seine Vermittelung beförderten Missionsalmoosen, und erlaubt sich die Bitte hinzuzufügen, seinem Nachfolger das wohlthätige Vertrauen wo möglich noch in erhöhtem Maße zuteil werden zu lassen.

Würzburg, 15. März 1910.

P. Kother Vorspel, Profurator.

Die Umschiffung Afrikas 600 Jahre v. Chr.

In der Akademiefigung zu Paris wurde von einem wertvollen ägyptischen Dokument Mitteilung gemacht. Es ist eine gravierte Inschrift aus der Zeit des Königs Necho II. (610—594 v. Chr.) entdeckt worden, die von der durch Herodot traditionell weitergegebenen Kunde der Umschiffung Afrikas handelt. Aus dem Text geht hervor, daß der König einen Boten ausgesandt hatte, um die Kunde um die unbekannte Welt zu machen; daß dieser Bote zu Wasser in Ägypten wieder ankam, nachdem er an der Küste entlang fortgesegelt war; daß Necho den Boten in Barbastis (woher die Inschrift stammt) wieder empfing und schriftlich alle Erzählungen über die wunderbare Reise aufzeichnen ließ. Es ist das erstmal, daß ein offizielles Schriftstück bestätigt, daß die Ägypter die Umschiffung Afrikas vollzogen haben. Eine andere Inschrift von Necho II., welche durch das königliche Museum in Brüssel erworben wurde, erlaubt, das Ende der Fahrt auf das 12. Regierungsjahr des Königs, also das Jahr 599 v. J., zu setzen. Es ist leider nicht angegeben, wie lange der Bote zu der Fahrt gebraucht hat.

Echtamerikanisch. Die Newyork Sun erzählt von einem Ingenieur, der sich das Leben bequem zu machen versteht. Er heiratete ein Fräulein Dr. med., und die Folge davon war, daß ihm, wenn die Frau auf Krankenbesuch aus war, die Pflege ihres Erstgeborenen oblag. Da diese Beschäftigung die eigene Tätigkeit des Ingenieurs aber zu sehr beschränkte, erfindet er einen Apparat, der mittels Elektrizität die Wiege in Bewegung setzte. Mit diesem Apparat verband er einen Phonographen, der, sobald die Wiege sich bewegte, eine angenehm einschläfernde Melodie vortrug. Hierzu gesellte der Ingenieur einen dritten Apparat, der den Kleinen zu bestimmten Zeiten mit der ausreichenden Quantität Milch versorgte.

Der Missionar.

1.
Fern im heißen Kaffernlande
In der Tropenbäume Schatten
Sitzt der Missionar, der greise,
Ruht die Glieder aus, die matten,
2.
Und auf leichter Träume Schwingen,
Nahen sich ihm Lichtgebilde,
Führen ihn mit Windeseile
Zu der Heimat traut Gefilde.

3.
Dorten in dem Blumengärtchen,
Steht das Haus, das weinumrehte,
Wo die Wiege sein gestanden,
Wo als Kind er fröhlich lebte.

4.
Bei den Eltern, den geliebten,
In der Schwestern frohem Kreise
Und er lauschet so wie damals
Ihrer Worte treue Weise.

5.
Sieht im Traum des Kirchturms Spitze
Hoch hinauf zum Himmel steigen,
Hört zum schönsten Feiormorgen
Laden ein der Glocken Reigen.

6.
Sieht als Knabe sich dort knien,
In der Hand die helle Kerze,

An der Brust das Myrtensträußchen
Sinnbild von dem reinen Herze.

7.
Sieht den Priester am Altare,
Wie er mit bewegten Blicken,
Ihm das hl. Gastmahl reichet,
Seine Seele zu erquickten.

8.
Denkt mit Nührung jenes Wortes,
Das er Jesus dann verpfändet,
„Immer will ich dir gehören,
Wie sich auch mein Leben wendet.“

9.
Denkt der hehren Weihestunde,
Da er Abschied dann genommen
Von dem teuern Vaterhause
Und nach Afrika gekommen.

10.
Jahre sind dahin geschwunden
In des Eifers ernsten Strebens,
Bis das Morgenrot gekommen,
Anfang eines neuen Lebens.

11.
Hehrer Tag der Priesterweihe,
Tag der reichsten Gottesgnade,
Leuchtest wie die Feuerjähle,
Auf des Lebens dunkeln Pfade.

12.
Tag des höchsten Himmelsglückes,
Wo er rief zum erstenmale,
Bei der ersten hl. Messe
Gottes Sohn zum Erdentale.

13.
Jetzt ein Greis im Silberhaare
Und gebeugt ob harter Mühlen,
Schaut sein Auge sehrend aufwärts
Zu des Abendrotes Glähen.

14.
Horch! Da rauscht's wie Harzenklang,
Tönt's wie Himmelsharmonien,
Treuer Diener! Komm, o komme,
Wolle mit uns heimwärts ziehen!

15.
Dort im Himmelsparadiese
Lange schon viel Engel harreten,
Die Du durch Dein rastlos Mühlen,
Führtest hin zum Himmelsgarten.

16.
Glöcklein ruft zur Kapelle —
Kleine Schwarze ganz verstohlen
Nahen traulich sich dem Greise,
Ihn zur Feier abzuholen.

17.
Vater! Komm uns zu erzählen,
Von dem lieben Jesuskinde,
Spende uns die hl. Taufe,
Daß es unsre Herzen finde!

18.
Doch der Priester selig lächelnd,
War im Traume sanft verschieden,
Ueber sein verklärtes Antlitz
Strahlt des Himmels sel'ger Frieden.

Von einer Lehrerin.

Anerkennung der Verdienste eines Missionsbruders.

Br. Nivard, der in unserm Vergißmeinnicht schon oft erwähnte Baumeister der Mariannhiller Mission, erhielt Ende letzten Jahres folgendes Schreiben:

Büro des Ministers
für Eisenbahn und Häfen.
N. a. S. 10. 11. 09.

Pietermaritzburg, 26. Nov. 09.

Geehrter Herr!

Es bereitet mir große Freude, Ihnen beigeschlossene Frei-Fahrkarte 1. Kl. für die Natal-Eisenbahnen zu übermitteln, gütig für die Dauer Ihres Lebens, welche die Minister geruht haben, Ihnen in Anerkennung der schätzenswerten Verdienste, die Sie der Kolonie in mannigfacher Beziehung erwiesen haben, zu gewähren und als ein geringes Zeichen der Wertschätzung Ihrer Energie, die Sie so viele Jahre hindurch für das öffentliche Wohl entwickelt haben. Ich wünsche zu obigem meine persönliche Hochachtung hinzuzufügen und hoffe, daß es Ihnen lange beschieden sein wird, Ihre gute Arbeit fortzusetzen und sich der gewährten Begünstigung zu erfreuen.

Ich habe die Ehre zu sein,

Ehrev. Br. Nivard, mein Herr,
Mariannhill, Natal. E. W. Greene,
Minister für Eisenbahn und Häfen.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Brand, Cuchenheim, Wanne, Daun, Menthhausen, Oberkassel, Niederau, Rhelingen, Eich, Koblenz, Bredeneh, Rheine, Beurig, Wipperfurth, Mailar, Safran, Dortmund, Goch, Twisteden, Nachen, Düstorf, Salmrohr, Wevelinghoven, Meienich, Böntrop, Bochum, Wiedenfeld, Werbold, Gelsenkirchen, Alrich, Bocholt, Gladbeck, Werl, Dpherride, Badgassen, Alrich, Bocholt, Gladbeck, Arefeld, Hasselweiler, Aplerbed, Stertrade, Maderbach, Menden, Wigerath, Düsseldorf, Kemmerich, Uder, Sprendlingen, Altneffen, Trichengruth, Kirchhausen, Aub, Motten, Schwabjoien, Pöttmes, Fehrenbach, Schwyz-Bach, Neustadt a. Saale, Gumbelsheim, Frankfurt a. M., Pfamstadt, Aniol-Königshütte, Kochertörn, Eichbach, Mammig, Melchingen, Nauenberg, Schippach, Zphoben, Virlach, Sanden, Dorpropelken, Schillingheim Hagenen, Würzburg, Straubing, Oberwittbach, Frankenthal, Rürnach, Laudenbach, Landau a. Sfar.

Dankjagungen

sind eingegangen aus: Steinwiesen, (aus Provinz Hannover), Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Antonius und den armen Seelen für Genejung, R. R., Pinzberg, Starnberg, für Genejung: Hildeheim.

Gebets-Empfehlungen.

Aufhebung eines unglücklichen Liebesverhältnisses, dreimal. Bewahrung vor Unglück im Stall, viermal. Um lohnenden Verdienst, dreimal. Geisteskrante, viermal. Um Zurückhalten ausgelehener Geldes, zweimal. Glück. Heirat, dreimal. Um Erkenntnis des Verjases, dreimal. Um guten Ausgang einer Prüfung, viermal. Auf Abwege geratene Söhne und Töchter, dreimal. Eine Schulangelegenheit. Erstkommunikant, zwanzigmal. Ein Vater mit doppeltem Weinbruch. Ein augenkrantes Kind. Gute Kindererziehung, fünfmal. Um Sinnesänderung und um Arbeit. Eine schwerkrante Subpriorin. Arbeitsloie, fünfmal. Ergebung in Gottes Willen, fünfmal. Würdige Ostertommunion, zwölftmal. Um Beharrlichkeit, dreimal. Bewahrung der Unschuld, fünfmal. Augenleidende, viermal. Aufgeregte, unruhige Kinder, viermal. Eine moralisch gefährdete Pfarrgemeinde. Um glückl. Hausbau, dreimal. Ein leichtsinniger Bruder in Amerika. Ein freit- und trunksüchtiger Mann. Gute Generalbeicht. Mann und Kinder einer gemischten Ehe. Um gutes Egame, viermal. Ein Priester. Glaubensloie, dreimal. Abzahlung einer großen Schuld. Langjähriges Ge-

sichtsleiden. Ein Kapellenbau. Um Gottes Schutz für Kinder. Glück. Entbindung, achtmal. Glück. Expiration, fünfmal. Um Klosterberuf, dreimal. Eine vom Glauben Abgefallene, zweimal. Ein Kirchenbau. Gute Lebensstellung, dreimal. Ein Mann mit großem Geldverlust. Schwere Anliegen, achtmal. Mehrere Kranke, zwanzigmal. Um guten Geschäftsgang, fünfmal. Dem Trunk und Fluchen Ergebene, zehnmal. Glück. Sterbestunde. Günstiger Hausverkauf, achtmal. Um ehelichen Frieden, viermal. Bedrängte Familienwäter, dreimal. Glück. Standeswahl, viermal. Leichtsinnige Söhne und Töchter, fünfzehnmal. In einer Erbschaftsangelegenheit, fünfmal. Um Kinderlegen, viermal. Um Glück im Haus und Ehestand, viermal. Um guten Willen, zweimal. Um Einsicht und Standhaftigkeit im Glauben, dreimal. Ein entzweit Ehepaar, viermal. Ein Student, viermal. Berufsangelegenheit, fünfmal. Große Sünder beiderlei Geschlechtes, viermal. Ungläubige Personen, dreimal. Gehörleidende, fünfmal. Verunglückte, zweimal. Um Glück in der Lotterie. Ein Kinderajhl. Eine arme Gemeinde. Verhütung einer altkatholischen Heirat. Prozeß, viermal. Sinnesänderung eines Vaters, zweimal. Gewissensängstliche. Um verlorenes Geld zurückzuerhalten. Um günstige Erledigung einer Berufs- und Familien-Angelegenheit.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Bundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Seelen empfohlen:

Herr Hünfel u. Ww. R. Bäch, Oberriet. Marie Niemensperger, Gossau. Franz Müller, Schaffhausen. Frau Wirth, Berg (St. Gallen). Leo Stoffel, Disperterminen (Wallis). Ador Mittel, Neuenhof. Hert Kälin, Ingenbohl. Pfarrhelfer Bipsli, Zimmensee (Schwyz). August Zahner, Kaltbrunn. Herr Diner, St. Riden. Ww. Moesch-Engler, Frid. H. Weyer, Niedermald. Parrer Zimmermann, Zell. Kaplan Wählebach. Dubsli-Niedermann, Wil. Mathilde Portmann, Wohlhusen. Johann Sulzer, Gleisdorf. Maria Baudisch, Nied-Emaus. Josefa Seidler und Magdalena Godert, Stadt-Lieben. Anton Blumenjak, Bernsee. Kreszenz Bartscher, Ulrich Verich, Franz Josef Sussel und Maria Bress, Aemzing. Josefa Melcher, Schaffera. Anna Angl, Linz. Juliana Schöffel, St. Georgen a. Gmsee. Josefa Böhersdorfer, Sarleinsbach. Emanuel Grimm, Troppan. Emilie Zeiringer, Hans Steiermark. Herr Gürtler, Stans. S. Lambert Karner, Pir. St. Veit a. d. Böfse. Josef Hetmer, Jauernig. Josefa Heider, Puch. Anna Angl, Linz. Hochw. Dr. Beno Karles, Strobin. Peter Trummer, Heiligentanz a. Wajen. Maria Schiefer, Sulzof, St. Florian. Anton Schöler und Pir. Karl Madler, Gröz Johann Witta, Wladowitz. Theresia Luchner, Rabenz. Mathias Stöhr, Gröz-Florian a. d. L. Hochw. Simon Gurschler, St. Michael Ep. Aloisia Drittshuber, Gmwerf. Frau Jedner, Alberschwand. Julia Scherzha, Fersitz. Alois Karl, Sulz. Josef Steinhauer, Kumberg. Marianna Langner, Rottwig. Adolf Bug, Stein (Nargau). Frau Matter, Basel. Josef Amherdt, Brig. Franz Josef Achermann, Bedenried. Fräulein Louie, Einsiedeln. Joh. Schneider, Obern. Wendelin Klein, Zeistam. Marg. Rehner, Remmatt. Michael Strobel, Kader Jiele, Buch. Emilie Barth, München. Schw. Walburga Schenerer, Waldjassen. Adam Josef Möller, Oberjassenbach. Fanny Auer, Straubing. Magdalena Huber, Birkenhörd. Ww. Mayer, Leutkirch. Amtsrichter Gefner, Oberburg. Johann Medl, Großnotersdorf. Barbara Haas, Sigritsberg. Valentin Scheller, Frantenau. Emilie Lahmann, Berlin. Antonie Urbanek, Kautzen. Magdalena und Barbara Arimmel. Maria Gebhard, Hügelried. Stadtpfr. Ströbele, Ehingen a. d. Michael Müller, Wiefelsperg. Theres Forster, Weiler. Mathias Hammer, Mammig. Michael Alamer, Theilheim. Josef Huber, Lampferding. Theres Reischl, Mienhausen. Urula Glas u. Bernhard Walter, Pelsheim. Viktoria Schäfer, Daffert. Georg Stöckl, Heilbrunn. Maria Rehmeier, München. Theres Han u. Johanna Krug, Leutkirch. Wilhelm und Maria Fellsauer, Mählsanten. Josef Wirth und Magdal. Haber, Gommersdorf. Karolina Binnig, Dedheim. Marie Späth, Berg. Christina Brodmann, Hlmsberg. Barbara Hirt, Wölsendorf. Kath. Vant, Dingersheim. Franziska Bleile, Untermünstertal. Pietro Bertolbi, Frankfurt a. M. Max Palmer, Ottebeuren. Peter Pfiffer, Luzern. Franz Glabosina, St. Krawarn. Maria Brenner, Remmatt (Rott.). Michael Stabler, Wendenhausen.

Veränderungen betreffs der Adresse oder der Zusendungen von Vergißmeinnicht für den betreffenden Monat können nur Berücksichtigung finden, wenn sie vor dem 15. des Monats angezeigt sind.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

28. Jahrgang.
Nr. 5.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franco zu-
gelandt oder von
unsern Befördern
bezogen.
Uebersahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
gehen am ein-
lichsten auf dem
Abschnitt der
Zahlskarte oder
Postanweisung.

Deutsches-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
Mai 1910.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Ein schlafendes Chamäleon.

Sür alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Frühlingslied.

Und wieder zog siegreich der Mai in's Land,
Auf Flügeln des Lenzes getragen.
Sieh' an, wie er schön mit beglückender Hand
Die Erde erfüllt mit Behagen.
O Menschenherz, laß alles Traurigsein,
Der Winter ist aus und der Lenz zog ein,
Und fröhlich sollst Du ja im Maien sein,
Sollst fröhlich im Maien sein!

Der Winter er ist ein gar rauher Gesell,
Er kennet nicht Gnad' und Erbarmen.
Drum öffne die Türe dem Lenze schnell,
Empfang' ihn mit offenen Armen!
Im Lenz ist nicht Zeit mehr zum Traurigsein,
Denn neuer Mut zieht Dir in's Herze ein,
Und fröhlich sollst Du ja im Maien sein,
Sollst fröhlich im Maien sein!

Doch willst Du so recht Dich am Maien erfreu'n,
Dann fliehe den Staub auf den Straßen,
Die Wälder such' auf, es wird nicht Dich gereu'n,
Erquid' Dich am blumigen Rasen!
Die Vöglein des Waldes, sie singen gar fein:
Der Winter ist aus und der Lenz zog ein,
O laßet uns fröhlich im Maien sein,
Laßt fröhlich im Maien uns sein!

Wilh. Hane.

Besuch unseres ehrw. Vaters Gerard Wolpert in Triashill.

Von Br. Flavian, R. M. M.

Anfangs November 1909 erhielten wir dahier die freudige Nachricht, daß uns der ehrwürdige Vater Propst nebst seinem Procurator, dem Hochw. P. Sales, in Bälde besuchen wolle. Weckte das eine Freude und einen Jubel in ganz Triashill und seiner weiten Umgebung! Denn auch die hiesigen Schwarzen brannten vor Begierde, einmal den „Baba makuru“ (den großen Vater) zu sehen.

Samstag, den 13. November, traf der ehrw. Vater in Monte-Cassino ein und begab sich, Mittwoch, den 17. genannten Monats, über Rusapi nach Triashill. Der Weg von Rusapi, der letzten Bahnstation bis hieher beträgt 30 engl. Meilen und kann daher nur selten am gleichen Tage zurückgelegt werden. Zudem kamen wir, da es auf unserer Neugründung noch an vielem mangelt, in Verlegenheit, wie wir den hohen Gast geziemend abholen sollten. Wohl hatte der Hochw. P. Mayr, unser Superior und Missionär, bei all der umwohnenden Farmern anfragen lassen, ob sie nicht etwa einen zweispännigen Wagen leihen könnten doch es war nichts zu haben. Sie waren ebenso arm, wie wir. Br. Zacharias, unser getreuer Schaffner, wußte übrigens Rat. Er schickte Dienstag, den 16. November, den mit ein paar Sack Mais beladenen Ochsenwagen nach Rusapi, während er selbst am folgenden Tag mit einem Esel gleichfalls dorthin ritt, die beiden Besucher in Empfang zu nehmen.

Es ging alles nach Wunsch. Im Laufe des Nachmittags kam Br. Zacharias fast gleichzeitig mit dem Tags zuvor abgegangenen Ochsenwagen nach Rusapi, und eine halbe Stunde darauf traf schon der Zug mit den erwarteten Gästen ein. Br. Schaffner ersuchte sie, seine „Droschke“ zu besteigen, die Schwarzen schwangen ihre langen Peitschen und so ging es gegen 5 Uhr abends per Ochsenwagen schön langsam und feierlich nach Triashill zu.

Sechs englische Meilen mochten sie am gleichen Abend noch zurückgelegt haben, dann war es Zeit

zum Ausspannen, denn die Tiere waren müde, und der Weg sehr schlecht. Man suchte etwas Holz, trug Wasser herbei und machte sich ans Kochen. Als Koch fungierte der ehrw. Vater Propst in höchst eigener Person. Gegen 10 Uhr nachts begab man sich mitten in der Wildnis zur Ruhe.

Gegen 5 Uhr früh war allgemeiner „Aufstand“, der Koch trat wieder in seinen schweren Dienst und suchte den Wünschen aller gerecht zu werden, was ihm auch in hohem Maße gelang. Dann wurde eingespant und weiter gefahren bis gegen 12 Uhr Mittags. Hier kam die obligate Pause und das frugale Mittagessen. Als es kurz darauf zu regnen anfang, hieß Br. Zacharias mit Hilfe seiner schwarzen Fuhrleute im Walde einige Nester ab, befestigte sie an beiden Seiten des großen Ochsenwagens und breitete die schützende Wagendecke darüber aus. So entstand in wenigen Minuten ein „Wagenzelt“, das zwar an Eleganz und Zierlichkeit zu wünschen übrig ließ, aber doch seinen Zweck erfüllte, sodaß alle glücklich vom Regen verschont blieben.

Später fiel ein überaus dichter Nebel, welcher die ganze Gegend derart einhüllte, daß man kaum noch ein paar Schritte vor sich sehen konnte. Wir in Triashill fürchteten schon, die heißersehnten Gäste würden wohl an diesem Tage nicht mehr kommen, denn wie sollten die Fuhrleute bei solchem Wetter den Weg finden? Es war 1/8 Uhr abends, und für die hier befindlichen Burschen der Stationschule sollte eben der gewohnte Unterricht beginnen, als plötzlich die Meldung kam: „Der Ochsenwagen ist in Sicht!“

Damit war's natürlich mit dem Unterricht aus. Der Hochw. P. Mayr, Br. Regidius und alles Volk eilte schnell hinaus auf den freien Platz, wo man den Wagen erwartete. Beim glücklichen Eintreffen der hohen Gäste intonierten die Eingeborenen ein frisches, kräftiges Lied, dann folgte die gegenseitige, überaus herzliche Begrüßung und der äbliche Segen.

Am nächsten Tag herrschte ziemlich günstiges Wetter. Viele Leute, namentlich Kinder, kamen schon in aller Frühe daher und genossen mit hoher Freude das ihnen seltene Glück von drei hl. Messen. Am

Portale unserer Missionskapelle prangte die Inschrift: „Wana wenyu wanomuchingamidza: Es begrüßen euch eure Kinder!“ Darüber flatterten einige weiße und rote Fähnchen, und das gesamte Portal sowohl, wie das Innere der Kapelle war mit Blumen, einer Art Palmen und sonstigem Grün recht hübsch und geschmackvoll dekoriert.

Die Schwarzen kamen aus dem Schauen und Staunen gar nicht heraus. Den ganzen Tag über strömten sie scharenweise von allen Himmelsgegenden zusammen; auch Crispin, der schwarze Lehrer von Tanboberg, das etwa drei Wegstunden von Triashill entfernt ist, kam mit seinen Schulkindern, etwa 70 an der Zahl, hierher. Von Zeit zu Zeit versammelten sich alle vor dem Zimmer des ehrw. Vaters und sangen verschiedene erbauliche Lieder. Die meisten von ihnen blieben bis Samstag nachmittags hier.

Patres eine in jeder Beziehung recht günstig gelegene Stelle auf einer mäßigen Anhöhe, von wo aus die zu errichtenden Gebäude weithin sichtbar sein werden. Gleich nach Neujahr soll mit dem Brüderhaus begonnen werden, auch ein Priester und Katechet soll, wo möglich, in Kürze noch kommen, desgleichen in einigen Monaten einige unserer Missions-schwester n, die behufs der Erziehung des weiblichen Geschlechtes, in keiner Mission auf die Dauer entbehrt werden können.

Montag abends war, leider nur allzu früh, schon die Stunde zum Abschied gekommen. Br. Zacharias hatte inzwischen seinen „Zeltwagen“ noch besser hergerichtet; sogar für ein Schlafzimmerchen war gesorgt, und das Ganze machte einen recht gemüthlichen Eindruck. Das Imposanteste blieben immer die 12 Ochsen, welche den Wagen zogen.



Hochw. P. Innozenz und Br. Casimir mit Schulkindern.

Am Sonntag kamen ein paar Häuptlinge, die volle fünf Stunden von Triashill entfernt wohnen und bestürmten den ehrw. Vater förmlich mit ihren Bitten, doch auch zu ihnen Missionäre zu schicken und christliche Schulen daselbst zu errichten. Abt Gerard bewunderte den Eifer und guten Willen dieser Leute und versprach, ihnen nach Kräften zu helfen. Namentlich bei einem dieser Häuptlinge sollte sofort mit dem Bau einer Schule begonnen werden. Bis jetzt geht Br. Megidius jeden Sonntag in aller Frühe dorthin. In Ermangelung einer Schule hält er seinen Unterricht unter einem großen Baum, wo er ein Kreuzifix und eine kleine Fahne angebracht hat. Die dortige Schule und Katechesenstelle ist dem hl. Antonius geweiht.

Namentlich lag dem ehrw. Vater Propst auch daran, für Triashill einen passenden Bauplatz ausfindig zu machen. (Die jetzigen Hütten sind bloße Provisorien und stehen an keinem günstigen Platz.) Er bestimmte hiefür im Einvernehmen mit den übrigen

Zum Abschied sangen unsere schwarzen Burschen nochmals ein frisches, kräftiges Lied, es folgte der äbliche Segen, und dann ging es zwölffpännig wieder Rufapi zu.

Der ehrwürdige Vater Propst hat offenbar von Triashill und seiner großen hoffnungsvollen Mission einen recht günstigen Eindruck gewonnen; uns selbst aber, sowie den schwarzen Eingebornen, wird dieser sein erstmaliger Besuch unvergeßlich bleiben auf immer.

Ein Konvertit.

Von Hochw. P. Notter Vorspel, O. M. M.

Mariazell. — Es war kurz vor meiner Abberufung von Mariazell und ich hatte schon die nötigsten Vorbereitungen zur Reise nach Europa getroffen, als ich durch einen häufig auf unserer Station verkehrenden Farmer zu dessen altem Vater gerufen wurde. Er meldete mir bloß, sein Vater sei bedenklich krank und wünsche mich zu sehen. Ich ver-

sprach, ihn am folgenden Tag zu besuchen, ohne zu ahnen, um was es sich denn bei diesem Engländer, der schon seine 78 Jahre zählte, eigentlich handle. Ein Bruder jedoch, dem ich den Auftrag gab, für nächsten Morgen das Reitpferd in Bereitschaft zu halten, da ich den genannten alten Engländer besuchen wollte, bemerkte sofort, jener Protestant sei schon vor Jahren nahe daran gewesen, zur katholischen Kirche überzutreten. Diesen Wink benützte ich, um mich mit einschlägiger Literatur, soweit sie mir in Englisch zur Verfügung stand, zu versehen.

Ich fand den alten Herrn im Lehnstuhl vor der Türe eines Bureauhauses sitzend. Nach formeller Begrüßung erklärte er mir kurz und bündig: „Hochwürden, ich habe Sie rufen lassen, um Ihnen zu erklären, daß ich entschlossen bin, zur katholischen Kirche überzutreten.“ Nun fing er an, mir des langen und breiten zu erzählen von seiner früheren Jugend, seinen Zweifeln über die Gültigkeit seiner Taufe, seinem an Abenteuer so reichen Leben in verschiedenen Teilen Südafrikas und dem glücklichen Zusammenleben mit seiner Frau während voller 54 Jahre. Letztere, eine Burin, war noch am Leben und hatte ihrerseits alle religiösen Zweifel und Bedenken mit ihm ausgetauscht.

Schon vor vier Jahren, fuhr der alte Herr in seiner Erzählung fort, habe der Tod bei ihm angeklopft. Er sei damals im Krankenhaus zu Kostad gelegen und habe nach dem dortigen katholischen Priester geschickt, der ihm unter anderm zwei Bücher gegeben, worunter ein kleiner Katechismus gewesen, den er inzwischen gründlich durchstudiert habe. Sein Gesundheitszustand habe sich übrigens wieder gebessert, und seine erwachsenen Söhne hätten ihn veranlaßt, zu ihnen, in die Nähe von Mariazell zu ziehen. Jetzt sei er abermals erkrankt, und wolle er nicht länger zögern, in die katholische Kirche einzutreten, von der allein das Heil zu erwarten sei.

Zuletzt wies er noch auf ein englisches Werk hin, das schon seit 45 Jahren in seinen Händen war. Er hatte es von einem katholischen Irlander erhalten, der es ihm bei seinem Tode hinterlassen hatte. „Er starb fromm und gottergeben“, bemerkte er, „wenn auch ohne priesterlichen Beistand; denn in damaliger Zeit war oft ganze Tagereisen weit kein katholischer Priester anzutreffen. Ich begrub ihn und behielt das Buch als kostbares Erbstück.“

Das Buch, in Leder gebunden — das Titelblatt war leider verloren gegangen — war nach der Aussage des Besitzers von einem katholischen Bischof, namens Müller, geschrieben und enthielt eine gründliche Widerlegung der protestantischen Einwendungen gegen die katholische Kirche. Auch dieses Buch hatte der alte Herr nicht bloß wiederholt gelesen, sondern geradezu studiert.

Als ich anfang, ihm einige Hauptwahrheiten unseres heiligen Glaubens auseinanderzusetzen, unterbrach er mich bald, um mir zu zeigen, daß er das bereits recht wohl wisse. Ähnlich ging es mir, als ich auf die Beicht zu sprechen kam; seine Antwort war, er sei vollkommen von deren Notwendigkeit überzeugt. Nur über Eines war er sich nicht klar geworden, über das katholische Ordensleben. Was ich ihm jedoch in Kürze darüber sagte, ergänzte nur seine allgemeine Befriedigung mit der katholischen Lehre.

Ach, hätte ich nur noch einen einzigen Tag Zeit gehabt, um ihn, diesen guten, frommen Konvertiten, wie mir noch kein zweiter unter die Hände gekommen, zu weihen! Ich hätte ihn, der so viele Jahre lang im Ungewissen umhergeirrt, und nun schließlich doch die Wahrheit gefunden, sofort mit Freuden in die katholische Kirche aufgenommen. So aber mußte ich darauf verzichten und mich damit begnügen, ihn im Falle der Not an meinen schwarzen Hilfspriester, Father Andreas Agidi, zu verweisen. Ich gab letzterem über alles hinreichenden Aufschluß und zweifelte nicht, daß unser Konvertit, dessen Gesundheitszustand keine unmittelbare Gefahr befürchten ließ, in Bälde ein volles Mitglied unserer heiligen katholischen Kirche sein würde.

Und wirklich erhielt ich bald nach meiner Ankunft in Deutschland von meinem Nachfolger in Mariazell, dem hochw. P. Maurus, die erfreuliche Nachricht, daß beide, der alte Engländer und seine betagte Frau, im Schoße der katholischen Kirche die ersehnte Ruhe und das lange entbehrte Glück gefunden. Von ihren Kindern freilich hat sich bis dahin noch keines entschließen können, dem getretenen Schritte der Eltern zu folgen.

Unsere Dorfschule.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.
(Schluß.)

Gzenstochau. — Die meisten meiner Tagesschüler haben nur eine äußerst geringe und spärliche Kost. Nur ganz wenige essen zu Hause, bevor sie in die Schule gehen — der Unterricht beginnt um 9 Uhr — ein oder zwei handvoll gerösteter Maiskörner; doch das ist eine Ausnahme; die meisten kommen nüchtern. Die Kleineren bringen für die Mittagspause, die zwischen 12 und 1 Uhr fällt, etwas mit: ein Stück Kürbis, zwei Maiskolben oder etwas dergleichen, ganz kleine auch amasi (saure Milch) in ihren Blechkännchen. Größere Kinder sind nicht nur wie die Mehrzahl der kleinen bis 12 Uhr nüchtern, sondern haben auch während der Mittagspause meistens nichts. Dennoch sind sie zufrieden und gehen, wenn es um 1 Uhr abermals zum Beginn des Unterrichtes läutet, willig hinein und tun hier ihre Pflicht bis 3 Uhr. Dann aber geht es im Lausfchritt heim, um endlich die brennende Magenfrage zu lösen.

Diese Armut der Kinder tut mir oft recht wehe, allein ich kann derselben leider nicht abhelfen. Wären es bloß ein paar Kinder, dann schon, so aber sind es gegen 70 und 80. Jüngst sah so ein elfjähriger Junge, Alois mit Namen, der an sich etwas kräftlich und blutarm ist, recht matt und erschöpft auf der Schulbank. Es war gegen 2 Uhr nachmittags. Auf die Frage, was ihm fehle, erwiderte er offenerzig: „O Schwester, ich habe heute einen schrecklichen Hunger!“ — „Warum denn heute mehr als sonst?“ — Alois wechselte etwas die Farbe, dann flüsterte er mir geheimnisvoll zu: „Siehe, Infosafana, wenn ich Morgens, bevor die Schule beginnt, die Nähe meines Vaters auf die Weide treibe, fange ich mir in der Regel eine Maus oder zwei. Heute sah ich wohl auch ein paar recht große und fette, doch ich durfte sie nicht fangen und essen, denn es ist heute Freitag. Da darf man kein Fleisch essen; und deshalb habe ich heute so Hunger.“ — Dies Mäule essen hat mich immer angeedelt, ich hätte aber nicht

gedacht, daß die schwarzen Jungen so gewissenhaft wären und auch dabei in ihrer Weise Abtötung übten.

Ja, die überwiegende Mehrzahl meiner Tagesschüler ist recht arm. Es gibt wohl auch einige aus besser situierten Familie, doch die sind selten. Ich denke da z. B. an Magdalena, die Tochter unseres Bürgermeisters Anton Wofi. Sie kommt immer recht nett gekleidet zur Kirche und Schule und hat auch sonst keinen Mangel zu leiden. Ich mußte sie schon öfters ermahnen, sich vor Eitelkeit zu hüten, denn sie liebt es, heutzutage dieses buntfarbige Röschchen anzuziehen, und morgen jenes. Doch das eine Gute hat unsere Magdalena, sie ist ungemein mitteilend und hilft überall aus. Ich nannte sie schon ein paarmal einen „lebendigen Leihhauskasten“. Ist irgend ein Mädchen in Verlegenheit, was sie bei dieser und jener Gelegenheit anziehen soll, so geht sie einfach zu Magdalena. Diese leiht allen ihre Röschchen und Zäckchen,

wie das in einer kaffrischen Tagesschule zu gehen pflegt, nicht vollzählig erschienen. Ich wollte zunächst nur sehen, ob sie auch ein Verständnis für solche Sachen haben, und wählte das bekannte Märchen vom „Wolf und den 7 jungen Gaislein“.

Ich gestehe, die Kinder übertrafen weit all' meine Erwartungen. Bei, wie leuchteten da ihre großen schwarzen Augen, keines rührte sich mehr, sondern schien jedes meiner Worte gleichsam zu verschlingen. Freud' und Leid malte sich auf ihren kastanienbraunen Gesichtern; die Mädchen bemitleideten die alte Ziegenmutter und ihre sieben Jungen, die Knaben aber ergrimten über den bösen, heimtückischen Wolf und mehr als einer von ihnen ballte zornig die Fäuste, zuletzt jubelten alle über dessen Tod und klägliches Ende. Mit besonderer Genugtuung vernahmen sie auch, wie man dem Wolf den Bauch aufschnitt und ihn mit Steinen füllte.

Nach der Schule aber ging der Spektakel erst los.



Mehrere Affen im Maisfeld.

so weit es nur reicht. Ich habe einmal an einem Sonntag ihre ganze Garderobe gesehen, die aber von einem halben Duzend ärmerer Schulmädchen getragen wurde. Die eine hat Magdalens Rock an, die andere deren Bluse, eine dritte ein Schürzchen u. s. w. Nun solange meine gute Magdalena einen solchen Gebrauch von ihrem Kleiderreichtum macht, kann man schließlich doch nicht viel dagegen haben.

Die Kaffern helfen überhaupt einander gerne aus, desgleichen floriert bei ihnen die Tugend der Gastfreundschaft im höchsten Grade. Kommt da irgend ein Vetter oder noch so weitschichtiger Verwandter daher, sofort wird ihm mit aller Bereitwilligkeit Kost und Quartier gewährt. Er darf bleiben, solange er will, kein Mensch drängt ihn zum Weitergehen; und hat auch die Familie für sich selbst kaum genug zu essen, so wird dennoch willig der letzte Bissen mit dem Gaste geteilt. So heilig ist ihnen das Recht der Gastfreundschaft.

Zum Schluß noch ein hübsches Stückchen aus meiner kleinen Kinderwelt. Unlängst erzählte ich meinen Kleinen am Schluß der Schulstunde ein deutsches Märchen. Es war gerade ein etwas düsterer Regentag, und die weit entfernt wohnenden Kinder waren,

Gab's da nun ein Verwundern, ein Lachen und Nach-erzählen! Und erst am nächsten Tag, als die andern Kinder kamen, die das Märchen noch nicht gehört hatten! Die Sache war zu wichtig, und die kleinen Herzen von dem Gedanken an das Gehörte zu voll, sodaß sie sich keineswegs damit begnügten, ihnen die Geschichte zu erzählen, nein sie mußten ihnen dieselbe vorspielen. Sogleich wurde ein Theater improvisiert, und ich konnte nicht genug staunen über das Talent, das die kleinen schwarzen Schelme dabei entwickelten, und zwar ohne jegliche Anleitung. Der zehnjährige Joseph spielte den grimmigen Wolf; er heulte und gurgelte ganz schauerhaft und war dann nachher doch der Listige und Schlaue, der zuletzt der sieben unerfahrenen Gaislein Meister wurde. Petra, von gleichem Alter wie Joseph, machte die bekümmerte Ziegenmutter, meckerte in herzbrechender Weise und gab ihren sieben Jungen gar viele gute Ermahnungen, kurz, diese Kinder mit ihrer lebhaften Phantasie brachten erst Farbe und Leben in die Geschichte.

Zuletzt aber gingen sie in ihrer drastischen Darstellung so weit, daß ich freundlich abwehren mußte. Denn einer der Jungen meinte, man sollte auch das „Bauchausschlitzn“ probieren. Dem guten Joseph, der

den Wolf so prächtig spielte, konnte man das natürlich nicht antun, ein wirklicher Wolf war nicht zu haben, dagegen bei einer schon etwas abgelebten Ziege, so meinte der Schlaumeier, könnte man so etwas schon versuchen. Der Vorschlag hätte bei der losen Gesellschaft bald Anklang gefunden, denn Spieler und Zuschauer waren eben Kaffern, doch ich erhob drohend den Finger, machte dem Spiel ein Ende und trachtete, die lebensfrohe Schar wieder ins gewöhnliche Geleise zu bringen.

Damit glaube ich vorläufig von unserer Tageschule genug erzählt zu haben. Bevor ich jedoch von meinen geehrten Lesern und Leserinnen für diesmal Abschied nehme, will ich ihnen noch verraten, daß uns vor längerer Zeit eine edle Wohltäterin das schöne Versprechen machte, in unserm Christendorf, unmittelbar neben der Tageschule und dem Kindergarten ein Kirchlein bauen zu lassen. Es soll den schönen Namen „Loreto“ erhalten und unsern Kindern, sowie den zahlreichen rings herum wohnenden schwarzen Christen die Möglichkeit bieten, auch an Wochentagen mehrmals der heiligen Messe beizuwohnen. Fürwahr, soll das eine Freude sein und mit welchem Eifer wollten wir dann hier zusammenkommen und im neuen Muttergotteskirchlein mit einander beten und singen, daß der ganze Himmel seine Freude daran haben muß!

Schon der bloße Gedanke daran erfüllt unser Herz mit Freude. Welch' ein Trost wäre es erst, wenn wir den lieben Heiland im Tabernakel dauernd bei uns haben könnten! O wie gerne wollte ich mit Schwester Ludovika das Altärchen zieren und mit unseren großen und kleinen Kindern gar fleißig davor beten, zunächst für die hochherzige Erbauerin, dann aber auch für alle unsere guten Wohltäter und Leser und Leserinnen des „Vergißmeinnicht“.

Offentlich steht es nicht allzulange an, bis das Kirchlein fertig ist, und dann will ich, so Gott will, abermals zur Feder greifen und will dabei auch das Geheimnis verraten, wie wir zu einem Dorfkirchlein gekommen sind. Bis dahin also Gott befohlen!

Ein seltsames Beichtkind.

Von Hochw. P. Erasmus Hörner, O. M. M.

St. Michael. — Ich erzählte vor einiger Zeit von Ngawe (Bonifaz), wie er in qualvoller Not offen bekannte, er habe früher beim Viehhüten mit einem anderen Knaben Böses getan. (Siehe Februar-Nr. Seite 39). Da er den Mitschuldigen mit Namen nannte, war uns also die Sache kein Geheimnis mehr.

Dieser Mitschuldige nun war etwa von gleichem Alter wie Ngawe, oder um ein Jahr älter, und war schon als kleines Kind getauft worden. Nennen wir ihn „Dismas“; denn mit seinem eigentlichen Namen will ich ihn doch nicht vor der halben Welt an den Pranger stellen. Das größte Glück, das ein Mensch haben kann, ist eine gute Mutter. Dismas hatte dieses Glück leider nicht; seine Mutter war eine bloße Namenskatholikin. Und der Vater? Nun, dieser zählte zu jenen aufgeklärten schwarzen Kulturmenschen, die in Johannesburg beim Tanz um das „goldene Kalb“ Glauben und gute Sitten verlieren haben. Er war ein feiner, geriebener, von Stolz und Hochmut aufgeblähter Zulu, der von seinem Wissen keinen guten Gebrauch zu machen wußte.

Bald nach der Geburt des kleinen Dismas und eines schwarzen Schwesterchens hatte der Vater den Wanderstab ergriffen, war nach der Goldstadt Johannesburg gepilgert und hatte in dem nun folgenden Sinentaunel bald Weib und Kinder zu Hause vergessen. Mehrere Jahre blieb er verschollen und sandte weder Geld noch Brief. Da ward auch der Frau die Zeit zu lang, sie ließ ihre beiden Kinder in sicherer Hand zurück und begab sich in die Nähe von Durban, angeblich um dort Verwandte zu besuchen. Bald hieß es, sie habe daselbst eine neue Ehe eingegangen.

Der Gatte in Johannesburg bekam von der Sache Wind, und nun war er auf einmal da. Die Frau verweigerte jedoch die Rückkehr, und so brachte der Vater seine beiden Kinder nach St. Michael in die Missionschule. Er war ja, wie gesagt, ein aufgeklärter Mann und wünschte, daß seine Kinder gut unterrichtet würden. Dann zog er wieder nach Johannesburg.

Seine beiden Kinder waren talentiert und lernten fleißig. Als jedoch der Junge 8 bis 9 Jahre alt war, ging mit ihm eine eigentümliche Wendung vor. Er wurde von den Großeltern öfters nach Hause gebeten, um Ziegen und Vieh zu hüten, oder die Vögel von den reisenden Amabele-Feldern zu verscheuchen. Man konnte das nicht wohl abschlagen, denn der Knabe kam ja nach kurzer Zeit immer wieder zurück. Leider folgten nun die Jahre, in welchen in St. Michael ein häufiger Wechsel im Missionspersonal eintrat. Niemand lernte den kleinen Dismas recht kennen, und dieser benützte die Gelegenheit, um immer öfters und zuletzt ungefragt zu den Großeltern zurückzukehren. Da war er nun meist mit andern kleinen Burschen seines Alters, die zum Teil noch ungetauft waren, beim Viehhüten oder auf der Vogel- und Mäusejagd. Auch Ngawe war einer seiner Spielgenossen. Was nun die kleinen Schelme da alles getrieben, weiß der liebe Gott. Ngawe spielte darauf an mit den Worten, Gott habe ihn gestraft, weil er beim Viehhüten mit Dismas Böses getan.

War nun der kleine Dismas auch früher schon nur mit Widerstreben zum Beichten gegangen, so wurde dies mit den Jahren immer schlimmer. Schon bei meinem ersten Hiersein (im Jahre 1906) sagte man mir, ich möchte mich doch um den kleinen Dismas annehmen; er sei so seltsam und drücke sich gern am Beichtstuhl vorbei. Schon meine drei Vorgänger: P. Sixtus, P. Ivo und P. Mansuet, hätten ihre liebe Not mit ihm gehabt. Er sei zwar am Beichttag mit den anderen Kindern zur Kirche gegangen, sei aber, ehe man sich's versah, ohne Beicht wieder verdunstet, und offenbare darin, d. h. in der Kunst, den Beichtstuhl zu „schwänzen“, ein merkwürdiges Genie.... Ich tat nun, was ich konnte, brachte ihn auch das eine oder anderemal zum gefürchteten Schreckensstuhl, doch eine gründliche Besserung trat nicht ein.

Inzwischen trat ich eine Europareise an und kam erst im April 1908 wieder nach St. Michael zurück. Sobald ich mich wieder eingelebt hatte, kam die Rede auf den kleinen Beichtstuhlsflüchtling. „Was macht er? Ist er hier, oder wo treibt er sich herum?“ — Nun, er war zwar wieder nach Hause gegangen, denn der Vater war 'mal wieder von Johannesburg gekommen, und den mußte er doch sehen. Er war dann wieder in die Schule zurückgekehrt, doch vor dem Beichten zeigte er die alte Scheu;

meistens hatte er sich gedrückt. Er wurde immer stiller und schauer, und liebte es, allein zu sein. Auf einmal war er ganz verschwunden. Alt und jung mußte zu berichten, daß der kleine Dismas oft Tage und Nächte lang allein draußen in Höhlen sich herumtreibe.

Endlich kam er wieder, doch diesmal war er gar nicht mehr zum Beichten zu bewegen. Ich versuchte alles und jedes, nahm ihn allein zu mir aufs Zimmer, sprach ihm herzlich und liebevoll zu, mahnte, bat, flehte, — umsonst, er blieb stumm wie ein Fisch. Fing ich von andern Dingen zu reden an, von Ochsen, Ziegen, Vogelfangen, dann ging das Mundwerk auf und er schwätzte wie ein Rabe oder Papagei. Sobald ich aber auf Geistiges überlente, namentlich auf die Beicht, dann war er plötzlich wieder stumm und stand oder kniete da wie ein Stoch.

Fragte ich ihn, ob er denn gar nicht mehr beichten wolle, und warum denn nicht, ... dann machte er gewaltige Anstrengungen zum Reden, er würgte, wie wenn ihm etwas die Kehle zuschnüre. Manchmal nickte er zustimmend mit dem Kopfe, und es rollten ihm dabei dicke Tränen über die Wangen, aber reden konnte er nicht, bekennen und beichten konnte er nicht. — Ich hatte inniges Mitleid mit dem armen Jungen, betete für ihn und ließ andere für ihn beten. So verging wieder einige Zeit, ohne daß ich jedoch zu meinem Ziel gelangte.

Da kam eines schönen Tages — es war kurz nach Eröffnung der neuen Schmalspurbahn — der hochw. P. Solanus, Rektor von Mariatal, mit seinen Schulkindern nach St. Michael. Das war mir nun eine höchst erwünschte Gelegenheit, denn P. Solanus war vor mehreren Jahren selbst Rektor und Missionar in St. Michael gewesen. Bald kam unser Gespräch auf den kleinen Beichtknecht. Mein Gast interessierte sich sehr für ihn und sprach: „Bringen Sie mir mal den Jungen! Ich werde schon mit ihm fertig werden!“ — „Gut, das soll mich aber freuen; da tun Sie wirklich ein schönes gutes Werk.“ — Ich eilte fort, holte den kleinen Mann, führte ihn aufs Zimmer des P. Solanus und wünschte ihm Glück zum guten Gelingen. Dann ging ich zu den übrigen Mariataler Vätern, denn ich wollte P. Solanus Ruhe gönnen, und durfte ihn in seinem heiligen Amt nicht stören. Ich sah bloß noch, wie mein Herr Kollege ins Refektorium eilte und von dort einige Stücke Brot holte. „Ah, dachte ich, so glaubst du den merkwürdigen Jungen zu gewinnen?“ Ich jagte aber nichts, sondern machte mir nur im stillen meine Gedanken.

Nach 11½ Stunden etwa kam ich wieder zurück, zu sehen, was P. Solanus inzwischen geleistet. Der kommt mir strahlend von Glück mit dem Knecht entgegen: „Fertig gebracht! Dismas hat gebeichtet; er ist gerade in der Kirche und betet da fleißig den heiligen Kreuzweg!“ — „Ist das aber auch ganz sicher?“ — „Wie? Kommen Sie nur und schauen Sie

selbst!“ Mit diesen Worten zog mich mein verehrter Gast gleichsam zur Kirche. Er öffnete die Türe, um mir den andächtigen Kreuzwegbeter zu zeigen, doch der kleine Schelm ist — verschwunden. Da ward mein Freund gar nachdenklich, „hmte“ ein paarmal und ging dann schweigend auf sein Zimmer.

Gleich darauf hörte ich, der kleine Schelm sei vom vorgeblichen Beichten schnurstracks zur Kirche hinein und wieder hinausgelaufen. Statt den hl. Kreuzweg zu beten, war er zu den Buben gerannt



Christus als Kinderfreund. (Text Seite 118.)

und hatte ihnen mit riesigem Vergnügen erzählt, wie er den Baba Solanus d'rangekriegt habe. Der meinte, er hätte gebeichtet, aber er habe absolut nicht gebeichtet, auch gar nicht beichten wollen; er habe nur „ja“, respektive „nein“ gesagt, um schnell wieder loszukommen. —

Was war da zu machen? Da konnte offenbar nur Gott helfen; und er half. Es wurde viel gebetet, ohne daß die Betenden wußten, für wen, ich selbst machte täglich ein Memento für ihn und opferte manche heilige Messe für ihn auf usw. Und siehe! Kurze Zeit darauf kommt mein kleiner Dismas ganz aus freien Stücken und bittet um die hl. Beichte. Sicherlich hat er diesmal seine Sache ernst

genommen und alles gut gemacht, denn er beichtete seitdem regelmäßig jeden Monat. Noch mehr: er bat mich, weil er so „böse“ gewesen, mit der ersten heiligen Kommunion noch ein Jahr warten zu dürfen, um sich umso besser und würdiger darauf vorbereiten zu können. Auch sonst gibt er sich in allem redliche Mühe, seine Pflichten treu zu erfüllen. — Wer unter unsern Lesern und Leserinnen betet für den kleinen Dismas ein Ave Maria um die Gnade der Beharrlichkeit?

Eine aufrichtige Bekehrung auf dem Krankenbette.

Von Br. Johannes Hauptmann, O. M. M.

Loteni. — In der Nähe der hiesigen Missionsstation befand sich ein noch in den besten Jahren stehender Mann, der öfters auch als Arbeiter hier diente, und zwar jedesmal zu unserer vollsten Zufriedenheit. Nun wurde er plötzlich lungenkrank; auch an Ruhr hatte er zu leiden. Da er auf unserer eigenen Farm wohnte, konnte ich ihn öfters besuchen, ohne meine sonstigen Exkursionen unterbrechen zu müssen.

Seine Frau, eine resolute Person, war Protestantin und ging regelmäßig jeden Sonntag an unserer Kirche vorbei ins protestantische Bethaus, respektive auf einen Berg, wo ihre Religionsgenossen ihren Gottesdienst unter freiem Himmel hielten. Der Mann wäre schon vor seiner Krankheit gerne in unsere Kirche gegangen, aber er wagte es nicht aus Respekt vor seiner Frau. Desgleichen die Kinder; die Mutter verweigerte es entschieden, daß eines von ihnen unsere Kirche besuche.

Jetzt, da er krank war, redete ich ihn ernstlich zu und erteilte ihm christlichen Unterricht, der Frau aber gab ich zu verstehen, daß sie kein Recht habe, ihrem Manne hinderlich zu sein, falls er sich zur katholischen Kirche wenden wolle. Bei den späteren Besuchen stellte ich ihm die Schwere seiner Krankheit vor, aber auch seine Pflichten. Es dauerte nicht lange, so äußerte er ein großes Verlangen nach der heiligen Taufe, womit ich aber zögerte, um ihn noch besser dazu vorbereiten zu können.

Da kommt eines Tages der Hochw. P. Aldephons, Superior und Missionär von Clairvaux, hieher, um den hiesigen Katholiken die hl. Sakramente zu spenden. Das erfuhr unser Kranker und ließ ihn noch am gleichen Abend zu sich bitten. Ich ging mit; P. Aldephons stellte ihm alles vor Augen, was er zu tun habe, falls er katholisch getauft sein wolle. Er versprach alles, namentlich auch die katholische Erziehung seiner Kinder und bat abermals dringend um die hl. Taufe. Da ich ihn als einen guten, verlässigen Mann kannte und somit dem P. Missionär die besten Versicherungen geben konnte, taufte ihn letzterer auf den Namen Sebastian.

Seine Krankheit verschlimmerte sich mehr und mehr, doch fand ich ihn, so oft ich ihn besuchte, recht geduldig und gottergeben. Er war mit allem, was der liebe Gott über ihn verhängte, wohl zufrieden; auch ließ er sein kleinstes Kind, das erst während seiner Krankheit zur Welt gekommen war, sofort taufen, ein Beweis, daß es ihm mit seinen Versprechungen ernst war. Auch seiner Frau redete

er eindringlich zu, sich der katholischen Kirche anzuschließen, schon der Kinder wegen. Sie sah ein, daß er es wirklich gut mit ihr meine, und da infolge unserer häufigen Besuche die Vorurteile, die sie früher gegen die katholische Kirche hatte, gefallen waren, entschloß sie sich, samt all' ihren Kindern katholisch zu werden.

Ein merkwürdiger Traum, den ihr Mann einmal hatte, bestärkte sie in diesem ihrem Voratz. Es kam ihm nämlich vor, als höre er eine Stimme, die ihn fragte: „Wo ist Rosaline, deine Frau? Sie soll sich in die katholische Kirche aufnehmen lassen!“ Die Stimme war klar und deutlich, doch konnte er niemand sehen; auch war es ihm, als habe seine Frau sofort ihre ausdrückliche Zusage gegeben.

Ein anderesmal sah er im Traume eine große, glänzende weiße Umuzi (Stadt), die Häuser waren licht und hell, und alle Bewohner erschienen in weißen Gewanden. Dort wolle er auch hin, sagte er, und wenige Tage vor seinem Tode erklärte er seiner Frau wiederholt: „Ich gehe bald fort, weit, weit weg von hier!“

Am Tage seines Hinscheidens schickte er morgens zu uns, damit der Priester käme und nachholte, was ihm noch fehle. (Er hatte nämlich damals bloß die Nottaufe erhalten und man hatte ihm versprochen, die Zeremonien bei Gelegenheit nachzuholen; auch auf den Empfang der letzten Oelung hatte ich ihn inzwischen vorbereitet.) Da mein Weg zur Katechese gerade an seiner Wohnung vorbeiführte, kehrte ich bei ihm ein und gab ihm einen kurzen Unterricht. Er war noch bei vollem Bewußtsein und sehte sich gar sehr nach dem Priester, der auch kurz nach mir kam.

Vier Stunden später kam ich von meiner Katechese zurück, doch da hatte er das Bewußtsein schon verloren, und als ich nach einem kurzen Gebete zur Station zurückgekehrt war, kam schon ein Bote mit der Nachricht, Sebastian sei gestorben.

Nach dem Begräbnis erzählte mir die Frau, ihr Mann habe am Todestage gesagt: „Heute gehe ich“, und kurz nachdem der Priester das Haus verlassen, habe er erklärt: „Nun kann ich ruhig meine Beine und Arme ausstrecken, jetzt gehe ich!“ Der schöne Tod ihres Mannes, so fuhr die Frau fort, habe sie derart getrübt, daß sie keines Trostes bedürfte, sofort wolle sie zum protestantischen Minister gehen, um sich abzumelden; auch ihre Kinder müßten nun alle katholisch werden und dürften nur noch wohl bekleidet einhergehen. Da sie arm war, ersuchte sie mich, ihr Kleider für ihre Kleinen zu verschaffen, was ich natürlich gerne tat, und als Zeichen ihres guten Willens schickte sie mir ein Huhn.

Der betreffende Kraal war mir schon früher aufgefallen; als ich hieher nach Loteni kam, war der ganze Kraal noch heidnisch, doch kam mir jedesmal ein ganzes Rudel kleiner Kinder im Adamskostüm entgegen, um irgend etwas zu bekommen. Es wohnen nämlich vier Brüder dort; jeder hat nur ein einziges Weib, was immer wesentlich die Bekehrung eines Mannes erleichtert. Nun ist Sebastian als Christ gestorben, und ist zugleich seine Frau mit ihren vier Kindern für die Kirche gewonnen. Ein zweiter Mann zählt nebst seiner Frau zu den Katechumenen, desgleichen die Frau des dritten Mannes. Der vierte und älteste jedoch, sonst ein guter, ehrenwerter Mann, will bis zur Stunde leider vom Christentume nichts

wissen; auch seine Frau hält sich ferne; das älteste Kind jedoch, ein Mädchen, kommt zur Schule. Eine besonders eifrige Kirchenbesucherin aber ist die hochbetagte Mutter dieser Männer; sie humpelt noch munter daher und rühmt sich ihrer 46 Nachkommen. Sie hat nämlich 7 Söhne und 3 Töchter, alle noch am Leben, und alle sind mit mehreren Kindern gesegnet.

Ein Abenteuer mit Schlangen.

Von Dr. Tiburtius, O. M. M.

Mariannhill. — Vor einigen Tagen ritt ich zu unsern schwarzen Arbeitern, die etwa zehn Minuten von unserer Mühle entfernt am Pflügen waren, um

ab, ohne jedoch etwas zu finden. Schon wollten sie das Suchen mit der Erklärung aufgeben, das Reh sei von einer Schlange angegriffen worden, und letztere habe sich mit ihrer Beute jedenfalls in ein undurchdringliches Gebüsch zurückgezogen, als ich mit Verwunderung wahrnahm, daß ein Streifen Gras in der Richtung zum Walde zu niedergedrückt sei, wie wenn etwas Schweres darüber hingeschleift worden. Ich machte die Arbeiter darauf aufmerksam; sie folgten der Spur und stießen schon nach etwa 70 Schritt auf eine mächtige Schlange mit einem toten Reh.

Bei dem hohen Gras und der Nähe des Urwaldes war ein Angriff mit bloßen Stöcken und Steinen



Bild Nr. 1. Eine Uromyza-Schlange.

nachzusehen, wie die Arbeit von statten gehe. Bei meiner Ankunft teilten sie mir mit, daß im nahen Urwald ein Reh soeben kläglich geschrien habe.

Ich begab mich zur bezeichneten Stelle, konnte aber durchaus nichts auffälliges entdecken. Da das wilde, sträuchrige Untergetrüpp ein Vorgehen zu Pferd unmöglich machte, rief ich zwei der Arbeiter herbei, um tiefer in das Dickicht einzudringen. Diese kamen sofort mit ihren Stöcken bewaffnet daher, und nun ging's auf die Suche. Weil das Gras ziemlich hoch war, blieb ich, um freiere Aussicht halten zu können, auf dem Pferde sitzen und horchte gespannt auf jedes Geräusch.

Die beiden Arbeiter gingen an der Stelle, von der sie das Reh hatten schreien hören, einigemal auf und

nicht am Platze; ich riet daher meinen Leuten, die Schlange in aller Ruhe und Stille zu beobachten, ich selbst aber wolle schnell zur Mühle reiten und dort ein Gewehr holen. Bei meiner Rückkehr fand ich die beiden Arbeiter nicht mehr an der alten Stelle, sondern jeder von ihnen war auf einen Baum geklettert. Was war inzwischen geschehen? — Nun die Schlange hatte sich etwas von ihrer Beute entfernt, und da es meinen Leuten mehr um das Fleisch des Rehes, als um die gefährliche Schlange zu tun war, hatten sie das Reh von der Stelle weggenommen und irgendwo in Sicherheit gebracht. Kurz darauf suchte aber die Schlange ihre Beute wieder auf und kam dabei so ruhig und still durchs hohe Gras geschlichen, daß die beiden Arbeiter sie plötzlich in ihrer nächsten

Nähe erblickten und es daher für ratfam hielten, sich schleunigst auf die Bäume zu postieren.

Wo war die Schlange jetzt? Der eine von ihnen behauptete, er sehe von ihr ein Stück, etwa so groß wie eine Hand. Da ich auf dem Boden stehend durch- aus nichts davon erblicken konnte, kletterte ich auf den Baum, wo der Mann saß. Wichtig, zwischen dem hohen Grase, hart an einem Baumstamm, sah ich ein Stück von einer mächtigen Umonya. (Bild Nr. 1.)

Sie war ganz nahe und ich ließ mir einen Stod reichen, um das Gras etwas beiseite zu biegen; denn ich wollte vor allem den Kopf der Schlange finden; vergebens. Da beschloß ich, aus Geratemohl einen Schuß auf das Stück abzufeuern, das eben sichtbar war. Den Kaffern aber, jetzt 4 an der Zahl, riet ich, sich in Bereitschaft zu halten. Die Schlange werde wahrscheinlich einen mächtigen Sprung machen, und ich wisse nicht, ob ich vom Baume aus zu einem zweiten Schuß kommen würde.

Der Schuß krachte, und im nämlichen Augenblicke wurde es im Grase lebendig. Von der Schlange jedoch sah ich nichts, ich konnte nur bemerken, wie sich an der betreffenden Stelle das Gras hin und her bewegte. Von meinen vier

Helden getraute sich keiner in die Nähe. Doch halt, da ist sie ja! Nur langsam bewegte sie sich vorwärts den Berg hinab, bog dann aber in einem stumpfen Winkel um und kam plötzlich geradenwegs auf mich zu! — Sie war nur noch einige Fuß von mir entfernt, und ich mußte deshalb

sehr vorsichtig sein mit dem Zielen, denn erst jetzt kam der Kopf zum Vorschein. Als sie gerade unter mir war, drückte ich los. Im selben Moment rollte sie sich in einen Knäuel zusammen; sie war tödlich getroffen.

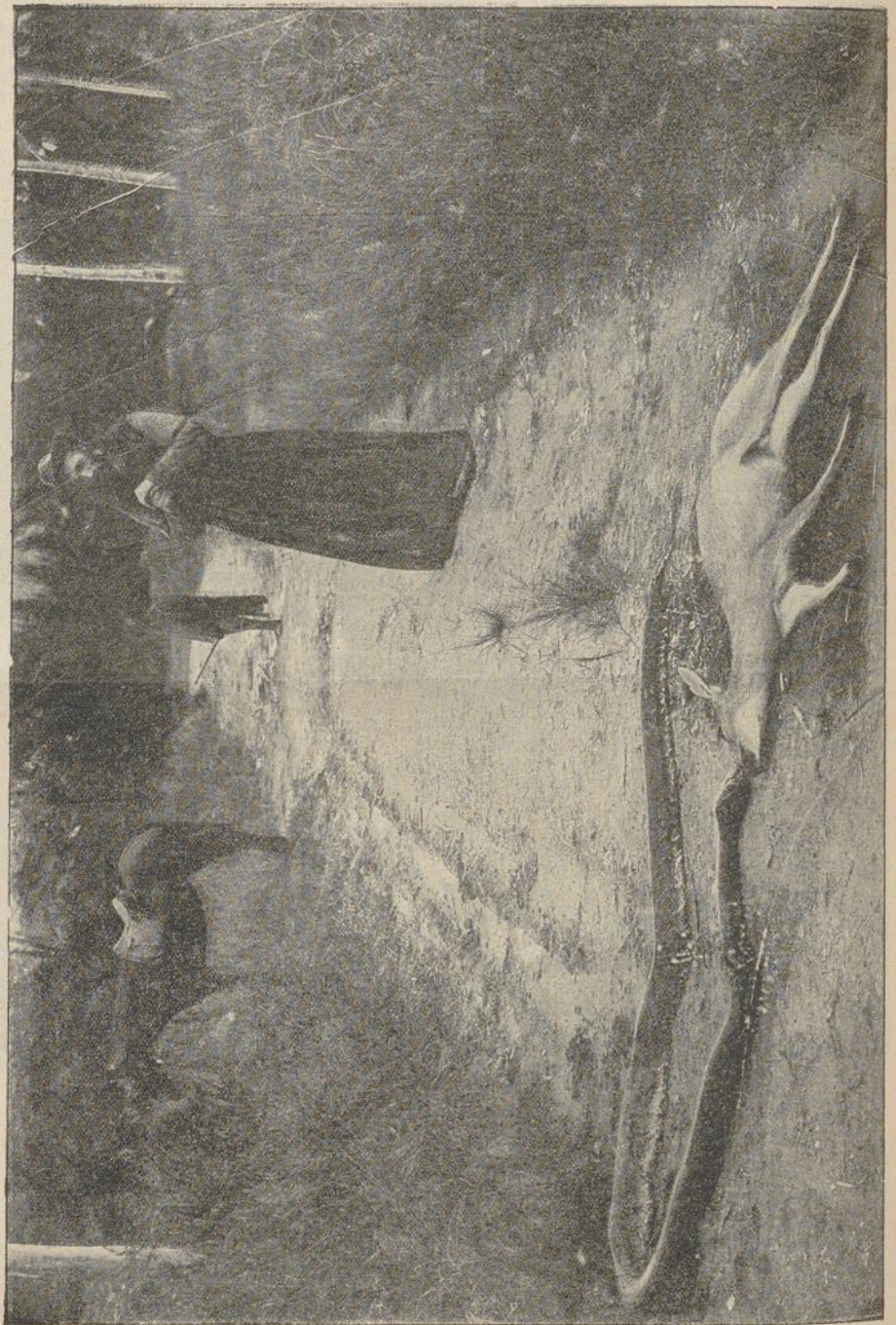


Bild Nr. 2. Die Umonya-Schlange und das von ihr getödete Reh auf der Strecke.

Jetzt kamen auch meine Schwarzen herbei und machten ihr vollends den Garaus. Sie trugen sodann Reh und Schlange zur Mühle, wo wir die Schlange wogen u. maßen. Sie war 12 Fuß lang u. wog, obgleich sie ganz ausgehungert war, 35 Pfund. (Bild Nr. 2.) Uebrigens war sie noch keine der größten ihrer Art.

denn wir hatten schon solche von 18 Fuß Länge zu Gesicht bekommen.

Die Schlangen scheinen in hiesiger Gegend seit letzter Zeit mehr und mehr überhand zu nehmen. Eine Hauptursache hiervon sehe ich darin, daß kein Vieh mehr vorhanden ist, welches das hohe Gras wegrisst oder niedertritt. Früher wurde eine Schlange viel eher entdeckt und die zahlreichen Burschen, welche das Vieh hüteten, haben alljährlich eine Menge von Schlangen getötet.

Als ich vor längerer Zeit mit einigen Burschen zum Grasbrennen ging, trafen wir ebenfalls mit einer Umonya zusammen. Wir stiegen gerade eine steile, nur mit spärlichem Graswuchs bestandene Anhöhe hinauf; zwei der Burschen gingen etwa zehn Schritte

fest, bis wir abends heimgingen. Diese Schlange war 15 Fuß lang.

Schon viele Personen, Erwachsene sowohl wie Kinder, sind hier an der Küste von dieser Art von Schlangen angegriffen worden. Besonders viel Schaden aber richten sie unter den Ziegenherden an.

Die übrigens nicht giftige Umonya schleicht sich gewöhnlich behutsam an ihr Opfer heran, wenn dieses ruht oder schläft, umkreist dasselbe und wirft sich dann urplötzlich darauf, indem sie sich in ihrem Opfer mit den nach rückwärts gebogenen Zähnen festbeißt und es zugleich zu umschlingen sucht. Gelingt letzteres nicht gleich, und entflieht die Beute, so trachtet sie mittels der an ihrem Schwanzende befindlichen Wider-



Bild Nr. 3. Die Bululu-Schlange.

vor mir, als plötzlich einer derselben stehen blieb mit dem Ruf: „Da ist eine Schlange!“

Rasch erhob er seinen Stock und ging auf den Rehenstippen auf das gefährliche Reptil los, während der andere, der mit einer kleinen Art bewaffnet war, folgte. Zu gleicher Zeit warfen beide nach der Schlange, welche einen mächtigen Satz bergauf machte, sich dann aber seitwärts wandte und mit einem noch größeren Sprung gerade auf mich zu kam. Da ich nichts bei mir hatte, sprang ich rasch zur Seite. Die beiden Burschen aber hatten inzwischen ihre Waffen wieder ergriffen und machten einen zweiten Angriff. Da sich die Schlange direkt gegen sie stellte, wichen sie zurück; sobald sie sich aber wendete, nahen sie sich wieder von hinten und warfen neuerdings nach ihr. Der mit der Art traf sie so gut ins Genick, daß sie regungslos liegen blieb. Da wir fürchteten, sie möchte wieder zum Leben kommen, und wir ihr den Kopf nicht zer schlagen wollten, weil sie sonst für unser Ruineum wertlos gewesen wäre, schlang ich ihr eine Schnur um den Hals und band sie an dem Drahtzaun

haben sich an irgend einem Strauch oder dünnen Baum festzuhalten und ihr Opfer, in welchem sie sich festgebissen, zu umschlingen und zu erdrücken. Ist das geschehen, so begeistert sie dasselbe und fängt an, es hinabzuwürgen, was oft Stunden in Anspruch nimmt. Die Verdauung eines Rehbocks aber kann Monate in Anspruch nehmen.

Betrachtet man unser Bild Nr. 2, so könnte man glauben, es sei nicht möglich, daß durch den verhältnismäßig kleinen Schlund ein Rehbock von etwa 40 Pfund Gewicht verschluckt werden könne, und doch ist dies der Fall. Die beiden Unterkieferhälften sind nämlich vorn ganz frei, nicht verbunden, und außerdem wird ihre Anheftung an den Schädel durch zwei bewegliche Knochen vermittelt, wodurch ein zusammengefügtes Gelenk entsteht, das eine sehr weite Öffnung des Rachens sowohl in senkrechter, als seitlicher Richtung erlaubt, während die hakenförmigen, am Gaumenknochen, wie an den Kiefern feststehenden Zähne nur dazu dienen, das Entschlüpfen der Beute zu verhindern.

Bild Nr. 2. Die Umonya-Schlange und das von ihr getötete Reh auf der Strecke.

und
im
ge
on
2)
rt,

Unser Bild Nr. 3 zeigt uns eine von einem Kaffernburschen getötete Bululu-Schlange. Diese Schlange wird nur 4 bis 5 Fuß lang, ist aber verhältnismäßig dick und überaus giftig. Bei Öffnung dieser Bululu fand man 25 Junge in ihrem Leibe. Während nämlich die meisten Schlangen schmutzig-weiße Eier legen, die nur selten ausgebrütet, sondern meist der atmosphärischen Luft überlassen werden, bringen viele Giftschlangen lebendige Jungen zur Welt. Von der Bululu behaupten die Kaffern sogar, sie hinterlasse nur einmal eine Nachkommenchaft, weil die zahlreich junge Brut sich durch den Mutterschoß ein Loch beiße, um so ans Licht der Welt zu kommen, ein Vorgang, den die Mutter mit dem Leben bezahlen müsse.

Welche bedeutende Rolle die Schlangen im Aberglauben der Kaffern spielen, indem angeblich manche von ihnen die Geister der Vorfahren bergen und daher große Verehrung genießen, wurde schon öfters im Vergiftemeinnicht geschildert. — Sobald aber der Kaffer einer Schlange außerhalb seines Kraales begegnet, hält er es mit den vielen Völkern, welchen die Schlange als Symbol der Zauberei, des Bösen, Schädlichen, Zweideutigen, der List und verlockenden Wohlust gift, und er tötet sie, wo er kann.

Herz und Galle usw. der in Natal so häufigen Schlangen werden von kaffrischen Doktoren vielfach als Medizin gebraucht. Einmal fand ich in der Hütte eines Kafferndoktors bei Mariannhill einen mit einer Schlange umwundenen Stab. Sollte dies etwa ein Symbol der Heilkunst sein? Führte doch nach der griechischen Sage auch der als göttlich verehrte Askulap stets eine Schlange auf seinen Wibern.

Wer ist schuld an der Kreuzigung Christi?

In der Kapkolonie erzählte einst ein christlicher Missionär einem noch heidnischen Kaffern von der Kreuzigung Christi. — „Wie?“ rief dieser entsetzt aus, „ihr Weiße habt den Sohn Gottes gekreuzigt? Welch' ein Frevel!“ —

Der Missionär wollte dem guten Manne begreiflich machen, daß alle Menschen, weiße und schwarze, ihrer Sünden wegen schuld seien am Tode des Sohnes Gottes, umsonst, der Kaffer erwiderte einfach: „Nein, nein, wir Schwarze haben mit dieser Schandtats nichts zu tun! Von uns ist keiner dabei gewesen, sonst hätten uns doch unsere Väter davon erzählt. Man sagt bei uns den Kindern alles, was sich in früherer Zeit hierzulande zugetragen hat, und das ganze Volk glaubt daran. Von einer Kreuzigung des Sohnes Gottes aber habe ich nie ein Wort gehört. Nein, das haben wir nicht getan, wohl aber ihr Weiße. Wie magst jetzt du daher kommen, um uns unschuldige Leute in ein solches Unrecht zu verwickeln?“

Mein lieber Leser, sag' mir, was hättest denn du dem guten Manne geantwortet, um ihn eines Besseren zu belehren?

Aus meinem Tagebuche.

Von Hochw. P. Joseph Diegner, O. M. M.
(Fortsetzung.)

Emaus, 28. Februar 1909. — Tramps. — Unter Tramps versteht man hierzulande arbeitslose Leute, die von einem Orte zum andern im Land umherwandern. Meist sind es Engländer und Ir-
länder, seltener Deutsche oder Angehörige anderer

Nationalitäten. Gegenwärtig findet man unter ihnen nicht nur Handwerksleute und Tagelöhner, sondern auch Clercs, Schreiber, Buchhalter, Kommiss, Seeger, Buchdrucker usw. Kennt einer kein Handwerk, sagt er in der Regel: „Ich bin ein Anstreicher.“ Denn das Anstreichen ist eine Sache, die schließlich jedermann kann, oder wenigstens schnell erlernt hat.

Auch sonst nehmen sie es mit der Wahrheit nicht allzu genau. Sieht z. B. einer, daß der Farmer, an dessen Türe er anklopft, irgend etwas zu bauen, oder im Hause zu reparieren habe, so nennt er sich schnell einen Maurer, Schreiner oder Zimmermann, obschon er dieses Handwerk nie gelernt hat. Zur Not kann er eben überall mittun, und in einem abgelegenen Farmerhaus macht man, was Pzierlichkeit und Eleganz der Arbeit anbelangt, keine so großen Anforderungen.

Der Schuster und Sattler trägt sein Werkzeug bei sich und ist oft hochwillkommen, desgleichen der Spengler; auch ein Schmied und Wagner kann, wenn er nur halbwegs will, schnell eine Arbeit haben. Ein Zimmermann kann sich trotz der schlechten Zeiten rasch ein Stümchen Geld ersparen. Leider machen sie oft allzu hohe Ansprüche; unter 10 Schilling (Mark) pro Tag will keiner arbeiten, lieber leidet er Not und läuft von einem Ort zum andern.

Mit struppigem Bart, zerrissenen Kleidern, schlechten Schuhen und trumm getretenen Absätzen, einer Decke mit etwas Wäsche über der Schulter laufen diese Tramps im Lande umher und klagen, wo sie eintreffen, ihre liebe Not. In der Regel bitten sie um etwas Essen, um ein Nachtquartier, um ein Paar Schuhe und einen Zehrpennig.

Hier, in Emaus, vergeht kaum ein Tag, in dem nicht zwei bis drei solcher Tramps bei uns anklopfen und um gastliche Herberge bitten. Wenige von ihnen sind Katholiken, und die es sind, zählen meist zu den Irländern. Mancher von den letztern hat auch seine geistigen Nöten und Anliegen; da lehrt mancher ein, der schon seit so und so viel Jahren nicht mehr bei den hl. Sakramenten gewesen. Schlägt die Gnade bei ihm ein, so benützt er die Gelegenheit, um wieder einmal eine ordentliche Gewissensreinigung vorzunehmen.

Scheinbar wandert jeder Tramp für sich, oder höchstens mit einem Genossen im Land umher, und dennoch wissen sie genau, wo eine gute Herberge ist, und die Trappistenstationen haben bei ihnen einen besonders guten Namen.

Emaus, 11. März 1909. — Ein zweiter Job. — Ja, mit dem Dulder Job möchte ich unsern Mathias vergleichen. Er saß zwar, als ich zum erstenmal mit ihm zusammentraf, auf keinem Düngerhaufen, wohl aber auf einem Bündel alter Lumpen, unter dem er mühsam eine zerrissene Hose hervor suchte, um sich zum feierlichen Akte der hl. Taufe zu schmücken; auch hatte er äußerlich weder den Ausatz, noch sonst ein böses Geschwür, in seinem Innern aber zerßte der leidige Tod, denn er litt an der Auszehrung. Monate lang konnte er nichts mehr arbeiten, obschon er wollte, und dies fiel ihm schwerer als seine Krankheit mit ihrem ganzen Gefolge von Leiden; denn er wußte kaum, wie er unter solchen Umständen Weib und Kind ernähren könne. Doch der Not und des Elends war noch nicht genug. Es wurde ihm die Hütte gekündigt und er mußte das Land verlassen, weil er ohne Erlaubnis der Regierung von Natal nach Gri-

qualand herübergekommen war. Er wollte zu seinem Bruder gehen, der ihm aus Gnad und Barmherzigkeit die Aufnahme versprochen; doch der wohnte stundenweit entfernt und war noch ein Heide; ein christlicher Missionär aber war dort weit und breit nicht zu finden. Gerade letzterer Umstand fiel ihm am schwersten von allem, als er zu mir kam, um Abschied zu nehmen. Doch so schwer ihm die Sache auch fiel, so kam doch kein Wort der Klage über seine Lippen.

Später schickte ich ihm einmal ein Hemd zu, doch er ließ mir sagen, er werde es wohl nicht mehr brauchen. Wirklich starb er bald darauf, und einige seiner Anverwandten brachten die Leiche auf einem Ochsen Schlitten hieher nach Emaus. Er kam ohne Sarg, und da hier ebenfalls keiner vorrätig war, legten wir ihn einfach auf ein Brett, um ihn so zur letzten Ruhe zu bestatten. Er sollte auch im Tode noch arm sein, wie er es einst im Leben gewesen. —

Dieser Tage war ein heidnisches Erntefest, das der Häuptling einer benachbarten Nation seinen Untertanen veranstalten ließ. Diese Häuptlinge sind in der Regel noch Heiden, denn erstens haben sie fast alle mehrere Weiber, und dann hängen sie mit großer Zähigkeit an ihren altheidnischen Sitten und Gebräuchen.

Eine Hauptrolle spielt bei solch einem Erntefest das schwarze Weibervolk. Da wird großer Feststaub angelegt und der Leib mit einer Unzahl von Perlen behängt; auch bunte Regenschirme mit weißem, grünem und rotem Stoffe geziert, erfreuen sich großer Beliebtheit. An eigenlichen Kleidungsstücken tragen diese Frauen und Mädchen nicht schwer,

und der Teufel wird sicherlich seine Freude daran haben.

Alle Wege zum Königsdraal waren belebt. Die



Bin ein Kind aus Zululand,
Leicht mein Sinn wie mein Gewand,
Schwarz wie ein Rabe, ein wildes Blut,
Lente sagen, für gar nichts gut.
Wollte auch gleich andren Knaben
Frohen Muts zur Schule traben;
Noch der Kollerhub, der lose,
Hat ja weder Hemd noch Hose.

Der Hanserl hat von Schw. Engelberta drei neue Hosen bekommen und ich hab noch keine.

Männer und Burschen kamen beritten an; es war ihrer zuletzt ein ganzes Regiment. Uebrigens fand diesmal noch nicht das eigentliche große Erntefest

statt, denn die Maiskolben waren noch nicht reif, weshalb man nur grüne Kolben vorlegte. Sie wurden im Ochsenkraal aufeinander geschichtet und den einzelnen zu kosten gegeben. Bis dahin mußte alles Volk nüchtern bleiben und vor dem Häuptling einen Tanz aufführen; erst dann wurden sie in Reihen in die Isibaha zum Kosten der Maiskolben eingelassen. Von dem Tanze und Biergelage, das nun folgte, und bis in die späte Nacht hinein dauerte, will ich lieber schweigen.

Solche Festgelage sind ein großes Hindernis für die Bekehrung der Schwarzen; denn sie hängen sehr an solchen Sachen und wissen, daß ihnen mit dem Eintritt in die wahre Kirche für immer alle Aussicht benommen ist, an solch' spezifisch heidnischen Festlichkeiten teil zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch in Chishawasha.

Von Br. Leopold, O. M. M.

Monte Cassino. — Während der letztjährigen Weihnachtsfeiertage brachte ich meinen längst gehegten Wunsch zur Ausführung, die große, in ganz Südafrika rühmlichst bekannte Jesuiten-Mission Chishawasha wieder einmal zu besuchen, wo ich vor Jahren so liebevolle Gastfreundschaft gefunden. Donnerstag, den 23. Dezember 1909 abends, kam ich per goods train (Güterzug) in Salisbury, der mit Gesträuch und wildem hohem Gras üppig bestandenen Landeshauptstadt von Rhodesia an.

Freundliche Nachtherberge fand ich auf der Jesuiten-Niederlassung Hartmanhill. Sie ist nach dem in Mariannhill wegen seiner vortrefflichen Exerzitien-Vorträge gar wohl bekannten Jesuitenpater A. Hartmann benannt. Soviel ich weiß, erhielt er diesen Fleck Land von der Chartered Company für seine als Feldkaplan geleisteten Dienste.

Tags darauf besuchte ich in Salisbury den Hochw. Father Grillet, sowie den überaus seeleneifrigen P. Vicoritch, der mit der Mission der dortigen Schwarzen betraut ist, und begab mich sodann zu Fuß — ich hatte mich nicht angemeldet, und infolgedessen war kein Fuhrwerk da — nach meinem lieben Chishawasha, das mir ja, wie eben angedeutet, schon längst bekannt war; denn dort hatte ich, als ich im Jahre 1901 nach Rhodesia kam, einige Monate hindurch mein erstes Heim gefunden. Auf dem Wege traf ich mit einem schwarzen Christen zusammen, der auch dorthin ging. Wir schritten kräftig aus und waren gegen 1/2 6 Uhr abends schon an unserm Ziel.

Welch frohes, fröhliches Wiedersehen! Ich fand beinahe das ganze mir von früher her bekannte Missionspersonal wieder. Sogar der Hochw. P. Richard, Superior und Gründer der großen blühenden Missionsstation, war wieder da. Er hatte einige Jahre zuvor auf Befehl seiner Obern den schwierigen Posten, auf dem er sich im Uebermaße der Arbeiten und Opfer fast aufgerieben, mit einem leichteren vertauscht, war aber vor einem Vierteljahre zur großen Freude aller seiner schwarzen Kinder mit ziemlich gekräftigter Gesundheit wieder zurückgekommen. Mehrere Priester fand ich noch mit Beicht hören beschäftigt, da sehr viele auswärtige Christen, die sich alle zu den hl. Sakramenten herbeidrängten, zum hohen Fest gekommen waren.

Um Mitternacht versammelte sich der etwa 100 Mann starke in ganz Rhodesia gefeierte schwarze Mu-

sikchor um die Flaggenstangen auf dem großen weiten Spielplatz. Zuerst intonierten sie auf ihren bligblant gepuzten Instrumenten einen prächtigen Marsch, dann kam das schöne, tief ergreifende Lied: „Stille Nacht, heilige Nacht.“ Daran reihte sich der feierliche Nachtgottesdienst, wobei der Hochw. P. Richard zelebrierte und Rev. Father Hesse die Festpredigt hielt.

Während der Frühmessen am folgenden Morgen wurde von zwei Priestern die hl. Kommunion an etliche hundert Christen ausgeteilt. Ein dritter Priester hielt unter den mit sichtlicher Andacht zu- und abtretenden Kommunikanten die Ordnung aufrecht. Unwillkürlich kam mir dabei der stille Wunsch in's Herz, daß ich doch auch noch den Tag erleben möchte, an dem in unserm, z. Bt. noch so kleinen Monte Cassino eine gleich große Zahl von Kommunikanten zu sehen wäre.

Um 9 Uhr war levitiertes Hochamt. Diesmal fungierte der Hochw. P. Hesse als Zelebrant, und Rev. Father Richard hielt die Festpredigt. Als Diakon erblickte ich Rev. Father Burbridge, während der Hochw. P. Macernez den großen Doppelschor dirigierte. Die schwarzen Musiker hatten sich mit ihren Instrumenten auf der Empore aufgestellt, während sich die Sänger unten im Mittelschiff um ein großes Harmonium gruppierten. Der gesamte Gottesdienst hatte etwas Hochfeierliches an sich, und die schöne Haltung dieser schwarzen Neuchristen erbaute mich ungemein.

Den Sängern und Musikern aber wurde ein ordentliches Stück Arbeit zugemutet. Schon vor Mitternacht hätten sie sich, wie gesagt, auf dem Paradeplatz postiert, während des hohen Festtages selbst gab es gar viel zu beten, zu singen und zu musizieren, und dies alles in freier Haltung, ohne Bänke oder eine sonstige Stütze. Erst gegen 11 Uhr Mittags fanden sie die wohlverdiente Ruhe und durften sie sich bei einer frugalen Mahlzeit regalieren. Im Laufe des Nachmittags machten viele von ihnen einen kleinen Besuch im elterlichen Heim, wo die erfreuten Mütter selbstverständlich den prächtigen Jungen einen Schluck frischen Kaffernbieres präsentierten; doch abends beim hl. Segen war alles wieder da, und das geräumige Gotteshaus war gedrängt voll von Gläubigen.

Die Kirche, erst vor einigen Jahren erbaut, wird sich in Bälde zu klein erweisen. Sie wurde vom Hochw. Vater Schmitz schön ausgemalt, und ehrw. Bruder Krögel lieferte aus Haussteinen einen sehr schönen Altar, nebst Kommunionbank u. s. w. Als ich vor 9 Jahren zum erstenmal in Chishawasha war, mußte eine mit Stroh gedeckte Hütte als Kirchlein dienen. Fensterglas galt als wahrer Luxus; zum Ersatz dafür wählte man da und dort Schirting oder sonstigen leichten Stoff.

Beim Frauenvolk fiel mir auf, daß sich alle bis auf einen kleinen Schopf glatt rasiert hatten. Es scheint bei ihnen das zur Festtoilette zu gehören. Dagegen hatten sie ihre Köpfe reichlich mit Fett und Del eingerieben und mit Perlenkränzchen geschmückt.

Da meine Zeit knapp bemessen war, kehrte ich schon am Sonntag nachmittag, und zwar diesmal per Mauleiselwagen, nach Salisbury zurück. Ehrw. Bruder Breiten, der einige Tage zur Erholung in Monte Cassino zubringen will, begleitete mich dabei. Die schönen Weihnachtsfeiertage aber, die ich im lieben Chishawasha zubachte, werden mir unvergeßlich bleiben auf immer.

St. Josephsgärtchen.

Der hl. Joseph, Schutzpatron der Familienväter.

Der Name „Familienvater“ ist kein leeres Wort; er drückt eine große Würde und eine schwere Bürde zugleich aus. Ist es nicht etwas Hohes, mit Gott die Vaterschaft zu teilen, welche vernunftbegabten und der Seele nach unsterblichen Geschöpfen, wie wir Menschen sind, das Dasein verleiht? Aber auch welche Verantwortung liegt in der Aufgabe, die Kinder zu erziehen, sie zu unterrichten, zur Tugend anzuleiten und vor dem Bösen zu bewahren, kurz, sie auf den Weg zum Himmel zu führen, zum gemeinsamen Vater aller Menschen!

„Es ist keine geringe Tugend“, sagt der hl. Chrysostomus, „seine Kinder gut zu erziehen, sie an den Dienst des Herrn zu gewöhnen und auf dem Wege seiner Gebote zu befestigen von zarter Kindheit an. Wenn Eltern, die von den Grundsätzen einer wahrhaft christlichen Kinderziehung durchdrungen sind, große Belohnung im Himmel erwarten dürfen, so haben jene, welche diese Grundsätze mißachten, allen Grund zu fürchten, daß sie eine strenge Strafe zu gewärtigen haben. Auch darf sich der Familienvater in der Erziehung der Kinder nicht ganz auf deren Mutter verlassen, denn er ist auch für sie verantwortlich.“

Der hl. Joseph hat die ihm als Gemahl Maria und Pflieger Vater Jesu auferlegte Doppelpflicht auf die vollkommenste Weise erfüllt. Voll der innigsten und großmütigsten Liebe zu Jesus und Maria, die Gott seiner Obhut anvertraut hatte, ließ er ihnen die zärtlichste Sorgfalt zu teil werden, und widmete sich ganz ihrem Dienste. Allerdings hatte er nicht nötig, sich mit ihrer sittlichen Leitung zu befassen, denn sie waren ja beide ohne Sünde, und damit war er zum Teil der schweren Verantwortung überhoben, die auf andern Familienvätern ruht. Allein gerade aus diesem Grunde soll der ehrwürdige Patriarch der Schutzpatron aller christlichen Familienväter sein, denen er überdies ein gar herrliches Vorbild ist, durch seinen Glauben, seine Treue, seine Ergebenheit, Sanftmut und Liebe, durch seinen Mut und seine Standhaftigkeit.

Daher haben sich auch allezeit die wahrhaft gläubigen Familienväter mit großem Vertrauen unter den mächtigen Schutz des hl. Joseph gestellt, damit er ihnen helfe, den Frieden und die Eintracht in ihrem Hause zu bewahren, und die Gewalt, die ihnen Gott über ihre Kinder gegeben, angemessen und wirksam auszuüben. Und um dieses Schutzes würdig zu werden, haben sie sich aufrichtig bemüht, seine Tugenden mehr und mehr nachzuahmen. Glücklich fürwahr die christliche Familie, deren Haupt sich den hl. Joseph zum Patron und Vorbild genommen hat!

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben einer Gottesbraut.

(Fortsetzung.)

Doktor Wejener erzählt: „Bei einer Unterredung über die Ablässe, in der ich zu erkennen gab, daß ich sie nur als die Erlassung der alten Kirchenbußen betrachtete, entgegnete sie:

„Nein, die Ablässe bedeuten mehr, denn durch sie gewinnen wir die Nachlassung der Strafen, die wir

nach diesem Leben im Fegefeuer zu erleiden haben. Um aber einen Ablass zu gewinnen, ist es nicht genug nur obenhin das vorgeschriebene Gebet oder gute Werk zu verrichten, sondern man muß auch mit wahrer Reue und wirklicher Besserung die hl. Sakramente empfangen. Ich lebte immer des Glaubens, daß ohne wahre Reue und ernstliche Besserung ein Ablass nicht gewonnen werde, und daß im Grunde mit jedem verdienstlichen Werke ein Ablass verbunden sei.“

Die guten Werke eines Menschen sind so verschieden, wie die Zahlen. Fliehet aber in das kleinste derselben etwas von den Verdiensten Christi, so wiegt es sehr viel. Was wir in Vereinigung mit diesen unendlichen Verdiensten Gott aufopfern und wäre es auch nur die geringfügigste gute Handlung, wird von Ihm an unsern verdienten Strafen abgerechnet. Ich kann die traurige Verblendung so vieler, denen der hl. Glaube zum Schattenbilde geworden ist, nicht genug beklagen. Sie leben in ihren Gewohnheitsünden ruhig fort, und wähnen dabei, durch gewisse Gebetsweisen Ablässe gewinnen zu können. Aber gar viele Christen werden einst inne werden, daß Heiden und Türken, welche nach dem natürlichen Gesetz tugendhaft zu leben suchen, im Gerichte vor Gott besser bestehen, als sie.

Wir haben die Gnade und achten sie nicht; sie wird uns gleichsam aufgenötigt, und wir stoßen sie von uns. Wie rennt, wie krümmt sich mancher, wenn er einen Groschen im Staube erblickt; liegt aber die Gnade des ewigen Heiles vor seinen Füßen, so steigt er mühsam über sie hinweg, um den Traumgestalten dieser Welt nachzujagen. Diesen helfen keine Ablässe; ja die religiösen Handlungen, die sie aus blinder Gewohnheit vollbringen, werden ihnen zum Gerichte.“

Auf das blinde Jagen nach den falschen Gütern dieser Welt schien sich folgende Anschauung zu beziehen. Sie erzählte: „Ich fand mich auf einem großen weiten Felde, das ich ganz überschauen konnte. Dasselbe war von unzähligen Menschen bedeckt, die auf alle Weise arbeiteten und sich auf's äußerste anstrebten, ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Mitten auf dem Felde aber stand in unendlicher Güte der Herr, der zu mir sprach: „Siehe, wie das Volk sich quält und abmüht, wie es überall Trost und Hilfe sucht und dem Gewinne nachjagt, mich aber, ihren Herrn und Wohltäter, der ich doch ganz offen hier stehe, gar nicht achtet und gewahret.“

Nur wenige sind vorhanden, die noch ein Gefühl der Dankbarkeit und Erkenntlichkeit gegen mich haben; aber auch diese werfen mir ihren Dank nur im Vorbeigehen wie einen Brocken zu.“ — Nun kam eine Schar von Priestern, gegen welche der Herr eine besondere Zuneigung zeigte; aber sie gingen schnell vorüber, warfen ihm häufig etwas zu und verloren sich in dem großen Gewühle. Nur Einen aus ihnen sah ich näher treten, aber ziemlich nachlässig. Als er beim Herrn war, sagte dieser ihn an der Schulter und sprach: „Warum entfernst Du Dich von mir? Warum bezahlst Du mir nicht Deine Schuld, der ich Dich so liebe?“ Darauf verschwand mir dieses Gesicht.

Ich hatte aber mancherlei Anschauungen über die betrübenden Verhältnisse der Gegenwart. Der herrschende Zeitgeist, die große Lauigkeit und Ausartung

wurde dem Heiland, wenn er heute wieder persönlich unter uns erscheinen und seine Lehre verkündigen würde, so viele grimmige Widersacher bereiten, als er unter den Juden gefunden hatte.
(Fortsetzung folgt.)

Wie der selige Heinrich Suso den Maimonat feierte.

In der Nacht des eingehenden Mahen fing der selige Suso gewöhnlich an und setzte einen geistlichen Mahenbaum und ehrte den ziemlich lange alle Tage einmal. Unter all den schönen Zweigen, die je wuchsen, konnte er nichts Edleres finden, als den Mahenbaum, den wonniglichen Ast des Kreuzesholzes, der blühender ist mit Gnaden und Tugenden und aller schönen Zier, denn alle Mahenbäume, die je errichtet wurden.

Unter diesem Mahenbaum nahm er sechs Venien (Kniebeugen) vor, u. gedachte bei jeder Venie, den geistl. Mahenbaum zu zieren mit den allerschönsten Dingen, die der Sommer möchte hervorbringen. Und er sprach und sang in seiner Innerlichkeit vor dem Mahenbaum den Hymnus: „Salve cruce sancta“ also: Begrüßet seist du, himmlischer Mahenbaum, der ewigen Weisheit, auf dem da gewachsen ist die Frucht der ewigen Seligkeit! Zum ersten, dir zur ewigen Zierde für alle roten Rosen biete ich dir heute ein herzliches Minnen; zum zweiten, für alle kleinen Viole ein demütiges Neigen; zum dritten, für alle zarten Lilien ein lauterliches Umfassen; zum vierten, für mancherlei buntfarbige und glänzende Blumen, die je Haide oder Ager, Wald oder Aue, Bäume oder Wiesen, in diesem schönen Mai hervorgebracht, biete dir mein Herz ein geistliches Küssen; zum fünften, für aller wohlgenuten Vögelin Sang, den sie je auf einem Mahenzweige frei gesungen haben, bietet dir meine Seele an ein endloses Loben und Danken; zum sechsten, für alle die Zierde, womit je ein Mahenbaum gezieret war, erhebet dich heute mein Herz mit einem geistlichen Singen. Hilf mir, o gesegneter Mahenbaum, daß ich dich in dieser kurzen Zeit also lobe, doch ich dich, lebendige Frucht, ewiglich werde genießend. — Also ward von Heinrich Suso der Maimonat begangen.

Eine Erzählung aus alten Tagen.

(Fortsetzung.)

Während wir so beisammen saßen und auf das Signal zum Ausbruch in den Kampf warteten, fragte ich einen der insizwas (jungen Männer), wer denn der weiße Mann sei, und erhielt zur Antwort, er käme vom Land des weißen Mannes jenseits des Umsimvu und er führe Wagen mit sich. Er rede viel von einem großen Häuptling, für den er in fernen Ländern gekochten, und der Name dieses Häuptlings sei „Lempru.“ (Empereur, Kaiser Napoleon).

Ich saß dem Umlungu (Weißen) gegenüber, als er zu uns sprach und beobachtete ihn genau. Ich hatte zwar schon wiederholt weiße Männer gesehen, sie kamen zu uns mit Wagen, verkauften Gewehre, die schnell unbrauchbar wurden und brachten uns starkes Getränk, das uns wie toll machte, und doch hatten wir ihnen dafür eine Menge Vieh und Häute zu

geben. Aber diese alle waren in Vergleich zu diesem Umlungu da wie ein Buschmann gegen einen Zulu. Er war ein mächtiger Fürst, hatte eine dunkle Gesichtsfarbe und trug einen langen kräftigen Schnurrbart. Dazu war er größer und breitschultriger als irgend einer der Männer, die ich je gesehen, und trug einen großen Helm aus Metall auf dem Kopfe, von dessen Spitze ein langer, weißer Kosschweif wallte. Brust und Rücken waren in ein Gehäuse von Stahl (Panzer) eingeschlossen, und an seiner Hüfte hing ein großes Schwert mit gerader Klinge. Er war offenbar ein großer Mann, denn er sprach zu unsern Häuptlingen mit starker Stimme und seine Rede begleitete er mit raschen, energischen Bewegungen der Hände.

„Männer aus dem Pondoland,“ begann er wieder, „die Zulus sind bloße „abantu“ (Schwarze), wie ihr. Jeder, den ihr mit euren scharfen Waffen trefft, stirbt jählings dahin. Warum also laßt ihr weibliche Furcht aufsteigen in euren starken Herzen? Tut, was ich euch sage: Jene von euch, die mit Gewehren bewaffnet sind, legen sich diese Nacht hinter die Felsen hier in den Hinterhalt. Hundert Mann aber reiten auf schnellen Rossen ins Zululager hinab und fangen da an, gründlich aufzuräumen. Ist aber das ganze feindliche Lager erwacht, dann ziehen sie sich rasch nach diesen Felsen zurück. Sobald sich der Feind naht, geben alle, die Gewehre haben, Feuer. — Sie müssen aber niedrig zielen, und dürfen nicht schießen, bevor sie das Weiße im Auge der Zulus sehen. — Dann aber werde ich mit der ganzen übrigen Mannschaft von der anderen Seite über sie herfallen wie ein Hagelwetter und auch nicht einer von ihnen soll uns entkommen.“

Wer von euch will Führer der ersten hundert Reiter sein?“ Keiner rührte sich; ein Häuptling sah den andern an, doch keiner sprach ein Wort. Mit hundert Mann mitten unter tausend Zulus hineinzureiten schien eben ein zu großes Wagnis.

Endlich rief ich selber aus: „Nkosi enkulu, großer Fürst, ich will den Ritt wagen; will ihn wagen, selbst wenn ich allein zu reiten habe. Die Zulus haben meinen Vater und all' meine lieben Angehörigen grausam dahingemordet und es soll mir daher ein wahrer Hochgenuß sein, wenn ich auch nur einen von ihnen töten kann, bevor ich sterbe.“

Da strich Ngokwemnyama seinen mächtigen Schnurrbart und rief mit Donnerstimme in den großen Haufen hinein: „Ein Held hat sich bereits gefunden; wer will sich sonst noch an dem Ritt beteiligen?“ Da war es, als ob dieser eine Mann alle andern mit unwiderstehlicher Gewalt mit sich fortreiße; denn mit einem Schlag kam es aus den Kehlen von Hunderten:

„Nkos!“

Tief unten im Tale aber stimmten die Zulus als Antwort einen Schlachtgesang an, der wie ein Hohn auf unsern Ruf in die finstere Nacht hinaus schallte. Die langgezogenen Töne erweckten bei manchem ein heimliches Grauen, Ngokwemnyama aber, voll Feuer und Leben, machte sich rasch daran, die einzelnen Gruppen für den Kampf zu informieren. Alle schwärmten für ihn, nur die Häuptlinge machten verdrossene Gesichter. Da flüsterte mir einer der insizwas zu: „Der Weiße ist ein Inkosi enkulu; innerhalb zwei Tagen haben wir unter seiner Führung mehr als 400 Zulus erschlagen. Wir ritten im Galopp auf die Feinde los und schleuderten unsere Asagais gegen

sie ab, dann aber eilten wir im Fluge auf unsern Pferden wieder davon, um kurz darauf dieselbe List zu wiederholen. Viele von den Zulus starben dahin, von uns aber fielen nur wenige.“

Inzwischen war die schwarze Nacht auf die Erde gefallen, nur wenige Sterne sandten ihr funkelndes Licht vom Firmament, der Mond kam zögernd hinter den Bergen hervor, in schmaler, sichelförmiger Gestalt, und warf ein mattes, silbergraues Licht über die Landschaft. Sie und da erschienen hellgezeichnete Stellen in unbestimmten Umrissen neben tiefschwarzen Punkten, und eine Gruppe von Bäumen sah in der Ferne aus wie ein Haufen von Kriegersleuten. Jedes schattenhafte Ding nahm eine Zauberergestalt an, und bald da, bald dort sah man ein Ungeheuer von rätselhaftem Aussehen in abenteuerlichen Formen. Unwill-

Federbüsche und mächtigen Schilde warfen lange, unheimliche Schatten über die vom fahlen Silberlicht des Mondes übergossene Ebene. „Was siehst du?“ fragte einer meiner Nachbarn seinen Kriegskameraden. „Riesenhafte Männer“, entgegnete dieser, „in Vergleich mit ihnen sind wir die reinsten Zwerge. Doch die Entfernung und das unbestimmte Mondlicht mag mich täuschen.“

Ngoikwenyama, der gewaltige Umlungu, aber war inzwischen nicht untätig geblieben. Er untersuchte ein Gewehr nach dem andern, lud sie mit scharfen, mannigfachen Geschossen und stellte seine Schützen in einer Linie dem Bergabhange entlang auf.

Die Gewehre waren von mannigfacher Art. Die einen wurden durch Schlagen von Feuersteinen auf



Ein Ausflug mit Schulknaben an einen See.

fürlich beschlichen uns schwere Gedanken an allerlei Geschichten von Hexendoktoren und Zauberern, von Giftmischern und unheimlichen Gespenstern der Nacht. Überall, an allen Enden und Ecken ringsum, schienen Geister und Kobolde auf uns zu lauern; dazu war es uns abantu-Männern allen eine unerhörte Sache, daß man mitten in der Nacht in den Kampf ausziehe; sonst pflegten wir eben beim Morgengrauen zu kämpfen und beim Licht der aufgehenden Sonne. Aus weiter Ferne hörte ich das heisere Geheul eines Schakals durch die finstere Nacht. Vielleicht hat er zu viel Menschenfleisch gefressen, dachte ich mir, vielleicht wird ihm zur nächsten Mahlzeit mein eigener Leib zum ledern Mahle aufgetischt! —

Allmählich kletterte der Mond höher und höher herauf am dunkelschwarzen Dache der Nacht, und je höher er stieg, desto mehr gewann er an Helle. Ich blickte in die Talsenkung hinab, wo das Lager der Zulus stand und sah dort die Vorposten, die in strammer Haltung auf den vielen großen Termitenhäufen standen. Ihre hohe Gestalt, die wallenden

Stahl losgebrannt, die andern, indem man Feuer an sie hielt. Ebenso verschieden war das Material, aus dem sie gefertigt waren, und ihre Gestalt. Da waren Flinten mit großen, langen Kolben und Läufen, die Messingringe trugen; kurze, schwere Schußwaffen mit rohen Häuten umwickelt, solche mit Mündungen gleich einer Trompete, und kleine, kurze, eiserne Flinten. (Pistolen?) Einige dieser Waffen waren poliert und geölt, andere verrostet, der Lauf rissig und der Kolben wurmförmig. Einige der Schützen hatten anstatt der Kugeln Stücke gehackten Bleies, andere Steine oder Scherben von Töpfen, steinerne Spielfüßchen und zerbrochenes Glas. Das Pulver hatte man in ziegelenen Säcken oder in Hörnern. Jeder Soldat schüttete so viel Pulver, als er als notwendig erachtete, in seine Hand, stieß es den Gewehrlauf hinab und gab dann sein Geschöß, seinen Stein, seine Glas- und Topfscherben, oder was er eben hatte, auf das Pulver. Die meisten Schützen hatten die Gewohnheit, die Hand zweimal mit Pulver zu füllen, und von der zweiten Handvoll etwas für die Pfanne aufzubewahren.

Ndabezine, der Häuptling, sah mißvergnügt auf dem Boden. Er hatte sich in seine Decke gehüllt. Das Gewehr, das neben ihm lag, war eine Waffe, wie sie die Buren zum Elephantschießen haben. Einige der insizwas aber hatten Feuer angezündet und unterhielten hinter einer Felsenklust eine lustige Flamme für die Schützen zum Losbrennen ihrer Feuerwaffen. Manche von ihnen standen schon mit Stücken von intambo (Lunten) da, um sie den Schützen im Bedarfsfalle zu reichen.

Als alles bereit war, trat Ngokwemnyama vor die hundert Reiter, die er sich auserlesen hatte, und sprach: „Achtung! Sobald ihr meinen Kommandoruf hört, geht ihr zum Angriff auf die Zulus über. Aber reitet scharf, das sage ich euch! Schlaget, stochet, und hauet darauf los, bis ihr meinen Ruf hört, der euch zur Rückkehr beordert. Dann aber reitet zurück, wenn euch euer Leben noch etwas gilt.“

„Drauf!“ rief er sodann und warf sich leicht in den Sattel. Der Windsbraut gleich stürmten wir dahin, geradenwegs auf das Zululager los. Die Wachposten schrien laut auf, und hunderte schwarzer Gestalten erhoben sich, als unsere Pferde mitten unter sie hineinstürzten. Hart neben mir sah ich einen federgeschmückten Kopf sich erheben. Ich schlug mit meiner Streitart drauf los und fühlte, wie der Stahl durch und durch drang. Das war der erste Zulu, den ich im Kampfe erschlug. Schon führte ein zweiter Zulu einen Streich nach mir; ich aber trieb ihm die Scheide meiner Art, die schon von Zulublut triefte, mitten durch die Gurgel, daß sein Blut heiß wie gekochtes Fett auf mein Handgelenk spritzte.

Da hörte ich vom Hügel her ein lautes Geschrei: alle unsere Leute, die sich daselbst aufgestellt hatten, riefen uns zu, eiligst zurückzukommen. Der Ruf schallte von Hügel zu Hügel und erweckte ein hundertfaches Echo in den Bergen. Schnell drehte ich meinen Gaul um und galoppierte nach unserem Lager zurück. Viele der Unsrigen folgten mir; etliche zwanzig aber kamen nicht, sei es nun, daß sie sich keine freie Bahn mehr zu schaffen wußten, sei es, daß sie von Wut und

Blutgier ganz toll geworden. Denn sie fuhren fort, wie rasend in die Zuluhorde einzuhauen.

Als wir den Hügel hinanritten, folgten uns die Zulus nach, doch nicht mehr in geschlossenen Reihen, denn noch immer war das Stechen und Würgen in der Zuluarmer im Gange. Einige Pferde bäumten sich hoch auf und ließen durchdringende Schreie hören, noch lauter und wilder aber brüllten die rasenden Krieger, die immer wieder ihre Mordbeile schwenkten.

Auf der Höhe des Hügels angelangt, verschwanden wir verabredetermaßen zwischen den Felsen. Noch eine doppelte Bogenschußweite mochten die Zulus entfernt sein, als sich plötzlich mit Donnergekrach eine Linie flammenden Feuers gegen sie ergoß. Auffallenderweise jedoch fielen von den Zulus nur wenige, fast alle rückten gelassen näher heran. Die Gewehre waren zu früh abgefeuert worden und hatten daher unter dem Feinde nur wenig Schaden angerichtet.

In diesem Augenblicke sah ich Ngokwemnyama in stürmischer Eile gegen die heranwogenden Zulumassen galoppieren. Er hatte die Zügel seines Pferdes am Sattel befestigt, sein weißer Helmbusch flatterte drohend im Mondlicht und sein langes, scharf geschliffenes Schwert gab scharfen Glanz von sich. So stürmte er wie der Blitz auf die Zuluhorde los. Hinter ihm, aber wenigstens drei Pferdelängen zurück, kam die übrige Mannschaft. Sein riesiges Schwert fuhr wie Blitze leuchten hin und her, und so oft er einen seiner mächtigen Hiebe führte, schrie er in die graue Nacht hinaus: „Lempru! Lempru!“

Dieser Ruf fuhr wie Feuer durch mein Gebein, und auch ich fing an zu schreien: „Lempru! Lempru!“, und warf mich neuerdings auf den Feind. Ich sah nur Rot, nichts als Rot, vor meinen Augen, rote Feuerflammen und schwarze, Federbusch tragende Köpfe, auf die ich wie rasend loszuschlug. Da, plötzlich blendete mein Auge ein Blitz, ich sah ein weißes, flammendes Licht. Es schien mir, als wolle der Himmel in Stücke gehen und als fälle der Mond auf mich herab. Ich fühlte noch, wie ich zu Boden sank, dann aber verlor ich das Bewußtsein. — (Fortf. folgt.)

Ein Trostwort an die Lebenden von Franz Eichert.

Was klagt ihr? — Auch der Sänger möchte klagen —
So weh! ist ihm ums Herz die Saite sprang.
Und doch treibt ihn der Geist, euch Trost zu sagen:
Den ihr beweint — er bleibt bei uns noch lang!
Die Hülle fiel, der Geist ist frei geworden,
Der große Geist, der unser Hoffen trug,
Er ging von uns. Geschlossen sind die Pforten —
Doch jenseits geht zu lichten Höhn sein Flug.
Nicht klagen, führerlose Schar, nicht weinen!
Er tat sein Werk, tun wir das uns're auch.
Sein Schild war blank. — Blank soll der uns're scheinen.
Sein Herz war treu. — So sei auch unser Brauch.
Er fiel im Streit. Nun dräu'n die alten Feinde.
Sein Geist mit uns! — Wir kämpfen Mann an Mann!
Sein Wort, das heiß durchglühend alle einte,
Darf nicht vergeh'n! — Tragt's vor dem Heeresbann!
So lebt er uns! — Und will das Herz noch zagen,
Er war ein Mann! — So werdet, was er war!
Er lehrte uns zu streiten, nicht zu klagen:
Auf! Hoch das Kreuz, voran den Doppelaar!
Nur eine Träne noch an seiner Bahre...
Doch wisse, Herz, daß du nicht mutlos bebst:
Er bleibt, weil er fürs Gute stritt, fürs Wahre.
Lueger starb. — Luegers Werk, du lebst!



Exzell. Oberbürgermeister Dr. Lueger in Wien
gestorben 10. März 1910.

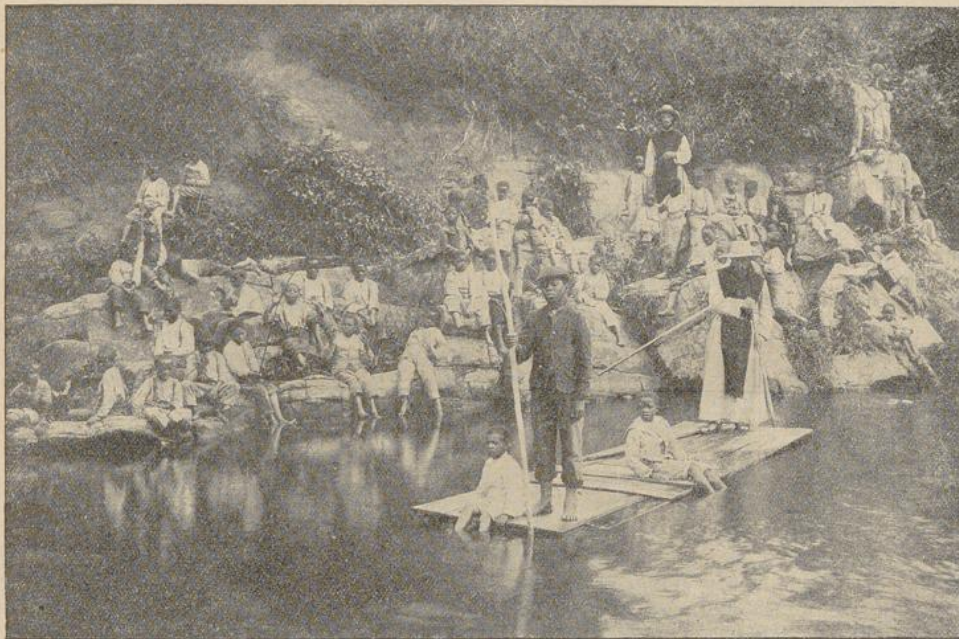
Aus unserer Basutomission.

Von Hochw. P. Maurus, O. M. M.

Für unsere verehrten Leser sei es bemerkt, daß die Verbreitung unserer Mission unter dem Basuto-volke in der Kap-Kolonie verhältnismäßig gering ist. Nur auf 3 katholischen Stationen, Gardenberg, Vinden und Mariazell gehört der größere Teil der Bevölkerung dem Basutostamme an. Auf einer vierten Station, Telgte, ist dann die Bevölkerung so zusammengeleitet, daß die Basuto den Kaffern ungefähr das Gleichgewicht halten. Diese Stationen liegen in der Nähe der Drakensberge, der Grenze des eigentlichen Basutolandes, von wo die hiesigen Basuto nach diesem Teil der Kap-Kolonie eingewandert sind. Im eigentlichen Basutoland haben die Mariannhiller bis jetzt keine selbständige Missionsstation, von Gardenberg aus hat man dort einige Katechistenstellen gegründet.

nicht so vollständig, wie der Mariannhiller in kaffrischer Sprache, und zudem war er gleichfalls schon in der ersten Zeit der Mission herausgegeben, wo eine solche Arbeit immer mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Außer diesen 2 Büchern, die eben noch viel zu wünschen übrig ließen, hatten wir der Hauptsache nach nur noch ein Gebetbuch in der Basutosprache. Eine ganze bibl. Geschichte und ein vollständiger Katechismus war deshalb schon lange ein dringendes Bedürfnis für uns. Es müssen ja auch zum großen Teil unsere Schwestern, Lehrerinnen Religionsunterricht erteilen, denen dabei brauchbare Bücher unentbehrlich sind. Ja auf Außenstationen muß man den Religionsunterricht sogar den schwarzen Lehrern überlassen, und da wird kaum viel herauskommen, wenn man keinen guten Katechismus hat. Dasselbe gilt von schwarzen Katecheten.

Im vorigen Jahre nun beschloßen mein Confrater,



Ein primitives Floss.

Da die Verbreitung unserer Mission von Mariannhill aus über Natal vor sich ging, so ist unsere Basutomission auch im ganzen jünger, als unsere Kaffermmission, wenn auch dort einzelne Stationen später hinzukamen. Infolge dieser Umstände steht die Basutomission der Kaffermmission auch noch in mancher Beziehung nach, z. B. mit Bezug auf Bücher in der Sprache der Eingeborenen. Während wir schon seit vielen Jahren einen guten Katechismus, eine bibl. Geschichte nebst einer ganzen Anzahl von religiösen und Andachtsbüchern in kaffrischer Sprache haben, besaßen wir bis jetzt in der Basutosprache von der bibl. Geschichte nur das alte Testament, das schon vor mehreren Jahren von einem unserer eifrigsten Missionäre hergestellt war, nachdem derselbe nur eine sehr kurze Zeit in dieser Mission tätig gewesen. Ferner besaßen wir einen Katechismus von den Hochw. Patres Oblaten von der Unbefleckten Empfängnis hergestellt, die im eigentlichen Basutoland bereits eine ziemlich große Mission besitzen. Dieser Katechismus war aber lange

der Hochw. P. Chrysostomus, und ich die Herstellung eines Katechismus und einer biblischen Geschichte zu versuchen. Es war das eine gewagte Sache, da wir beide in der Basutomission noch ganz neu waren, und deshalb keine so vollkommene Kenntnis der Sprache besaßen. Wir dachten aber: „Früh gewagt, ist halb gewonnen!“, und gingen an die Arbeit. An Schwierigkeiten und Hindernissen litten wir allerdings keinen Mangel. Die Arbeit, die man schon so hat, um seine Mission zu versehen, und die so ziemlich die Zeit schon in Anspruch nimmt, war die geringste der Schwierigkeiten. Aber wir arbeiteten ruhig weiter im Vertrauen auf Gott. Die biblische Geschichte brachten wir zuerst fertig. Wir bemühten uns, den Katechismus so vollständig als möglich zu machen, insbesondere diejenigen Lehren möglichst klar zu geben und zugleich zu begründen, die von unseren Nachbarn, den kalvinistischen Missionären, angefochten werden, und zugleich gewisse Ausdrücke festzulegen, zur Bezeichnung von Begriffen, die in der Basutosprache bis jetzt keinen Namen hatten,

wie zum Beispiel Aberglaube, Götzendienst usw. Denn die lateinischen Ausdrücke, die wir bis jetzt in Ermangelung anderer beibehalten hatten, werden für einen gewöhnlichen Mosuto stets unverständlich bleiben. Es war auch das eine extra schwierige Sache, aber unsere Anstrengungen waren auch nicht erfolglos. Um ein Beispiel zu erwähnen, stellten wir zur Bezeichnung des Aberglaubens den Ausdruck „Tumelo e khopamileng“ auf, was ungefähr so viel wie „schiefer Glaube“ sagt, und von den Eingeborenen viel leichter begriffen wird, als das aus dem Lateinischen herübergenommene „superstitione“. Der Katechismus war endlich druckfertig. Unser Hochw. Bischof, Dr. Delalle, der uns selbst zu der Arbeit ermuntert hatte, schickte dann den fertig gedruckten Katechismus auch noch dem Hochwürdigsten Bischof Cenez von Basutoland zu, der gerade diese Sprache vollständig beherrscht. Und als wir vor kurzem über die Berge gingen, um den Hochw. Patres Oblaten im Basutoland einen Besuch abzustatten und uns mit denselben über Missionsangelegenheiten zu besprechen, erfuhren wir zu unserer Freude, daß dieselben unserem Katechismus und bibl. Geschichte die größte Anerkennung zollen. Ja, dieselben redeten uns sogar zu, noch eine kleine Kirchengeschichte in der Basutosprache herzustellen, was wir auch baldmöglichst zu tun gedenken. Wir dürfen gerade einer solchen als Gegengewicht gegen eine protestantische, die bereits seit Jahren unter den Schwarzen die geläufigen Geschichtsentstellungen verbreitet. Auch die Hochw. Patres Oblaten kämpfen mit gutem Erfolg für unsere Kirche, nicht nur gegen das Heidentum sondern auch gegen die verschiedenen Irrlehren mit den Waffen der Wahrheit. Möge Gott seinen Segen uns geben, damit auch unsere neue bibl. Geschichte und Katechismus im Dienste unseres hl. Glaubens Früchte bringe!

Eine herzliche Bitte.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Czenstochau. — Gar mancherlei, Ernstes und Heiteres, habe ich im Laufe der Jahre unsern geehrten Lesern und Leserinnen aus dem hiesigen Missionsleben schon erzählt, und wie mir zahlreiche Zuschriften versicherten, haben diese Berichte auch allseits freundliche Aufnahme gefunden.

Dies gibt mir den Mut, heute ein anderes Thema zu berühren. Ich tue es nur schüchtern und zaghaft, denn nicht als heitere Erzählerin stehe ich heute vor meinem Leserkreise, sondern als traurige Bettlerin. Ich weiß, Bettler sind meist unliebe Gäste, und so dürfte auch hier mancher Leser versucht sein, sofort das Blatt zu wenden, um einen andern, ihm besser zusagenden Artikel aufzusuchen. Drum bitte ich zunächst bloß um das Eine, mich bis zum Schlusse gnädig anzuhören, und dann mag jeder urteilen, ob meine Bitte gerechtfertigt sei oder nicht.

Ich wollte nur, ich könnte unsere guten Wohltäter, die bisher unsere Mission in so hochherziger Weise unterstützten, nur ein einzigesmal an einem Sonn- oder Festtag in unser hiesiges Missionskirchlein führen. An seltenem Kirchenschmuck würden sie da allerdings wenig finden, — doch bei einem Missionskirchlein versteht sich die Armut von selbst und wir sind längst daran gewöhnt — nein, was wir da seit Jahren so sehr beklagen, ist der Umstand, daß unsere Kirche viel, viel zu klein geworden ist, um alle die zahl-

reichen Christen und Katechumenen, die sich rings herbeidrängen, zu fassen. Steht alles noch so dicht und vollgepfropft aufeinander, so haben dennoch kaum unsere Schulkinder und nur ein Teil der getauften Christen Platz; viele von den letzteren, sowie alle Heiden und Katechumenen müssen im Freien stehen, das einmal in der afrikanischen Sonnenhitze, ein anderes mal im Regen. Das Traurigste dabei ist, daß sie nichts vom Gottesdienst sehen und von der Predigt und dem christlichen Unterricht kaum ein Wort verstehen können. Neulich fand ich eine Gruppe kümmerlich in braune Decken eingehüllter Heidenkinder in der Nähe der Sakristei, die ebenfalls von christlichen Kirchenbesuchern ganz vollgepfropft war. „Ach, wenn ich nur ein einzigesmal da hinein dürfte“, klagte gar wehmütig eines der Kinder, „ich möchte doch auch einmal sehen, was da drinnen Schönes ist, und was der Priester am Altare tut!“ — Wäre es zu verwundern, wenn diese armen Kinder und Katechumenen, die ohnehin einen so weiten Weg zur Kirche haben, künftig ferne blieben?

Ja, eine neue, hinreichend große Kirche ist in Czenstochau zum schreienden Bedürfnis geworden. Unsere Missionäre und der ehrw. Vater Gerard, der so viele Jahre hindurch persönlich die hiesige Gemeinde leitete, sind sich längst darüber klar. Doch woher soll Mariannhill mit seinen vielen Stationen das Geld zu diesem Kirchenbau hernehmen? Man sucht auf Mittel und Wege, und inzwischen wird der Bau trotz seiner Dringlichkeit von einem Monat zum andern aufgeschoben.

Also Bausteine, große und kleine Bausteine für die Czenstochauer Missionskirche sind es, um die ich heute die geehrten Leser und Leserinnen des Bergsheimeinicht zu bitten wage. Würde jeder nur ein wenig dazu beitragen, so käme schließlich doch ein nettes Sämmchen zusammen. Welch überreicher Gotteslohn würde aber auf all jene warten, die sich nach Kräften angelegen sein ließen, im fernen Heidenland ein würdiges Gotteshaus zu bauen!

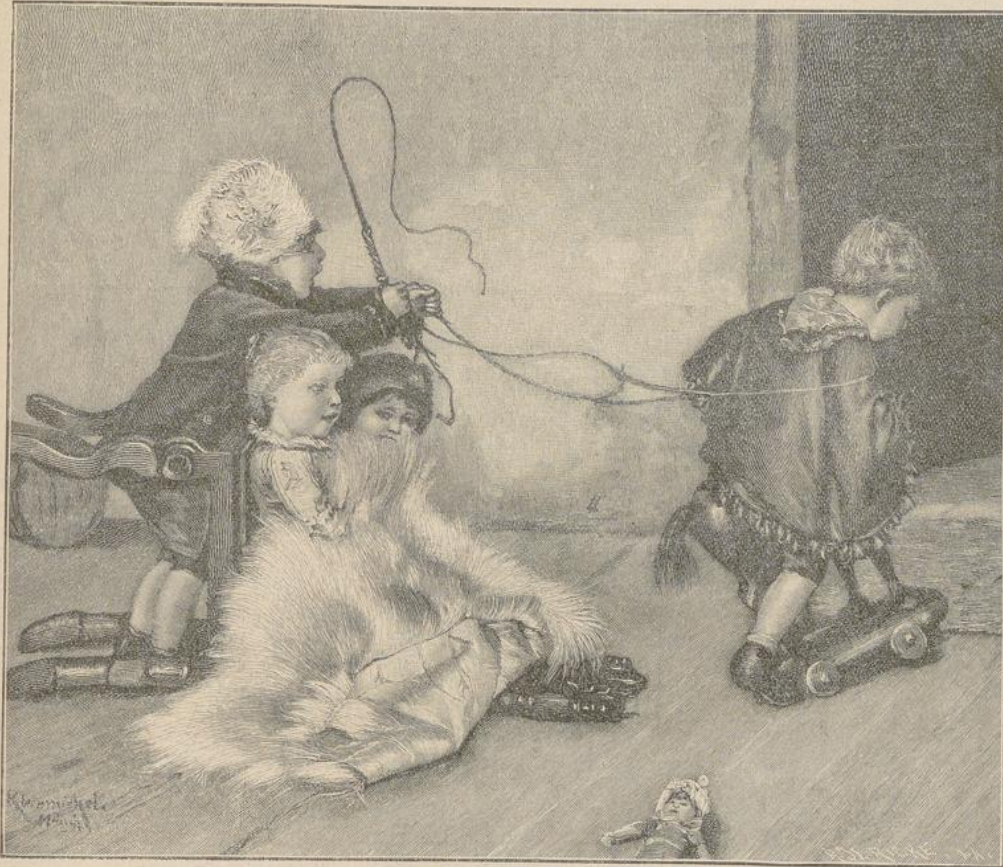
Wie sagt doch unser hochverehrter Landsmann Klemens Hofbauer, dem erst jüngst die Ehre des Altars zu teil geworden, so schön: „Du mußt nicht geizig sein mit deinem Gelde, wenn Dir der liebe Gott ein bißchen was gegeben hat an zeitlichen Dingen, und darfst Geld und Gut nicht anleben lassen an deine Seele, wie den Vogel an die Leinwandspindel, sondern du mußt die Hand auf tun zu guten Zwecken für arme Menschen, deren es heutzutage gar viele gibt auf Erden; und brauchst deshalb nicht zu fürchten, daß dich unser Herrgott verhungern lasse ob Deinem Wohltun; denn je mehr nach unten hinausfällt aus Deiner Hand in den Schoß der Armen, desto mehr legt der unendlich reiche Gott oben wieder darauf; und alles, was Du für gute Zwecke gibst, ist wie das Getreide, das Du aussäest auf dem Felde. Das ist auch nicht verloren, sondern geht auf und bringt seine Frucht und diese Frucht gehört Dir, weil Du das Saatgut dazu hinausgeworfen hast auf den Acker“ . . .

Wir haben übrigens neben unserem großen Anliegen auch noch ein kleines. Unsere Mission ist eben im Laufe der Jahre und unter dem augenscheinlichen Segen Gottes gar groß geworden. In weitem Umkreis haben sich schwarze Christen und Katechumenen angesiedelt, und deshalb sind Außenstationen mit eigenen Kapellen und Schulen notwendig geworden. Von meiner Tageschule im hiesigen Christen-

dorfe habe ich den geehrten Lesern schon wiederholt erzählt. Dort sollen wir nun in Bälde dank der Hochherzigkeit einer edlen Dame — ihren Namen will ich heute noch nicht nennen; ich sage bloß, es ist eine meiner eigenen Verwandten — ein hübsches „Loretto-Kirchlein“ bekommen. Dasselbst soll jede Woche ein bis zweimal hl. Messe gelesen werden, was nicht nur für die dortigen Schulkinder, sondern namentlich auch für alte und gebrechliche Leute, die den weiten Kirchenweg nicht mehr machen können, ein wahrer Segen sein wird, und im Anschlusse an die hl. Messe

ungen, und schließlich kam es so weit, daß Fürst Pata die Erlaubnis gab, auf seinem Grund und Boden eine Kirche und Schule zu erbauen.

Man weiß, was es heißt, bei den Schwarzen einen Fürsten für sich zu gewinnen; damit gewinnt man meistens zugleich das ganze Volk, und ebnen sich dem Missionswert mit einem Schlag alle Wege. Nur gilt es hier, das Eisen zu schmieden, so lange es heiß ist. Der Volksstamm ist 2 bis 3 Wegstunden von hier entfernt, und daher der Bau eines eigenen Kirchleins, das zugleich als Schule dienen müßte, notwendig.



Eine Nordpolfahrt.

Photogr. Verlag der Photogr. Union in München.

soll zugleich für jung und alt eine Katechese gegeben werden. Dafür wäre also bereits gesorgt.

Nun befindet sich aber drüben überm Unzimfulufluß ein schönes, reich bevölkertes Stück Land, das vom angesehenen Häuptling Pata regiert wird. Jahre hindurch war Volk und Fürst jeder Annäherung zum christl. Glauben durchaus abgeneigt, und viele zweifelten daran, ob sie sich überhaupt jemals bekehren würden. Später tauchten Gerüchte auf, viele aus dem Volke seien den ama-Romas gut gewogen und wünschten sogar für ihre zahlreichen Kinder eine eigene Schule, aus Furcht vor dem Häuptling hielten sich jedoch die Männer noch zurück.

Nun ereignete es sich, daß der älteste Sohn des Häuptlings, und zwar mit Erlaubnis seines Vaters, um ein Mädchen aus unserm Marienhaus warb. Dadurch wurden unsere Missionäre mit dem Häuptl. näher bekannt; es folgten gegenseitige Besuche und Einlad-

ungen. Denn der Häuptling und sein Hofstaat sind dicke, schwere Männer, lauter „Leute von Gewicht“, und von ihnen ließe es sich trotz ihres sonstigen guten Willens nicht erwarten, daß sie jeden Sonntag zwei bis drei Stunden weit zur Kirche kämen.

Grund und Boden für den Bau, sowie die Erlaubnis der Regierung hat sich die Mariannhiller Mission bereits gesichert. Doch lassen wir hier unserm Superior und Missionär, dem Hochw. P. Innocenz Buchner, das Wort. Er schreibt: „Bezüglich eines Kirchleins in Enakuzeni — die Wahl eines christlichen Namens bliebe dem großmütigen Stifter überlassen — haben wir in der Lokation von der Regierung einen Aere Land „geschenkt“ bekommen. Die Vermessungskosten jedoch beliefen sich auf Lfr. 10 (200 Mark). Als Bedingung ist gefordert, daß sich auf dem Grundstück innerhalb dreier Jahre ein Gebäude im Mindestwerte von Lfr. 100 (2000 M.) befinde.

Run haben wir aber dabei mit einer neuen Schwierigkeit zu kämpfen. Infolge der Sperre wegen der Pest können wir natürlich nicht mit dem eigenen Fuhrwerk das Baumaterial in die Lokation befördern, sondern muß vielmehr der Bau mit fremder Akkordarbeit hergestellt werden. Notwendig wird ein Missionskirchlein von 60 Fuß Länge und 25 Fuß Breite (20×7,5 m) nebst einem Häuschen für den Missionär, damit er im Notfalle auf seiner „Zitiale“ auch übernachten kann; denn sie liegt auf der anderen Seite des Umzinkulu, und dieser „Herr“ kann sehr rücksichtslos auftreten, wenn er, durch Gewitterregen im Hochgebirge angeschwellt, urplötzlich im Vollgefühl seiner Macht erwacht und dem ahnungslosen Missionär den Rückzug zur Hauptstation abschneidet. Ezenstochau hat guten Grund, den menschenfreundlichen Absichten dieses „launischen Herrn“ zu mißtrauen, denn schon manches Menschenleben, auch einer unserer Brüder mit einem Kaffernknaben samt Wagen und Pferden sind ihm zum Opfer gefallen.

Die genannte Außenstation ist sehr schön gelegen und entbehrt keineswegs der landschaftlichen Reize. Das Kirchlein soll am linken Ufer des Umzinkulu-Flusses am Südwestabhange des Hlabeni-Gebirgskammes, so recht mitten im Heidenviertel, auf einer Felsenkuppe entstehen. Vor sich nach Westen und Südost hat der Beschauer das herrliche Umzinkuluthal vor sich, im Rücken den gewaltigen Berg, der mit seinen grünen Matten, seinem Urwald und den zuletzt steil abfallenden Felsenwänden bis zu einer Höhe von 4600 Fuß aufsteigt. Zwischen den vielen feinen Kuppen, dem dunkeln Urwald und den heller gefärbten Matten liegen die zahlreichen, bienenkorbenartigen Hütten der heidnischen Schwarzen. Nur nach Südwesten zu zeigen sich die Waldplantagen der Missionsstation Ezenstochau als ein Zeichen der landeinwärts dringenden Kultur. Erhebt durch den Edelsinn unserer Leser das Kirchlein im Blauen, freundlichst sind sie dann eingeladen, bei Anlaß der Kirchweihe ihr Werk in der Wildnis zu schauen.“

Ich habe diesen Worten unseres Hochwürdigen P. Superiors nichts beizufügen. Uebrigens, dachte ich, die Dringlichkeit und der gute Zweck unserer Sache sprechen für sich selbst. Wer will sich also im fernen Heidenland durch Gründung eines Missionskirchleins auf dem Hlabeni-Berg ein Denkmal setzen bis in die späteste Zukunft, oder wer wenigstens einen Baustein dafür liefern oder für die neue Missionskirche in Ezenstochau? Für jede, auch die geringste Gabe sagen wir zum voraus herzlichen Dank und ein tausendfaches „Vergelt's Gott!“

Etwaige Beiträge wolle man unter genauer Angabe des Zweckes senden an die auf dem Titelblatte des „Vergiftmeinnicht“ angegebene Vertretung des Missionsklosters. Mariannhill.

Die Wanderungen der Vögel.

Die Zugvögel, nämlich viele Wasser- und Sumpfvögel, alle Insektenfresser, sowie viele Arten der von Samen lebenden kleineren Sänger, verlassen ihre Heimat periodisch und ziehen jedes Jahr im Herbst in großen Scharen nach dem Süden, um mit dem Beginne des Frühlings wieder zu uns zurückzukehren. Die Strichvögel streifen nomadisch ohne bleibende Stätte umher, während die übrigen, meist Raubvögel und Körnerfresser, Standvögel sind. Die Wander-

ungen der Vögel hat man seit alter Zeit bewundert und beobachtet, und immer waren die hoch in den Lüften ziehenden Linien und Geschwader eine Bottschaft des nahenden gefürchteten Winters oder des ersehnten Frühlings. Eine für alle Fälle ausreichende Erklärung dieser Erscheinung vermag die Wissenschaft nicht zu geben.

Die Reisen gehen bei vielen Vögeln mit einer bestimmten Taktik vor sich; Störche und Wildgänse bilden einen Keil, Kibitze und Regenpfeifer eine schiefe Linie, andere schwärmen in wildem Durcheinander. Auch werden Zeit und Ort sowohl des Abzuges als die Rückkehr mit oft überraschender Genauigkeit eingehalten, so daß zahlreiche Bauern- und Jägerregeln darauf begründet sind. Wenn man bedenkt, daß z. B. die Schwalbe bis tief nach Afrika hinabgeht, dort sieben bis acht Monate verweilt und dann Jahr um Jahr regelmäßig auf denselben Bauernhof in den dichtgedrängten Dörfern Mitteldeutschlands zurückkehrt und dort ihr altes Nest sofort wiederfindet, so sind das doch Wirkungen eines Gedächtnisses und einer Wahrnehmungskraft, Kundgebungen, die unter dem Namen „Instinkt“ zusammengefaßt werden.

Die Mehrzahl der Vögel wandert bei Nacht; man hat mit dem Fernrohr oft in mitternächtlicher Stunde ihre hoch vor der Mondscheibe vorüberziehenden Scharen beobachtet. Die meisten Vögel erheben sich indes nicht höher als nötig, um sich einerseits vor dem Geschoße des Menschen zu sichern, andererseits aber das unter ihnen liegende Gebiet zu überschauen, Weg und Richtung zu ermitteln und geeignete Ruheplätze aufzusuchen. In hohen Gebirgen kommen sie dem Boden besonders nahe und wählen zu ihren Ubergängen nur Schluchten. So wandern sie seit den uralten Zeiten in denselben Tälern, in denen auch die Völker auf- und abtuteten, sie ziehen in denselben Pässen über die Alpen, in denen Hannibal, Karl der Große, Barbarossa und Napoleon diese Berge überschritten. „Durch die Wanderungen der Vögel wurden schon längst die Linien all der kühnen Bergstraßen bezeichnet, die zum Teil erst in neuester Zeit entworfen und angeführt wurden“. Oft geht die Massenhaftigkeit der wandernden Vögel ins Kolossale. Man sah Züge von Störchen und Sturmvögeln, die eine halbe Meile in die Breite annahmen und ununterbrochen Stunden währten.

Das großartigste Schauspiel in dieser Beziehung bietet wohl die Wandertaube Amerikas, wahre Völkerwanderungen dieser Vögel, deren donnernder Flügelgeschlag das Ohr betäubt und deren Zahl jeder Berechnung spottet.

Auf ihrer Wanderung finden viele Vögel ihren Tod, oft ist gerade der Mensch der gefährlichste Feind derselben. Oft mehr aus Barbarei und aus Unkenntnis werden tausende getötet, selbst Nachtigall und Lerche schützt nicht ihr Lied. Ja, „das Land der Musik und des Gesanges“, Italien, ist berüchtigt durch die mörderischen Verfolgungen, welchen die Singvögel dort auf ihrem Durchzuge unterliegen. Werden doch allein an den Ufern des Lago Maggiore jährlich 60 000 gefangen.

Christus als Kinderfreund.

(Siehe Bild Seite 103.)

Wenn der Herbststurm draußen heulend um das Dach fährt, dann ist es doch zu traulich im warmen Stübchen zu Mutters Füßen. Sie erzählt, ach, so viele

Geschichten, doch am schönsten ist's, wenn sie von Christus spricht. Wie er so rein und edel über die Erde gewandelt ist und wie er der armen Witwe Sohn von den Toten auferweckt und den Blinden ihr Augenlicht zurückgegeben hat. Wie er zu allen Menschen so gut war und wie er vor allem die Kinder so lieb hatte! „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ sprach er und fast immer war er von ihnen umgeben! Auch wir Großen sollen sein wie die Kinder, gläubig und hoffend zu ihm aufblickend, wenn sein Auge voll Liebe auf uns ruht.

Wie die Zeitung ganze Wälder frisst, liest man wieder in der „American Review of Reviews.“ Die Tannen, Fichten, Buchen und Pappeln sind es besonders, die als Opfer der Zeitungen fallen. Denn sie eignen sich am besten zur Herstellung der gewaltigen Papiermassen, die jetzt alltäglich verbraucht werden. Dabei wachsen die Zeitungen unausgesetzt sowohl an Umfang wie an Auflage. Im Jahre 1905 betrug die tägliche Produktion an Holzpapier zehnmal soviel als vor 25 Jahren, und sie bedeutet eine jährliche Vernichtung von 50 000 Hektar Wald. Allein die Zeitungen hatten 1905 in den Vereinigten Staaten 6000 Setzmaschinen im Betriebe. Die Sonntagsnummern der sechs New Yorker großen Zeitungen umfassen durchschnittlich 60 Seiten, und jedes Exemplar erfordert soviel Papier als zur Herstellung eines Buches von 480 Seiten notwendig wäre. In den Vereinigten Staaten erscheinen 456 große Sonntagsausgaben; ihre bedruckte Fläche entspricht insgesamt dem Papierinhalt einer Bibliothek von 6 Millionen Büchern zu je 500 Seiten! Die Notwendigkeit, für die Herstellung dieser gewaltigen Papiermengen andere Rohmaterialien heranzuziehen, wird immer dringender. Wenn das bisherige Verfahren beibehalten würde, würde nach einer genauen Berechnung in 33 Jahren in den ganzen Vereinigten Staaten kein einziger Baum mehr übrig sein!

Ein Frühlingslied.

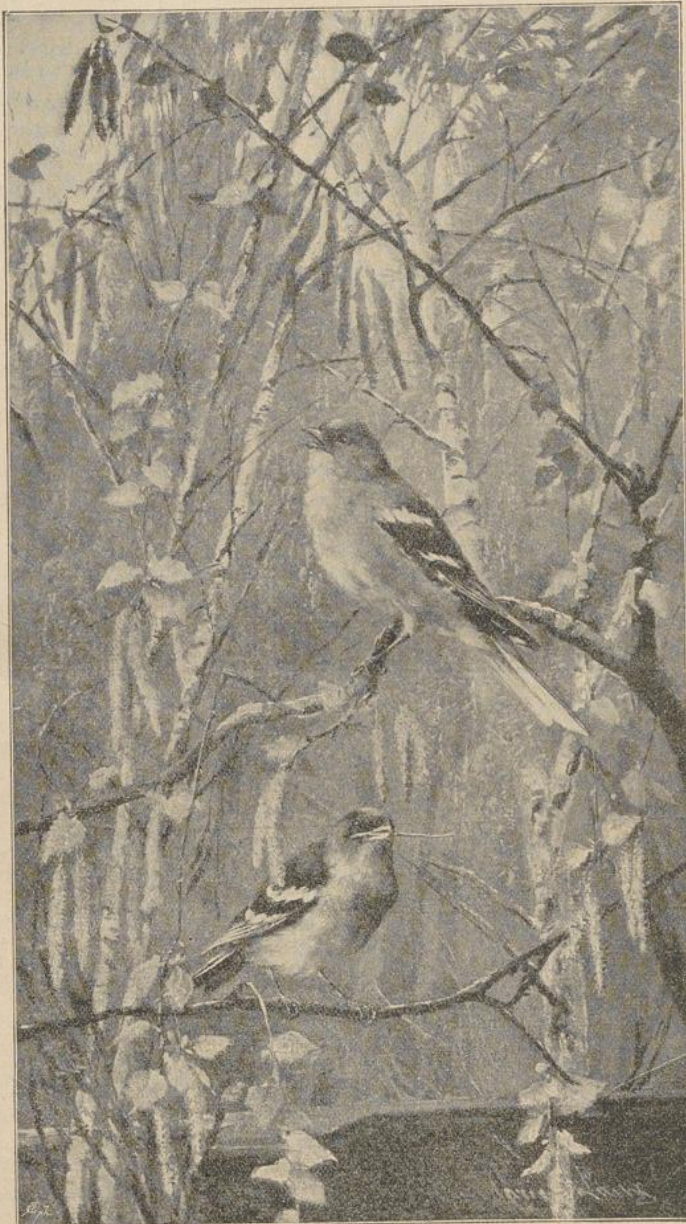
Frühling! Welcher Zauber liegt allein schon in dem Wort! Welche Sehnsucht enthält es, wenn wir es in trüben Wintertagen vor uns hinjagen? Nun ist er da! Welch Jubilieren und Zauchzen und Singen all der Vögelchen, wenn man den duftigen Wald betritt! Ein Aufatmen geht durch die Natur; auch dem Ärmsten, dem Mutlosesten geht ein Schimmer von Hoffnung durchs Gemüt.

„Nun, armes Herz, vergiß die Dual,
Nun muß sich alles, alles wenden!“

Ein Beweisstück für Bauern und Philosophen.

Duns Scotus, der berühmte Scholastiker, begegnete einst einem Bauer, welcher gräuliche Fluch- und

Lästerworte ausstieß, weil ihm seine Ochsen nicht recht gehen wollten. Der geistreiche Pater ermahnte den Bauer mit wenigen Worten über seine Höllensprache; er stellte ihm die Gefahr der ewigen Verdammnis vor, wenn er hartnäckig bei diesem sündhaften Gebrauche verharrte. Der Bauer aber wurde hierüber noch zorniger.



Ein Frühlingslied (Text nebenstehend.)

niger. „Was“, sprach er mit trockenem Unwillen, „was habt Ihr mir da vorzupredigen von der ewigen Verdammnis! Wenn Gott beschlossen hat, mich selig zu machen, wie er es ohnehin jetzt schon wissen muß, weil er allwissend ist, so werde ich unfehlbar selig, hat er aber beschlossen, mich zu verdammen, so hilft mir all mein Tun und Lassen nichts, so werd' ich dennoch verdammt werden. Was liegt also daran, ob ich fluche oder nicht?“

Der Mann Gottes hörte ihn geduldig an und gab zur Antwort: „Mein Bruder, wenn dem also ist, wie Du sagst, ei, warum fährst Du denn auf den Acker, um Dein Feld anzubauen? warum streuest Du denn Samen aus? ja, warum wirst Du so zornig über Deine Ochsen? Wenn Gott beschlossen hat, daß Du ernten sollst, wie er doch alles vorher weiß, was geschieht, so wird es auch geschehen, Du magst säen oder nicht, du magst ackern oder nicht, du magst mit Deinen Ochsen ausfahren oder daheim bleiben. Hat er aber beschlossen, daß Du nichts ernten sollst, so wirst Du auch nichts bekommen, Du magst schwitzen, so viel Du willst. Probiere es nur einmal, Jahre wieder nach Hause, lasse Dein Feld unbebaut liegen, und obsonen ich nicht weiß, was Gott beschlossen hat, so versichere ich Dir, daß Du keinen einzigen Halm Getreides ernten wirst. Wisse also: Gott hat nur dann beschlossen, Dich selig zu machen, wenn Du sein Gesetz hältst, und Dich zu verdammten, wenn Du ein gottloses Leben führst.“

Dieser schlagende Beweis hat dem Bauern die Augen geöffnet.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Altenessen, Sprendlingen, Seppenrade, Lidinghausen, Weisweiler, Effen, Eielendorf, Böttrop, Moselfern, Godesberg, Reiskendorf, Altenhunden, Königswinter, Fagen, Treis, Honsfeld, Oberhausen, Wärseln, Aachen, Dalhausen, Höfen, Wirpsfeld, Pant, Gerolstein, Feldhausen, Köln, Paderborn, Osterfeld, Steinheim, Salztotten, Grevin, Salmrohr, Kopstal, Kell, Steinhausen, Ochtrup, Effen, Wefese, Veen, Dären, Nenrath, Contern, Werden, Kupperdrehn, Niederau, Herhagen, Jengraben, Oberweis, Hüring, Rotteln, Rödder, Neßlingen, Benholthausen, Aunen, Güllern, Henglaru, Gösdorf, Goch, Emmerich, Frankfurt a. M., Hofschensbach, Rhina, Badhausen, Mülhausen, Begnau, Haslach, Mündberg, Oberwittighausen, Bilsed, Nürnberg, Schwangau, Schöneburg, Rosenegg, Mondfeld, Bortal, Stadtprozelten, Nauenberg, Würzburg, Fehrenbach, Dorfprozelten, Oppeln, Ammerzweiler, Wertingen, Rippenberg, Medach, Paar, Untertürkheim, Drachelsried, Unterahleheim, Wangen, Kotten, Bräunlingen, Ehefasts, Bittthard, Osterwargau, Roth, Weilenberg.

Danksgagungen

gingen ein aus: Aholshausen, Wertingen, Zwiefalten, Weisenbach, Gallneufkirchen, Pettenhofen, Schludenau.

Gebets-Empfehlungen.

Um Nächstenliebe, 4mal. Um würdige Osterkommunion, 9mal. Um gute Hausleute, 2mal. Um Frieden im Hause, 10mal. Erstkommunikanten, 18mal. Befreiung von Seelenleiden, 6mal. Um Gesundheit, 8mal. Ein leichtsinniger Sohn, 3mal. Um wahren Beruf, 5mal. Sieg über Feinde, 2mal. Gute Stelle, 8mal. In großer Geldnot, 4mal. Besondere Anliegen, 20mal. Befreiung von Nervenleiden, 6mal. Waisenkinder, 3mal. Glück. Entbindung, 8mal. Eine ungläubige Familie. Um Sinnesänderung, 10mal. Befreiung von Augenleiden, 3mal. Kranke Witwe mit 6 Kindern. Nervenleidender kranker Mann. Um Frieden in einer Familie, 10mal. Um die Gnade der Beharrlichkeit. Erhöhung in einem großen Anliegen, 5mal. Um Glück und Segen im Geschäft, 10mal. Ein Vater um Ablegung einer Leidenschaft und gute Osterbeicht. Mehrere Mädchen um Erlangung großen Gebetsseifers. Zustandkommen einer Kongregation. Guten Hausverkauf, 3mal. Schwerenmütige, 6mal. Geistesranke, 3mal. Um gutes Studium, 6mal. Glückliche Sterbestunde, 5mal. Um Befreiung mehrerer Personen, 8mal. Glück. Ausgang von Prozessen, 5mal. Vermietung eines Lokales. Wiederfinden verlorener Sachen, 5mal. Glück. Operation, 4mal. Tuberkulöse Kranke, 6mal. Glück. Examen, 3mal. Auf Fernwegen Geratene, 4mal. Christl. Kindererziehung, 6mal. Gelähmter Knabe. Um lebendigen Glauben. Ein verstor. Priester. Um gute Heirat, 4mal. Ordnung zerrütteten Hauswesens. Um guten Ausgang mehrerer drückender Anliegen. Eine franke Tochter.

Ein irrfinniger Vater. Um gute Wohnung, 6mal. Aufnahme braver Pfändner. Ungearteter trunksüchtiger Sohn, 4mal. Ein Gehirnkranke. Ein Herzensanliegen. Sehr schwere Anliegen, 10mal. Um Kinderlegen, 11mal. Befreiung von Fußleiden, 6mal.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Messbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Jungfrau Leisse, Dalhausen. Agnes Bod. Wilhelm Hanebed. Louise Drüppel. Ehem. Sr. Rosina. Katharina Dirnbach. Bernardine Hedert. Heinrich Hedert. Arnold Langer. Christine Koll. Bilar. Klostermann. Pfarrer Dörsels. Werner Gerold. Magdalena Müller. Robert Scholer. Peter Schmitz. Maria Wiemann. Theresie Steinmetz. Helena Welty. Nikolaus München. Maria Humler, Templeton. Joma. Johann Lenz und Maria Lenz, New-Hampton, Joma. Peter Renner, Glen-Allen, N.-Dal. Katharina Balbini. Johann Alfamer. Maria Maria Gern, Buffalo, N.-Y. Theodor Waser und Rev. Father Wanderly, Cleveland, Ohio. Theresia Nelle, Fort Madison, Iowa. Kath. Sigmund, Neufkirchen Balbini. Johann Alfamer, Stuttgart. Lorenz Kling, Offenburg. Peter Pfister, Luzern. Theresia Dorn, Jany. Anna Lacher, Bilsed. Anna Geismann. Pinzberg. Basilius Hörtth, Ottersweier. Anna M. Weiß, Reibach. Pinzberg. Ruf, Wangen. Th. Jung, Frankfurt. J. G. Heuser, Eutingen. Mich. Schindler, Pfr., Neufkirchen. Frz. Seraph Hlsmayer, Kommodant, Rothach. Elise Röhl, Dietldorf. Heinrich Heel, Pfr., Ketttershausen. Inspektor Henberger, München. Katha. Rohmojer, Aibling. Joh. Euseb. Steiner, Pfr., Burgberg. Fran. Bauer, Medach. Joh. Bapt. Stos, Hünweiler. Theres. Mayr, Leutkirch. Josefina Dienstel, Erkein. Simon Müller und Dr. Eugen Wiedenmann, Rottenmünster. Veronika Herbert, Motten. Johannes Hägler, Killingen. Jodot Bar, Andelsbuch. Marianna Langner, Rottwil. Eduard Langasel, Kremsier. Sochw. Josef Bruggera, Laas. Maria Ida Urthaler, Aetiffin, Säben. M. Evangelista Reisinger, Schulschw. Linz. M. Maria Paula Kuguit, Ursuline, Laibach. M. Pothalis Leitner, Linz. Frau Jarz, Leutzbach. Pfr. Joh. Ev. Boddoj, Kudoßswert. Maria Marko, Egidy Tunnel. Alois Karl, Deutschlandsberg. Josef Steinhauer, Kumberg. Rosalia Vojsek, Gallneufkirchen. Franziska Pamer, Graz. Heinrich Goch, Schönbau. Sochw. Stephan Marzchner, Mariaheim. Anna Frankl, Birtfeld. Sigmund Reichsgraj Engl, Linz. P. Danno Ansforg, Gumpendorf. Erz. Dr. Karl Lueger, Wien. Anna Klara Seifhelm, geb. Krafte. Heinrich Kipper. Witwe Janssen. Frau Willens. A. Hartmann. Maria Pfingsten. Arnold Bordenwin. Marianna Schneider. von Nidelen, Pfarrer. Laurenz Heuss. Elise Fromme. Katharina Scheppers. Josefina Stasacius. Josef Niedenhof.

Briefkasten.

(An dieser Stelle werden wir nach Bedürfnis kurze Mitteilungen bringen und Antworten geben, die vielleicht nur von einer Person angeregt sind, jedoch für einen weiteren Leserkreis von Nutzen sein werden.)

B. in F. In Würzburg hat nie ein Trappistenkloster bestanden, noch existiert dasselbst in der Reibelsgrasse 10 ein Kloster der Mariannhiller Mission. Die Prokuratur dieser Mission ist nur ein gewöhnliches Haus, in welchem sich vorübergehend das eine oder andere Missions-Mitglied aufhält, die notwendigen Geschäfte für die afrikanische Mission zu besorgen. Eine Hauskapelle ist nicht vorhanden. Die Versorgung vieler Missionsangelegenheiten ermöglicht es dem jeweiligen Prokurator nicht, irgendwo in Seelsorgearbeiten anzuhelfen.

C. in A. Der Ausdruck „Was kostet eine hl. Messe?“ ist zu beanstanden und sollte vermieden werden. Eine hl. Messe kann nicht gekauft und verkauft werden. Nach althergebrachter Gewohnheit geben aber die Christgläubigen dem Priester für das Besorgen einer hl. Messe nach einer angegebenen Meinung als einen Beitrag für den Lebensunterhalt des Priesters, Anschaffung der Messerfordernisse z. ein Almosen, auch Mess-Stipendium genannt. Missionare in Heidenländern, die gewöhnlich noch gar keine anderen festen Einnahmen haben, bedürfen einer solchen Unterstützung offenbar noch mehr als andere Priester, die irgend ein Gehalt beziehen. Die Höhe dieses Almosens ist in verschiedenen Teilen der Erde sehr verschieden, in Amerika z. B. durchweg 1 D. = 4 Mark, in Süd-Afrika 2.50 Mk., in Österreich stellenweise 2 Kr., in der Schweiz 2 Fr., in manchen deutschen Diözesen nur 1.50 Mk. Wir sind sehr dankbar für recht hohe Mess-Stipendien, nehmen aber auch niedrigere an, zumal wenn nicht genügend die ersteren einlaufen.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Vergißmichnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

28. Jahrgang.
Nr. 6.

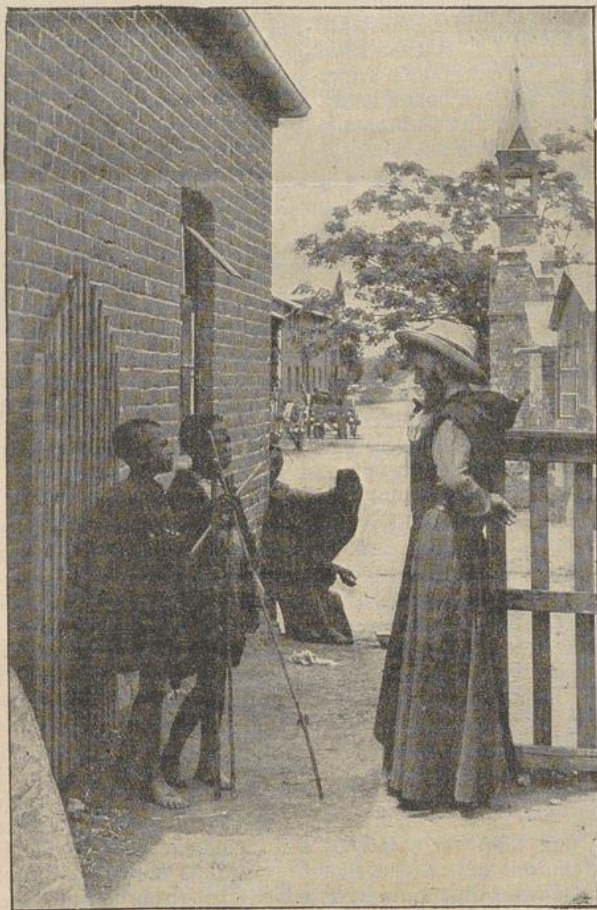
Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.

Uebersahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postfach-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
Juni 1910.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Br. Gosbert, Hauschaffner,
fertigt zwei Kaffernknaben an der kleinen Pforte ab.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Das Opfer.

Stand, von Rosenlicht umkränzt,
Einst ein Kreuz am Wegesrand,
Und ein Mägdlein kam gegangen,
Sah das maitensöhne Land.

„O, mit Rosen will ich krönen,
Sprach es, „meine Stirne heut;
Sind sie doch ein treues Bildnis
Wonnevoller Jugendzeit.“

Und es neigt sich ins Gezweige,
Dorthin, wo's die schönsten gab;
Da erklang vom Christusbilde
Ernst und vorwurfsvoll herab:

„Ach, du sinnst auf eitle Zierde,
Und ich hänge sterbend hier;
Willst Dein Haupt mit Rosen schmücken
Und die Dornen läßt Du mir!“

Tief betroffen stand das Mägdlein,
Legt den Blütenkranz aufs Feld
— Unentweihter Jugendgabe —
Und verläßt den Glanz der Welt.

L. W., S. J.

Christbescherung in unserer Dorfschule.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Czenstochau. — „Weihnachten“, — welch selige Wonne zaubert doch dies eine Wort in alle Kinderherzen hinein! Zu keiner Zeit das ganze Jahr hindurch zeigen sich die Segnungen des Christentums in höherem Grade als gerade um Weihnachten. Da bringt das liebe Christkind Freude und Frieden vom Himmel hernieder und kettet die einzelnen Familienglieder auf's neue gar innig zusammen. Den Kindern wird die Liebe, welche die Eltern und Erzieher zu ihnen tragen, fast handgreiflich und diese hinwiederum begeistern sich an der Freude und dem Danke ihrer Kinder zu neuen Opfern.

Im Missionsleben aber erscheint uns diese Freude noch reiner und vergeistigter, als in der einzelnen Familie. Wenn man da vor dem Christbaume steht und sieht, wie diese schwarzen Kleinen förmlich hungern nach dem wahren ewigen Glück, und wenn man anderseits aus trauriger Erfahrung weiß, wie weit noch so viele Kinder von diesem wahren Glück entfernt sind, da weckt die Liebe zum Christkind neuerdings im Herzen das stille Gelöbniß, auszuhalten in seinem schönen schweren Berufe und mutig die Opfer auf sich zu nehmen, welche die Rettung unsterblicher Seelen erfordert. . . .

Doch nun zur Christbescherung! Auf der Missionsstation selbst fand dieselbe am hl. Abend, mit Eintritt der Dunkelheit statt. In jeder Schule war ein schmucker Christbaum aufgestellt, um den sich die Kinder in staunender Ehrfurcht mit ihren Lehrern und Lehrerinnen, sowie den ehrw. Brüdern und Schwestern versammelten. Ueberall sah man erleuchtete Fenster und hörte man hellen Kinderjubiläum, vermischt mit frommen Weihnachtsliedern. Bis zum Schlafengehen wurde dem lieben Christkindlein durch Gesang und Gebet gehuldigt. Die Geschenke, die unter dem Christbaum lagen, waren einfach und nicht gar zahlreich; doch ein Kinderherz ist genügsam, und unsere schwarzen Kleinen empfangen sie mit Entzücken. Unsere größeren Kinder aber, sowie eine überaus große Menge der erwachsenen Neubekehrten empfangen am hochheiligen Weihnachtsfeste die hl. Kommunion; und dies bleibt immer die schönste Art und Weise, Weihnachten im Geiste und in der Wahrheit zu feiern.

Draußen in unserer Dorfschule, von der ich unsern geehrten Lesern schon so oft erzählte, sollte die Christbescherung erst am Feste des hl. Johannes stattfinden. Schon in aller Frühe kamen unsere lieben Kleinen daher, stellten sich vor dem Schullokale auf und harrten mit Spannung des Augenblicks, da die schon seit mehreren Tagen so geheimnisvoll verschlossene Schultüre sich öffnen würde. Der Hochw. P. Superior, P. Innoc. Buchner, der eben zum Besuche hier weilende Hochw. P. Baldwin Reiner, der Missionär Rev. P. Em. Hanish, P. Benno, der Leiter unserer Knabenschule und die beiden Brüder Schaffner von Czenstochau, Br. Meinrad und Br. Leodegar, waren ebenfalls zur Christbescherung erschienen, eine Ehre, auf welche meine lieben Schulkinder nicht wenig stolz waren.

Außerdem waren da: unsere ehrw. Schwester Oberin, Schw. Rosa und sämtliche Lehrschwestern der Station Czenstochau. Wahrlich zu viel der Ehre für unsere arme Tageschule. Nur eines bedauerten unsere Kinder und wir alle sehr, daß es uns nämlich nicht vergönnt war, unsern teuren Hochwürdigsten Herrn Propst Gerard Wolpert in unserer Mitte zu haben. Seine Anwesenheit hätte die allgemeine Freude noch wesentlich erhöht.

Endlich öffnete sich das Schullokale; die Kinder, 40 Knaben und 54 Mädchen, traten ein und nahmen dichtgedrängt in den Bänken Platz. Völl Staunen und Bewunderung waren ihre glänzend schwarzen Augen nach vorne gerichtet, wo auf dem Katheder unter Kerzen und frischem Blumenschmuck ein holdes Jesukindlein stand, das segnend die Hände erhoben hatte. Hinter dem Jesukind standen auf einigen Stufen drei weißgekleidete Mädchen im Alter von 7 bis 8 Jahren, während 2 größere Schulumädchen im Alter von 12 bis 13 Jahren sich rechts und links vom Christkindlein im Vordergrund postiert hatten. Sie waren ebenfalls als Engel gekleidet, hatten weiße Flügel an den Schultern und trugen ein golbschimmerndes Papierdiadem auf der Stirne.

Rings um das Altärchen lagen auf Abstufungen die Christgeschenke für die armen Kinder meiner Tageschule, die mir unsere edlen Wohltäter, lauter Vergißmeinnichtleser, geschickt hatten. Das liebe Christkind muß die Kinder unserer Dorfschule besonders gern haben, denn es hat ihnen gar viele Kleidchen und Stoffreste geschickt. Durch die Sam-

meistelle in Köln kamen schon fertiggestellte Kleiderchen und gute Stoffe, desgleichen erschien von Würzburg manch hochwillkommene Sendung. Ein edler Herr aus Herzogenbusch, sowie eine Amerikanerin sandte Geld für Knabenanzüge; es kam gerade recht, denn viele unserer Buben hätten sonst nichts bekommen. Kurz, die diesjährige Christbescherung war für unsere armen Kinder reichlich zubemessen, und die Freude der schwarzen Kleinen kannte keine Grenzen.

Nachdem die Kinder ihr erstes Weihnachtsliedchen gesungen, traten zwei Mädchen von 10 Jahren, ein Knabe von zwölf, und ein kleines sechsjähriges Mädchen vor. Sie begannen unter sich ein kindliches Zwiegespräch, klagten über ihre Armut und sprachen von ihrer Hoffnung auf das liebe Christkindlein.

Christkindlein nieder und verrichteten zusammen ein innig-frommes Dankgebet.

Dieses kindlich einfache Festspiel brachte den schwarzen Schulkindern, welche demselben mit gespanntester Aufmerksamkeit gelauscht hatten, erst die tiefere Bedeutung der Christbescherung zum Verständnis.

Nun sangen sie abermals zusammen ein frommes Weihnachtslied und hierauf rief ich meine von dem ganzen Vorgang tief bewegten Kinder einzeln beim Namen auf; jedes nahte sich dem Altärchen, wo das Jesuskindlein stand und empfing hier seine Gabe.

Mit artiger Verbeugung schritten sie durch die Reihe der ehrw. Schwestern an den hochw. Vätern vorbei und kehrten sodann an ihre Plätze zurück. Hätten doch alle unsere geehrten Wohltäter, die zu dieser



Rast der Chor-Religiosen bei einem Spaziergang.

Da hub plötzlich ein Engel zu reden an und wies auf die reichen Geschenke hin und auf das göttliche Kind, das ihnen dieselben gebracht. Auf die kindlich naive Frage der Kleinsten, ob wohl die schönen Sachen alle direkt vom Himmel kämen, erklärte ihnen der Engel, daß ihnen das alles von ihren Missionären und Schwestern geschenkt werde, und betonte dabei die Liebe und Aufopferung ihrer geistlichen Lehrer und Lehrerinnen.

Auf die erstaunte Frage des Knaben: „Woher nehmen doch unsere guten Väter und Mütter die vielen Sachen her, sie, die aus Liebe zu Gott die Heimat und alles verlassen haben und kein irdisches Gut besitzen?“ begann der zweite Engel von der Liebe und dem Opfersinn der edelgesinnten Wohltäter drüben überm großen Weltmeer zu reden. Diese hätten für die kleinen Schwarzen Afrikas soviel gesammelt, genäht und gespendet. Dafür erwarteten sie nun aber auch, daß dieselben recht fromm und brav blieben und fleißig für sie beteten.

Da knieten die fünf Kinder sofort vor dem

Christbescherung irgend etwas beigetragen, Zeugen des rührenden Aktes sein können! Sie hätten sich sicherlich für ihre Opferspende reich belohnt erachtet. Von den kleineren Mädchen, im Alter von 6—12 Jahren, bekam jedes ein einfaches Flügelfleiderchen; die größeren, 12 bis 16jährigen erhielten eine Bluse. Jeder Knabe wurde mit einem Höschen bedacht; besonders brave und fleißige Knaben erhielten auch noch eine Jacke dazu. Einzelne erhielten auch hübsche, von Wohltätern gespendete Mützen, die aus lauter bunten Flecken zusammengenäht waren. Kaum hatte das letzte Kind seine Gabe in Empfang genommen, da brach die Freude in hellem Jubel los, und das Tanzen, Springen und Singen wollte kein Ende nehmen.

Uebrigens war damit die ergreifende Christbescherung noch nicht zum vollen Abschluß gelangt, denn auch die ganz Kleinen, im benachbarten Kindergarten, hatten sich zum gleichen Zweck versammelt. Auch viele Mütter waren da zugegen und trugen ihre Lieblinge auf den Armen. In einem Lokale der Kinderbewahranstalt stand ein großer Christbaum, und

daneben lagen auf Bänken die buntfarbigen Geschenke; meist Kleidchen, die aus allerlei Stoffresten zusammengestückelt waren.

Drei kleine, als Engeln gekleidete Mädchen knieten mit schön gefalteten Händchen vor dem lieben Jesuskinde und sagten ihm ihr Sprüchlein auf. Die übrigen 2—5jährigen Buben und Mädchen aber standen tiefergriffen da und blickten staunend auf die schönen weißen Engeln und das liebe Christkind in der Krippe.

Nachdem auch von ihnen jedes seine Gabe erhalten hatte, eilten sie jubelnd hinaus in den Hofraum und machten durch Springen und Singen dem über-vollen Herzen Luft. Die größeren Schulkinder, die sich ihnen ebenfalls zugesellten, versammelten sich auch noch vor unserer Lourdes-Grotte und beteten und sangen da aus dankerfülltem Herzen für ihre guten Wohltäter. Nachdem sie sich zum Schlusse noch den priesterlichen Segen geholt, eilten sie, die geschenkten Kleidchen hoch in der Luft schwingend, nach Hause und verkündeten jedem Vorübergehenden die Freude, die ihnen geworden.

Die Mütter der Kleinen aber wußten nicht, wie sie der Schw. Ludovika, der Mutter im Kindergarten, gebührend danken sollten. Desgleichen kamen an diesem und dem folgenden Tage viele Eltern auch zu mir und waren voll des Lobes und des Dankes für all das, was wir ihren Kindern getan.

Ich selbst aber sage allen den hochgeehrten Wohltätern, die mir zu dieser schönen Christbescherung verholfen, ein recht inniges, tausendfaches „Vergelt's Gott!“ Nun können unsere lieben Kleinen, zumal die Knaben wieder anständig in die Kirche und Schule kommen; denn viele von ihnen liefen bisher im bloßen Hemd umher. Möge das liebe Christkind alle segnen, die uns Gutes getan; und haben unsere Gönner und Wohltäter selber Kinder, so füge ich bei: „Gott vergelte es ihnen an ihren Kindern!“

Wie die Schwarzen bildliche Darstellungen beurteilen.

Von Hochw. P. Sixtus Witteskind, O. M. M.

Reichenau. — Verschiedene Missionsarbeiten führten mich eines Tages wieder nach unserer kleinen Filiale St. Emanuel. Dasselbst traf ich mit zwei schwarzen Wanderern zusammen, von denen namentlich der jüngere sehr gesprächig war. Ich lenkte die Rede bald auf den Glauben und die Befehrung zum Christentum über — die beiden Kaffern waren nämlich Stodheiden — und führte sie, um ihre Neugierde noch mehr zu wecken, in unsere niedliche Kapelle.

Hier zeigte ich ihnen zunächst eine Anzahl biblischer Darstellungen, die ihr Interesse in hohem Grade weckten; darauf führte ich sie in der Kapelle umher und machte sie namentlich auf die Kreuzwegstationen aufmerksam, die an den Wänden hingen. Sie bekundeten mit dem armen, so schmächtig mißhandelten Heiland großes Mitleid, sprachen dagegen offen ihren Unwillen und Abscheu gegen seine Peiniger aus. „Was sind denn das für böse ruchlose Kerl hier, die den armen, unschuldigen Mann so peinigen und kreuzigen?“ frugen sie. Ich beschränkte mich darauf, ihnen zu sagen, daß es die Juden gewesen, die den Herrn gekreuzigt hätten, da diesen Heiden gegenüber jede weitere Erklärung unverständlich und daher nutzlos gewesen wäre.

Zuletzt ging ich mit ihnen zum Altare, über dessen Mitte eine große Herz-Jesu-Statue angebracht ist, während rechts und links davon 2 kleinere Statuen, den hl. Antonius und den hl. Franziskus Xaverius darstellend, zu sehen sind. „Ha“, sagten sie, „das sind aber schöne Leute! Namentlich der Mann in der Mitte, der ist besonders schön! Und der da, mit dem Kindlein auf dem Arm, ist auch recht hübsch“, sagten sie, voll Staunen den hl. Antonius betrachtend. Dann wandten sie sich zum hl. Franziskus Xaverius und zollten auch ihm ihre Anerkennung.

Doch plötzlich verfinstert sich das Gesicht des Jüngern, der das große Wort führte, während der andere fleißig sekundierte. „Aber was ist denn das da?“ fragt er, auf den Täufling zu Füßen des Apostels von Indien deutend. „Hau, ist aber das eine häßliche Frage! Sag mir doch, wer ist denn das?“

Ich erwiderte ihm, das sei ein Kaffernknabe. — Nun war es aber vollends aus. „Geh mir weg!“ rief er entrüstet aus. „Wie, das soll ein Kaffernknabe sein? Niemals! Schau nur die dicken, starken Beine an; solche Beine hat kein Knabe; das ist ein Mann! Und was für Augen der Mensch hat“, philosophierte er weiter, „habt ihr jemals einen Menschen mit solchen Augen gesehen? Der hat kein gutes Gewissen, und ist obendrein ein elender Dufmäuser! Sieh nur, wie er sich duckt, und wie er sich krümmt! Nein, so eine Zammergestalt ist mir doch nie unter's Gesicht gekommen. Dem Kerl wollte ich nicht irgendwo allein begegnen. Ist nur schade“, fuhr er nach einer Weile fort, „diese häßliche Gestalt verdirbt die ganze Geschichte.“ Dabei schaute er wieder zur Herz-Jesu-Statue und zu den beiden Heiligenfiguren auf und begann neuerdings seines Lobeserhebungen über deren Schönheit.

Beim Weggehen drehte er sich nochmals um, warf einen Blick voll Verachtung auf den bösen Kerl mit dem schlechten Gewissen und bedauerte nur, daß man so einem Menschen einen Platz über dem Altare habe einräumen können.

Eröffnung der St. Barbara-Schule in Triashill.

Von Br. Flavian, O. M. M.

Wie schon in der Mai-Nummer des Bergischmeinen nicht angedeutet, hatte Abt Propst Gerard gelegentlich seiner ersten Visitation dahier beschloffen, daß sobald wie möglich auch außerhalb Triashill einige Tagesschulen errichtet werden sollten, damit auch die in bedeutender Entfernung wohnenden Eingeborenen Gelegenheit hätten, ihren Kindern die Wohltat eines christlichen Unterrichtes zukommen zu lassen.

Einer dieser Außenposten nun führt den Namen St. Barbara-Schule. Den Bauplatz hiefür hatte schon geraume Zeit zuvor Br. Aegidius, unser eifriger Katechet, entdeckt. Am 7. Dezember 1909 aber zog er mit zwei schwarzen Arbeitern dorthin, um den Bau in Angriff zu nehmen. Die neue Schule ist 2½ Wegstunden von Triashill entfernt, und die ganze Gegend ringsum überaus stark bevölkert.

Am 8. Dezember, also am schönen Fest Mariä Empfängnis, dessen Feier aber dahier auf den folgenden Sonntag verlegt ist, begab ich mich selbst mit noch zwei schwarzen Arbeitern dorthin, um beim Bau behilflich zu sein. Es mochte etwa 11 Uhr vormittags sein, als ich ankam. Ich fand Br. Aegidius und eine

Menge Eingeborener, die aus den benachbarten Kraals herbeigeeilt waren, eifrigst mit Steintragen beschäftigt. Der Bauplatz war schon rein gemacht, und ich konnte sofort mit dem Ausstecken der Grundmauern beginnen. Als wir mit Sonnenuntergang Feierabend machten, waren schon rings herum die großen Fundamentsteine eingesetzt. Desgleichen ging's am nächsten Tag in aller Frühe an die Arbeit, denn bis Weihnachten sollte der Rohbau fertig sein. So ging es eifrig fort bis Freitag nachmittag. Da stellten wir die Arbeit ein und wanderten zusammen nach Triashill zurück, um uns am kommenden Sonntag wieder geistig zu erneuern, denn wir waren die Woche über ohne hl. Messe und Kommunion gewesen. Im Missionsleben muß man sich auch an solche Opfer gewöhnen, zumal bei Neugründungen, wo es in der Regel an Missionspersonal fehlt und für alles erst Mittel und Weg geschaffen werden muß.

Am Montag nahmen wir die Arbeit neuerdings in Angriff, und am 22. Dezember, also kurz vor Weihnachten, standen die Mauern fertig da und harrten der Bedachung. Die Seitenwände sind 9 Fuß hoch, die Länge der Schule beträgt 50 Fuß, die Breite 18. Da die neue Schule voraussichtlich auch als Kapelle dienen muß, gaben wir dem vorderen Teil, wo der Altar zu stehen kommt, eine halbrunde Form. Sechs große Fenster sorgen fürs nötige Licht. Der ganze Bau wurde, wie schon angedeutet, aus rohen Bruchsteinen hergestellt. An Arbeitskräften fehlte es uns nicht, denn fast jeden Tag kamen neue Gehilfen, etwa 20 robuste Männer aus den umliegenden Kraals, und wälzten im Schweiße ihres An-

gesichtes mächtige Steinblöcke herbei, während die Frauen in großen runden Krügen, die sie auf dem Kopfe trugen, Wasser für den Bau herbeischafften. Kurz, der Eifer, den diese Schwarzen beim Bau ihrer neuen Schule und Kapelle an den Tag legten, ver-



Einige Kaffernweiber am Fluß, um Wasser zu holen.

dient das vollste Lob.

Da wir, wie gesagt, die ganze Woche über auf dem Bauplatz blieben, und nur zur Feier des Sonntags nach Triashill zurückkehrten, mußten wir da selbst auch für ein Nachtquartier sorgen. Letz-

terez fanden wir, eine Viertelstunde vom Bauplatz entfernt, in zwei alten, dem Einsturze nahen Hütten, die früher einem schwarzen, wesleyanischen Lehrer gehört hatten, der aber inzwischen fortgezogen war. Sie boten gerade hinreichenden Platz für uns zwei Brüder, und die vier schwarzen Arbeiter, die wir von Triashill mitgebracht hatten. In einer Ecke stand eine aus Stecken und dichtem Schilf zusammengestellte Bettstelle; sie war ein Erbstück aus alter Zeit; eine zweite ähnlichen Stiles konstruierte ich eigenhändig zusammen, und darin schliefen wir wie die Fürsten.

Nur einmal wurde unsere süße Nachtruhe unliebsam gestört. Das kam so: Montag, den 13. Dezember 1909, setzte ein starker Regen ein, der mit zeitweiligen Gewittern die ganze Nacht hindurch anhielt. Nun waren aber die Dächer unserer beiden Hütten arg durchlöchert, und der Regen kam von allen Seiten herein. Gerade über meiner Bettstelle war's besonders schlimm. Es war schon Mitternacht, und ich hatte noch kein Auge zugeblinzt, dagegen waren meine Kleider vom Regen ganz naß. In der Not nehme ich meine Decke und krieche damit unter die Bettstelle, in der Hoffnung, so wenigstens ein paar Stündchen gemächlich ruhen, wenn auch nicht schlafen zu können. Pure Täuschung! Der Regen fand mich auch dort, und bald hatte ich in dem aufgeweichten Boden ein Gefühl, als läge ich in einem nassen Graben. Ich raffte mich daher auf und eilte in die zweite Hütte, die uns als Küche diente. Sie ist bloß sechs Fuß lang und sechs Fuß breit und hat in der Mitte als Rauchfang ein Loch. Da regnete es zwar auch noch ganz gehörig herein, allein mein Schlafbedürfnis war inzwischen so groß geworden, daß ich mich einfach aufs rechte Ohr legte und durch nichts mehr stören ließ, am wenigsten durch ein eigentümliches Krabbeln und Krabbeln, das mir die halbe Nacht hindurch über's Gesicht lief.

Es war schon ziemlich hell, als ich aufstand. Da ist es mir abermals, als laufe mir etwas übers Gesicht. Ich fange an zu wischen und zu schlagen; da fallen mir weiße Ameisen in Menge vom Kopf! Noch mehr: das rechte Ohr, auf dem ich so fest geschlafen, war mir von den fleißigen Tierchen ganz zugemauert! Ich hatte eine gute Viertelstunde zu tun, bis ich das Ohr wieder ganz frei davon hatte. Bekanntlich sind die weißen Ameisen bei Regenwetter besonders eifrig an der Arbeit, und ich denke mir, sie haben bloß deshalb mein Ohr verbaut, damit ich nicht länger durch das heftige Rollen des Donners in meinem Schlafe gestört würde. Der weise Salomon sagt zwar, es gäbe nichts Neues unter der Sonne, und hat damit sicherlich recht; mir jedoch war dieses nächtliche Vermauern des einen Ohres immerhin etwas Neues. —

Später, zwischen Weihnachten und Neujahr, machte ich mit meinen vier schwarzen Burschen den Dachstuhl. Das Holz dazu fällten wir im nahen Busch; manches Stück, das mir die guten Schwarzen zutrug, war allerdings so schief und krumm, daß ich meine liebe Not hatte, damit zurecht zu kommen. Dazu fehlte es auch noch am nötigen Deckgras; doch da traten Weiber und Mädchen helfend ein, und als es noch nicht reichen wollte, eilte ich selbst durch die verschiedenen Kraals, um noch da und dort ein Bündel Deckgras ausfindig zu machen. Schließlich brachten wir davon doch so viel zusammen, daß der Bau mit knapper Not eingedeckt werden konnte. Vom

Verputz war noch keine Rede, trotzdem fingen wir an, darin Unterricht zu erteilen.

Es war Dienstag, den 11. Januar, daß ich, der Reuling, — denn ich war noch kaum ein Vierteljahr in Rhodesia — mich dazu verließ, im Auftrage unseres verehrten Superiors und Missionärs, des Hochw. P. Franz Mayr, den ersten Unterricht zu erteilen. Tags zuvor war ich mit meinen vier Burschen von Triashill nach St. Barbara gegangen; letztere nahm ich vor allem in der Absicht mit, den Leuten, die ja aus lauter Erstlingen bestanden, etwas Singen beizubringen; denn Musik und Gesang bilden ein Hauptelement in der Mission. Zwei der genannten Burschen liefen ferner noch am selben Tag in der ganzen Gegend herum, den Leuten zu sagen, daß sie Dienstag, den 11. Januar, all' ihre Kinder zur Schule schicken sollten.

Tatsächlich kamen am genannten Tag schon in aller Frühe eine Menge großer und kleiner Kinder zusammen; viele waren von ihren Vätern herbeigeführt worden. Die Schule war gedrängt voll, und wohl noch ebenso viele standen draußen. Uebrigens wußte ich recht wohl, daß ich sie nicht alle als meine eigentlichen Schüler ansehen könne; viele von ihnen waren offenbar in der Hoffnung gekommen, daß es bei dieser Schuleröffnung nicht „trocken“ abgehen möge. Doch von solchem Brauch wollte ich aus verschiedenen Gründen nichts wissen, und hielt einfach, als wäre ein gewöhnlicher Schultag, meinen Unterricht. Wer bloß Mamba (Maschonabier) suchte, mochte anderswohin gehen.

Am zweiten Tag legte ich ein Schulregister an. Gegenwärtig (Mitte Januar 1910) habe ich täglich 110 Schüler und darüber, gegen 70 Knaben, den Rest Mädchen. Die Schule beginnt, jetzt im Hochsommer, um 1/28 Uhr, und dauert bis gegen 1/212 Uhr. Dazwischen werden ein paar kleine Pausen gemacht. In der freien Zeit spielen die Knaben fleißig Fußball. Bei Beginn und Schluß des Unterrichtes wird gebetet und werden ein paar frische, kräftige Lieder gesungen. Samstags ist Vakanz.

An den Nachmittagen verpuze ich die Schule, oder verrichte sonstige kleine Arbeiten; mit der Zeit gedenke ich auch einen kleinen Garten anzulegen. Freitag nachmittags aber kehre ich zurück nach Triashill, um mich den Sonntag über geistig zu erholen. Doch gehört nicht der ganze Tag mir, denn schon kurz nach dem Hochamt mache ich mich wieder auf den Weg nach St. Barbara. Dort versammeln sich die Leute gegen 2 Uhr nachmittags zu einem kleinen Gottesdienst. Es wird der Rosenkranz gebetet, dann folgen einige religiöse Lieder; auch lese ich das Sonntagsevangelium vor und verbinde damit eine Katechese. Das Ganze dauert etwa 1 1/2 Stunden. Ich bleibe dann gleich über Nacht und beginne am nächsten Tag wieder mit meiner Schule.

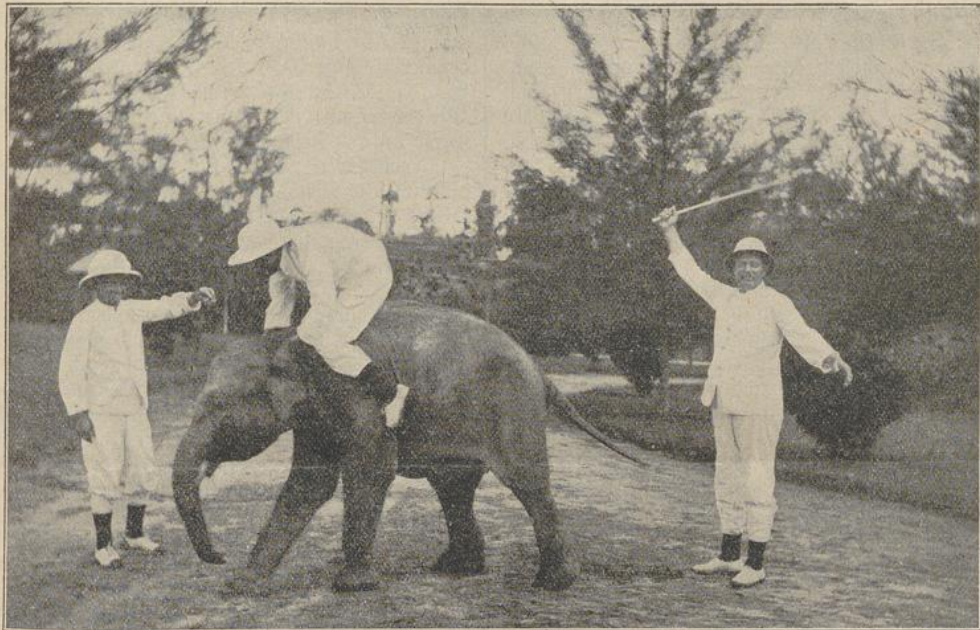
Unsere St. Barbara-Schule weist also schon manche hoffnungsvolle Knospen auf. Gebe Gott, daß sich dieselben mit der Zeit auch zu schönen Blüten und reichen Früchten entwickeln!

Zum Schlusse noch eine kleine Bitte. Findet sich unter den vielen Lesern des „Vergißmichnicht“ keiner, der die Lust in sich fühlt, sich ebenfalls der afrikanischen Mission zu weihen? An Arbeit würde es ihm wahrlich nicht fehlen. Doch, ich weiß, die Gnade des Berufes zum Ordens- und Missionsstande ist selten, dagegen könnten gar viele unserer geehrten Leser

in ihrer Art Hilfsmissionäre werden und können sich so ebenfalls des reichsten Gotteslohnes für sich erachten. Wie dankbar wäre ich z. B., wenn ich für die hiesige Schule eine würdige Statue der heil. Barbara bekommen könnte, oder eine kleine Glocke, um die weit umher wohnenden Schwarzen zur Schule und zum Gottesdienst herbeizurufen, oder wenigstens eine Kiste voll Schreiftafeln mit Griffel. Wer will mir und meinen lieben Schwarzen diese Freude machen? Heute schon will ich mit meinen Kindern anfangen, für den betr. Wohltäter oder die edle Wohltäterin täglich drei Ave Maria zu beten. Den vollen Lohn aber würde Gott auf die Fürbitte der hl. Barbara sicherlich selber geben.

stalt u. großer Gewandtheit zu ihrem Botschafter. Er hat dem Häuptling das Angebinde zu überreichen, und zwar bei einer Gelegenheit, wo jener von seinen Räuten umgeben ist. Kaum hat der Bursche das Geschenk überreicht, so muß er trachten, sich eiligst aus dem Staube zu machen, denn im Nu jagen die Leute des Häuptlings in einem Rudel hinter ihm her. Gelingt ihm die Flucht, so muß der Häuptling Unterhandlungen mit dem Mädchen eröffnen; wird er aber eingeholt, so wird ihm das Präsent auf den Leib gebunden und er muß damit als ein Gegenstand allgemeinen Gelächters zum Kraale des Mädchens zurückwandern.

Doch kehren wir zum ersten Falle zurück: Der junge Mann hat von einem Mädchen ein Geschenk



Eine Reitübung auf dem Elefanten.

Heiraten unter den Kaffern.

(Fortsetzung.)

Geht der Heiratsantrag vom Mädchen selbst, oder von dessen Angehörigen aus, so werden etwas andere Gebräuche beobachtet:

Die heiratsfähige Tochter schießt zunächst dem Manne ihrer Wahl im geheimen einige kleine Schmuckfächer. Tags darauf begeben sich mehrere Verwandte aus der Familie des Mädchens zum Kraal des jungen Mannes. Sie tun vorerst, als wollten sie vorübergehen, machen dann aber doch Halt, scheinbar bloß um Tagesneuigkeiten auszutauschen. Im Laufe der Unterredung läßt einer der emissäre des Mädchens die Bemerkung fallen, er habe von einem Geschenke gehört, das von einem Mädchen hieher geschickt worden sei. Je nach der Antwort, welche nun die Kraalinsassen geben, können die Boten leicht ersehen, ob der junge Mann gesonnen ist, wegen der Heirat weitere Verhandlungen anzuknüpfen, oder nicht. Das vom Mädchen überhandte Geschenk führt den Namen „umlomo“ (Mund.)

Sendet ein Mädchen einem Häuptling ein „umlomo“, so erkauft sie einen Burschen von athletischer Ge-

erhalten und seine Zufriedenheit zu erkennen gegeben. Was nun? — Jetzt wird von seiten des Mädchens abermals eine Gesandtschaft zum Kraale des Mannes beordert, und zwar sind es diesmal Weiber, welche den Namen „Spione“ führen. Diese Spione geben sich, wenn sie zum Kraale kommen, nicht zu erkennen, doch ist der Zweck ihres Kommens ein öffentliches Geheimnis. Sie werden daher eingeladen, die Nacht über zu bleiben und man weist ihnen eine eigene Hütte an. Hier fangen sie an, über den Kaufpreis der intendierten Braut zu feilschen und zu unterhandeln, bis man endlich zu einer befriedigenden Einigung kommt.

Jetzt erst darf das Mädchen es wagen, selbst zu kommen und sich sehen zu lassen. In ihrer Begleitung ist eine Anzahl junger Männer und Spielinnen, denen jetzt dieselben Räumllichkeiten angewiesen werden, in denen früher die „Spione“ herbergten. Nun muß sich die Heiratskandidatin einer strengen Prüfung unterziehen, zuerst von Seite der Männer, dann von der der Frauen. Sie kniet dabei in der Mitte, und es heißt allgemein, daß dabei die Frauen in ihrer Kritik viel schärfer und schonungsloser zu Werke gehen, als die Männer. Nach der

Musterung, d. h. wenn sie befriedigend ausgefallen läßt das Mädchen abermals ein Geschenk für den Mann zurück, dieser aber schlachtet der Braut zu Ehren einen Ochsen und hält ein Freudenfest gleichsam als Einleitung zur späteren Hochzeit. Ist man aber mit dem Handel nicht zufrieden, so gibt man dem Mädchen einen angezündeten Feuerbrand und bedeutet ihr mit einer energischen Handbewegung, daß kein Feuer für sie im Kraale sei, sich daran zu wärmen. —

Der Kaufpreis für ein Weib beträgt beim gemeinen Volk in der Regel 10 bis 12 Stück Vieh. Ein Chief hat wohl auch 50 bis 100 Stück zu zahlen, je nach seinem Vermögen. Ja, es kam schon vor, daß ein reicher Häuptling in seiner Nobleß das gegebene Vieh gar nicht zählte; er sandte einfach dem Vater seiner Ektorenen eine große Rinderherde zu. Bei ärmeren Leuten wird oft die als „lobola“ festgesetzte Zahl von Ochsen wenigstens teilweise erst nach der Hochzeit eingefordert; auch kann der Mann einen Teil des Viehes zurückbehalten, wenn er sich verbürgt, sein erstes zu hoffendes Töchterchen als Pfand zu stellen. Von rechtswegen aber können die Angehörigen der Braut letztere solange zurückbehalten, bis die ausbedungene Zahl von Kindern abgeliefert ist, was allerdings nicht selten Anlaß zu Unfrieden und häuslichen Streitigkeiten gibt.

Man darf übrigens nicht glauben, daß, nachdem der Kaufpreis für das Weib bezahlt ist, nun alles Gaderens ein Ende sei. Bei der Geburt des ersten Kindes z. B. verlangt der Vater des jungen Weibes vielfach eine Extra-Abgabe von Vieh. Geht ferner von den Kindern, die als „lobola“ gespendet wurden, vor Ablauf des ersten Jahres eines verloren, so muß der Ehemann den Verlust ersetzen. Umgekehrt, stirbt das Weib, noch ehe sie einem Töchterchen das Leben gegeben, so ist der Mann befugt, von deren Vater sein Vieh zurückzufordern; denn die Person war offenbar des Kaufpreises nicht wert. Sie ist nicht angekommen für ihren Teil des Kontraktes und hat es an der ersten und hauptsächlichsten Obliegenheit eines Eheweibes fehlen lassen.

Manchmal wird dem beraubten Ehemann die Schwester des verstorbenen Weibes zugesandt und nur ein geringer Entgelt dafür gefordert, da ja der Handel mit dem ersten Mädchen gar so ungünstig für ihn ausgefallen war. Sollte auch dieses Ersatzweib kinderlos bleiben, so kann der Mann sein Vieh zurückfordern. All das ergibt sich bei den niedern Begriffen, welche die Schwarzen von der Ehe haben, ganz von selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachtspiel in Maria-Linden.

Von Schw. Augustine, C. P. S.

Bei Beginn der hl. Adventszeit suchte ich für meine Schule nach einem Bilde von der Geburt Jesu, konnte aber nichts finden, als ein kleines Krippenbild von 7×10". „Immerhin besser als nichts“, dachte ich mir und stellte das Bild im Klassenzimmer auf. Die Kleinen hatten ihre Freude daran, und wiederholt bot mir der Unterrichtsstoff, zumal in der Katechese, Anlaß, sie auf das kommende hohe Fest aufmerksam zu machen und ihnen eine kleine Anleitung zu geben, wie sie sich darauf vorbereiten sollten. Unser Hochw. P. Superior aber, (P. Canisius) hielt mit jenen Kindern, welche noch nicht kommunizieren durften, einen Wiederholungsunterricht über die hl. Beichte. Für den

hl. Abend gab er sich alle Mühe mit den Kindern ein passendes Weihnachtspiel einzubüben.

Die Bühne befand sich vor der Schule im Freien und war teilweise in die Veranda hineingebaut. Als Kulissen mußten alte Teppiche herhalten, kurz man behalf sich eben mit dem, was man hatte, und schließlich bekam das Ganze doch einen gewissen theatralischen Anstrich.

Leider trat am hl. Christabend Regenwetter ein, und wir fürchteten schon, unser ganzer schöner Plan sei vereitelt. Das Volk jedoch hielt tapfer aus. Es ist nämlich bei den Basutos Sitte, die hl. Nacht unter Gebeten und frommen Gesängen zu durchwachen, ein Gebrauch, der von den französischen Oblatenvätern, die seit vielen Jahrzehnten mit der Mission im benachbarten Basutoland betraut sind, eingeführt wurde. Es war 9 Uhr, und es regnete noch immer; dennoch begannen unsere Spieler ihre Kostüme anzulegen. Eine halbe Stunde später stellte sich endlich bessere Witterung ein, sodaß die Vorstellung gegen 10 Uhr ihren Anfang nehmen konnte.

Das Spiel war einfach und lehnte sich genau an die biblische Geschichte an, aus der auch vor den einzelnen Akten die betr. Abschnitte vorgelesen wurden; die Zwischenpausen waren mit passenden Liedern ausgefüllt. Die Vorstellung wurde eröffnet durch ein „lebendes Bild“: Maria=Verkündigung. Der Hintergrund war weiß; die Mutter Gottes (ein schwarzes Mädchen) in weißem Kleid mit rosenfarbigem Leberwurst kniete, etwas nach vorn geneigt und die Arme mäßig ausgebreitet auf einem Betschemel. Der Engel war in Rosa gekleidet mit weißem Flor-Leberwurst; er war geflügelt, trug eine Krone und stand auf einer Erhöhung. In der Linken hielt er eine Lilie, während die rechte feierlich nach oben zeigte. — Einige unserer Schüler sangen dazu in der Landessprache das schöne Lied: „Tauet Himmel den Gerechten.“ Das Volk aber sah stumm vor Staunen und Bewunderung die ergreifende Szene an.

Den zweiten Akt bildete die Reise Maria und Josephs nach Bethlechem. Die Szenerie war verändert, der weiße Hintergrund war weg, und statt dessen sah man eine ländliche, mit Bäumen bestandene Gegend. Maria und Joseph, seit langem auf der Wanderung begriffen, machen Halt und setzen sich nieder, ein wenig auszuruhen. Während sie ihre Befürchtungen wegen Mangels einer Herberge austauschen, kommen zwei Hirtenknaben des Weges und knüpfen mit ihnen ein Gespräch an, in dem sie bald auf den Erlöser anspielen, auf den nun alles mit Sehnsucht warte. Die Knaben eilen sodann zu ihren Herden zurück; Maria und Joseph aber machen sich auf, für die Nacht eine Herberge zu suchen.

Der dritte Akt zeigte die Hirten auf dem Felde und die Verkündigung der Geburt Christi. Mit lebhafter Begeisterung hing das Volk an der lieblichen Szene; den tiefsten Eindruck machte es aber auf alle, als ein Chor von 12 Engeln mit glockenhellen Stimmen das Gloria in excelsis intonierte. Den Schluß dieses Aktes bildete das lebende Bild: Die Anbetung der Hirten bei der Krippe.

Der folgende Akt zeigte die hl. drei Könige bei Herodes. Sie fragen nach dem neugeborenen König der Juden, dessen Stern sie gesehen im Morgenland; es werden die Priester und Schriftgelehrten gerufen, sie suchen in ihren Rollen und lesen die bedeutsame Stelle: „und du Bethlechem im Lande Juda,

hört keineswegs die geringste unter den gefürsteten Städten". — Herodes ersucht die hl. drei Könige nach dem Kinde in Bethlehem zu suchen und auch ihm Mitteilung zu machen, wenn sie es gefunden.

Später bemerkt Herodes, daß die Weisen ihn umgangen und beschließt daher in höchster Entrüstung den Kindermord. Bald hört man von der Ferne ein Jammergeschrei. Herodes macht darüber boshafte Bemerkungen, wird aber bald von der Strafe Gottes ereilt. Er hat Erscheinungen von bösen Geistern und gebärdet sich wie rasend. Sein Diener Kajus schildert

Tausend Dank!

Von Schw. Edelstrubis, C. P. S.

Keilands. — Als ich im Oktoberheft des „Vergnügungsbogens“ 1909 von Keilands aus einen Notruf erließ an die geehrten Leser und Leserinnen unseres Missionsblattes, dachte ich fürwahr nicht im entferntesten daran, daß sich so viele edle Seelen vereinigen würden, unserer armen Mission zu helfen. Wie soll ich nun den hochherzigen Wohltätern und Wohltäterinnen gebührend danken? In Worten kann ich's nicht;



Ein vergnügtes Kleeblatt.

in einem Monolog das Unglück seines Gebieters und dessen schrecklichen Tod.

Der Schlußakt führte die Zuschauer durch ein lebendes Bild nochmals zur Krippe, wo nun auch die drei Weisen mit ihren Geschenken in Andacht knieten. Die Muttergottes trug über ihrem weißen Kleid einen himmelblauen Ueberwurf, die mit Staniol reich verzierten Kleider und Kronen der Engel funkelten wie die Sterne, das Jesukindlein aber repräsentierte eine hübsche Puppe. Das Kindlein erschien in seinen weißen Windeln auf der mit Stroh gefüllten Krippe so fein und zart, daß die guten Schwarzen ihre helle Freude daran hatten. Sie waren alle ungemein erbaut von all dem vielen Schönen, das sie in dieser hl. Nacht geschaut, und eilten nun voll Freude zur Mitternachtsmesse in die Kirche, wo sie dem lieben Jesukinde ihre schönsten Lieder sangen.

ich kann nur im stillen Gott, den Belohner alles Guten, bitten, er möge es allen tausendfach vergelten, die uns irgendwie geholfen. Wir Schwestern beten nach dieser Meinung bei der hl. Messe und der hl. Kommunion, unsere Schulkinder in Saliva aber haben versprochen, täglich nach der Schule drei Ave Maria für die Wohltäter zu beten um Hilfe in all ihren leiblichen und geistigen Anliegen.

Nicht minder dankbar zeigten sich unsere erwachsenen Neuchristen. Hier in Keilands, wo ja die Mehrzahl der Leute schon christlich ist, hat es bei der Verteilung der Kleider Vater unser und Rosenkränze für die lieben Wohltäter nur so geregnet. Ja, die Freude unserer Schwarzen war groß; das konnte ich erst heute wieder recht deutlich sehen. Verschiedene Frauen und Mütter versicherten mir: „Schwestern, wir können gar nicht genug danken, daß wir jetzt, da der

Winter vor der Türe steht, etwas Warmes zum Anziehen haben und nicht mehr zu frieren brauchen.“ So heiß es nämlich in den Sommermonaten, von Oktober bis März, hier in Neilands ist — manchmal biegen sich sogar die Kerzen am Altare und fallen herunter — so bitter kalt ist es zur Winterszeit, wo fast täglich am Morgen der Reif auf den Wiesen liegt, und kleine Wässerchen sich mit einer Eiskruste überziehen. Dazu sind die Schwarzen für die Kälte bedeutend empfindlicher, als wir Europäer.

Besonders erfreulich ist es, daß jetzt am Sonntage die Kinder so fleißig in die Kirche kommen, alle angetan mit den jüngst geschenkten Kleidchen. Weil wir jedoch aus Erfahrung wissen, daß die Leute ihre Kleider viel besser schonen, wenn es ihnen eine gewisse Mühe kostete, dieselben zu erwerben, so verslangen wir dafür irgend eine kleine Gegenleistung. So müssen sie z. B. uns Schwestern helfen, den Mais zu haden, oder verschiedene Gartenarbeiten zu tun. Es hat das verschiedene Vorteile: die Kinder werden dadurch vom Müßiggange abgehalten, zu einer nützlichen Arbeit angeleitet und machen sich überdies der Mission nützlich. Ich bin überzeugt, daß auch unsere geehrten Wohltäter sicherlich damit einverstanden sein werden.

Uebrigens kann ich nicht umhin, hier ein kleines Geschichtchen einzuflechten. Ein schwarzer Knabe von etwa fünf Jahren hatte gehört, daß man bei den Missionschwestern Kleider und Höschen bekomme gegen Arbeit. Sofort eilte auch er zur Station und stellte sich in Positur. Auf die Frage, was er hier wolle, gab er die prompte Antwort: „Ich will arbeiten für eine Hose. Ich bin ein Knabe und will keine Kleidchen mehr anziehen, wie die Mädchen!“ Natürlich bekam der kleine Wicht ein Höschen ohne Arbeit.

Mögen sich ferner unsere geehrten Wohltäter nicht wundern, daß ich sie mit einem Dank so lange warten ließ. Die Listen kamen nämlich erst im Januar hier an, obschon sie schon bedeutend früher angemeldet waren, und bis anderseits dieses mein Schreiben im Bergischmeinnicht veröffentlicht werden kann, vergehen wiederum mehrere Monate.

Besonders herzlichen Dank sage ich auch noch für die lieben Briefchen, die vielfach in den Paketen waren. Jene, bei denen ich die Adresse herausfinden konnte, will ich auch direkt beantworten. Ein Brief aus Theilheim (?) wurde leider auf der Schifffahrt arg mitgenommen und gerade da, wo die Adresse stand, war aus dem Briefe ein ganzes Stück herausgewetzt. Wäre die edle Frau willens, mir noch einmal zu schreiben, so würde ich ihr mit Freuden eine Antwort senden.

Auch von Amerika, aus Milwaukee, ist eine Kiste angekommen, und unsere verehrten Obern gingen mit aller Bereitwilligkeit auf das Ersuchen ein, die angegebenen Namen bei der nächsten Taufe den Täuflingen zu geben.

Am weißen Sonntag gehen neun unserer Kinder, vier Knaben und fünf Mädchen, zur ersten hl. Kommunion. Wir werden nicht ermangeln, sie auch zu eifrigem Gebete für unsere lieben Wohltäter anzuhalten. Vielleicht gelingt es uns, von denselben eine Photographie aufzunehmen, damit unsere Freunde und Gönner Gelegenheit haben, sie in einer späteren Nummer des „Bergischmeinnicht“ mit den neuen geschenkten Kleidern zu sehen.

Zum Schlusse versichere ich noch einmal: die milden Gaben haben auf unserer ganzen Missionsstation eine unbeschreiblich große Freude hervorgerufen. Ich selbst freute mich, wie ein Kind; für unsern Hochw. P. Superior befand sich in einer Kiste eine weiße Stola nebst Burja und Rochet, Paramente, die wir gerade besonders benötigten, und unsere Schwester Agave, die bisher so mühsam ein Fleckchen ums andere zusammennähen mußte, bis es endlich ein Kleidchen gab, rief schon wiederholt voll Freude aus: „Welch ein Unterschied zwischen früher und jetzt! Mit Flecken habe ich zu nähen angefangen, und jetzt habe ich Stoffe! Wir werden übrigens doch fortfahren, fleißig zu sparen; auch die kleinsten Restchen sollen gut verwertet werden!“

Vom Blitz erschlagen.

Von Fr. Maurus.

Mariazell. — Etwa um die Mitte des Jan. beginnen für uns hier oben am Fuße der Drafsberge die fast täglichen Gewitter und schweren Regengüsse, und alljährlich fällt so manches Menschenleben als Opfer des Todes teils durch Blitz, teils durch Ertrinken beim Uebersteigen der hochangesehnten Flüsse. Wohl gibt es auch hier in den ersten Sommermonaten, Oktober, November und Dezember Gewitter und Regen, aber verhältnismäßig wenig, gewöhnlich haben in dieser Zeit die Feldfrüchte von Trockenheit viel zu leiden. In der zweiten Hälfte des südafrikanischen Sommers, im Januar, Februar und März, da gibt es Regen im Ueberfluß, bisweilen mehr als gut ist, aber hinter diesem Segen, da lauert, wie oben angedeutet, auch schon der heimtückische Tod mit seinen Pfeilen, der Blitz! Was ist wohl besser geeignet, uns unsere eigene Machtlosigkeit, und auf der anderen Seite Gottes Macht zu zeigen und fühlen zu lassen, als der vom Himmel herniederstehende Strahl! Kein Wunder, daß heidnische Völker, die den Herrn der Natur nicht kennen, von abergläubischer Furcht vor dem Blitze selbst erfüllt sind.

Alexander, ein Bursche von ungefähr 20 Jahren, hat früher in der hiesigen Mission Unterricht und Erziehung genossen. Noch bevor er jedoch zur ersten hl. Kommunion gelangte, verließ er die Schule und begab sich nach Johannesburg, um in den Goldbergwerken daselbst zu arbeiten. Mehrere Jahre blieb er dort, und während dieser Zeit hörte er wohl nicht viel von Gott und Religion, hatte er ja doch, da er nur seine Muttersprache, das Sesuto kannte, nicht einmal Gelegenheit, zu beichten. Gegen Mitte letzten Jahres kehrte er nach Hause zurück und stellte sich bald darauf dem Hochw. P. Kotter zur Beicht. Zu Weihnachten beichtete er wieder und meldete sich dann zur Vorbereitung für die erste hl. Kommunion. Doch diesen Tag sollte er nicht erleben. Eben hielt er sich in den Drafsbergen auf, mit Viehhüten beschäftigt. Sein Vater ist ziemlich wohlhabend und besitzt eine Menge Vieh. Gerade an dem Tage, der für Alexander der letzte sein sollte, am 31. Januar, waren drei andere Hirten aus dem Gebirge gekommen, um ihn bei seiner Herde zu besuchen. Da wieder ein Gewitter zu toben anfang, so saßen alle vier beisammen in einer Hütte. Einige Tage zuvor hatte der Blitz bereits drei Schafe ganz nahe vor dieser Hütte erschlagen. Doch diesmal sollte es schlimmer werden. Ein Blitzstrahl schlug ein und traf Alexander

an der rechten Halsseite, während die drei anderen Anwesenden nur leicht verlegt wurden. Alexander sprang noch mit den anderen auf, lief eine Strecke von etwa zehn Metern ins Freie, und brach dann leblos zusammen. Die Hütte brannte ab.

Infolge der abergläubischen Furcht der Schwarzen vor dem Blige erhielt der Vater des Getöteten die

Unglücksbotschaft erst am nächsten Tage. Er machte sich sofort mit seinen anderen Söhnen auf, den Toten zu holen, u. zwar zu Pferde, da man dort in den steilen Bergen nicht fahren kann. Das nahm wieder einen vollen Tag in Anspruch. Erst gegen Mittag des dritten Tages brachte ein Bruder des Toten die Nachricht nach der Mission Maria-



Lord Herbert Gladstone

wurde vor kurzer Zeit als erster Gouverneur Englands nach Südafrika geschickt.

jell. Der Ochsenwagen aber, mittelst dessen man den Toten weiterbeförderte, nachdem man die Ebene erreicht hatte, langte erst am Abend auf der Station an. So mußte man die Beerdigung noch um einen Tag aufschieben. Sein Sarg war bereits hergestellt; es wurde nun der Tote hineingelegt und dann in der Kirche aufgestellt. Am folgenden Morgen las ich die hl. Messe für die Seelenruhe des so jäh Abgerufenen, die Schwestern schmückten die Leiche überdies reichlich mit Blumen. Mit friedlichem Gesichtsausdruck, ohne irgend einen Zug des Schmerzes oder Schreckens lag der Tote da, das Bild eines ruhig schlummernden, aber schlummernd den festen Schlaf des Todes.

Als das Grab endlich auch fertig war, wurde die Leiche in demselben zum letzten Schlaf gebettet. Ich sprach dabei einige Worte über den Text: „Seid bereit, denn zu einer Stunde, da ihr es nicht meinet, wird der Menschensohn kommen.“ (Luk. 12, 40.) Der Tod und besonders ein so unvorhergesehener Tod, ist wohl an sich schon die beste Predigt.

So ist also Alexander, bevor ihm die Gnade zuteil wurde, den Heiland im Sakramente zu empfangen, vor den Richterstuhl desselben gerufen worden. Möge er ihm ein gnädiger Richter gewesen sein. Zwar ist ein unvorhergesehener Tod für einen Burschen in diesem Alter wohl etwas, was man mit gutem Grund fürchtet, doch ist auch wieder der Umstand, daß der Herr ihn so kurz nach der Beichte zu sich rief, Grund zur Hoffnung. Möge der Herr ihm und uns allen ein gnädiger Richter sein, möge der Tod, ob vorher-

gesehen oder unvorhergesehen, uns alle bereit finden. „Selig sind jene Knechte, welche der Herr wachend findet, wenn er kommt.“ (Luk. 12, 37).

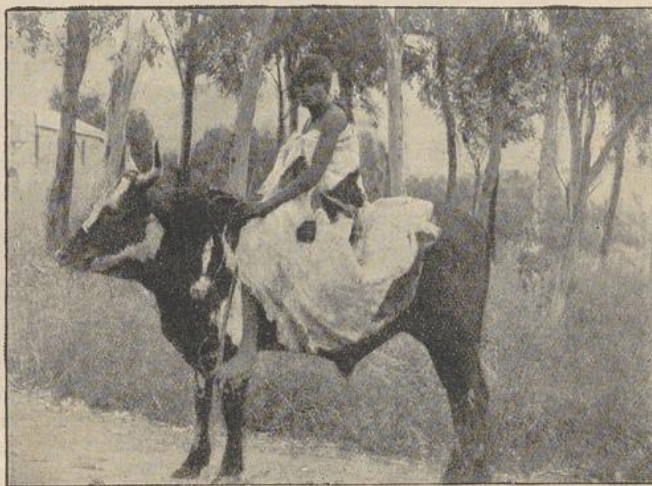
Weihnachtswünsche fürs laufende Jahr.

Die heutige Nummer des „Vergiftmeinnicht“ erzählt von der letztjährigen Christbecherung in Ezenstochau und von einem hübschen Weihnachtsspiel in Mariakind. Der Bericht kommt etwas spät; was soll ein Bericht über Weihnachten mitten im Hochsommer? Doch das bringen eben unsere eigentümlichen Verhältnisse mit sich. Südafrika ist gar weit von Europa entfernt, und wird ein Artikel auch im Januar oder Februar nach Deutschland abgeschickt, so wird es doch Mai oder Juni, bis er daselbst im „Vergiftmeinnicht“ veröffentlicht werden kann.

Umgekehrt, fällt es wohl manchem unserer geehrten Leser auf, wenn wir alljährlich schon im Juni unsere Wünsche äußern für's kommende Weihnachtsfest; allein, bis die Sachen von unseren Sammelstellen nach Mariannhill, und von da nach den oft weit entlegenen Missionsstationen kommen, vergeht oft lange Zeit. Dazu will alles planmäßig sortiert und verteilt sein, und müssen die übersandten Stoffe vielfach erst an Ort und Stelle zu Hemden, Kleidern usw. verarbeitet werden.

Womit nun können unsere geehrten Wohltäter und Wohltäterinnen unseren schwarzen Kindern und Neubekehrten eine passende Weihnachtsfreude machen? Nun die Bedürfnisse in einem großen Missionswerke sind gar mannigfaltig, da läßt sich schließlich alles Mögliche mit Nutzen verwerten. Hochwillkommen sind uns immer Rattunstoffe, Hemden, Kleider, Mützen usw. Auch abgetragene Kleider werden mit Dank entgegengenommen; doch sollen sie noch gut erhalten sein, da wir dafür nicht nur den weiten Transport, sondern in Durban (Natal) auch einen ziemlich hohen Zoll (15% vom Schätzwert), sowie ansehnliche Beträge für die gesetzlich vorgeschriebene Fumigation (Ausräucherung) bezahlen müssen.

Passende Weihnachtsgeschenke für unsere Kinder sind namentlich auch Schreibhefte, Federn, Griffel,



Ein Basuto-Junge auf einem Ochsen reitend.

Bleistifte und sonstige Schulrequisiten; ganz besonders auch Spielsachen, kleine Messer, Musikinstrumente, Bilder und Bilderbücher, Krippenfiguren und Schmucksachen für den Christbaum.

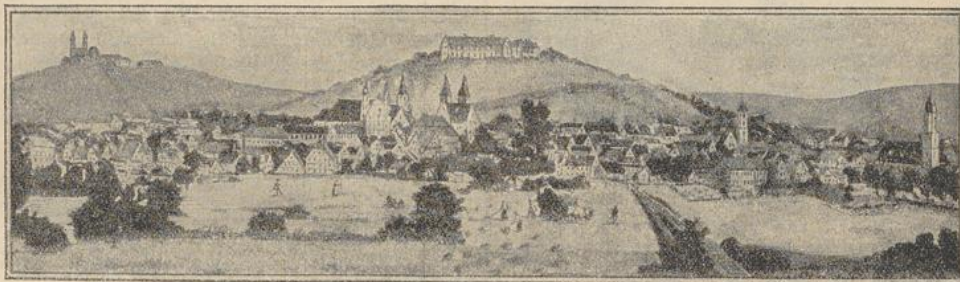
Mancher Kaufmann hat vielleicht verschiedene solcher Sachen auf Lager, die infolge eines kleinen Defektes nicht mehr gut verkäuflich sind, mit denen er aber unserer Mission ein hochwillkommenes Weihnachtsgeschenk bereiten könnte. Desgleichen hat wohl manche Hausfrau, Lehrerin oder Institutsvorsteherin usw. dies und jenes in Vorrat, was die eigenen Kinder kaum mehr ansehen, wornach aber unsere schwarzen mit beiden Händen greifen würden.

Unsere Bitte geht nun dahin, die Sachen tunlichst bald an unsere auf dem Titelblatte des „Vergißmeinnicht“ angegebene Sammelstelle einzusenden, damit sie von dort aus rechtzeitig nach Mariannhill geschickt werden können. Des dankbaren Gebetes unserer schwarzen Kinder und Neuchristen dürfen

hälfte von dem, was wir gleich nach dem Kriege zahlen mußten. — Das Geschäft im Laden gebe ich allmählich ganz auf, denn die Judent Konkurrenz ist zu unehrlich. — Da wir zu weit von Ditschastan weg sind, verwenden wir die Milch zur Butterbereitung. Wir machen 40 bis 50 Pfund Butter per Woche und bekommen 1 Schilling 6 und 1 Schilling 9 Pence (nicht ganz 2 Mark) per Pfund.

Sozial-politisches Leben. — Mit den Nachbarn, von denen man hier ziemlich weit entfernt ist, stehen wir auf dem besten Fuß. Wir gehen zwar selten irgendwohin, haben aber immer Besuch, besonders zur Obstzeit. Bei Buren gibt es wohl Tanzabende, wie etwa bei Hochzeiten usw., da aber in unserer nächsten Nähe nur Buren von geringerer Bildung wohnen, nehmen wir keinen Anteil daran, wohl aber gehen wir zu ihren Begräbnissen.

An eigentlicher Politik beschäftige ich mich nicht, da ich noch immer Schweizer Bürger und kein englischer Untertan bin. Wohl aber kann ich hier und da



Ellwangen, Stadt in Württemberg.

unsere geehrten Wohltäter stets versichert sein, und sagen wir in deren Namen schon zum voraus für alles und jedes ein herzliches, hundertfaches „Vergelt's Gott!“

Mariannhill, 1. Juni 1910.

Die Redaktion.

Aus meinem Tagebuche.

Von Hochw. P. Joseph Biegner, O. M. M.

(Fortsetzung.)

Emmaus. — Mitte Februar vor. Jz. erhielt ich von einem deutschen Farmer in Transvaal, dessen Vater vor etwa 20 Jahren in Mariannhill als Trappistenbruder starb, einen Brief, den ich hier im Auszuge wiedergeben möchte, da er vieles enthält, was einen interessanten Einblick in die dortigen sozialen Verhältnisse gewährt. Er schreibt:

„Meine Hauptbeschäftigung ist Landwirtschaft, und nebenbei habe ich einen kleinen Laden. Ich bebaue etwa 200 bis 250 Acres Land und treibe auch Vieh- und Schafzucht. Seit dem Burenkrieg hat der hiesige Landwirt immer über das eine oder andere zu klagen: über Heuschrecken, Trockenheit, und gegenwärtig über zu viel Regen. Letzterer hat sehr viel Schaden angerichtet; er hat beinahe zwei Monate gedauert und die Regenmenge betrug 42 Zoll. — Mit der Viehzucht ging es besser, obschon Pferde- und Schafkrankheiten auch von mir tüchtige Opfer forderten. Trotzdem sind wir nicht vorangekommen; die Herden haben sich zwar verdoppelt und verdreifacht, aber die Preise sind heute nicht mehr die

dem Drängen meiner Freunde nicht widerstehen und nehme an Versammlungen teil, wo ich mit Stolz sagen kann, daß meine unparteiischen Ansichten geschätzt werden. Dester wird mir dabei auch die Ehre des Vorsitzenden zuteil. Die Mehrzahl der Farmer und natürlich alle Buren sind mit der Burenregierung zufrieden. Großes Interesse nehme ich am Vereinsleben und zwar hauptsächlich am landwirtschaftlichen und korporativen Verein. Seit zwei Jahren habe ich die Ehre, Präsident des Eastern Transvaal Farmers Association zu sein, ein Verein, der großen Einfluß bei den Landwirten und beim landwirtschaftlichen Departement hat. Dann bin ich auch Delegierter der Agricultural Union und des Cooperations-Congresses. Doch in gewissen Fragen sind die hiesigen Verhältnisse noch kaum reif genug, und herrscht noch zu wenig Vertrauen zu korporativen Verbindungen unter den Leuten. Ein anderer Verein, dem ich auch angehöre, der aber wegen Mangel an Mitgliedern in der Nachbarschaft leider sehr unbedeutend ist, führt den Namen The Catholic Association. Ich komme da höchstens zum jährlichen Kongreß am Pfingstmontag nach Johannesburg.

Meine Kinder trachte ich, sobald sie ein gewisses Alter erreichen, in gute katholische Schulen zu schicken. Die zwei ältesten Söhne Franz (16 Jahre) und Louis (13½ Jahre), sind nach der Schweiz, der eine in eine Industrieschule, der andere an ein humanistisches Gymnasium. Franz will Farmer werden und kommt schon im Herbst lfd. Jz. zu uns zurück. Louis aber will Priester werden, so Gott will. Das älteste Mädchen ist im Dominikanerinnenkloster in Heidel-

berg (Transvaal) und lernt sehr gut; die zwei jüngsten, Cyrill und Jbda (Zwillinge von $5\frac{1}{3}$ Jahren), sind bei uns. Die Schulen kosten mich viel Geld. Mein Mädchen in Heidelberg kostet mich jährlich mehr,

keine katholische Kirche. Wohl hat uns die Regierung einen Baugrund für Kirchen- und Schulzwecke gegeben, doch es sind hier in der Nähe nur sehr wenige katholische Ansiedler; 17 Meilen von hier



Das neue Rathaus in München.

als die zwei Söhne in der Schweiz zusammen, doch ich bin zu solchen Opfern gerne bereit.

Die Schwestern in Heidelberg haben nur jeden zweiten Sonntag eine hl. Messe. Wir haben hier

gedenkt der Hochwürdigste Herr Bischof Miller von Johannesburg eine Kirche und ein Dominikanerinnen-Konvent zu errichten. Dort liegen auch mehr Goldminen.

Die Minen in und um Johannesburg machen betreffs Goldausbeute immer größere Fortschritte, aber da stets bessere Maschinen in Gebrauch kommen, sind die Arbeitslöhne gefallen. Jede Mine hat ihren eigenen Kaffernkonfoud, und die Kaffernarbeiter in der Stadt haben ihre besonderen Wohnungen, wenn sie nicht im Hause der Herrschaft schlafen. Meiner Ansicht nach werden die Kaffern nichts weniger als sklavisch behandelt, wenn sie auch nicht gleichberechtigt mit den Weißen sind. Auf dem Trottoir allerdings werden sie nicht geduldet. Man kann in der Stadt, wie auf dem Lande auch Kaffernmädchen in Dienst bekommen. In der Stadt sind sie sogar sehr gesucht, wenn sie etwas mehr von der Hausarbeit verstehen. Leider läßt sich über die Moral solcher in großen Städten arbeitenden Kaffernmädchen nicht viel Gutes sagen. Deswegen lassen die heidnischen Eltern ihre Mädchen nicht leicht in die Stadt gehen.

Der Lohn kaffrischer Diensthuten schwankt zwischen 20 bis 80 Schilling (Mark) im Monat; Mädchen erhalten 20 bis 40 Schillinge, Minenarbeiter 40 bis 60 Schilling mit Einschluß von Kost und Logis per Monat. Eigene Geschäfte, wozu eine Lizenze nötig ist, können hier Kaffern nicht erhalten, sonst aber mögen sie alle Geschäfte ausüben, was aber nur im kleinen möglich ist, da alle größeren Arbeiten in den Händen der Arbeitsvereine von Weißen sind. Arbeiter, die sich nicht diesen Vereinen anschließen, haben in Städten wenig Aussicht auf Erfolg.

Der Sonntag wird streng gehalten, und zwar in jeder Beziehung. — Kaffern dürfen keine starken Getränke besitzen oder gebrauchen, man darf sie ihnen nicht einmal schenken. Nur die Minen können mit spezieller Erlaubnis der Regierung Kaffernbier brauen; Kaffern auf dem Lande jedoch, 12 Meilen von dem Minenort entfernt, dürfen für sich selbst Kaffernbier brauen.

Wenn von Transvaal gefordert würde, die Kaffern sollten mit den Weißen in gleichem Grade stimmberechtigt sein, wie in der Kapkolonie, so würde in diesem Falle Transvaal niemals in die südafrikanische Union eintreten; darin sind alle Weißen einig. — Die Kaffern haben hier als Landwirte den Boden mietweise in Besitz. Ein Großteil der Farmen ist im Besitz von Landkompanien und diese vermieten die Farmen an Kaffern für eine Rente per Familie von Pstr. 5 bis Pstr. 10 (100—200 Mark) im Jahr.

Transvaal erwartet dieses Jahr einen Staatsüberschuß von Pstr. 500 000 (10 Millionen Mark).

(Fortsetzung folgt.)

Eine Erzählung aus alten Tagen.

(Fortsetzung.)

4. Kapitel. Der Rückzug nach Impetynne.

Als ich die Augen wieder öffnete, bemerkte ich, wie ein leichter Regen sanft an meine Wangen schlug. Ich sah über mir einen grauen Himmel schwer und düster sich ausdehnen. Mein Kopf brummte und brannte und war schwer wie Blei. Ich hatte in mir ein unbestimmtes Gefühl von Unbehaglichkeit, Müdigkeit und Elend; aber ich konnte mich geraume Zeit gar nicht entsinnen, wo ich denn eigentlich sei.

Ueber meiner Brust lag etwas wie ein schweres Gewicht, eine beengende Last; nun wurde ich ge-

wahr, daß es der Arm eines Mannes war, der ausgestreckt über mir lag. Ich schob den Arm auf die Seite, arbeitete mich in eine sitzende Stellung empor und schaute blöde umher. Die Dinge rings um mich nahm ich nur halb wahr, erst nach und nach gewannen sie eine festere Gestalt; ich war wie in dumpfem Träumen, und erst allmählich wurde mir klar, daß ich unter einem Haufen erschlagener Soldaten lag. Der Kopf eines Mannes und die anliegenden Schulterteile streckten sich über meine Füße hin, und einige Schritte von mir entfernt standen die vier Hufe eines Pferdes in die Höhe, was mir zwecklos und unfähig lächerlich vorfam. Rings umher lagen Menschen- und Pferdeleichen, ganz ineinander verwickelt und verschlungen; weiße Federbüsche, vom Regen schlaff zusammengeklebt, lagen am Boden und wanden sich feucht um schwarze Leiber. Auch über meinen Knien lag der Oberkörper eines Erschlagenen; aus dem tief gewalteten Schädel floß blaßrotes Blut, das sich ganz eigentümlich von der Ebenholzschwärze eines kaffrischen Kopfringes abhob. Ich stieß den Mann von mir, raffte mich auf, stellte mich auf die Füße und gaffte wie schlaftrunken umher.

Etwa hundert Schritte von mir saß eine Gruppe von Bondokriegern am Boden, in ihre Decken eingehüllt. Sie hielten ihre Pferde an den Zügeln. In stumpfsinniger Verwunderung nahm ich wahr, daß ihrer nicht mehr halb so viele seien, wie in der vergangenen Nacht. Ngokwenyama aber ging, von einigen Insizwas (jungen Männern) begleitet, unter den Leichenhaufen umher. Als er mich so dastehen und blöde umhergaffen sah, kam er rasch auf mich zu, goß aus einer Flasche etwas in einen kleinen Becher und gab es mir zu trinken. Der kostbare Saft ergoß sich wie Feuer in all meine Glieder, und schon nach einer Minute oder zwei fühlte ich mich wesentlich besser. Ich griff an meinen Kopf und fand da eine große Schramme, klebrig von geronnenem Blut. Mein linker Arm war steif und im Vorderarm saß eine drei Zoll lange Wunde, die von einer Seite bis zur andern ging und deren blutgefüllte Ränder klaffend auseinanderstanden.

Nun warf ich einen Blick auf Ngokwenyama. Auch er war übel zugerichtet. Sein Helmbusch war hinweggeschoren, der Brustharnisch zertrümmert und voll Beulen, seine Oberschenkel waren überkrustet von gestocktem Blut und beim Gehen hinkte er etwas mit dem linken Fuß. Sein Mut und seine Kampfbegier jedoch war nicht im mindesten geschwächt, sondern schien mir noch wesentlich gewachsen. Er ging wie ein Held unter dem Reste seiner Truppe umher, sprach da und dort ein ermunterndes Wort und verband, so gut es eben ging, unsere Wunden. Ein Tingo half ihm dabei, und viele der Insizwas wichen keinen Augenblick von seiner Seite.

Die gereiften Männer dagegen, mit den Kehlas, den Ringen um die Köpfe, und die Indunas hockten rings um den Häuptling Ndabazine am Boden und hielten eine jener endlosen Sitzungen, die bei den Bondos und Griquas so beliebt sind. „Unterhandeln, unterhandeln — und niemals handeln,“ sagte viele Jahre später Smith Conner voll Entrüstung von diesen Männern, und ich, ein Pondo von dem Bondomiststamm, muß gestehen, unsere Indunas und Häuptlinge waren zu allen Zeiten größer im

Schwätzen und Reden, als im Kämpfen und Handeln.

Nun gesellte sich Ngokwenyama zur Sitzung. „Steht auf, ihr Männer“, rief er den Kriegern zu; „es ist jetzt keine Zeit, müßig dazusitzen und nutzlose Beratungen zu führen. Kommt mit mir, wir wollen



Dr. Faver Nagel,
Nachfolger des Erzbischofs von Wien.

neuerdings den Zulus nachsetzen und sie erschlagen, bevor sie zum Umuzi omkulu, dem Königsdraale, kommen.

Doch diese alten, entnervten Krieger schenken ihm kein Gehör. Adabazine, der Häuptling, fuhr ihn ärgerlich an mit den Worten: „Was willst du denn immer von uns, weißer Mann? Gestern ritten wir gegen

die Zulus, fünf Mann von je zehn, — und heute leben nicht mehr zwei Mann von je zehn. „Kämpfet, kämpfet!“ riefest du uns zu; wir haben gekämpft, und was ist nun die Folge davon? Schau dich um und zähle all jene, die im Streite gefallen sind!“ „Gekämpft?“ fragte nun höhrend Ngokwenyama, „ihr gekämpft? Ja wäret ihr nicht so feige gewesen und hättet ihr mit dem Schießen gewartet, bis der Feind nahe genug gekommen, dann wären nicht halb so viel von euch gefallen. Doch ich will mich nicht länger mit dir herumstreiten; ich hab' diese ewigen Einwendungen satt. Ich frage nur: Wer von den Männern, die hier anwesend sind, will mit mir an den Ingeli reiten?! Wer den Mannesmut in sich hat, nochmals dem Feind gegenüberzutreten, der erhebe sich und trete hieher an meine Seite!“

Da erhob sich etwas zögernd einer, und dann wieder einer und stellte sich an die Seite des Umlungu. Rasch trat ich selbst hinzu, und allmählich folgten immer mehr, sodaß wir zuletzt unser vierzig waren. Die meisten von uns trugen kleinere oder größere Verwundungen; doch gerade dies stärkte unsern Mut. Wir hatten uns in schwerem Ringen mit den Zulus gemessen, und brannten vor Begierde, es ein zweitesmal zu tun.

Die übrigen aus der Truppe blieben stummförmig um den Häuptling und seine Indunas am Boden sitzen. Ngokwenyama warf ihnen einen Blick voll unsäglichlicher Verachtung zu, rief dann seinem Jingo, der rasch mit dem Paksattel zu ihm trat, und hieß uns, die Pferde besteigen. Mein Pony stand einige hundert Schritt von mir entfernt. Ich machte vergebens einige Anstrengungen ihn einzufangen, denn ich war wegen der Betäubung im Kopfe noch zu elend dazu.“ Ngokwenyama sah dies, schwang sich rasch in den Sattel, ritt auf mein Köhlein zu und brachte es in meine Nähe, sodaß

ich bequem aufsitzen konnte. Nun konnte es wieder losgehen!

Ngokwenyama gab das Kommando. Wir brachen in Sektionen auf und ritten vier Mann hoch. Dem Wunsche Ngokwenyamas entsprechend ritt ich im ersten Glied. Schon von weiter Ferne konnten wir den dunkeln Ingeli-Wald wahrnehmen, der sich wie eine hohe schwarze Wand gen Himmel erhob. Bevor wir aufbrachen, wandte sich Ngokwenyama nochmals im Sattel um und rief den treulos, feig am Boden sitzen bleibenden Pondos höhnisch den Abschiedsgruß zu: „Salani kahle!“ lebet wohl. (Wörtlich: bleibt nur hübsch zurück!)

In raschem Galopp ritten wir der Vorderseite des Bergabhanges entlang und hatten so schon über drei (englische) Meilen zurückgelegt, ehe wir nur die Zügel anhielten und unsere Pferde in Schritt kommen ließen. Wir befanden uns nun in bedeutender Höhe, tief unter uns lag der Schauplatz des wilden Kampfes der vergangenen Nacht. Der Regen hatte inzwischen aufgehört, und die leuchtende Morgen-sonne brach siegreich durch die grauen Wolken.

Plötzlich stieß Ngokwenyama, unser stolzer Führer, der von seinem Pferd aus beständig fleißige Umschau hielt, einen lauten Ruf aus. Verwundert schauten wir alle zu ihm auf. Er aber wies mit der Rechten nach rückwärts, dem Taleinschnitte zu, wo wir heute Nacht gekämpft hatten. Da lagen noch immer in großen Haufen die Toten und über ihnen kreisten hoch in der Luft unzählige Aasgeier. Die kleine Schar der zurückgebliebenen Reiter war eben daran, ihre Pferde zu satteln, um gemächlich weiterzureiten. — Doch halt! Was soll denn das? Was ist das für ein Leuchten und Blitzen? Das sind unzählige Asagais, an deren scharfgeschliffenem Stahl sich die Morgen-sonne bricht! Das ist die volle Heeresmacht der Zulus, die sich wie mit weit ausgebreiteten Fangarmen den ahnungslosen Pondos nähert. — Ach, bei diesem Anblick erstarrte uns fast das Blut in den Adern. Die Ärmsten waren unrettbar dem Tode verfallen! —

Der Feind marschierte mit großer Schnelligkeit,

denn in den wenigen Minuten, während welcher wir ihn beobachteten, hatte er unsere Leute schon rings eingeschlossen. Jetzt erst, und nicht früher, kam den Pondos die drohende Gefahr zum Bewußtsein. In tödlichem Schrecken warfen sie sich auf ihre Pferde und hieben mit Macht auf die Tiere ein, denn es galt,



Dr. Josef Schulte,
der neue Bischof von Paderborn.

um jeden Preis den Ausgang zu gewinnen. Es war ein Wettlauf mit dem Tode, — und der Tod siegte! Bevor noch die vordersten Reiter das Weiße gewinnen konnten, hatte der eiserne Ring sich geschlossen. Die armen Pundos waren in einem Reife schimmernden Stahles eingekreist und allzumal dem sichern Tode geweiht. Mehr und mehr verengte sich der von blanken Asagais starrende Kreis. In Todesängsten wandten die entsetzten Reiter ihre Pferde bald dahin, bald dorthin. Doch da war nirgends eine Lücke zum Entrinnen. Einige Sekunden noch, da berührten schon die Speere der Zukunftsrieger die Pundos....

Die Pferde scheuen und bäumen sich hoch auf. Wie Blicke zuden die Asagais hin und her; jetzt hell wie Silber, jetzt purpurrot von heißem Blut. Ein paar Sekunden starren wir entsetzt das gräßliche Schauspiel an, dann aber schrie uns Ngokwennhama zu: „Fort! fort von hier! Reitet, was ihr könnt, denn es gilt euer Leben.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Offizier und Kapuziner.

Ein Kapuzinerpater hielt eine Mission. Eines Tages begab sich derselbe in die Kirche, um einen passenden Platz auszusuchen für einen Altar, den er zum Zwecke einer Missionsfeierlichkeit errichten wollte. Ganz in Nachsinnen darüber vertieft, näherte sich ihm ein alter Offizier, von dem er viel hatte reden hören und den er auch eben kannte, und redete ihn mit den Worten an: „Sie denken sicher einen Kriegsplan aus.“

„Nicht so ganz getroffen, Herr Militär“, versetzte der Kapuziner, „ich möchte ganz einfach einen Altar errichten. Es ist dies vielleicht auch ein Schlachtplan, aber ein bißchen anders als die Ihrigen. Uebrigens habe ich vernommen, Herr Hauptmann, daß Sie 24 Feldzüge mitgemacht haben.“

„Freilich, und zwar Kriege von jeder Art; mit Granaten und Kartätschen habe ich häufig Bekanntschaft gemacht.“

„Und wie oft sind Sie verwundet worden?“

„Kein einzigesmal, mein Vater; im Grunde des Herzens habe ich Gott doch immer geliebt, und Gott hat mich stets beschützt. Ich diene unserm großen Kaiser, und wie er, glaubte auch ich an ein höchstes Wesen.“

„Sagen Sie mir, Herr Hauptmann“, begann nunmehr der Kapuziner, „wer ist denn eigentlich größer, Jesus Christus, oder Napoleon?“

„Jesus Christus, denn er ist ja Gott.“

„Wohlan denn, Herr Hauptmann, wie viele Schlachten haben Sie geliefert für Jesus Christus?“

„O mein Vater, ich sehe, Sie wollen mich veranlassen, zu meiner eigenen Beschämung selbst einzuge stehen, daß ich für den Kaiser in 24 Kriegen gekämpft habe und für Christus, der viel größer ist, als der Kaiser, nur ein einzigesmal und zwar vor 18 Jahren.“

„Recht so, Herr Hauptmann, doch genügt es keineswegs, seinen Irrtum bloß einzuge stehen, man muß ihn auch verbessern.“

„Da haben Sie einen guten Gedanken, mein Vater, ich will darüber nachsinnen und werde Ihnen morgen meine Antwort mitteilen.“

Am anderen Morgen fand sich der alte Veteran bei dem seeleneifrigen Kapuzinerpater ein und sagte: „Ich habe darüber nachgedacht, mein Vater, und gefunden, daß es nicht mehr wie billig und recht ist, für Jesus Christus wenigstens ebensoviel zu tun als für den Kaiser. Ich bitte Sie also, meine Beichte anzuhören, und am Sonntag soll mich die ganze Pfarrgemeinde bei der hl. Messe zum Tische des Herrn gehen sehen. Ich bin der älteste Mann im Lande und muß also ein gutes Beispiel geben.“

Und wirklich am Sonntage darauf empfing er die hl. Kommunion, geschmückt mit all' seinen militärischen Orden und Ehrenzeichen in Gegenwart eines zahlreichen Volkes, das sich nicht wenig wunderte, an ihm ein so schönes Beispiel mutigen Glaubens zu sehen. Und nach der hl. Messe suchte der brave Hauptmann den Pater auf und sagte voll Dankes zu ihm:

„Mein Vater, ich muß Ihnen sagen, Sie haben es verstanden, in geschickter Weise mein Herz zu treffen. Sie haben das zu Stande gebracht, was die angesehensten Männer bis jetzt versucht haben. Doch genügt mir keineswegs dieser eine Feldzug für Jesus Christus; denn ich bin viel zu arg im Rückstande ihm gegenüber. Ich will also am Tage der allgemeinen Kommunion nochmals am heiligen Tische erscheinen.“

Und er tat's zu großer Erbauung der Gemeinde und erfüllte seitdem immer getreu seine religiösen Pflichten. Er konnte jetzt gar nicht begreifen, wie er so viele Jahre hindurch nicht eingesehen hat, daß man für Gott den Herrn doch wenigstens so viel tun muß, als für einen König und für einen Kaiser.

Eine Menagerie im Seesturm. Aus New-York wird berichtet: Die Reise, die der Dampfer „St. Andrew“, der mit einer Ladung wilder Tiere von Antwerpen nach Hoboken visiert war, machte, war höchst aufregend und gefährlich. Unter den Tieren an Bord waren 80 Löwen, 45 Bären, eine Elefantenherde, 5 Schimpansen, 25 Pumas, viele Wölfe, Hunde und anderes Gethier. Während eines Sturmes brach ein Wolf aus, und eine wilde Jagd verfolgte ihn über das Deck. Nachdem er vergebens überall Zuflucht gesucht hatte, entkam der Wolf schließlich durch einen Sprung über Bord und verschwand in dem Meer. Fast in demselben Moment fingen zwei Löwen miteinander zu kämpfen an, ließen sich durch die Wärter nicht auseinanderbringen, und der eine Löwe biß den andern tot, der darauf über Bord geworfen wurde. Dann fiel ein Puma einen jungen Elefanten an, worauf ein alter Elefant den Puma mit dem Rüssel hoch in die Luft warf und ihn dann zu einer formlosen Masse zertrampelte. Eine ungeheure Aufregung hatte sich der Tiere bemächtigt, sodaß die Wächter in Angst und Gefahr fortwährend wachen mußten und kein Auge schließen konnten.

Nur immer treu!

Ob steil der Pfad, ob schwer die Pflicht,
Was du erwählst, das lasse nicht.

Was du als recht erkannt und gut,

Ueb' immerdar mit Mut,

Mit fester Kraft und ohne Scheu.

Nur immer treu!

Mice v. Gaudy.

St. Josephsgärtchen.

Der hl. Joseph, Schutzpatron der Familienväter.

(Fortsetzung.)

Naturgemäß hat alles, was die Kinder am Vater sehen oder von ihm hören, den mächtigsten Einfluß. Wo daher in einem Hause der Vater ein tugendhafter, frommer und pflichttreuer Mann ist, da pflegen in der Regel auch die Kinder zur Freude und zum Troste ihrer Eltern wohlgeartet, fromm und sittsam zu sein. Und wie einst Raguel den jungen Tobias mit den Worten begrüßte: „Gefegnet seist du, mein Sohn, denn du bist der Sohn eines guten, ja des besten Vaters“, so bringt man den Kindern eines braven, geachteten Vaters von vorneherein Wohlwollen entgegen; denn man erwartet, an ihnen dieselben guten Eigenschaften zu finden, die man am Vater kennt und schätzt. Das ist der Kinder kostbarstes Erbe.

Die Erziehung der Kinder ist von der größten Wichtigkeit. Der Vater darf dieselbe nie vernachlässigen oder Unbekannten anvertrauen, er soll sie vielmehr, seltene Fälle ausgenommen, nicht ganz aus der Hand geben und anderen überlassen, auch wenn er weiß, daß diese von gutem Geiste besetzt, tüchtig und gewissenhaft sind. Seine Mit-hilfe ist immer erforderlich, in den ersten Jahren, um der Autorität der Mutter einen Rückhalt zu geben; später, um die Lehrer und Meister in ihren Bemühungen zu unterstützen; endlich, um die heran-gewachsenen jungen Leute ins öffentliche Leben ein-zuführen und sie durch Wort und Beispiel in den anerzogenen guten Grundsätzen zu bekräftigen. Es ist dies eine schwierige Aufgabe, welche viel Geduld verlangt, viel Klugheit und Festigkeit; sie fängt sozusagen schon mit der Geburt an und endet meist immer mit der geistlichen Volljährigkeit des Kindes.

„Ihr Väter und Mütter“, mahnet daher der hl. Chrysostomus, „sparet nicht die Ermahnungen und Unterweisungen! Wendet alle Mittel der Autorität an, die euch zu Gebote stehen, um Glauben und Un-schuld eurer Kinder zu bewahren. Die Kinder sind das kostbarste, von Gott euch anvertraute Unterpfand seiner Liebe; ihr seid ihm aber auch dafür Rechen-schaft schuldig. Wachtet daher über eure Kinder Tag und Nacht und schützet sie sorgfältig vor allen bösen Einflüssen! Habet acht auf alle ihre Schritte, auf ihre Freundschaften, auf ihren Verkehr, und hoffet von Gott keine Gnade, wenn ihr dieser eurer Pflicht nicht nachkommt!“

Ähnlich spricht die ewige Weisheit: „Haßt du Söhne, so unterweise sie und beuge sie von Jugend auf. Wer die Rute spart, hasset seinen Sohn; wer ihn aber lieb hat, hält ihn in beständiger Zucht. Ein Roß, das man nicht bändigt, wird unlenksam, und ein sich selbst überlassener Sohn wird frech. Beuge seinen Nacken in der Jugend, damit er nicht später sich verhärte und deiner Seele Schmerz bereite.“

Ihr Väter und Mütter, stellt eure Kinder unter den Schutz des glorreichen Patriarchen Joseph, dem der himmlische Vater seinen eigenen Sohn anver-traut hat! Ihm empfehlet deren Unschuld, Gesund-heit und ganzes Leben. Bittet ihn, daß er euren

Ratschlägen und Ermahnungen Wirkung verleihe; betet namentlich zu ihm und vertrauet auf die Macht seiner Fürbitte, wenn ihr auf Hindernisse und Schwierigkeiten stoßet. Ihr werdet stets an ihm einen mächtigen Helfer finden, der euer väterliches oder mütterliches Herz gar wohl versteht.

Aus dem Leben einer Gottesbraut.

(Fortsetzung.)

Herr Wesener, der langjährige Arzt Anna Katha-rinas, erzählt: „Da Herr Limberg (ihr Beichtvater), wenn die Kranke in kataleptischem Zustande war, ohne allen Erfolg verschiedene magnetische Versuche an ihr gemacht hatte, nahm ich mir vor, bei näch-ster Gelegenheit selbst solche Versuche zu machen. Ich begann damit vor wenigen Tagen, da ich die Kranke in der Ekstase fand; ihr ganzer Körper war starr und unbeweglich.“

Ich sprach einige Worte auf die Herzgrube, auf die Zehenspitzen; ich setzte die Finger meiner rechten Hand auf die Herzgrube und sprach auf die Finger-spitzen der linken Hand, ich schrie ihr in's Ohr; doch nichts machte auf sie den geringsten Eindruck. Auf meinen Wunsch wiederholte der Beichtvater die nämlichen Versuche, doch ebenfalls ohne alle Wirk-ung. Als er aber das Wort „Gehorsam“ aus-sprach, schrak sie plötzlich unter einem tiefen Seufzer auf, erwachte und gab dem Beichtvater auf die Frage, was ihr widerfahre, zur Antwort: „Ich bin gerufen worden.“

Unterm 26. Januar 1815 erzählt Herr Wesener: „Ich war abends bei ihr. Sie war entsetzlich elend und der Puls ungemein gesunken. Um 5 Uhr trat eine Art Starrkrampf ein. Die Augen der Kranken waren dabei geöffnet, aber so empfindungslos, daß ich die Hornhaut mit dem Finger berühren konnte, ohne daß die Augenlider sich zusammenzogen. Kurz darauf fiel sie in Ekstase, hob sich auf die Kniee, und betete mit ausgespannten Armen.“

Ich hat nun den Beichtvater, ein Experiment über den Magnetismus zu machen, nämlich sie zu fragen, was ihre Krankheit und wo der Hauptsitz derselben sei. Er tat es wiederholt und nachdrücklich; allein die Kranke antwortete nicht. Ich bat ihn nun, er möge es ihr beim Gehorsame befehlen, daß sie es sage. Kaum war das Wort Gehorsam aus seinem Munde, als sie zusammenfuhr und mit einem tiefen Seufzer erwachte. Auf die Frage, warum sie erschrecke, gab sie zur Antwort: „Es hat mich jemand stark gerufen.“ Hierauf fiel sie vor Ent-kraftung in Ohnmacht.

Wesener fügt bei: „Welch' ungeheure, erschüt-ternde Erfahrungen hat täglich der Beichtvater an ihr zu machen! Die bestürzendste ist die Wirkung der Priesterweihe. Ist sie in Ekstase und naht er ihr mit den geweihten Fingern, so hebt sie das Haupt und folgt diesen nach, und zieht er sich zurück, so stürzt sie zusammen. Und dies tut sie jedem Priester. Wer dies so zufällig gesehen, wie ich, der mag wohl erkennen, daß nur allein die katholische Kirche Priester hat, und er fühlt lebendig,

daß die Priesterweihe fürwahr mehr ist, als eine bloße Zeremonie.

Einmal hörte ich sie unter Tränen sprechen: „Die geweihten Finger der Priester werden auch im Fegfeuer, ja selbst in der Hölle kenntlich sein, und mit ausgezeichnetem Feuer brennen. Jeder wird sie kennen und ihnen Vorwürfe machen.“

(Fortsetzung folgt.)

Das weiß ich!

Von Hochw. P. Erasmus Hörner, O. M. M.

St. Michael. — Dieser Tage ließ die Lehrschwester in der Mädchenschule die Kinder einen Aufsaß schreiben. Das Thema war frei; jedes Mädchen sollte irgend etwas schreiben, was ihm bekannt sei.

Nun befindet sich in unserer Schule ein Mädchen von ungefähr 14 Jahren, das erst vor wenigen Wochen aus ziemlich weiter Entfernung zur hiesigen Missionsstation kam. Sie war in der anglikanischen Hochkirche auf den Namen Rosaline getauft worden, und schrieb bei genanntem Anlaß folgenden Aufsaß:

„Das weiß ich: wenn man bittet, empfängt man! Als ich noch zu Hause war, kam mir der Gedanke, nach St. Michael in die katholische Schule zu gehen, um dort zu lernen. Es war aber weit dorthin; der Weg war mir unbekannt, und niemand wollte mit mir gehen. Eines Tages ließ es mir in meinem Herzen keine Ruhe mehr; ich verließ die Heimat und ging, ganz allein, auf's Geratewohl davon.

Nachdem ich eine gute Strecke weit gegangen war, blieb ich ratlos stehen. Die Heimat hinter mir war verschwunden, ich stand auf freiem Feld und sah weder einen Kraal, noch irgendeinen Menschen, wo ich mir Rats erholen konnte. ... Da wurde mir wohl etwas bange, allein bald kam mir ein guter Gedanke: ich kniete nieder und betete mit großem Vertrauen zum Inkosi (Gott, dem Herrn), daß er mich sicher dorthin führen möge, wohin er mich im Herzen gerufen. Dann stand ich auf, ging gestroßt weiter und kam ohne Unfall und schneller, als ich erwartet hatte, hier in St. Michael an. Ohne jemand zu fragen, fand ich den Weg, und bin dabei nicht ein einzigesmal irre gegangen. ... Das also

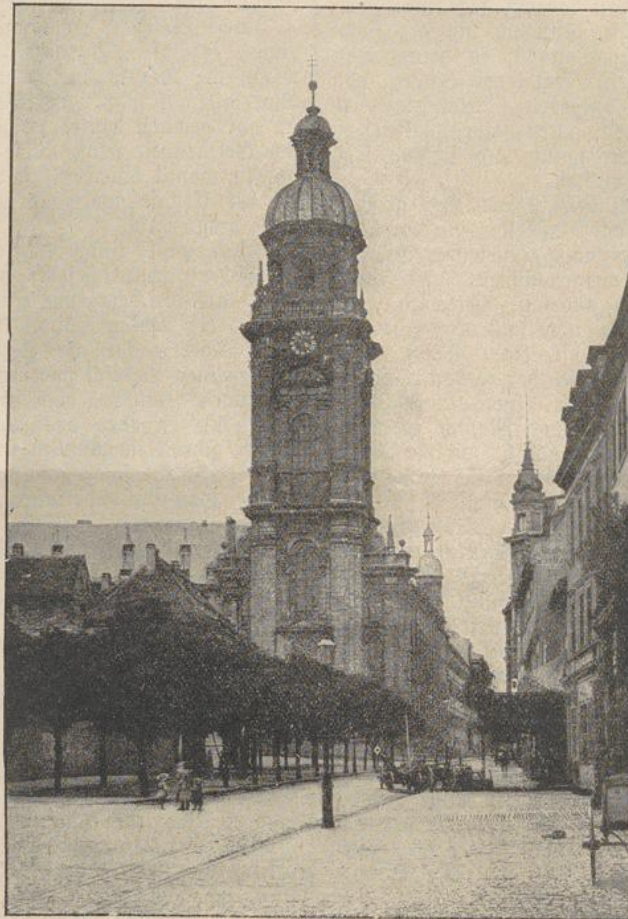
ist es, was ich weiß: wenn man bittet, wird man erhalten.“

So die kindliche Einfalt. Die Nuganwendung mag sich der geehrte Leser selber machen.

Der hl. Joseph, Vorbild und Patron der Verehrer des heiligsten Herzens Jesu.

(Aus einer Rede Sr. Eminenz des Kardinals Parochi (+), gehalten in der Kirche U. L. F. vom hlgt. Herzen in Rom.)

Als die göttliche Vorsehung und die höchste Weisheit das Herz der allerheiligsten Jungfrau Maria



Die Universitäts- oder Neubaukirche in Würzburg.

im voraus nach dem Herzen des göttlichen Kindes, das noch geboren werden sollte, schuf und bildete, da ergoß sie auch über die Seele des hl. Joseph von Beginn seines Lebens an einen solchen Strom von Gnaden, daß sein Herz, soweit dies bei einem Geschöpfe möglich ist, dem anbetungswürdigen Herzen Jesu ähnlich wurde. Und diese Ähnlichkeit trat immer stärker hervor, als das Wort Gottes in Menschengestalt erschien und dreißig Jahre lang für den demütigen Zimmermann das Vorbild der Tugend und der Lehrmeister der Vollkommenheit war. Der getreue Jünger wurde dadurch das Vorbild der innerlichen Seelen und das nachahmungswürdigste Beispiel eines in Gott verborgenen Lebens.

Was die stete Einwirkung des göttlichen Herzens Jesu für den hl. Joseph bedeutet, gibt uns die heilige Schrift an zwei Stellen zu verstehen. Nur

einige Augenblicke ruhte das göttliche Herz Jesu im Tempel am Herzen des greisen Simeon — nur einige Augenblicke, und doch welche Freude brachte es ihm! „Nun entlässest du deinen Diener in Frieden“, rief der fromme Greis begeistert aus; denn wer das Herz seines göttlichen Herrn besitzt, der braucht nichts mehr. — Beim letzten Abendmahle ruhte der hl. Johannes auch nur einige Augenblicke am Herzen seines göttlichen Meisters und die Wirkung war eine solche, daß sein Herz von grenzenloser Liebe entzündet und sein Geist wie ein Adler zu den höchsten Höhen der Anschauung Gottes entrückt ward.

Zu Bethlehem aber, in der Wüste, in Aegypten

und zu Nazareth ruhte ohne Zweifel das göttliche Jesuskind lange Stunden am Herzen des hl. Joseph, denn Jesus selbst hatte ja die Einigung der Herzen in der hl. Familie von Nazareth veranlaßt: die Einigung seines göttlichen Herzens mit dem seiner heiligsten Mutter und dem seines Nährvaters hier auf Erden. Alle Güter waren ihnen gemeinsam, also auch das kostbarste der kostbaren Güter, die Liebe des Herzens Jesu. Und dieses Glück währte dreißig Jahre! Die Gnaden des folgenden Tages waren immer noch kostbarer als die des vorhergehenden. Wenn wir daher auch die rührende Geschichte jener Heiligen, des Simeon und des hl. Apostels Johannes, die der göttliche Heiland mit seinen Gnaden gleichsam überhäufte, mit Bewunderung lesen, so müssen wir doch bekennen, daß sie dem hl. Joseph nicht gleichkamen und nicht denselben Anspruch machen konnten auf die Liebe des göttlichen Herzens.

Niemand kann sich also nach Maria, der Mutter Jesu, einer größeren inneren Vereinigung mit Jesus rühmen als der heilige Joseph. Freilich war der Unterschied zwischen beiden Herzen unendlich groß; aber mit Ausnahme jener heiligsten Jungfrau, die über alle Engel und Menschen erhöht ward, erhielt sonst niemand von dem unglücklichen Geschlechte Adams zum Erbteil ein solches Herz und keiner bildete es zu einer solchen Ähnlichkeit mit dem Herzen Jesu aus wie der arme Handwerker von Nazareth. Darum sage ich auch mit Recht: Wenn man den Ausspruch des hl. Bernhard: „der hl. Joseph, den der Herr als einen Mann nach seinem Herzen befeindet hat“, keineswegs übertrieben nennen darf, so darf uns auch niemand tadeln, wenn der Gegenstand der Verehrung unserer Bruderschaft der hl. Joseph ist, angerufen unter dem Titel: „Vorbild und Patron der Verehrer des heiligsten Herzens!“



Ecce Panis Angelorum.

Herzliches „Vergelt's Gott“!

Mariazell. — Vor etwa einem Jahre erzählten wir von der Weihe unseres Missionskirchleins in Auegane, einer Außenstation von Mariazell. Bei diesem Anlaß baten wir unsere geehrten Leser um eine Herz Jesu-Statue, weil bejaagtes Kirchlein dem Herzen Jesu geweiht ist.

Diese unsere Bitte wurde über Erwarten schnell und gut erfüllt, denn die betr. Statue, Christus, den Herrn in Lebensgröße darstellend, weist so schöne und edle Formen auf, daß wir alle, Weiße und Schwarze, unsere größte Freude daran haben.

Leider kennen wir den hochherzigen Spender nicht — wir hörten nur, die Statue komme von Linz — und sehen uns somit veranlaßt, öffentlich unseren Dank auszusprechen. Das göttliche Herz Jesu selbst möge es dem edlen Wohltäter, bezw. der Wohltäterin, tausendfach lohnen; wir aber wollen mit unseren schwarzen Kindern fleißig in genannter Intention beten.

Auch sei noch bemerkt, daß die Statue trotz des weiten und schwierigen Transportes gut und unverfehrt hier eingetroffen ist.

Gruß an alle Vergißmeinnicht-Leser.

Es suchen die Menschen so eifrig das Glück,
Durchziehen die Länder, durchziehen das Meer,
Und kommen mit trauernder Seele zurück,
Das Glück, das verlorene, sie finden's nicht mehr!

Sie graben nach Reichtum, nach edlem Gestein,
Sie trachten nach Ehren, nach Können, Geschick,
Sie haschen in taumelnder Seele den Schein,
Doch nimmer das wahre, das dauernde Glück!

Denn wohl ist's verborgen und steil ist der Weg,
Der führt zum wirklichen Glücke hinan.
Voll Dornen und Disteln und Steinen der Weg,
Weitab von der breiten, blumigen Bahn. —

Hoch oben erstrahlet im göttlichen Licht,
Am Kreuze der Heiland durchstochen das Herz,
Vom himmlischen Glücke sein Leiden und spricht,
Vom himmlischen Glücke und seeligem Schmerz.

Wie er sich geopfert, vergossen sein Blut,
Zu retten die Lieben aus ewiger Not;
So sollen die Seinen voll heiligem Mut,
Entsagen und opfern sich bis in den Tod.

Sich selbst zu vergessen, dem Nächsten zur Freud
Vor Mühen und Pflichten nie scheuen zurück,
Die Armut zu lindern, zu trösten im Leid,
Das Herz zu umfassen, ist seliges Glück.

Wohl bitter die Schale, doch süß ist der Kern,
Die Welt ihn verachtet mit spottendem Hohn.
Die dunkelnde Seele, sie jubelt im Herrn,
Sie opfert und erntet glückseligen Lohn.

Sie ziehen durch die Länder, durchschiffen das Meer,
Und kehren mit trauernder Seele zurück;
Sie habens verloren und findens nicht mehr,
Im göttlichen Herzen das himmlische Glück.

F. S.

Das triumphierende Kreuz.

Eine afrikanische Missionsgeschichte.

Einer von den afrikanischen Missionsbischöfen wurde, als er noch einfacher Missionär war, von seinem Bischof in einen entfernten Bezirk geschickt, um zu erforschen, ob dort ein geeigneter Posten zur Anstellung eines Priesters wäre. Er kam an das Ziel seiner Reise fast ohne Geld und ohne Mittel zur Rückkehr. Mit seinem letzten Dollar hatte er sich Wein gekauft, um eine Messe lesen zu können,

— sein höchster und einziger Trost in der peinlichsten Verlassenheit.

Jener Ort war bewohnt; es befanden sich dort Europäer und unter ihnen Franzosen. Er hatte sie in der vaterländischen Sprache gegrüßt, sie aber hatten, weil er ein Priester war, seinen Gruß nicht erwidert. Er schlug nun unter einem Baume seine Wohnung auf, in einiger Entfernung von den Häusern, in denen er keine Herberge fand, und nährte sich ganze Wochen in Ermangelung des Brotes von unbekannten Wurzeln, die er auf's Geratewohl versuchte, und von Schattieren, die er roh verzehrte, da er kein Gerate hatte, sie zu kochen. Härter jedoch, als dieser Mangel, fiel ihm die fortdauernde Härte der Menschen und die Fruchtlosigkeit seiner Bitten durch so lange Zeit. Zuweilen warf ihm ein Bewohner des Dorfes beim Vorübergehen ein Schimpfwort zu und entfernte sich. Niemand wollte ihn anhören, geschweige denn ihm die Hand reichen, nicht einmal ein Greis, nicht einmal ein Kind. Der Gotteshaß dieser Menschen zerriß ihm das Herz und seine Körperkräfte schwanden dahin, erschöpft durch Kummer und Fieber.

Eines Tages sah er einen großen und schönen jungen Mann zu sich kommen, der ihn bei der ersten Ansprache fragte: „Erlauben Sie, haben Sie etwas zu essen?“ Es war ein Priester, den der Bischof ausgesandt hatte, ihn zu suchen. Nun war dieser da, aber zum Sterben vor Müdigkeit und Hunger, und hatte ebenfalls keine Mittel, weder den anderen mitzunehmen, noch die Rückreise anzutreten. Die Armut des Bischofs und die Unkunde des Landes waren die Ursache dieses gänzlichen Mangels. Die Liebe allein war im Stande gewesen, ihn bis jetzt zu erhalten. Er warf sich zur Erde und bat um ein wenig Nahrung.

Der andere bot ihm die Schattiere an, von denen er hauptsächlich lebte, ungeheure Muscheln von grünlichem Ansehen, deren Anblick schon dem Hungerigen Edel erregte. Er konnte nichts davon kosten, und sein bestürzter Wirt sah nun wohl voraus, daß der Unglückliche Hungers sterben würde. Dieser Gedanke drückte ihn zu Boden.

Wenige Tage darauf lagen die beiden Missionäre auf dem glühend heißen Boden hingestreckt, ganz ausgezehrt durch Fieber und Ungeziefer: „Wir sterben hier, sprachen sie; einer von uns strenge sich noch an, die letzte heilige Messe zu lesen; er soll dann dem andern die heilige Kommunion reichen, und so wollen wir dem Herrn unsere letzte Lobpreisung darbringen.“

Es war das Fest Mariä Himmelfahrt. Sie zogen das Loos, wer die heilige Messe lesen sollte; es traf den, der zuerst gekommen war. Dieser bringt nun, liegend vor dem Altare der Erde, das Opfer dar für seinen sterbenden Mitbruder und für sich selbst. Wohl zwanzig mal mußte er neu anfangen, indem er fast die Hoffnung aufgab, damit zu Ende zu kommen, und diese wahrhaftige Totenmesse dauerte beinahe drei Stunden! Endlich konnte der Totfranke dem Sterbenden die heilige Hostie reichen. Das Opfer war vollendet; der eine Martyrer, der in den letzten Zügen lag, schaute mit inniger Rührung auf den andern, der am Fuße des Altares dahinschmachtete; dieser hingegen erbaute sich an dem unschuldigen Sinn und an dem apostolischen Geiste des jungen Priesters, der mit solcher Gelassenheit am Beginn seiner Laufbahn endete. Mit der letzten Kraftanstrengung legte sich endlich der

Celebrant an die Seite seines Gefährten und so erwarteten sie den Tod.

Und der Tod zögerte nicht. In der Nacht starb der junge Priester. Sein letzter Hauch streifte die Lippen seines Mitbruders, der nur mit großer Anstrengung die Hand über seinen Kopf ausstrecken konnte zum Zeichen des letzten Segens und des letzten Lebens.

Beim Anbruch des Tages gingen einige Reisende an dem Plage vorüber. Sie sahen den Toten und an seiner Seite den Sterbenden. Sie brachten die Nachricht in's Dorf, und als man hier den Vorfall vernommen, ließen sich endlich die harten Herzen erweichen, oder vielmehr der Tod hatte gesiegt und Gott rief den Sieg aus. In großer Anzahl gingen sie hinaus, brachten frisches Wasser und Nahrungsmittel, und der noch lebende Missionär fühlte endlich, wie eine Hand die seinige drückte. Es waren nicht mehr die nämlichen Menschen.

An der Stelle, wo der Altar gewesen, machten sie eine Grube und senkten den sieggekrönten Missionär hinab; dann nahmen sie den Kranken in ihre Arme und hielten ihn über den Rand der Grube, damit er ihn segnen konnte. Sie taten noch mehr. Auf seine Bitten fällten sie einen großen Baum, machten ein Kreuz daraus und pflanzten es auf das Grab. So erschien jetzt das Kreuz und nahm Besitz von seiner neuen Erwerbung.

Gegenwärtig steht dort eine Stadt mit einer Kirche und zählt tausende von Katholiken, die eben so auf das Wort ihres Bischofs hören, als sie seinem Herzen teuer sind, und ihr Bischof ist — jener Missionär, den sie Anfangs so grausam zurückgestoßen hatten. Zu diesem Kreuze geht der Bischof, so oft er kann, und sein Herz frohlockt jedesmal über die wunderbaren Tugungen Gottes. Aber als er einmal am Fuße dieses Kreuzes zu dem Volke sprechen wollte, erstikten die Tränen seine Worte.

Das ist die Art und Weise, wie das Kreuz gepflanzt wird und Wurzel schlägt, wie eine Kirche sproßt und emporwächst, wie eine der Verfinsterung und der Verwilderung versessene Gegend zu einem Bistum sich umgestaltet. Auf solche Weise greifen Platz die guten Sitten, die Schulen, die Hospitäler, die Wissenschaften; und von solcher Beschaffenheit sind oft die Männer, die von unsern hochmütigen sogenannten Gelehrten zuweilen mit Hohn und Spott beworfen werden.

Eine Unterredung zwischen Napoleon I. und Papst Pius VII.

Bekanntlich wurde Papst Pius VII. trotz seines hohen Alters und seiner Kränklichkeit von Savoyen nach Fontainebleau gefangen abgeführt, um die schwersten Leiden in der Gefangenschaft durchzumachen! Napoleon I. wollte, daß der Papst auf den Kirchenstaat gegen eine jährliche Rente Verzicht leiste. „Lieber sterbe ich in der Gefangenschaft, als daß ich mein Gewissen mit einem solchen Verbrechen, mit solcher Treulosigkeit belaste.“ So antwortete Pius. Verdrossen, bei einem Greise, den er in seiner Gewalt hatte, so viel Festigkeit und Mut zu begegnen, und empört, daß es einen Menschen auf Erden gebe, der ihm zu widerstehen wage, schrie Napoleon: „Brechen wir ab, Herr Papst; da Sie meine Freundschaft nicht wollen, sollen Sie die Wirkung meiner Feindschaft spüren.“

„Sire“, erwiderte der Greis, „Ihre Drohungen lege ich zu den Füßen des Gekreuzigten nieder und überlasse Gott die Sorge, meiner Sache sich anzunehmen, welche die Seinige ist; der alte Gott lebt noch.“

„Der alte Gott lebt noch, sagen Sie? Was hoffen Sie denn von ihm?“

„Daß er der Kirche zu Hülfe kommen und sie schützen werde bis an's Ende der Zeiten, wie er es versprochen.“

„Das sind großartige Versprechungen,“ erwiderte Napoleon, sich mehr und mehr erhehend; „wir werden sehen. Ich bin aber weder mit dem Papst noch mit der Kirche dieses alten Gottes zufrieden. Vielleicht gründe ich noch aus eigener Machtvollkommenheit eine Staatsreligion, die nicht den Statthalter Jesu Christi, sondern den Kaiser selbst zum Haupte hat.“

„Sire, Sie überschätzen Ihre Macht.“

„Ich kann alles in Europa,“ sprach zornig der Besieger so vieler Völker, und kann den Eigensinn eines Greises, der sich der Stellvertreter des alten Gottes nennt, nicht brechen! So möge denn der Unbeugsame in unserer Gefangenschaft sterben.“

„Bedenken Sie wohl, mein Fürst,“ sprach der erhabene Gefangene, „alle Verfolger sind zu Grunde gegangen, die Kirche aber besteht. Sie verfolgen die Kirche und halten mich gefangen, aber ich lebe trotz all meiner Schmerzen und Leiden. Ich lebe, um dereinst zu sehen, wie die Hand des alten Gottes Sie ereilt. Ist Ihr Maß voll, so werden Sie das Los der Verfolger teilen.“

Nie hatte Napoleon solche Worte vernommen. Ermüdet ließ sich der Papst auf seinem Lehnstuhl nieder, indes der Beherrscher Europas, rot vor Zorn, das Zimmer mit den Worten verließ: „Der alte Gott zerschmettert nur Toren; gegen den Kaiser

vermag er nichts. Sie aber, Herr Papst, werden meinen Zorn fühlen.“

Auf St. Helena erinnerte sich der Gefangene Napoleon jener Szene von Fontainebleau, und zu Graf Joseph de Kethel, der mit ihm auf St. Helena war und auch jener Besprechung auf Fontainebleau



Die am 7. April mit dem Ehrw. Dr. Edmund Klipper von Köln a. Rh. nach Mariamhill abgereisten Postulanten, von links nach rechts: Stehende Reihe: 1. Jos. Witz, Kaufm. 2. E. Gödel, Kaufm. 3. A. Tremel, stud. phil. 4. Leop. Oberst, Landwirt. 5. Jos. Schneidgen, Schreiner. Sitzende Reihe: 1. Fr. H. Leher. 2. Dr. Edmund. 3. H. Penning, stud. phil.

beigewohnt hatte, sprach er die denkwürdigen Worte: „Wahrlich, mein lieber Freund, der alte Gott lebt, um die Unterdrücker desjenigen zu zerschmettern, der hier auf Erden seine Stelle vertritt. O könnte ich doch all denen, welche eine Machtstellung auf Erden einnehmen, zurufen: „Achtet den Stellvertreter Jesu Christi! Bekämpfet nicht den

Papst, unterdrückt ihn nicht! Tut Ihr es doch, so werdet Ihr von der rächenden Hand Gottes erdrückt werden, der selber den Thron des heiligen Petrus beschützt.“

Joseph de Kethel erreichte ein hohes Alter. Als Napoleon III. im Jahre 1864 sich verpflichtete, die französischen Truppen aus Rom zurückzuziehen und Pius IX. sich selbst zu überlassen, eilte de Kethel zum Kaiser und beschwor ihn, Pius IX. nicht seinen Feinden preiszugeben. Graf Joseph de Kethel erinnerte den Kaiser an die soeben erzählte Szene auf Fontainebleau und Napoleon I. Geständnis auf St. Helena.

„Das ist freilich merkwürdig“, war die Antwort Napoleons, „der Zufall hat wirklich den Worten des Papstes eine gewisse Wahrscheinlichkeit verliehen.“

De Kethel sah ein, daß weitere Vorstellungen nutzlos seien; er schloß mit den Worten: „Wenn Frankreich es zuläßt, daß Pius IX. beraubt, der Will für seiner Feinde überliefert und in Gefangenschaft gehalten wird, dann werden auf's Neue fremde Nationen Frankreich verwüsten und Ew. Majestät werden das Los ihres Onkels teilen.“

Der Kaiser hatte keine andere Antwort als: „Genug, ich danke Ihnen für Ihre Warnungen.“

Am 2. September 1870 übergab Napoleon III. auf Bellevue bei Sedan dem König von Preußen seinen Degen. Darauf soll er gesagt haben: „Die Warnung meines Onkels geht in Erfüllung: greift den Papst nicht an und unterdrückt ihn nicht, sonst werdet Ihr von der rechten Hand des Gottes erdrückt, welcher den Thron Petri beschützt. Mein Schicksal ist ein neuer Beweis für diese Wahrheit.“

Kaiser Paul und sein Offizier.

Wie in allen großen Städten, so galt auch in Petersburg in der Mitte des vorigen Jahrhunderts das Polizeigesetz, daß man auf den Straßen nicht so rasch fahren soll. Kaiser Paul hatte diesen Befehl von neuem einschränken lassen, weil kurz zuvor einige Personen überfahren worden waren. Eines Nachmittags fuhr der Monarch in einem leichten Wagen über den Isaakspk. In der Ferne sah er einen Offizier, der auf einer einspännigen Britzke selbst kutschierte, in gestrecktem Trab über den Pk. fahren. Der Unmut überwallte den Kaiser; er befahl dem Kutscher, den Offizier einzuholen.

Als der letztere jedoch den Kaiser hinter sich herkommen sah, wollte er ihm ausbiegen und fuhr nach der blauen Brücke. Der Monarch folgte ihm. Er lenkte rechts in die Maski-Perspektive; der Kaiser hinter ihm drein. Jetzt erst merkte der Offizier, daß es auf ihn gemünzt sei. Er ahnte nichts Gutes, und ohne eigentlich zu wissen, wodurch er die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich gezogen hatte, suchte er derselben möglichst zu entgehen und ließ nun seinen flinkhufigen Kosaken nach Möglichkeit ausgreifen.

Je schärfer er zufuhr, desto schneller folgte ihm der Kaiser; er war nur noch dreißig Schritte hinter ihm. Eine panische Furcht überfiel den Offizier.

Erreichte ihn der Kaiser, so glaubte er sich verloren.

Jetzt galt es sein Glück, sein Leben! Auf seinen Kosaken konnte er sich indessen verlassen; dem

Renner die Zügel lassend, jagte er die meilenlange Straße wie ein Rasender hinab.

Alles, Menschen und Wagen wichen auf die Seite. Die leichten Räder flogen wie Windeswirbel über das funkenprühende Pflaster; des Kaisers Wagen war dicht hinter ihm. Der Verfolgte schrie auf das Pferd ein und gab ihm jetzt den ersten Hieb.

Nun aber flog das Roß gleichsam durch die Luft mit dem Wägelchen. In wenigen Minuten war er dem Kaiser aus dem Gesicht verschwunden.

Langsam fuhr der Leutnant durch das Tor und eilte noch eine große Strecke auf dem Wege nach Strebna weiter.

Als der Kaiser sah, daß er den Flüchtling nicht erreichen konnte, wendete er sich äußerst übelgelaunt um, ließ augenblicklich den Generalmarisch schlagen und gab den Befehl, daß der Offizier, der auf dem Sammelplatz seines Regiments fehlen würde, arretiert und morgen früh um zehn Uhr ihm vorgeführt werden sollte.

Bei sämtlichen Regimentern der Residenz fehlten siebenundzwanzig Offiziere. Sie waren im Augenblicke des Lärmeschlagens außerhalb der Stadt gewesen und wurden, sowie sie an das Tor kamen, arretiert und dem Monarchen am anderen Morgen im Winterpalast vorgestellt. Unser Flüchtling stand mitten unter ihnen.

Der Kaiser trat in den Parolesaal, sein Blick war düster, und selbst der Unerfrodenste mußte zittern, wenn er diesem unumschränkten Monarchen im Augenblick der Verstimmung ins Auge sah.

Der Kaiser ging die Reihe der Offiziere langsam durch. Er musterte, ohne ein Wort zu sprechen, jeden genau, erkannte aber den Gesuchten nicht wieder. Noch verstimmt durch das Fehlschlagen dieses Versuches stellte er sich vor die Front der Vorgeforderten und hob in strengem Tone an:

„Es ist einer unter euch, der gestern meinen gerechten Unwillen erregt hat. Ich habe verboten, auf den Straßen rasch zu fahren. Dieser eine jagt, meinem kaiserlichen Befehle zum Trotz, wie ein Besessener durch die Stadt, zum Tore hinaus! Ich lasse die Regimenter sich versammeln, um zu sehen, wer der Fehlende ist, und es fehlen siebenundzwanzig. Siebenundzwanzig Offiziere einer Garnison sind nicht auf ihrem Plaze! Ich will ein Exempel statuieren, das den Offizieren meiner Petersburger Regimenter gewiß im Andenken bleiben soll: Ihr alle sollt bis auf weiteres nach Sibirien! Die Ribitten stehen schon zu eurem Transport bereit! Marsch!“

Die ganze Front stand vor Schreck wie eingewurzelt.

Da trat ein junger, schlanker Mann aus der Reihe, legte die Hand auf die klopfende Brust und beugte sich vor dem Monarchen.

„Euer Majestät Unnade“, sagte er mit bebender Stimme, „falle auf mich, auf mich allein; meine Kameraden sind schuldlos! Bis jetzt war es noch keinem Offizier untersagt, in dienstfreien Stunden außerhalb der Linien der Stadt zu sein. Ich allein bin der schuldige Teil.“ Mehr konnte der junge Mann nicht sprechen, er hatte keinen Atem, keine Lust mehr in der gepreßten Brust. Durch seinen Körper flog ein leises Zittern, das Blut wich ihm aus dem Gesicht.

Der Kaiser maß ihn von oben bis unten; im weiten Saale herrschte eine Totenstille.

Nach einer langen Pause fragte der Kaiser: „Wer bist du?“

„Ich heiße Zwan...“, war die Antwort. Der Kaiser schwieg wieder eine Weile; sein Blick ruhte auf dem schönen, jungen Manne. Endlich fragte er:

„Wo hast du den Kosaken her?“ „Von meinem Vater; er hat ihn selbst groß gezogen und ihn mir geschenkt.“

„Dein Vater“, hob der Monarch lächelnd an, und legte die Hand auf die Schulter des Leutnants, „dein Vater hat einen sehr braven Kosaken erzogen, aber einen noch braveren Sohn! Du scheuest meinen Zorn nicht, du vertheidigst deine Kameraden, das ist brav, sehr brav! Um deinetwillen erlasse ich deinen Kameraden die Strafe. Zwan, was willst du für deinen Kosaken?“

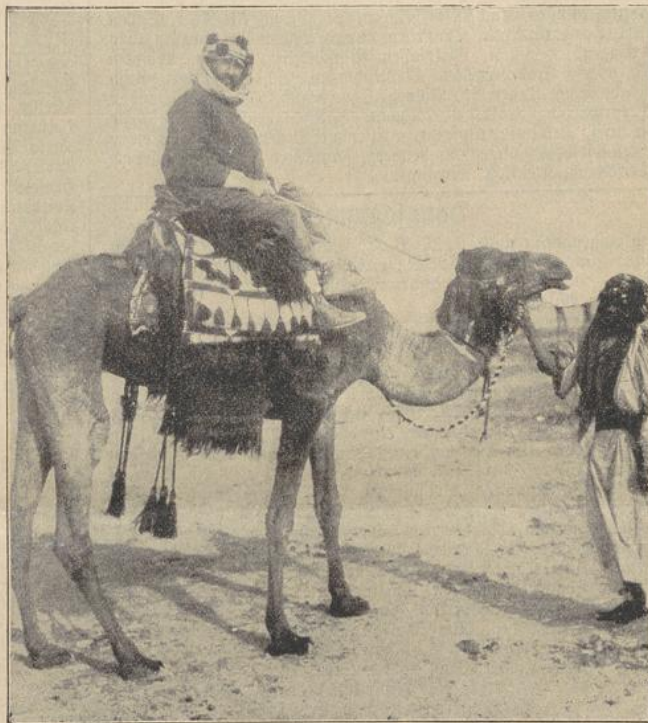
„Mein Kaiser!“ rief der junge Mann, von der Güte des Monarchen tief gerührt, aus und sank zu seinen Füßen nieder, „das Pferd hat mir das Teuerste meines Lebens, Euer Majestät Gnade gerettet! Für diesen hohen Preis gehört es Eurer Majestät!“

„Steh auf, Major! Von einem Leutnant nimmt ein Zar kein Geschenk an! Ich danke dir für das Pferd!“

Wenn der Kaiser gab, gab er kaiserlich. Nach diesem Maßstabe war die Equipierung des neuen Majors eingerichtet, die ihm der Monarch am folgenden Tage schenkte.

Afrikanische Erziehungskunst. Ueber die drastischen Erziehungsmittel, die die Eingeborenen in manchen Distrikten des französischen Kongogebietes gegenüber ihren Kindern anzuwenden pflegen, macht die „Bibliothèque Universelle et Revue Suisse“ einige interessante Mitteilungen. Die Erziehungsmethode der Neger ist dort eine wahre Pädagogik der Tat; Worte oder Schläge werden kaum angewandt: man bedient sich anderer Mittel, um den jungen Gemüthern einzuschärfen, was sie unterlassen sollen. Wenn ein kleines Kind zum Beispiel entgegen dem ausdrücklichen Verbot der Eltern, doch zum Flusse hinabschleicht, um zu spielen, so kommt es nicht zu Vorwürfen; behutsam schleicht die Mutter dem Kleinen nach, und ohne ein Wort zu sagen, stößt sie ihn in die Wellen und drückt den Kopf des ungehorsamen Sprößlings so lange unter das Wasser, bis das Kind nahe daran ist, zu ersticken. Dann zieht sie den Kleinen heraus, und erläutert ihm, wie diese Gefahr, zu ersticken, immer lauend im Flusse liegen und daß Kinder darum nie allein zum Flusse gehen dürfen, da nicht immer die Mutter gerade hinzukommt, den Ertrinkenden zu retten. Wenn ein Kind in der Hütte gekochte Bananen nascht, die bei den Eingeborenen als der höchste Leckerbissen gelten, so macht sich die Mutter ohne ein Wort der Erklärung ans Werk, dem kleinen Feinschmecker einen Riesenteufel gekochten Bananenbreies zuzubereiten. Dann stellt sie den ganzen Topf dem Kinde hin und fordert es auf, nach Herzenslust zu essen. Der Kleine

läßt sich das gewöhnlich nicht zweimal sagen, behaglich schmunzelnd beginnt er das Mahl; aber schließlich kommt der Augenblick, wo sein Appetit gestillt ist und er aufhören will zu essen. Aber nun besteht die Mutter darauf, daß der Kleine weiter esse. Dabei gibt es keine Nachsicht und keine Gnade. Wenn der Junge nicht mehr kann, setzt die energische Nachhilfe der Mutter ein und dieser pädagogische Schmaus endet erst dann, wenn die Eltern sehen, daß die Ueberfütterung gefährlich wird. Auf diese Art wird den Kindern eingeprägt, daß das Naschen seine Schattenseiten haben kann. Ist das Kind sehr weinerlicher



Der ermordete Deutsche, Hermann Burchardt.

In Yemen bei Moka (Kleinasien) wurde der deutsche Forscherreisende und Orientalist Hermann Burchardt, der seit 17 Jahren Westasien bereist, zusammen mit seinem Begleiter, dem italienischen Konsul Benzoni, von fanatischen Eingeborenen ermordet. Die Türkei hat bereits Schritte unternommen, um die Mörder zu fassen und sie empfindlich zu strafen.

Natur und vergießt ohne Grund Tränen, so geht die Mutter in den Wald und sammelt einen gehörigen Busch eines Krautes, das unserer Brennessel verwandt ist. Damit reibt sie den Körper des kleinen Melancholikers energisch ein und erklärt ihm dann ganz ruhig: „Also nun weine los, jetzt hast Du wenigstens einen Grund!“

Angelus.

Leise zieht mit Wehmutschwüngen
Durchs Gemüt der Sehnsucht Sang,
Wenn im fernen Holz im Dämmern
Höre ich der Glocke Klang.

Abe läutets in den Höhen,
Abe zitterts in dem Herz,
Und es steigt aus meinem Busen
„Angelus“ es himmelwärts.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Kreuzau, Bevelinghoven, Milchenbach, Aachen, Düsseldorf, Kärlich, Kevelaer, Emmerich, Kreenmacher, Herbsthal, Viesem, Irrel, Gelsenkirchen, Aldehoven, Schlebusch, Bellingen, Jengraben, Schlebusch, Westbevern, Rheurdt, Warburg, Niedericheln, Düsseldorf-Kath., Klein-Rachten, Lippstadt, Lutter, Salzkotten, Vorbeck, Overath, Ensborn, Bochum, Wessum, Saktan, Ruhrort, Eilendorf, Remscheid, Essen, Kommerstkirchen, Frauwillersheim, Affeln, Bettendorf, Schuntenhof, N.-Dollendorf, Abenden, Geldern, Eichenheid, Würfel, Cidel, Clotten, Wigerath, Cornelinshusen, Greven, Kückhoven, Mehren, Dennerhof, Heppingen, Erierweiler, Montjoie, Griesborn, Albxen, Holzheim, Steinhäusen, Heilsberg, Grevenbroich, Solingen, Werl, Belmede, Neuenkirchen, Licht, Hülhoben, Ningen, Nippes Winden, Keshingen, Steinheim, Alcalear, Wallen, Werl, Hehrath, Buir, Twisteden, Brand, Wiesmühl, Dorfprozelten, Nettingen, Reichstett, Waldbassen, Balschweiler, Bercha, Kempen, Fehrenbach, Stadtprozelten, Neissenhausen, Schmachtenberg, Geisa, Grendelbruch, Teuerling, Biburg, Oberseebach, Assamstadt, Landau, Obergrombach, Waldbach, Thann, Mittelschenbach, Theilheim, Berching, Nellingen, Nippenberg, Essendorf Niederaichau, Wagschurt, Oberaichfeld, Ohlungen, Lindenberg, Frankfurt a. M., Straßburg, Oberseebach, Kleinförs, Kenzingen.

Dankfagungen

sind eingegangen aus: J. M. B. K., Waldshut, Frank Orthmount, Dope, Kani., Nippenberg, N. N., Gosau, B. K., Jakobenz, Butowina, M. P., Domeschau. Ein Pfarrer dankt für Erhöhung in einem wichtigen Anliegen.

Gebets-Empfehlungen.

Bekehrung eines Bruders in Amerika. Gottes Segen, Glück und Frieden kinderlosen Ehepaars. Um Glück und Segen in Haus und Stall. Um Gesundheit und guten Geschäftsgang. Ein Sohn in der Fremde. Ein krankes, einziges Kind. Um eine glückliche Standeswahl. Um Heilung eines Nervenleidens. Ein Kind mit schwerem Augenleiden. Ein Mann, damit er die öfterliche Pflicht erfüllt. Ein stummtes, blödsinniges Kind. Eine kranke Kloster-Deerin. Mehrere verschiedene Anliegen, 24mal. Eine Mutter um Gesundheit, 5mal. Auf Abwege geratene Söhne und Töchter, 5mal. Aufhebung eines unglückl. Verhältnisses, 5mal. Um Familienlegen. Gute Kindererziehung, 10mal. Ein 13jähriger Knabe. Mehrere Töchter, damit sie ihr Unrecht einsehen. Trunksüchtige, 6mal. Um guten Hausverkauf, 6mal. Schwer bedrängte Familien. Ein blindes Mädchen. Um eine gute Herrschaft. Um festen lebendigen Glauben, 15mal. Bedrängter Pfarrer. Gute Wohnung, 4mal. Kranke Kinder, 6mal. Gute Stellung und Geschäft. Gute Berufswahl. Geistesranke. Beinleidende, 4mal. Mehrere Prozesse, 10mal. Glückl. Bekehrung von Bürgerschaft. Glückl. Entbindung, 11mal. Glückl. Sterbestunde, 6mal. Eine Frau mit unmündigen Kindern in schwerem Anliegen. Eine Jungfrau in schwerem Anliegen. Großes Seelenleiden. Um glückl. Entschluß in Berufswahl. Glückl. Pilgerfahrt. Glückl. Studien. Testaments-Angelegenheit. Friede unter Geschwister. Besetzung einer Pfarrei. Um Gesundheit, Glück und Segen. Wiedergewinnung eines jungen Brüderpaars für den kathol. Glauben. Ein plötzlicher Todesfall. Verstoßte Sünden. Um Sinnesänderung. Verhütung von Unglücksfällen. Um Gelegenheit zu guten Exerzitien. Ein leichtsinniger Vater. Besonderes Anliegen zum hl. Antonius. Ein chronisches Leiden, 2mal. Bekehrung eines Sünders, 3mal. Eine kranke Fördererin. Vermögensangelegenheiten. Mehrere schwere Anliegen, 6mal. Um würdige erste hl. Kommunion. Um Beharrlichkeit. Glückl. Berufswahl, 5mal. Kranker Familienvater. Glaubenslose Frau. Drei kranke Wohltäterinnen. Kranke Ordensschwester. Halskranke Frau und Kind. Um Wiedererlangung verlорener Nerven und Gedächtniskraft.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Neßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Maria Duvel, Wessobrunn. Maria Kiebeth, Breslau. Katharina Neß, Pfullendorf. Katharina Lipp, München. Kreszenzia Kiefer, Stuttgart. Gotthard Gehrig, Glashofen. Agatha Balles, Hauen. Paulina Verlich, Genoveva Keller und Karolina Wehinger, Geisingen. Anton Holzmüller, Rimenthal. Maria Franziska Müller.

Karl Jahn, Rasdorf. Sophie Jänd, Balgach. Witwe Eberle-Fürer, Bernhardzell. Maria Nollburga Frey, Bettingen. Herr Bender, Basel. Theresia Euter, Unzern. Lorenz Buchs im Rang bei Jaun. Heinrich Moriz, Born, Luzernburg. Elisabeth Gieba, Masael Meier, Johann Nicks, Michael Aachen, Josef Teley, sämtliche von Dubuque, Iowa. Alex. Schulte, St. Helena, Nebr. Rev. Father Friedmann, Carroll, Iowa. Anna Höfner, St. Cloud, Minn. Adam Steffes, Carroll, Iowa. Alex. Dapfhuys, Fowler, Indiana. Maria Ostermann, Sigourney, Iowa. Frank Schmidt, Kansas City, Mo. Grace L. Fischer, Buffalo, N.-Y. Johann Braun, Schwarzenfeld. Karl Scherbauer, Aurat, Fendelsbach. Josefa Mayer, Gottmanshofen. Mathilde Seblaged, Kattowitz. August Seifert, Breslau. Mathilde Klesse, Schweidnitz. Kath. Naupp, Straßburg. Marius Hoos, Kunigunde Pfanzner und Kunigunde Dorichner, Kobheim. Franziska Scheurer, Regensburg. Karl Kochert, Wingen. Anna Etichel, Zinnenstadt. Johann Weller, Kersbach. Stefan Georg Hübner, Wittenberg. Pfarrer Hall, Pepinville. Pfarrer Alois Bauer, Untermünsterthal. Kath. Neuberth, Obergrombach. Amalie Leibinger, Wühlheim a. d. Donau. Familie Eimannski. Josef Doll, Frankentbrunn. Johann Josef Wiegand, Rasdorf. Christina Schütz, Scheida. Johanna Huber, Bilsbierg. Kunigunde Dressel, Kersbach. Mag. Ernst, Witterda. Gustav Michels, Köln. Hermann Jof. Manel. Anton Edmann. Johann Wilms. Friederika Buchhoff. Gubula Blingen. Nikolaus Scheiern. Karolina Korfer-Wülfhof. Gertrud Grass. Anna Eva Konzen. Margarete Henjeseb. Johann Wiggmann. Wilhelm Schmüding. Maria August Friederika Destrreich. Maria Breuer. Bernard Darrichen. E. Bertrand. Robert Pfohl, St. Pilt. Joh. Eusebius Steiner, Burgberg. Rosina Waldbach und Simon Vorwallner, Gerachkirchen. Michael Bader, Forst. Theresie Hauber, Kalzhofen. Maria Fuchs, Strengberg. Veronika Gracova, Holleschau. Maria Höfl, Färchenfeld. Mathias Zagerbauer, Linz. J. Josef Frlwirth, infalliert Propst, Graz. Nollburga Kirbiser, Graz. Katharina Beer, Breitenberg. Susanna Trotberger und Josef Prinz, Schors. Anna Witieler, Sarntheim. Josef Reich, Desselbrunn. Franz Windermann, Klosterneuburg. Theres Rosdoff, Altheimberg. P. Adolf Breuer, Wihering. Theresia Strasser, Pram. Franz Klingler, Bertisau. Maria Bläml, Rammingstein. Franziska Schaffner, Dehlarn. Johann Hollersbacher, Weiz. Vater Pöhl, Sautens. Julius Rosenprung, Domeschau. Friedrich Hugelmann, Prag. Theresia Kofler, Klagenfurt. Johanna Haas und Anna Euppan, Gnas. Maria Pfefferer, Laibach. Elisabeth Ellmann, St. Joh. a. Gölsee. Maria Schleier, Thantetten. Anna Jordan, Sternberg. Magdalena Biegler und Mathias Rainer, Stainz. Leonard Etlp, Maria-Ratschitz. Josefa Jansbauer, St. Georgen. Heilf. Rat Anton Brunnmajr, Schlögl. Math. Bichler, Pfarrer, Hollenel. Josef Thaler, Hopfgarten. Rojalia Baumgart, Szilberel. Johann Müller, Wjens. Nikolaus Breitenberger, St. Nikolaus Alten. Anna Maria Rohatich, Bräunau. E. Bertrand. Frau Ferdinand Hopplshäuser. Anna Maria Trag. Frau Haniball. Margaretha Eich. Gertrud Scheidweiler. Theresie Blankart. Jakob Jentzens. Anton Bevering. Ww. Kath. Roden. Margaretha Ritter. Hermann Schürmann. Maria Ries-Weisgerber. Christina Brümglingshausen. Amalia Landweber, Mergentheim. Cäcilia Kehler, Nürnberg. Pfr. Glaser, Tiefenpöls. Josef Bitterlin, Hardheim. Lorenz Kupfer, Poppendorf. Kunigunde Saam, Geroldsbach.

An unsere Abonnenten in der Schweiz.

Kurz vor Schluß dieser Nummer lief die traurige Nachricht ein, daß der Hochw. Herr Pfarrhelfer Fr. A. Käppler zu Uttinghausen am Feste Christi Himmelfahrt während einer Prozession, als er gerade den Segen mit dem Allerheiligsten erteilen wollte, vom Schlage gerührt wurde und auf der Stelle als Leiche mit dem Allerheiligsten auf der Brust zusammenbrach. Bekanntlich hat der Verbliebene in früheren Jahren unserer Vertretung in Uttinghausen durch seine tätige Mithilfe in Erledigung der laufenden Korrespondenz und Expedition unserer Drucksachen wesentliche Dienste geleistet. Wir empfehlen den Dahingeschiedenen in besonderer Weise dem Gebete unserer Missionsfreunde. R. I. P.

Die nächste gemeinschaftliche Abreise der Postulanten nach Mariannhill wird voraussichtlich anfangs September stattfinden.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Vergißmichnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

28. Jahrgang.
Nr. 7.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
geschickt oder von
unsern Beförderern
bezogen.

Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Ein katholisches Basutoweib, den irdenen Wassertopf tragend.

Köln a. Rh.
Juli 1910.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Im Klosterfrieden.

So still ringsum... wie traumverloren plaudert
Im Hof der Brunnen nur gedämpften Schalls,
Und seiner Wasser Silberfülle zaudert,
Als fürchte sie den Klang des Niederfalls.

Ein eng Gevierte nur: schmucklose Räume,
Im Kreuzgang des zerfleichten Heilands Bild —
Geschlossene Pforten — keusch umhagte Träume —
Und Stille rings, so wonnig, süß und mild.

Im Garten duften die Drangenblüten,
Und dichter Efeu überspinnt die Wand,
Als woll' er diesen heil'gen Frieden hüten
Vor Stürmen und des Lebens Sonnenbrand.

Zuweilen flattert nur ein Nonnenschleier
Im Wind auf oder girrt ein Taubenpaar —
Der Himmel strahlt herein in blauer Feier,
So eng begrenzt — doch ach, wie mild, wie klar...
Marie Eugenie delle Grazie.

Wohin mit unsern Studenten?

Der hochwürdigste Herr Propst von Mariannhill hat mit Zustimmung seines Rates die Bestimmung getroffen, daß künftighin keine Studenten-Postulanten mehr nach Mariannhill befördert werden sollen, die nicht schon das Gymnasium vollständig absolviert haben. Bisher war solches nicht der Fall. Das Missionskloster Mariannhill bot und bietet heute noch Gelegenheit, die noch fehlenden Gymnasialstudien nach dem Noviziat dort zu vollenden. Wegen Mangel an eigentlichen Missionaren für eine ausgedehntere Mission haben aber nach und nach manche Patres, die sich dort als Professoren betätigten, in direkten Dienst der Heidenmission gestellt werden müssen, andere werden ihnen aus demselben Grunde folgen müssen.

Wir werden darum jungen Leuten mit Anzeichen des Berufes für unsere Mission, die aus dem besagten Grunde noch nicht nach Süd-Afrika reisen dürfen, zur Schätzung ihres Berufes auf andere Weise gerne entgegenkommen, so lange diese noch nicht in dem von uns geplanten Probe- oder Missionshaus in vollkommener Weise wird stattfinden können.

„Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige. Bittet darum den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende.“

Die Mariannhiller Mission seufzt unter dem Drucke der Wahrheit, die in diesen Mahnworten des Herrn für sie enthalten ist.

Wohl habe ich angefangen, „Bausteine“ für ein Missionshaus zu sammeln, allein die bisher eingelaufenen reichen noch lange nicht, ein solches großes Haus auch nur anfangen, geschweige denn vollenden zu können. Dazu hat der hl. Vater Pius X. letztes Jahr Bestimmungen getroffen, durch welche es Ordensleuten erschwert wird, Hypotheken aufzunehmen. Ich bitte darum wiederholt, auch bei dieser Gelegenheit, um Bausteine (Vergl. Nr. 3 des „Vergißmeinnicht“) für das so dringend notwendige Missionshaus. Inzwischen habe ich aber Schritte getan, die es mir ermöglichen, für unsere Mission bestimmte Studenten in bewährten guten Konvikten unterzubringen, ihnen auch in Bezug auf Bestreitung ihrer Unterhaltungskosten, falls sie diesbezüglich der Unterstützung bedürftig und würdig sind, einigermaßen entgegenkommen zu können. Es mögen sich jedoch nur solche brave, talentvolle Knaben, welche der Volksschule entwachsen sind, oder schon einige Gymnasialklassen absolviert haben, empfohlen durch die besten Zeugnisse, mit entschiedener Neigung, später in die Mariannhiller Mission ein-

zutreten, zu dem Zwecke melden, um dann Näheres von mir zu erfahren.

Unsere Missionsfreunde werden gütigst gebeten, diese Mitteilung in weitere Kreise zu tragen.

Der Missions-Profurator.

Aus dem Missionsleben.

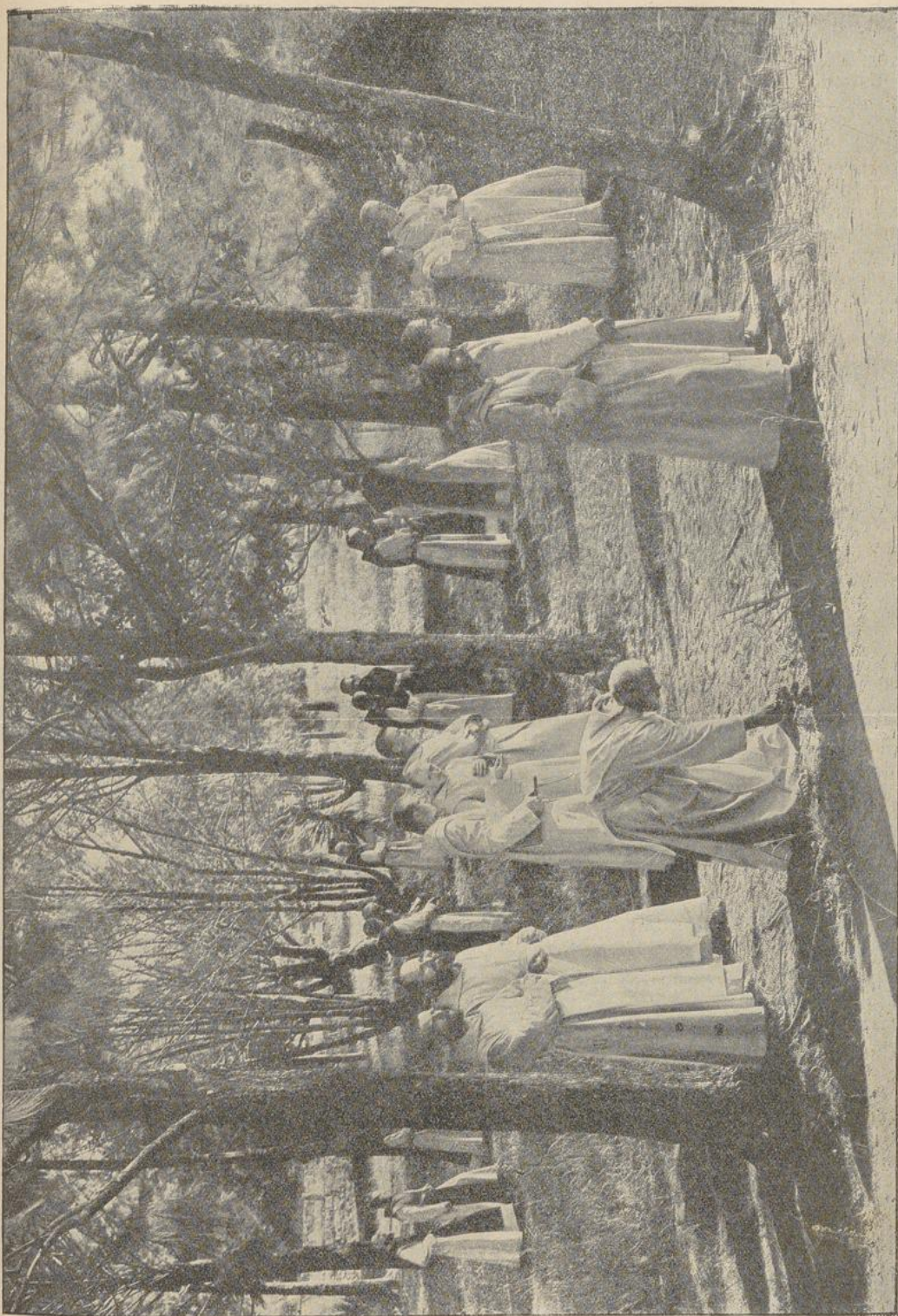
Von Schwester M. Eusebia, C. P. S.

Maria-Linden, 27. Dez. 09.

Heute möchte ich unsere geehrten Leser einladen, einem kleinen Rückblick auf das vergangene Schuljahr 1909 zu folgen, um die Freuden und Leiden in meiner Missionschule kennen zu lernen.

Nach Ablauf der vom Kap-Gouvernement festgesetzten Weihnachtsvacanz wurde Ende Januar die Schule wieder eröffnet. Unsere lieben kleinen und großen Schulkinder beteiligten sich mit reger Begeisterung am täglichen Schulbesuche, denn in diesem Quartal findet die jährliche Prüfung durch den Schulinspektor statt. Da gab's nun ein Buchstabieren und Rechnen ohne Ermüdung. Alle wollten ihre Klasse absolvieren. Die Kinder kamen wiederholt zu uns Schwestern mit der Bitte ums Gebet für guten Erfolg. Endlich am 23. März ist der gestrenge Herr angekommen. Morgen ist also Prüfung!

Schon ziemlich frühe erscheinen unsere tapferen Kandidaten, jeder und jede in der besten Garderobe, die zur Verfügung steht, denn heute ist ein ereignisvoller Tag! Auf Wunsch des Inspektors zuerst Turnen. Das spielt eine bedeutende Rolle im englischen Schulsystem der Kapkolonie. In unseren Missionschulen erstreckt sich natürlich das Turnen nur auf Hand-, Fuß- und Körperbewegungen, die auf Kommando zur Ausführung kommen. Die Kinder haben immer große Freude daran und machten alles so flott und exakt, daß der Herr Inspektor nur Lob spendete. Nachdem auch ihr musikalisches Stimmorgan probiert ist, werden die schriftlichen und mündlichen Rechnungen, Lesen, Deklamieren, Rechtschreiben usw. geprüft. Jeder Schüler erhält die seiner Klasse entsprechenden vier Rechenaufgaben. Ist die dafür bestimmte Zeit vorüber, macht der Inspektor die Runde zum Examinieren. O weh! Das Rechnen geht dem Schwarzen nicht so flott von der Leber wie das Exerzieren! Die schönen Zahlen werden vielfach mit der Kreide durchstrichen. Der Rechenkünstler ist enttäuscht. Verdutzt betrachtet er seine Tafel. Zwei, zuweilen auch drei Antworten sind mißlungen. In so eingehender Weise wird auch im Lesen usw. vorgegangen. Es ist 12 Uhr, und noch ist die Prüfung



Eine kleine Erholung während der Freizeit.

nicht zu Ende. Um 1 Uhr beginnt die zweite Sitzung, die dann endet mit dem Verlesen des Resultats, welches im allgemeinen sehr befriedigend war, da vier Fünftel der Schüler bestanden.

Doch die Sonne scheint nicht immer. So kommt

auch jetzt für die Missionschwester bald eine weniger freudreiche Zeit. Ende April wird es hier schon kalt. Der Winter ist im Anzug. Die Kinder erscheinen nicht mehr so regelmäßig in der Schule. In Betreff der Schwarzen besteht keine Schulpflicht, und noch lange

wird es dauern, bis Schulzwang eingeführt werden kann. Unser hochw. Missionsoberer verpflichtet wohl die kath. Eltern, ihre Kinder in die Schule zu schicken, allein wir haben viele kath. Kinder, deren Vater noch heidnisch ist und daher keine Elternpflicht kennt. Ein Drittel unserer 70—75 Schulkinder sind noch nicht getauft. Diese werden selbstverständlich von ihren, noch ganz im Heidentum gefesselten Eltern nicht zum Schulgehen angehalten. Diese armen Heidenkinder sind oft Gegenstand meiner stillen Bewunderung, wenn ich bedenke, wie sie aus reinem, innern Antrieb, ohne jegliche Pflicht, unsere Schule besuchen. Hier ist der Beweggrund nur ein Verlangen nach etwas Höherem und Besseren, als was sie in den heidnischen Kraals finden. Eine gute Behandlung, Liebe und Wohlwollen von Seite der Lehrerin ist dem, von den Eltern sich selbst überlassenen Heidenkind eine ungeahnte Neuheit. Deshalb dünkt auch dem armen Kinde der Schultag angenehm und begehrenswert.

Doch die Maisernte (Mai und Juni) ist nun wieder da. Der heidnische Vater hat zum wenigsten drei, oft fünf bis sechs Weiber, und seine zahlreichen, die Schule besuchenden Mägdelein müssen dann alle in die Felder zur Ernte, dazu auch tüchtig Kaffernkorn mahlen, (was durch Reiben mit einem länglich-runden Stein geschieht), um dem gestrengen alten Vater das gewohnte Bier zu brauen. Durch diese Biergelage und andere Erntefeste wird die Erntezeit bedeutend in die Länge gezogen. Solange der Heide unbekehrt bleibt, ist an dieser Mode nichts zu ändern. Die Schwester Lehrerin kann nur geduldig 6—8 Wochen abwarten, bis endlich an einem glücklichen Montag — denn während der Woche fängt der Kaffer keine neue Ordnung an — ihre Heiden-Mägdelein wieder da sind. Auch der Missionar muß die heidnischen Verhältnisse in Betracht ziehen und kann hier keine Strafe diktieren, da ja doch der heidnische Vater seinen Kindern das tägliche Brot verabreichen läßt, was der Missionar einer Tagesschule nicht immer kann.

Wie steht es unterdessen mit den christlichen Familien? Hier sieht es zwar nicht so schlimm aus, dennoch sind der Uebel genug vorhanden. Es fehlt z. B. das Kind einer katholischen Familie schon einige Tage in der Schule. Die Schwester fragt nach der Ursache, und die Antwort lautet: „Es mag nicht mehr.“ Am Sonntag, wenn die Mutter zur Kirche kommt, erkundigt man sich wiederum, und diese, ohne zu ahnen, daß sie ihre Nachlässigkeit in der Erziehung bloßstellt, gesteht: „Ich kann nichts machen, mein Kind will nicht.“ Mit solchen und ähnlichen Worten glaubt sie sich und ihr Kind genügend entschuldigt. Das Hilfsmittel, Rute und Stock zu gebrauchen, um den Eigenwillen zu brechen, wollen die schwarzen Christen nur schwer verstehen. Sie fürchten sich, ihre Kinder zu strafen. Nur im Zorn greift der Schwarze zum Stock. Es liegen Fälle vor, wo der christliche Vater bat, P. Missionar möge sein ungehorsames Söhnchen doch gütigst strafen, da er selbst solches unmöglich tun könne. Daraufhin hat schon manches faule Bürschlein seine Rutenstreiche abgezählt erhalten.

Eine neue Enttäuschung wurde mir bereitet durch den Verlust einiger Knaben, 15—16 Jahre alt, welche die Schule verließen, um in den Goldminen von Johannesburg Arbeit zu suchen. Dieser Vorfall war umso mehr überraschend, da diese Knaben sich stets durch Fleiß und gutes Betragen auszeichneten. Was wird heute aus ihnen geworden sein, so ganz sich selbst

überlassen, in Mitte von unzähligen Gefahren für das Seelenheil? Die Knaben hatten schon die heiligen Sakramente, Beicht und Kommunion, empfangen; ihre Eltern sind zum Teile noch ungetauft. Nach 1 oder 2 Jahren werden die Jungen wohl wieder zurückkommen, aber wie steht's dann wohl mit ihrem kath. Glauben?

So vergingen die Wochen und Monate im Dienste Gottes und der Mission. Am 9. November war schulfrei. Der hochw. P. Maurus, damals Rektor der benachbarten Station Mariazell, meldete schon drei Wochen vorher einen auf diesen Tag festgesetzten Besuch mit seinen Schulkindern an. Das war für uns alle eine hocherfreuliche Nachricht!

Unser P. Rektor bestimmte, daß mit dem weltlichen Feste auch eine kurze religiöse Zeremonie verbunden werde. Unsere Schule war bisher noch keinem besonderen Heiligen geweiht. Deshalb sollte sie am genannten Tage einen eigenen Schutzpatron erhalten: nämlich den hl. Erzengel Michael.

Zu diesem Zwecke wurde das Schulhaus mit kleinen Fähnchen und frischem Grün geziert. Gegen 9 Uhr morgens kam der hochw. P. Rektor von Mariazell mit seinem schwarzen Hilfspriester, dem hochw. Andreas Ngibi, an. Nach kurzer Zeit marschierten die Zeller Kinder vergnügt daher, begleitet von den Lehrschwestern, die jedoch den Weg von 2—3 Stunden zu Pferd zurückgelegt hatten. Unsere Kinder eilten zum Willkomm entgegen. Unter jubelndem Gesang zog die muntere Schar hier ein. Vor der Schule machten sie Halt, und nachdem die Ankommenden in einem kräftigen, schönen Liede die Begrüßung erwidert hatten, wurde etwas gerasstet und geplaudert. Bald begrüßte hochw. P. Maurus die Versammelten — es waren die Eltern der Kinder und andere Erwachsene anwesend — mit einer kurzen Anrede, worin er auch auf den heute erwählten, mächtigen Schutzpatron der Schule und Kinder hinwies. Dann rief die Glode zur Kirche, und alle eilten zum sakramentalen Segen.

Hierauf führten unsere Kinder ein kleines Hahnenpiel auf. Zu diesem Zwecke war jedes Kind mit zwei kleinen, bunten Fähnchen versehen, womit sie nun auf dem freien Platz vor der Schule paradierten. Die Übungen boten besonders den schwarzen Zuschauern eine angenehme Unterhaltung, die mit Gesang ihren Abschluß fand, wobei die bekannte Nationalhymne „Heil unserm König Heil“ nicht fehlte.

Nun folgte die Mahlzeit. Diese hatte die Mission Mariazell freigebig gespendet. Unglücklicher oder glücklicher Weise hatte man nämlich einen kranken Ochsen schlachten müssen. Die Schwarzen essen unbeanstandet das Fleisch eines verendeten Tieres, umso mehr das eines kranken. Jedes Schulkind erhielt Fleisch, Brot und Kaffee oder Letting (leichtes Kaffernbier). Nachher belustigte sich die vergnügte Jugend mit ihren eigenen Kinderspielen, wobei ihnen die Zeit nur zu schnell verging. Bevor wir es vermuteten, war die Scheidestunde herangerückt. Unter den Klängen eines munteren Abschiedsliedes marschierte nun die lustige Gesellschaft dem lieben Mariazell zu, und bald darauf herrschte wieder die hl. Stille in unserem trauten Maria-Linden.

Für einige Wochen ging dann alles wieder nach der gewöhnlichen Tagesordnung. Von 9—11 Unterricht; hierauf Katechese und 15 Minuten Gesang oder Turnen; 12 Uhr Pause; 1—3 Uhr wieder Unterricht; 3—4 Uhr Arbeit der Kinder; Das ist unsere Ordnung an fünf Tagen der Woche. Samstag ist immer schulfrei. Der Religionsunterricht ist gegen Mittag, weil

um 9 Uhr gar oft die Langsamen noch abgehen. Das ist auch nicht ganz zu verhüten, denn manchmal verspätet sich die schwarze Hausfrau beim Kochtopf, weil sie eben keine Uhr hat. Sie kennt keine Zeit und beschäftigt sich für gewöhnlich nur, wie es eben die Umstände mit sich bringen. Bei ihr gibt es keinen Waschtage oder Bügeltag. Ist ihr Gewand gehörig schmutzig, so geht sie an einem Vormittag zum Fluß, um es zu waschen. Die Sonne trocknet es schnell und sie kehrt zurück im frisch gewaschenen Feststaat. Für ihre Kinder wäscht sie nicht. Diese, von der Schulschwester dazu aufgefordert, begeben sich am Donnerstag nachmittag zum Fluße, um ihre wenigen armeligen Kleidchen zu waschen. Die Pflege des Reinlichkeitssinnes bei den schwarzen Kindern einer Tageschule ist eine schwierige Aufgabe für eine Missionschwester.

Zeiten verschiedene Antworten geben, je nachdem ihn gerade die eine oder andere Idee beherrscht.

Bei der Verheiratung eines Häuptlings folgt auf die einleitenden Zeremonien, die wir im vorhergehenden beschrieben haben, der Hochzeitstanz. Die Verhandlungen können übrigens Tage, ja Wochen in Anspruch nehmen, und die ganze Zeit über ist die Braut und ihre Begleitung gezwungen, in einer der Hütten zu wohnen, die speziell für sie in Bereitschaft gestellt wurde. Ist der Handel endlich zum glücklichen Abschluß gekommen, so werden Ochsen geschlachtet und die ganze weite Nachbarschaft ist für Tage und Wochen zu Gast geladen.

Bei der Hochzeit eines gewöhnlichen Mannes geht es natürlich einfacher her. Sobald die Verhandlungen zum Abschluß gekommen, zieht da die Braut samt



Die Schlucht am Tafelberg bei Mariannhill.

Heiraten unter den Kaffern.

(Fortsetzung.)

Ist endlich alles, was das „Lobola“ anbelangt, zur gegenseitigen Zufriedenheit geordnet, so wird ein Ochse geschlachtet, und von dessen Fleisch eine tüchtige Portion an die Männer aus der Verwandtschaft der Braut gesandt. Durch diesen hochwichtigen Akt wird der Vertrag noch mehr befestigt, ja einzelne meinen sogar, die Verlobung werde erst dadurch rechtskräftig. Andere dagegen behaupten — und das ist die gewöhnliche Ansicht unter dem gemeinen Volk — die Verhandlungen gewinnen Gesetzeskraft schon durch die bloße Uebergabe der Lobola-Kinder. Die Eingeborenen sind in der Beantwortung solcher Fragen selten konsequent; ein und derselbe Mann kann zu verschiedenen

ihrem Gefolge aus dem elterlichen Kraale fort. Sie prangt im höchsten Feststaat, wobei bunte Glasperlen eine hervorragende Rolle spielen. Eine solche Hochzeitspartie macht mehrere Tage hindurch in den benachbarten Kraals herum die Runde und genießt dabei überall die vollste Gastfreundschaft. Heutzutage indes kommen solche Vorhochzeitstouren nur mehr selten vor.

Am Vorabend des Hochzeitstages verläßt das Gefolge der Braut deren Heimatskraal zu einer vorher festgesetzten Stunde, doch so, daß die Neuvermählte das Haus ihres Bräutigams nicht vor Sonnenuntergang erreicht, denn eine Frau darf ihres Ehemannes Schwelle bei ihrem erstmaligen Einzug nicht bei Tage überschreiten. Dabei führt die Gesellschaft die Kuh mit sich, welche der Vater immer seiner

Tochter als Heiratsangebinde überläßt. Diese Ruh gilt gewissermaßen als heilig; sie ist den Geistern der Vorfahren geweiht und leitet das Geschick des Weibes und ihrer Kinder. Ein Haar aus dem Schweife dieses Tieres wird dem Säugling um den Hals gebunden und bringt ihm sicheres Glück. Stirbt die Kuh, so ist das ein trauriges Zeichen; offenbar sind die Geister der Vorfahren ganz von der Familie des Weibes gewichen. In Zeiten großer Bedrängnis jedoch gilt es als ein den Geistern der Voreltern sehr angenehmes Opfer, wenn man ihnen diese heilige Kuh schlachtet.

Beim Kraale des Bräutigams angekommen, pflegte in früherer Zeit die Hochzeitsgesellschaft zu warten, bis sämtliche Jünglinge sich stellten, als lägen sie bereits in tiefem Schlafe. Nun betrat der ganze Trupp die Wohnstätte unter Gesang. Hütten für ihren Empfang waren schon zum Voraus in Bereitschaft gestellt worden. Heutzutage kampiert die Partie der Braut meist außerhalb der Wohnstätte des Bräutigams, etwa am nächstgelegenen Bach oder Fluß, wohin ihnen aus dem Hause des Mannes Essen gebracht wird.

Glaubt man, die Leute des Bräutigams könnten zu den Trauungsfeierlichkeiten allgemach bereit sein, so begeben sich aus dem Gefolge der Braut einige Männer in dessen Wohnung. Hier tun sie, als befänden sie sich auf einer Reise; sie verweilen übrigens eine Zeitlang im Kraale und beginnen dem Bräutigam allerlei schmeichelhafte Dinge zu sagen, nennen ihn einen schmucken, gewandten Jungen usw., ziehen sich dann aber wieder zurück, um kurz darauf mit dem Führer ihrer Partei neuerdings zu kommen. Letzterem steht es zu, die Braut zu übergeben. Leider hegt aber dieser über den Wert des Bräutigams die rein entgegengesetzte Ansicht; er erklärt, was seine Freunde da eben geschwätzt hätten, sei der reinste Unsinn. Der Bräutigam sei offenbar ein ganz unbedeutender Mensch, und dürfe sich wahrlich gratulieren, daß er ein so vortreffliches Weib bekomme. Das Mädchen, das er bringe, sei ein Ausbund von Schönheit, Kraft und weiblicher Anmut.... Noch lange preist er all' ihre Vorzüge im Detail und versichert männiglich, der Bräutigam bekomme seine Auserwählte um einen wahren Spottpreis; noch nie in seinem Leben habe er einen so ungleichen Handel gesehen.

Nun sendet der Eheandidat eine Art Unterkleid an den Fluß zu seiner Geliebten, welche dieses Kleidungsstück während der nun folgenden Vermählungsfeierlichkeiten tragen muß. Ueberdies schmückt sich die Braut mit einem ganz unglaublichen Gehängsel von Perlen und buntfarbigem Schmuckstücken. Selbst über ihre Augen hängt ein Schleier von Glasperlen. So was braucht natürlich Zeit, und eine Kaffernbraut hat ebenso ihre liebe Not, mit ihrer Toilette rechtzeitig fertig zu werden, wie irgend eine moderne Dame. Man könnte 100 gegen 1 wetten, daß sie zum „Aufbruch“ zu spät käme, hätte nicht die Gewohnheit dem Bräutigam ein Mittel an die Hand gegeben, um das ihn mancher zivilisierte Chemann beneiden könnte. Er hat nämlich das Recht, einen eigenen Mann aufzustellen, dessen einzige Aufgabe die ist, die Gesellschaft der Braut zur Eile anzuspornen. Dieser Mann darf sich alle möglichen Freiheiten erlauben, die man ihm zu einer anderen Zeit sehr verübeln würde. Er setzt einen Streich nach dem andern in Szene, um die Leute zu bewegen, schnell voranzumachen, kurz, er

macht sich so gründlich lästig und unbequem, daß die Gesellschaft schließlich nicht mehr anders kann und bloß deshalb aufbricht, um die ewigen Quälereien und Neckereien dieses Menschen los zu werden.

Man marschirt also dem Kraale des Bräutigams zu. Die Braut ist mitten im Hochzeitszuge verheddelt und beginnt einen Gesang. Da plötzlich laufen ihre Freunde und Freundinnen nach allen Richtungen auseinander und stellen sie so dem Blick der Versammelten bloß. Ihre Begleiter beginnen einen Tanz, und die übrige Gesellschaft sieht zu. Sie, die Neuvermählte, aber nähert sich und will sich mit den zahlreichen Weibern ihres künftigen Eheherrn auf guten Fuß stellen; sie stellt an dieselben laut die Bitte, doch mit ihr gut zu sein. Diese aber erwidern in echt kaffrischer Goldseligkeit, das hänge ganz davon ab, wie sich die neue Genossin benehme. Dies flößt der Braut solchen Schrecken ein, daß sie entsetzt die Flucht ergreift. Für ein glückliches Wiedereinfangen der Ängstigten ist natürlich schon gesorgt.

Hat die Gesellschaft der Braut zu tanzen aufgehört, so kommt des Bräutigams Gesinde an die Reihe, und die Männer tanzen nach Herzenslust. Etwas später wird eine Pause gemacht, um sich dem Schmaufe hinzugeben. Mit Einbruch der Nacht beginnt die Neuvermählte, die inzwischen ihre Verhüllung abgelegt hat, im Kraalgehege umherzuwagieren und tut neuerdings, als wolle sie davonlaufen. Ihre Freundinnen rennen hinter ihr her, gleichsam, um sie den Händen der Genossen des Bräutigams zu entreißen, die sie in aller Hitze verfolgen. Doch auch diesmal ist beiderseits für ein fröhliches Wiedereinfangen hinreichend Vorsorge getroffen.

Am folgenden Tag findet eine große Schmauferei statt und die Braut erscheint zum Tanze. An diesem letzten Tag des Festes findet ein Ochsen-Wettrennen statt, wobei sich die junge Frau und zwei ihrer Gespielinne, die nur eine Leinwandhülle aus Tierfellen tragen, mit rotem Ocker bemalen. Die Hochzeiterin hält einen Affegai in der Rechten, ihre Genossinnen aber führen einen Flaschenkürbis bei sich, der Wasser mit darin schwimmenden Perlen enthält. Die Braut wäscht sich mit diesem Wasser und sprengt dann davon über die Männerwelt.

Nun hat die Neuvermählte die Freiheit, allen in sich angesammelten Dampf ausströmen zu lassen; und sie pflegt davon redlich Gebrauch zu machen; denn sie beschimpft den ihr angetrauten Wilden nach Noten und gibt ihm die verächtlichsten Namen, die ihr nur immer einfallen. — Ein Stückchen grimmigen Humors! Verkostet sie doch heute zum letztenmal die Süßigkeit des freien, ungebundenen Lebens, und so sie an einen alten, garstigen Mormonen verkauft wird, der vielleicht schon ein paar Duzend Weiber hat, kanzelt sie ihn gehörig herunter wegen seiner abscheulichen Selbstsucht und Lüsterheit. — Geht ihr endlich der Atem aus und versagt ihr die Stimme, so nimmt man an, sie habe jetzt alles Gift und jedes Gallenbläschen für Lebenszeit ausgespuht, und wenn sie später nochmals schimpft, hat sie die Folgen rein sich selber zuzuschreiben. Zum Schlusse zieht die Neuvermählte eine Feder aus dem Kopfpuz ihres Gebieters und wirft den Affegai in den Viehkraal. Ist auch das Vieh in den Kraal getrieben, so gilt die Trauung als vollendete Tatsache.

Die Freunde des Bräutigams richten nun an das neue Weib eine Anrede betreffs der Pflichten einer

wohlgezogenen verheirateten Frau, worauf sich eine Prozession in Bewegung setzt, wie um ihr den Weg zu ihrer Hütte zu zeigen. Eine Person trägt einen Flaschenkürbis, eine andere einen Bündel Brennholz, eine dritte einen Bund Dedgras, andere erscheinen mit Kochtöpfen, Beßen und dergleichen Hauseinrichtungsartikeln. Alle stellen symbolisch die neuen Pflichten des Weibes dar. Einige junge Burschen aber gehen an der Spitze des Zuges und räumen alle etwa da liegenden Steine aus dem Weg.

Uebrigens kann die Giltigkeit der ganzen Feier nochmals in Frage gestellt werden. Denn bevor die genannte Prozession beginnt, unmittelbar nachdem die Braut den Affegai in den Viehtraal geschleudert hat, darf sie nochmals eine Anstrengung machen, ihre Freiheit zu gewinnen. Sie rennt aus Leibesfräster davon, und einer der jungen Burschen setzt ihr nach, sie einzufangen. Gelingt ihm das nicht, so ist das Mädchen nach dem Gesetze frei und kann zu ihrem Vater zurückkehren. In diesem Fall muß die ganze Heiratszeremonie wiederholt werden. Doch dieses Davonlaufen ist selten ernstlich gemeint.

(Fortsetzung folgt.)

Bitte um Glocken.

Schon wiederholt haben wir im „Bergißmeinnicht“ unsere geehrten Leser und Wohltäter um Glocken gebeten, vielfach haben wir ihnen auch in unserem Blättchen erzählt, welchen Jubel die Ankunft einer Glocke oder gar eines ganzen Geläutes unter unseren Christen und Katechumenen hervorgerufen. Doch neue Bedürfnisse drängen uns immer wieder zu neuen Bitten. Von den alten Missionszentren aus werden fast ständig neue Außenposten gegründet, und diese benötigen wenigstens ein kleines, bescheidenes Glöcklein; oder eine ältere Station hat zwar eine ansehnliche Kirche, allein es fehlt ihr noch immer ein würdiges Geläute.

So schrieb uns jüngst der Hochw. P. Erasmus Hörner von der Missionsstation St. Michael aus: „Der hl. Erzengel Michael, der oberste Fürst aller himmlischen Heerscharen, der Beschützer der hl. Kirche Gottes und der besondere Patron unserer hiesigen Mission, wünscht sein „Quis ut Deus?“ mit eindringlichem Schalle allen Gläubigen und auch den Tausenden von Heiden, die noch im Umkreise von 6–10 engl. Meilen von unserer Station wohnen, zuzurufen, daß sich alle unter das süße Joch Christi beugen und ihre Seelen retten mögen durch Betätigung des christlichen Glaubens.“

Ein vorzügliches Mittel hiefür wären drei harmonisch gestimmte, kirchlich benedizierte Glocken.

Ich würde sie den drei hl. Erzengeln Michael, Gabriel und Raphael weihen, und sie sollten mir mit eherner Stimme über Berg und Tal und in jedes Menschenherz laut hineinrufen: „Quis ut Deus?“ Wer ist wie Gott? Befehret euch zum Herrn, eurem Gott, und verherrlicht gemeinsam mit uns die allerheiligste Dreifaltigkeit! —

Wir halten diese unsere Bitte für wohlberechtigt, denn unsere Missionsstation St. Michael hat zwar seit Jahren eine hübsche, geräumige Kirche, erbaut von der Mühe und dem Schweiß unserer Brüder, allein über derselben hängt nur ein kleines Glöcklein mit schrillum, gellendem Tone, der unwillkürlich an eine Farmer- oder Bahnhofsglocke erinnert.“

So P. Erasmus; unser Hochwürdigster Propst Gerard Wolpert aber bittet um ein würdiges Geläute für seine alte Missionsstation Ezenstochau, wo, wie mehrfach angedeutet, eine neue größere Kirche gebaut werden muß.

Ihm schließt sich der Schreiber dieser Zeilen an mit der Bitte, um ein mittelgroßes, etwa einen Zentner schweren Glöcklein für die Missionsstation St. Augustin. Es ist die jüngste unserer Missionen, die wir, gegründet vom hochwürdigen P. Mahr, aus besonderer Veranlassung des Hochwürdigsten Herrn Bischofs übernommen haben. Die Christen und Kate-



Die Aussteuer einer Kaffernbrant.

chumenen wohnen hier in einem Umkreise von mehreren Stunden, das Glöcklein aber, das sie zum Gottesdienst ruft, ist so klein, daß man sein schwaches Stimmchen kaum eine Viertelstunde weit hört. Und ähnliche Anliegen gibt es auf unseren übrigen Stationen und Katechesenstellen noch viele.

Eine Glocke ist für den Missionär von unschätzbarem Wert. Kommt er z. B. zur Katechesenstelle geritten und fehlt das Glöcklein, so muß er zuerst mühsam die Leute zum Unterricht zusammenrufen, was in diesen einsamen Gebirgsgegenden, wo fast jeder Kaffer für sich in seinem eigenen Kraale wohnt und zwar der eine hier, der andere dort, dieser auf stolzer Bergeshöhe, jener tief unten im Tale, immer viel

Zeit und Mühe in Anspruch nimmt. Ganz anders aber, wenn er nur das Glöcklein zu ziehen braucht; alles weiß dann: „der Missionär, der geistliche Vater ist da,“ und zu Duzenden eilen sie dem betreffenden Kraale zu. Noch mehr: das Glöcklein mit seinem reinen silberhellen Tone dringt infolge der kirchlichen Benediktion mit wunderbarer Macht bis ins Innerste des menschlichen Herzens hinein und stimmt es zur Sammlung und zu heiligem Ernst, es erhebt Seele und Gemüt himmelwärts und disponiert den Menschen zur willigen Aufnahme des christlichen Unterrichtes.

Geht der Missionar wieder fort, so ist es, wenn ein Glöcklein fehlt, Tage, vielleicht Wochen lang so leer, wie ausgestorben und in der ganzen Gegend erinnert nichts mehr an die Ausaat des christlichen Glaubens, alles hat einen ganz heidnischen Anstrich.

alle zu rufen. Desgleichen fehlt ihm die nötige Fülle, wenn auf größeren Stationen, die vielleicht schon ein Jahrzehnt und darüber bestehen, besondere Festlichkeiten veranstaltet werden, z. B. die Taufe einer größeren Anzahl von Katechumenen, die erste hl. Kommunion, Trauungen und Beerdigungen hervorragender Persönlichkeiten, oder große kirchliche Festtage, wie Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Fronleichnam. Da gehört unbedingt ein größeres harmonisches Geläute dazu, um dem großen Tag den rechten Glanz und die volle christliche Weihe zu geben.

Der Schwarze fühlt die eigenartige Wirkung eines Geläutes so gut wie der Weiße. In festlich gehobener Stimmung eilt er dem Gotteshause zu, sobald ihn die Glocken rufen. Er weiß, heute ist ein großer, kirchlicher Gnadentag, und feiert ihn mit aus ganzem Herzen und danket dem Herrn für die Gnade des heiligen katho-



Erster Glockenturm einer Missionsstation.

Ist dagegen ein Glöcklein da, und wäre es nur auf einem armseligen Holzgerüst vor dem Kraale aufgehängt, so mahnt es des Tages dreimal, morgens, mittags und abends zum „Engel des Herrn“. Es ist das eine tägliche Predigt, läßt jedesmal hunderte von Ave Maria zum Himmel steigen und verleiht der ganzen Gegend ein spezifisch christliches, katholisches Gepräge....

Und wer so ein Glöcklein stiftet, streut als „Hilfsmissionar“ Segen und Gnade aus im Heidenlande viele, viele Jahre hindurch, solange eben das Glöcklein seinen Ruf erschallen läßt und unterstützt somit die heilige, katholische Sache noch weit über das Grab hinaus.

Zürwahr, so ein Glöcklein tut in der Mission gar prächtige Dienste. Für größere Posten ist es allerdings nicht mehr recht am Platze. Wenn sich z. B. die Mehrzahl der Bewohner eines Distriktes zum katholischen Glauben bekennen, reicht das Glöcklein mit seinem schwachen Schall nicht mehr aus, sie

lichen Glaubens. Und auch mancher Protestant fühlt sich dadurch innerlich mächtig angeregt, er schließt sich dem katholischen Kirchenbesucher an, wird staunend Zeuge unseres herrlichen einzig schönen Gottesdienstes und gesteht offen, daß, was Glanz und Schönheit des Gottesdienstes anbelangt, sich keine der protestantischen Sekten mit der großen katholischen Mutterkirche messen kann. Damit ist er aber für die gute Sache schon halb gewonnen, und wenn er nur einigermaßen mit der Gnade Gottes mitwirkt, wird er sich über kurz oder lang dauernd dem Katholizismus anschließen.

Wer von unseren geehrten Lesern und Leserinnen will nun für ein so gutes, höchst vortreffliches Werk ein Opfer bringen? Wer ein Scherflein beitragen zu einem schönen, würdigen Geläute, oder ein eigenes, kleines Glöcklein stiften für unsere afrikanische Mission? Ein überreicher Gottessegen wäre ihm sicher für Zeit und Ewigkeit und an unserem Gebet und Dank würde es fürwahr auch nicht fehlen.

Eine Erzählung aus alten Tagen.

(Fortsetzung.)

5. Kapitel. Die Flucht nach dem Heiligtume.

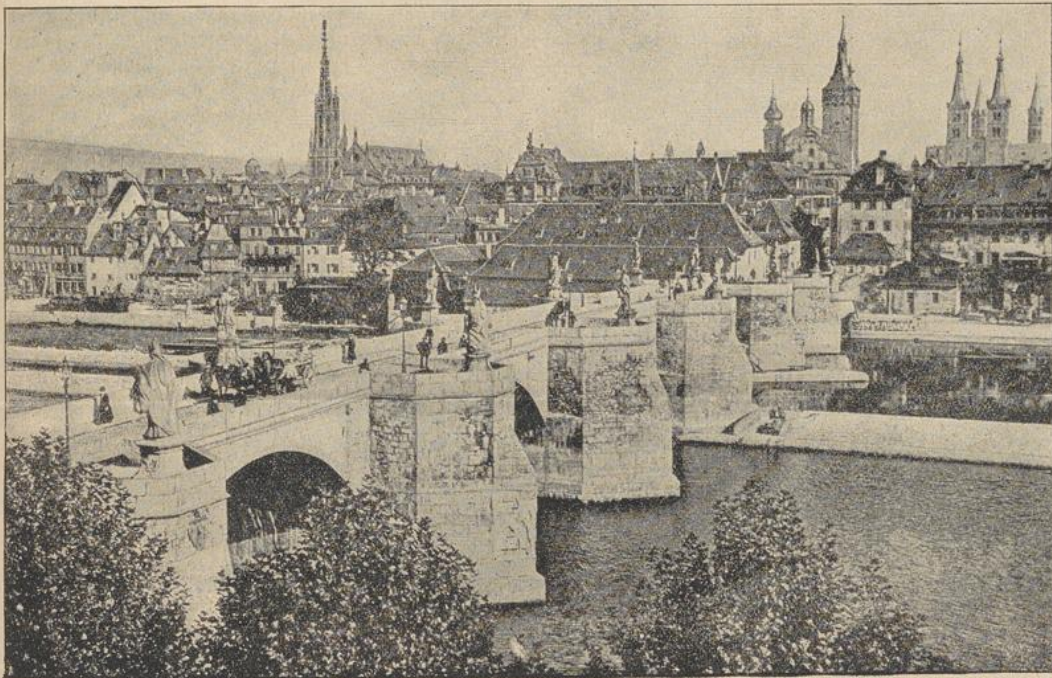
Nie in meinem Leben werde ich diesen qualvollen Ritt vergessen. Eine Stunde nach der andern rasten wir dahin, so schnell uns nur die Pferde tragen konnten. Der feine Staubregen hatte inzwischen aufgehört, dagegen brannte nun die Sonne mit stechender Qual auf den unbedeckten Kopf. Infolge meiner Wunden fuhr es mir bei jeder Erschütterung durch den Kopf, als wären es tausend Stiche und Hiebe.

Von Zeit zu Zeit kamen wir durch Kraale, wo rings umher Ermordete lagen. Hyänen und Aasgier sahen sich in ihrem Schmause durch unser Erscheinen unlieb gestört, und um die faulenden Leichname schwärmten ganze Wolken von Fliegen. Wir

uns halten. Der Reiter blieb zurück, wir konnten nicht auf ihn warten, denn schon tauchte am fernen Horizont eine neue Zuluhorde auf und verfolgte unsere Spur mit der Gier einer Koppel Jagdhunde, die hinter einem Wilde her ist. Wer zurückblieb, war ein Kind des Todes.

Endlich, — die Sonne neigte sich schon dem Untergange zu — erreichten wir das Gehölz, das den Fuß des Impethne umgibt. Wir folgten unserem Führer und fanden einen gut ausgetretenen Fußpfad, der in eine Talsenkung mündete, die mit großen Steinblöcken besät war. Diese Senkung oder Kluft trennte den Impethne-Wald vom Ingeli.

Wohl war es mir, als hörte ich allerlei raschelnde Töne im dichten Buschwerk, allein mein Kopf war so schwer, so wirr, daß ich nur wenig darauf



Die alte Mainbrücke in Würzburg.

ritten scharf und dennoch hatten wir tausende dieser abscheulichen, rotköpfigen Dinger, die sich unablässig auf unsere Wunden setzten, zu Gefährten. Wißte ich sie noch so oft von Kopf und Händen weg, im nächsten Augenblick waren sie schon wieder da. Es kam mir vor, als reite ich Stunden, Tage und Wochen durch einen wirren Traum von Pein, von Stößen, Hieben, Stichen und Fliegen.

Der Himmel über mir flimmerte blutigrot, die ganze Gegend schien mir wie in einem grauen Nebel eingehüllt und in meiner Kehle brannte ein ganz entsetzlicher Durst. Als wir an einen Wasserlauf vorüberkamen, schwang ich mich vom Pferde, warf mich am Rande des Baches der Länge nach auf den Boden hin und hielt den Mund in das frische, kühlende Raß. Gierig sog ich einen Mund voll nach dem andern ein, stieg dann wieder auf mein armes, schweißtriefendes Köpflein und jagte den übrigen nach.

Das Pferd eines aus unserer Truppe begann zu hinken und konnte nicht mehr gleichen Schritt mit

achtete. Wie groß war daher mein Erstaunen, als plötzlich Hunderte bewaffneter Männer aus dem Gehölz traten und unseren Führer Ngokwenyama mit lautem Zuruf begrüßten.

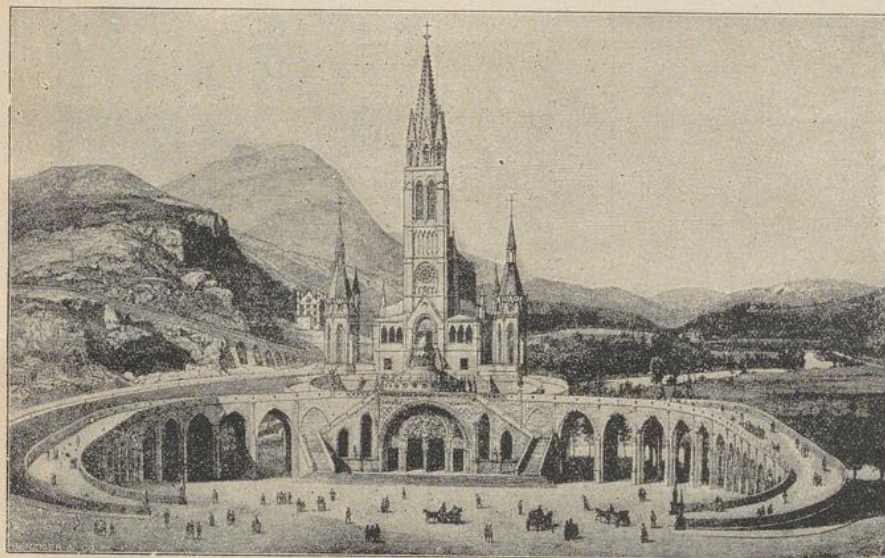
Ihre erste Frage war nach Ndabazine und den anderen Kriegern. „Die sind alle tot“, war die erschütternde Antwort.

„Wie steht's mit jenen, die nach Venyani gingen und nach den Kahlamba-Bergen?“ fragte Ngokwenyama. Ein hochgewachsener Kehla erwiderte gelassen: „Auch sie sind alle tot, Inkosi! Kaum mochten vier Stunden vergangen sein, daß sie vom Ingeli abgezogen waren, da fielen die Zulus über sie her und erschlugen sie alle: Männer, Weiber und Kinder. Nur einige Mädchen und das Vieh nahmen sie mit sich fort. Unsere Kundschafter sahen, wie es unter einer ziemlich schwachen Bedeckung über den Fluß getrieben wurde. Man brachte es jedenfalls ins Zululand.“

„Ist der Mais sicher in den Höhlen geborgen, und das Vieh in der Kluft?“ — „Ja, Inkosi!“

Auf ein vom Weißen gegebenes Zeichen stiegen wir von unseren Pferden und Klonnen, vom erwähnten Kehla geführt, den Fußpfad empor, der sich zwischen den Felsen hindurchwand. Mächtige Felswände starrten uns rings entgegen und kolossale Rollsteine, oft zwei Manneslängen hoch, lagen wie hingewälzt den Bergabhang hinunter. Die Seitenwände näherten sich einander immer mehr, sodaß der Fußpfad zuletzt nur noch einige Schritte breit war. Zuletzt stiegen sie ferkengerade zum Himmel auf, und ihre schwarzen, hochragenden Spitzen schauten mit wildem Grimm auf uns herunter. Aus allen Spalten und Löchern aber rieselte Wasser, und dazwischen wuchs von Klippe zu Klippe an den grauen, düsteren Flächen Gras mit Farnkräutern und Aloeblüscheln. Der Pfad selbst aber, auf dem wir emporstiegen, war rein und wohl ausgetreten.

Am engsten Teile des Passes machte der Fußpfad eine scharfe Biegung nach rechts und kurz darauf



Kirche in Lourdes (Frankr.-ich).

standen wir vor einer starken Schanze. Es war da aus großen Felsblöcken ein Wall aufgeführt; die ganze Mauer war mit scharf zugespitzten, nach außen gekehrten Holzpfählen gespickt, desgleichen der obere, etwa in Manneshöhe aufsteigende Rand. Der Eingang aber, breit genug, um einen Mann zu Pferd durchzulassen, war zu beiden Seiten von einer mit Schießscharten versehenen Mauer flankiert.

Nach einem Zwischenraume von etwa 30 Schritten kam eine zweite Schutzwehr, die aus Dornenzweigen und den Stauden vom Stechapfel bestanden, und auf welche später noch eine zweite aus Kamel-Dorn- und Aloegebüsch folgte.

Hier erweiterte sich die Klust plötzlich zu einer Art Talbeden; es mochte etwa eine Viertelstunde breit sein und war rings von steilen Klippen und Felswänden umgeben. Das hintere Ende dieses Bedens war abgesperrt und zu einer Isibaya eingerichtet, die mit Kindern und Pferden angefüllt war. Mehr im Vordergrunde waren Dutzende von Hütten errichtet, andere waren noch im Bau begriffen, und eine Menge von Weibern und Kindern stand und saßen

in Gruppen beisammen. Das Ganze sah sich so glücklich und friedlich an, daß mir unwillkürlich Tränen in die Augen traten. Hatte ich doch seit geraumer Zeit keinen Kraal mehr gesehen, der nicht vom Feinde verbrannt und verwüstet war, und um den nicht rings die Leiber der erschlagenen Insassen lagen. Ich weiß nicht, wie es kam, daß mir plötzlich das Herz so weich wurde; aber es war eben ein so süßes und trauriges Gefühl, die kräftigen Jungen bei ihren Spielen zu sehen, das Geräusch der Mahlsteine zu hören, zwischen denen die Weiber die Maiskörner zerrieben, und das fröhliche Geplauder des ganzen Volkes, das eben am Zurichten seiner Abendmahlzeit war. — Ach, Gott, nur eine einzige, kurze Woche noch, und sie alle waren erbarmungslos erschlagen und gemordet.

Auf ein Zeichen des Kehla sprang eine Schar muntere Knaben herbei, nahm uns die müden Pferde, die wir am Zügel führten, ab, und führte sie in die Isibaya hinein. Wir aber lauerten uns vor den Hütten

am Boden nieder, und die Weiber brachten uns Amasi (saure Milch), Bohnen, Maisbrot und Utshwala (Kaffeebier). Wir aßen und tranken mit Appetit, und Ngokwenyama erzählte dabei dem alten Kehla die Ereignisse der letzten Tage. Der Kehla hatte in alter Zeit mit Ruhm im Basutolande gekämpft und genoß daher großes Ansehen. Aus diesem Grunde hatte man ihn auch zum Häuptling des Lagers am Impetigne ernannt. Die andern Häuptlinge und Indunas aber hatten sich rings um den Erzähler gesetzt und begleiteten jeden Bericht von einem neuen Unglücksfall

mit tief aus der Brust gezogenen Tönen: „O! Hau, Mamô!“

In unserem Lager waren Dutzende von Stämmen vertreten: Tembus, Pondos und Pondomisi, Männer von dem Stamme, den ihr Weiße nun Amaci nennt, und viele andere, deren Namen heute vergessen und die nun alle in die gemeinsame Bezeichnung „Amabaca“ aufgegangen sind, d. h. jene, die in's Versteck sich flüchteten. So nannte man nämlich in späteren Jahren die wenigen, die von dem großen Gemetzel übrig geblieben waren.

Als es dunkel wurde, rückte von jungen Männern und älteren Kehlas eine Kompanie nach der anderen aus, um die Wachposten zu besetzen. Einige begaben sich zu den Schanzen, schleppten Baumstämme vor den Eingang und umgaben das Ganze nochmals mit einem Wall von Dornenzweigen; andere aber kletterten einen Pfad hinan, der in steilem Aufstieg der Front des Abhanges entlang zum Gipfel eines nahen Berges führte. Ich nahm den Pfad wohl wahr, hatte aber damals keine Ahnung, daß nach Ablauf weniger Tage Männer diesem Pfad entlang kämpfen würden mit

einer Wut, wie es einfach unerhört gewesen, seit dem Tag, da diese Erde in's Dasein trat, ausgebildet von u' Nkulunkulu, dem großen Meister dort oben. Ich hätte mir wahrlich nicht träumen lassen, daß die kräftigen Burschen, die jetzt so frisch und munter den steilen Pfad hinaufkamen, von eben demselben wie Schneefloeden herunterwirbeln würden, um am Fuße der Felsenwand eine Bank von Leichen aufzuhäufen, und dies alles, noch ehe der gehörnte Mond ein neues Viertel angelegt hatte.

So kam es später; damals aber dachte ich, es sei alles in Sicherheit. Kein Zulu wußte von diesem Plage, und wenn sie schließlich davon erfuhren, wie konnte ein sterblicher Mensch sich Hoffnung machen, die erwähnten Barrikaden zu stürmen?

Es kamen jetzt mehrere Männer vom Berge herab in unser Lager; andere kamen aus den Schanzen, wo sie Wache gehalten hatten. Nachdem alle ein Mahl eingenommen hatten, wurde es still und ruhig im Lager, und alle genossen der Ruhe.

Als ich mit Tagesanbruch erwachte, fand ich mich zwar infolge meiner vielen Quetschungen und Wunden noch etwas steif und ungelent, doch mein Kopf war wieder hell, und so wanderte ich getrost in der einem großen Wasserbassin nicht unähnlichen Thal senkung umher, wo unser Lager aufgeschlagen war. Ich kam zu einem dichten, etwa 50 Schritt tiefen Busch, der seitwärts den Berg hinanlief. Weiber, mit Kalabäschchen auf dem Kopfe, gingen ab und zu. Ich näherte mich dem Gehölze und fand, daß ein Fußweg durch denselben führte, der am Eingang einer Höhle endigte. Dieser Eingang war eng und niedrig, sodaß man sich gehörig bücken mußte, um durchzukommen. Im Innern erweiterte sich der Raum zu einer beträchtlichen Höhle, an deren Wänden rings herum Tausende von Kürbissen, Kalabäschchen und mit Mais gefüllte Matten aufgespeichert lagen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus meinem Tagebuche.

Von Hochw. P. Joseph Biegner, O. M. M.

Emaus, 18. März 1904. — Ich kam heute ziemlich müde von der benachbarten Missionsstation Lourdes zurück. Der Weg dorthin beträgt zwar bloß drei Stunden, allein in meinen Jahren ist selbst ein solcher Mit kein Vergnügen mehr, zumal, wenn man ein Reitpferd mit so vielen Untugenden hat, wie sie mein „Charlie“ aufweist.

Raum war ich nach Hause gekommen, da hieß es: „Der Mann mit der roten Decke war da; er sagte, seine Frau atme nur kurz; man möge kommen und sie taufen.“ Welche Bewandnis hatte es denn mit den Beiden? Nun, der Mann, der mit einer roten Decke herumzugehen pflegte (nach Art der Tembus), war schon hoch auf Jahren und konnte nichts mehr arbeiten, seine Frau aber war halb gelähmt, und somit waren beide auf fremde Hilfe angewiesen. Meistens kam der Mann zu unseren Missionschwestern und bat um etwas Essen. Die Krankheit der Frau schien mir keinen gefährlichen Charakter zu haben, allein vielleicht war es inzwischen schlimmer mit ihr geworden, und somit entschloß ich mich, sie sofort aufzusuchen, obgleich es bereits Abend war. In solchen Fällen ist es immer gut, man geht sogleich, um sich jeden Vorwurf zu ersparen, falls eine Seele sollte unerwartet schnell von hinnen abgerufen werden.

Der betreffende Kraal ist 1½ Wegstunden von Emaus entfernt. Ich ging zu Fuß und nahm nur den Stod mit und meinen getreuen Hund, den wackern „Blacksmith“; doch er, der zu Hause so gut den Tasperen zu spielen wußte, zog, sobald wir uns einem Kaffernkraale näherten und er die wilden, bissigen Hunde hörte, gar schmächtig den Wedel ein.

Der Weg führte geraume Zeit auf der Poststraße dahin. Bald aber wurde es, da kein Mond am Himmel stand, so finster, daß ich kaum mehr wußte, wo ich denn eigentlich war. So kam es, daß ich an der Stelle, wo der Fußpfad nach dem betreffenden Kraal



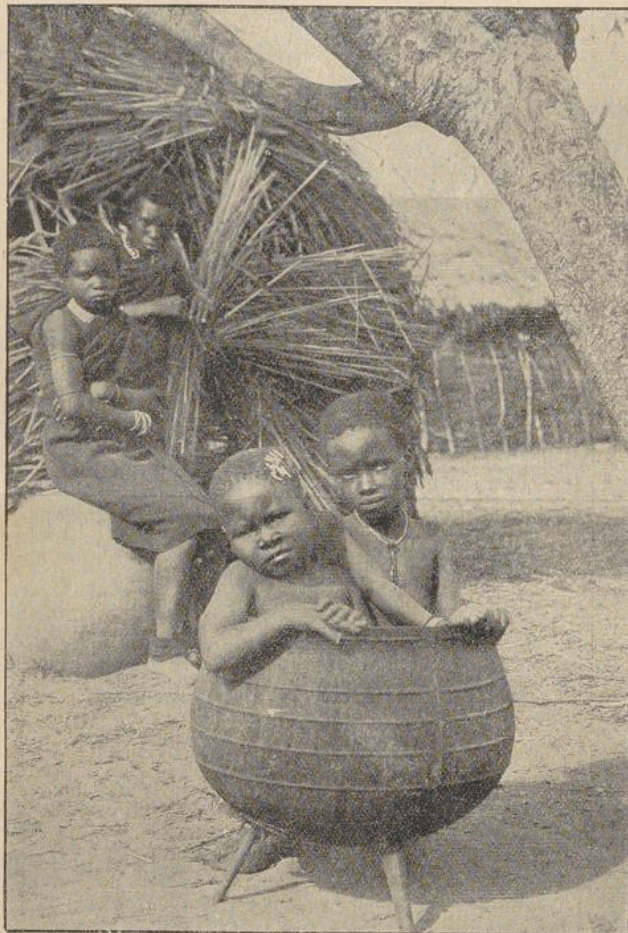
Inneres der Kirche in Lourdes (Frankreich).

abzweigt, ahnungslos vorüberging und noch eine beträchtliche Strecke weiter marschierte. Endlich wurde ich meines Irrtums gewahr, kehrte wieder um und fand auch nach längerem Suchen den richtigen Fußweg. Ganz sicher aber war ich meiner Sache noch immer nicht, denn es zweigen von der Fahrstraße aus gar viele Fußwege ab, da jeder Kaffernkraal seinen eigenen Pfad hat.

Ich kam zu einer Kaffernhütte, klopfte an und fragte, ob hier eine kranke Frau sei. Ein halbnackter Kaffer kam heraus und sagte mir, ja, ich sei beim rechten Kraal und möge nur eintreten. Ich tat es, mein guter „Blacksmith“ aber hielt sich in respektabler Ferne.

In der Hütte aber war ein Rauch, ein Qualm und eine Hitze wie in einem Backofen. In dem Feuerherde, der sich in jedem Kraale am Boden findet und der in einer bloßen runden Vertiefung besteht, war eine Unmasse glühender Kohlen aufgehäuft, und das grüne Holz, das man sieben darüber aufgeschichtet hatte, machte einen so unerträglichen Qualm und Rauch, daß ich mich sofort niederlegen mußte, um nur einigermaßen sehen und atmen zu können. Die Schwarzen

aber, die ich in beträchtlicher Zahl hier vorfand, schienen sich ganz wohl dabei zu fühlen. Sie hatten sich alle am Boden niedergelagert, doch waren Männer und Frauen, desgleichen die Kinder und Erwachsenen von einander getrennt. Die Kleinen lagen dem Feuer am nächsten, und es schien ihnen ein wahres Vergnügen zu sein, in die helle, glühende Lohe hineinzusehen; der aufsteigende Rauch genierte sie nicht im geringsten, denn daran waren sie von Kindheit an gewöhnt. Ueber ihnen, im Stangenwerk, saßen die Hühner, die durch mein unerwartetes Erscheinen aus ihrem Schläfe unlieb aufgeschreckt wurden.



Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar.

Linker Hand, an der mir schon bekannten Stelle, lag die gelähmte Frau am Boden. Um besser sehen zu können, zündete ich eine Wachskerze an, die ich unter den Laufrequisiten mitzunehmen pflege. Die Frau war ganz frisch im Gesicht und der Puls normal, kurz von einer besonderen Krankheit war keine Spur zu sehen. Somit konnte ich wieder unverrichteter Dinge nach Hause gehen. Taufen konnte ich sie trotz ihres guten Willens nicht, da sie die zweite Frau des betreffenden Mannes ist und daher zuvor noch verschiedenes geregelt werden mußte. Nun, ich tröstete mich damit, daß ich meine Pflicht getan und vor Gott wird das kleine Opfer, das ich durch den nächsten Gang brachte, auch nicht umsonst gewesen sein.

Der Rückweg war noch beschwerlicher als der Hinweg; denn es war so stockfinster, daß ich mehrmals die Wachskerze anzünden mußte, um nur wieder auf die Poststraße zu kommen. Dann aber hatte ich gewonnenes Spiel, und eine Stunde später war ich wieder glücklich zu Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Die gute Meinung.

Damit unsere tägliche Arbeit Gott wohlgefällig und für die Seele verdienstlich sei, muß auch sie eine Art Gottesdienst sein; das heißt, wir müssen durch dieselbe Gott dienen und nach seinem Willen und zu seiner Ehre arbeiten. Dazu ermahnt uns der hl. Paulus: „Ihr möget essen oder trinken, oder was immer tun, tuet alles zur Ehre Gottes.“ Den ernstlichen Vorsatz, alles zu tun, weil und wie Gott es haben will, nennt man die gute Meinung.

Ein alter Einsiedler pflegte vor jedem Geschäft ein wenig, ernst und in sich gesammelt, stehen zu bleiben. Um die Ursache dessen befragt, gab er zur Antwort: „Wie der Scheibenschütze, bevor er losdrückt, stille hält und mißt, um die Scherbe gut zu treffen, so halte auch ich es für nötig, vor jedem Geschäft stille zu stehen und meinen Geist zu Gott emporzuheben, und so gleichsam zu messen, damit ich seinen Willen, sein höchstes Ziel, nicht verfehle.“ Hierin ist die Notwendigkeit der guten Meinung vor der Arbeit trefflich veranschaulicht.

Damit man sie nun nicht vergesse, ist es am besten, man macht sie morgens für den ganzen Tag und wiederholt sie bei den Hauptarbeiten. Die gute Meinung heiligt und weiht alle, auch die niedrigsten unserer Arbeiten; durch sie werden alle Geschäfte und Verrichtungen gleichsam neue Glieder in der Kette unserer Verdienste. Mißlingt uns auch, ohne unsere Schuld, eine oder die andere Arbeit, so bleibt das Verdienst für die Ewigkeit uns doch, — eben wegen der guten Meinung.

Wenn die hl. Zitta, eine sehr fleißige Dienstmagd, eine recht schwere Arbeit zu verrichten hatte, so stärkte sie sich mit den Worten: „Mein Jesus, dir will ich das Kreuz tragen.“ Der Wahlspruch des hl. Ignatius war: „Alles zur Ehre Gottes!“ — Der hl. Baldomorus, seines Handwerkes ein Schmied, begleitete seine Hammerschläge immer mit dem Gebetsruf: „In Gottes Namen!“ —

Die hl. Magdalena von Pazzis gewöhnte die ihrer Aufsicht anvertrauten Mädchen, auf die Frage, warum sie nähen, stricken, waschen usw., zu antworten: „Gott zuliebe! Zur Ehre Gottes!“ — Der hl. Isidor, ein Landmann, betete bei seiner schweren Arbeit öfters: „Herr, dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden“; und so stärkte er sich in der Geduld und Ausdauer, und heiligte seine Arbeit. — Der hl. Klimakus, ein Klosterbruder, mußte täglich für dritthalbhundert Menschen kochen, aber nie sah man ihn verdrießlich oder übler Laune, sondern immer heiter und guten Mutes. Einst fragte ihn jemand, wie er denn bei so vieler Arbeit sich des Unmutes und Ueberdrußes erwehren könne. „Gott“, antwortete der fromme Mann,

„wie sollte ich unmutig und überdrüssig werden? Ich soche ja für unseren lieben Gott; denn er hat ja selbst gesagt, daß er alles, was wir für unsere Mitbrüder tun, so ansehe, als hätten wir es ihm selbst getan.“

Wollte Gott, daß dieses doch alle jene tun, die ihr Brot mit schwerer Arbeit verdienen müssen, wie auch die, welche schmerzliche Krankheiten und Armut auszustehen haben, wie überhaupt alle, des Morgens ihre Werke, ihr Leid und ihre

Schmerzen durch eine gute Meinung Gott aufopfert und diese während des Tages bisweilen erneuern; denn sonst verrichten sie die schwerste Arbeit und leiden die bitterste Armut ohne einiges Verdienst. Glaube sicher, lieber Leser, daß von der guten

Meinung unsere ewige Belohnung abhängt, denn diese macht aus den täglichen, sonst an sich gleichgültigen Werken lauter goldene Schätze und Verdienste, die man nach diesem Leben im Himmel ewig besitzen und genießen soll. Man kann dies an einem Gleichnisse erkennen.

Wenn man auch noch so viele Nullen — 00000 — schreibt, sie haben keinen Wert; setzt man aber vor die Reihe derselben eine Ziffer, so wird auf der Stelle der Wert

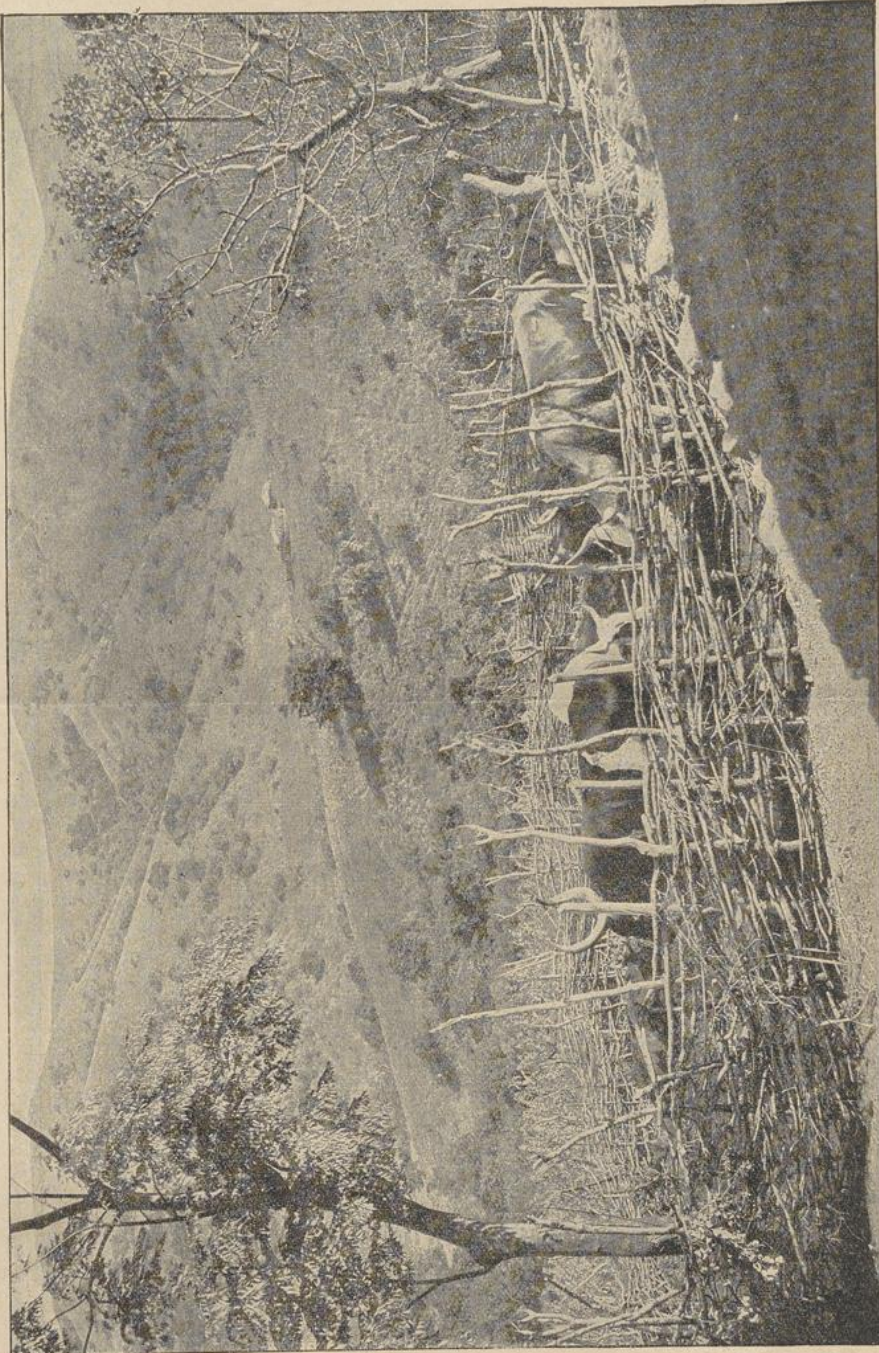
derselben außerordentlich. Nun, die Nullen, das sind unsere Werke, die an und für sich vor Gott keinen Wert haben, die Ziffer aber

ist die gute Meinung, die, wenn sie unseren Werken vorhergeht, denselben einen unendlichen Wert verleiht.

Ein Abschied von der Mutter Gottes.

Im Leben des seligen Petrus Porreus befindet sich folgende, namentlich für die weibliche Jugend

beherzigenswerte Geschichte. Der Heilige leitete unter anderen auch ein Mädchen von hoher Tugend und Frömmigkeit. Bis in ihr 22. Jahr wandelte diese Seele wie ein Engel inmitten eines verderbten Ge-



Ein Viehkäse, wie er sich fast bei jedem Gassenmarkt befindet.

schlechtes. Doch auf einmal fing sie dann an, sich zu schmücken und die Eitelkeiten der Welt mitzumachen. Das Gebet, die heiligen Sakramente, vorher der Trost und die Freude ihres Herzens, wurden ihr zur Last, und sie beschloß endlich, ihren geistlichen Führer zu verlassen. Als sie nochmals zu ihm kam, um dankend von ihm Abschied zu nehmen, gab er ihr einen ver-

schlossenen Zettel in die Hand, und sagte: „Geh noch einmal in die Muttergotteskapelle, wo du täglich zu beten pflegtest, öffne dort diesen Zettel und lies ihn von Wort zu Wort.“

Frostig nahm sie den Zettel und ging fort. Als sie in die Kapelle kam, kniete sie nieder, öffnete den Zettel und las folgende Worte: „Meine liebe Mutter, ich bin jetzt hier, um von dir Abschied zu nehmen. Ich danke dir für die Liebe, die du mir, deinem Kinde, bis zu meinem zweiundzwanzigsten Jahre erwiesen hast. Da mir aber die Welt und ihre Lust lieber ist, als du und dein Sohn, so muß ich aufhören, dein Kind zu sein. Lebe wohl, ich gehe jetzt fort, in Ewigkeit werden wir uns nicht mehr sehen.“

Wie erstarrt kniete die Unglückliche da. Endlich brach ihr das Herz, unter einem Strome von Tränen bat sie Gott und die heilige Jungfrau um Verzeihung. Dann stand sie auf, eilte zu Petrus Jorrevius zurück, sank ihm zu Füßen, aber reden konnte sie nicht. Der Selige sah sie freundlich an und sprach: „Nun, mein Kind, hat dich die Mutter Gottes wieder zurückgeführt? O Kind meiner Sorgen, fahre fort, die Mutter Gottes wie bisher zu verehren, und du wirst selig werden.“ Der Selige hatte wahr gesprochen, denn dieselbe Person starb im Rufe der Heiligkeit.

Was willst du werden?

1.

„Kind! O sag', was willst Du werden,
Wenn der Schule Du entlassen?
Welches Fach willst Du ergreifen?
Welchen Stand dereinst umfassen?“

2.

Also fragt besorgt die Mutter
Ihren hoffnungsvollen Knaben,
Leise wünschend, an dem Liebling
Treue Stütze einst zu haben.

3.

Und es spricht der fromme Knabe
Mit der Unschuld Strahlenblicken:
„Schau! Ich möcht' ein Priester werden,
Menschenherzen zu beglücken.“

4.

Hier auf Erden gleich den Engeln
Als ein frommer Ordenspriester,
Als der Seelenhirt und Lehrer,
Himmelsgaben auszuspenden.

5.

Möchte zieh'n in ferne Lande,
Arme Heiden zu erretten,
Durch des Glaubens hl. Gnade,
Dort zu lösen Satans Ketten.

6.

Möcht' die Kleinen Schwarzen weisen
Hin zu Jesus, ihrem Freunde!
Und sie treulich warnen, schützen
Vor der Unschuld schlimmsten Feinde!

7.

Möchte mild die Kranken trösten,
Die im Kraal verlassen weinen
Und den Armen, tief im Elend,
Als ein Retter treu erscheinen!

8.

Möcht' den Reuigen verzeihen
Durch des Sakramentes Gnade,
Und sie führen, stützen, leiten,
Auf der Buße, steilem Pfade!“

9.

Und es legt gerührt die Mutter
Ihre Hand auf's Haupt ihm leise,
Und sie spricht, ihn innig segnend,
Zu ihm dann in ernster Weise:

10.

Kind! O möge Gott dir helfen
Dieses hehre Ziel erreichen!
Mögest du dann hier und dorten
Einem frommen Engel gleichen!

11.

Daß einst viele Neubekehrte
Dich voll Freude „Vater“ nennen,
Die durch Dich den Weg zum Heile
Und zum Himmel lernen kennen!

Durch ein „Vater unser“.

Ein Mitarbeiter des „Pilger“ berichtet über einen Vorfall, bei dem ein Mann durch ein „Vater unser“ einer schweren Gefahr entrann. Die Sache war folgende: Ueber einen ziemlich steilen Bergrücken führt ein nur mühsam mit Ochsen gespannt zu benutzender sogenannter Holzweg ins Tal hinab, der auch von Fußgängern zur Kürzung des Weges gewählt wird. An der Stelle, wo man den steilsten und schwierigsten Teil des Weges überwunden, hat der fromme Besitzer des Grundes ein Kreuzifix aufgestellt und als Kniehemmel vor dasselbe einen großen flachen Stein gewälzt. Hier traf man gewöhnlich eine Person rastend und betend. Hier läßt auch der Waldbauer das Ochsen gespannt etwas „auschnaufen“, während er ein „Vater unser“ vor dem Kreuze betet. So hat es auch ein Mann gehalten, der bei starkem Gewitter diesen Weg ging und ein „Vater unser“ daselbst vor dem Kreuzifix vorrichtete. Bei dem Donner und Blitz drängte es ihn — vielleicht war es sein Schutzengel — an das eine „Vater unser“ noch ein zweites zu fügen. Nachdem er so gebetet hatte, stand er auf, um weiterzugehen, als ein entsetzlicher Blitz ihn rings umleuchtete und eine staltliche Föhre, die wenige Schritte vor ihm und gerade am Wege stand, in tausend Splitter zerschmetterte. Es bedurfte einiger Minuten, bevor sich der Mann von dem Schrecken zusammengerafft hatte. Unten im Dorfe erzählte er seine Lebensrettung. Und der Befund an Ort und Stelle? Die Entfernung von der zerstörten Föhre bis zu der Stelle, wo der Mann stand, als der Blitz sein Zerstörungswerk tat, betrug genau die Zeit, die man zum Beten eines „Vater unser“ und „Ave Maria“ gewöhnlich braucht.

Erlebnisse eines Totgesagten.

In Berlin W. hat sich eine Geschichte abgespielt, deren Held ein praktischer Arzt war. Das „B. T.“ erzählt hierüber folgendes: Es war am frühen Vormittag. Der Herr Doktor hatte seine Sprechstunde noch gar nicht begonnen, da rollte ein Krankenwagen vor; der Führer des Wagens klingelte an der Tür



Die Schulkinder von Mariannhill mit Musikchor.

des Arztes und erkundigte sich mit einer Stimme, der das Mitleid jede berufsmäßige Strenge genommen, nach dem schwerkranken Herrn Doktor, den er ins Krankenhaus fahren sollte. Großes Entsetzen in der Familie des Arztes.... Gottlob, der Doktor war gesund, und da ein Mißverständnis nach der Aussage

des Krankenwagenführers ausgeschlossen war, so stand man vor einem Rätsel. Das war der Anfang. Eine halbe Stunde später klingelte es aufs neue, und eine Krankenschwester stellte sich vor; sie sei von ihrem Institut beordert worden, den kranken Herrn Doktor zu pflegen. Das Erstaunen wandelte sich in gelinde

Verzweiflung; auch hier war jede Namens- und Adressenverwechslung ausgeschlossen. Aber damit nicht genug; es dauerte nicht lange, so erschien in der Wohnung zum großen Schrecken des Arztes eine zweite Krankenschwester mit der Nachricht, sie sei zur Verstärkung gesandt worden, da sich nach der an das Institut telephonisch gelangten Mitteilung das Befinden des Herrn Doktors erheblich verschlimmert habe. Bis dahin war Herr Dr. K. zwar „krank“, aber noch lebendig. Gegen Mittag aber, ehe sich noch die Unruhe über die mysteriöse Geschichte gelegt, wurde über die Haustreppe ein schwerer eichener Sarg geschleppt. Angestellte eines bekannten Sargmagazins brachten ihn für den eben verstorbenen Herrn Doktor. Neue Verzweiflung und helles Entsetzen! Und prompt in der sonst so ruhigen Vesperstunde meldete sich der Barbier! Seine Stimme zitterte vor Rührung: er sei geschickt, die Leiche zu rasieren! Der Herr Doktor faßte sich an den Kopf, seiner Gattin standen die Tränen in den Augen. Aber ehe es noch dunkelte, brachte der Bote eines unserer bekanntesten Hofschlächtermeister für — 50 Mark Belag und „ff. Aufschnitt“ für die Trauergesellschaft. Die Geduld hat ein Ende, und ein wenig unhöflich wurde dem ahrungslosen Geschäftsgesandten klar gemacht, daß im Hause gar keine „Leiche“ sei. Der Arzt war einem bösen Bubenstreich zum Opfer gefallen; schließlich siegte aber doch sein Humor, und als sich der Tag dem Ende zuneigte, freute er sich nach so vielen „Leichenbesuchen“ doppelt seines Daseins. Die Ermittlungen ergaben, daß alle auf den angeblich schwer erkrankten und verstorbenen Herrn Dr. K. bezüglichen Bestellungen den betreffenden Instituten und Geschäften wahrscheinlich von einem schlechten Freund des Arztes telephonisch zugegangen waren.

Das hat seinen guten Grund.

Von Hochw. P. Erasmus Hörner, O. M. M.

Eines schönen Tages — ich wollte damals noch in St. Peter in Deutsch-Ostafrika — kommt ein McLambara im Feierstaate zu mir, eine Ziege am Leiffelle führend. Nach der dort üblichen ellenlangen Begrüßung stellt er mir die Weife vor und spricht: „Mwalimu, Tate, Zumbe (Lehrer, Vater, Fürst), ich bin der Vater des Kindes N. N., das in deiner Schule lernt, und bin gekommen, dich mit dieser Ziege hier zu hulugusha (grüßen). Gib mir 10 Rupien dafür!“

Ich erwiderte: „Nun, die schöne Begrüßung freut mich sehr; doch glaubte ich, du wolltest mir mit deiner Ziege ein Geschenk machen. Uebrigens kostet so eine Ziege in der ganzen Gegend ringsum bloß 2—3 Rupien, und du verlangst von mir sogar deren zehn!“

„Das hat seinen guten Grund,“ entgegnete Nathan, der Weife, „unter uns Washambaras und einem gewöhnlichen Wazungu (Europäer) gegenüber wäre die Ziege tatsächlich nur 2—3 Rupien wert; du aber bist der Mwalimu, Tate, Zumbe, ein großmächtiger Herr, und da wär's doch wahrlich eine Schande, wenn ich dir das Tier um den Bettelpreis von 2 oder 3 Rupien anbieten wollte! Nein, ich will dich ehren nach Gebühr, und drum verlange ich einen Königspreis!“

Ich hörte ihm eine Weile gelassen zu und machte ihm dann den Standpunkt klar. Das Ende des Lie-

bes war: Der Heid überließ mir die Ziege um den landesüblichen Preis und trolkte, nachdem er sich auf der Station gehörig sattgeessen, vergnügt nach Hause. — Da heißt's eben auch: „Ländlich-jüttlich!“

Die alte Mainbrücke in Würzburg.

(Siehe Bild Seite 153.)

„Was machen die Heiligen auf der Würzburger Brücke?“ fragte man ehemals die Handwerksburschen, die sich ihrer Kenntnis von Würzburg rühmten; und die Antwort mußte lauten: „Ein Duzend.“ Ueberaus malerisch ist der Blick vom „Mainviertel“, dem linksseitigen Stadtteil, über die stets belebte Brücke, die zuerst Meister Enzelin im 12. Jahrhundert errichtete; infolge Einsturzes begann 1474 der jetzige Bau, der von den kunstfreundlichen Fürstbischöfen des 18. Jahrhunderts mit den großen Barockfiguren geschmückt wurde. Höchst pittoresk präsentiert sich aber von hier auch die rechtsmainische Stadt mit den alten Häusern der Kaistraßen, über die sich der monumentale Siebel des neuen Rathauses und ein wahres Türmengewirr erheben. Besonders treten der schlanke gotische Turm der Marienkapelle, der altersgraue „Grafeneder“ (Rathhausturm) und die zierlichen Dombtürme hervor.

Ein Zeuge Gottes.

Der verstorbene Benediktinerbischof Mllathon, welcher früher Missionär in Australien war, erzählte folgende merkwürdige Begebenheit: „Auf dem Friedhofe zu Sidney in Australien zierte ein schöner, saftvoller Feigenbaum ein Grab. Dieser Baum ist ein lebendiger Zeuge Gottes, ein Wunder. Als nämlich der Mann, dessen Gebeine hier unten ruhen, auf dem Totenbette lag, wollte er sterben, wie er gelebt, das heißt gottlos. Alles Beten, alles Flehen, alles Zureden seiner Angehörigen blieb ohne allen Erfolg. Als alter Bekannter des verstorbenen Sünders wurde ich an sein Sterbebett gerufen, um ihn auf den Eingang in die Ewigkeit vorzubereiten. Allein ich konnte ebensovienig ausrichten, als die übrigen. „Laßt mich in Ruhe, es gibt keinen Gott, keine Ewigkeit“, behauptete er hartnäckig. Und als ich mit den dringendsten Bitten in ihn drang, entgegnete er höhnisch: „Wißt ihr was, wenn ich gestorben bin, so steckt eine Feige in meinen Mund; wenn dieselbe keimt und sproßt, dann möget ihr glauben, daß ein Gott existiert.“ Der Unglückliche starb noch am nämlichen Tage ohne Reue. Ich mußte ihm das kirchliche Begräbniß versagen. Seine Verwandten aber erfüllten den frevelhaften Wunsch und errichteten dem Toten ein prächtiges Marmor-Monument über seinem Grabe. Weitere zwei Jahre vergingen, als man merkte, daß der schwere Marmorblock zu Häupten der Leiche sich zu heben begann, immer höher, bis aus der dadurch entstandenen Oeffnung ein Feigenbaumchen hervorsproß, das sich allmählich zu einem stattlichen Stamme auswuchs. Jeder, der den Gottesader von Sidney besucht, kann sich mit eigenen Augen von dieser Tatsache überzeugen.“ Hier hat sich bestätigt, was die Heilige Schrift in dem Psalmenbuche sagt: „Die Wahrheit sproßet aus der Erde hervor.“

St. Josephsgärtchen.

Der hl. Joseph, Schutzpatron der Familienväter.

(Fortsetzung.)

Eine Familie in Lyon hatte einen Sohn, der ausgezeichnet erzogen worden war und der in den Augen Gottes und der Menschen eine wahre Perle zu werden versprach. Leider hingen seine Eltern mit allzu weltlicher Liebe an ihm, und dies verleitete sie zu einem Schritte, für den sie schwer büßen mußten.

Der junge Mann fühlte sich zum Ordensstande berufen und eröffnete seinen Eltern, daß er die Welt zu verlassen gedente. Diese Nachricht erfüllte die Eltern mit größter Trauer; es war ihnen nicht anders, als wenn sie seine Todesnachricht erhalten hätten. Sie fielen ihm um den Hals, vergossen heiße Tränen und überhäufte ihn solange mit den zärtlichsten Vorwürfen, bis sie ihn in seinem Entschlusse wankend gemacht hatten. Unglückliche Eltern! Wer gab euch das Recht, euren Sohn dem H. Gott streitig zu machen? Unglückliches Kind! Warum bliebst du nicht standhaft? Kennst du nicht das Wort des Herrn: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt, als mich, ist meiner nicht wert.“

Um den Entschluß ihres Sohnes dauernd zu ändern, stießen ihn die verblendeten Eltern in die Welt hinaus, und der arme Jüngling ließ sich nur zu leicht in deren betrügerischen Schlingen fangen. Bald vernachlässigte er seine frommen Übungen, empfing nicht mehr die hl. Sakramente, überließ sich gefährlichen Vergnügungen und geriet in schlechte Gesellschaft, welche ihn auf die schlimmsten Abwege führte. — Jetzt gingen den armen Eltern die Augen auf; zu spät, ihre Ermahnungen fanden bei dem verlorenen Sohn kein Gehör. Er spottete nur darüber. Vergebens riefen sie ihm die Gebote der Religion ins Gedächtnis, beschworen ihn bei ihrer Liebe zu ihm, umsonst, die entfesselten Leidenschaften rissen sein betörtes Herz mit fort. Zuletzt verließ der enkartete Sohn die Heimat und trat in das Heer ein. —

Und die armen Eltern? Ach, von entsetzlichen Gewissensbissen gequält, wagten sie anfangs kaum, sich an Gott zu wenden; sie waren sich nur allzu sehr ihrer Schuld bewußt. Gott hatte ihr Kind gerufen, und sie hatten es ihm verweigert und dafür der Welt und dem Teufel ausgeliefert. — Endlich kamen sie auf den Gedanken, sich an den hl. Joseph zu wenden, um durch ihn Verzeihung ihrer Schuld und die Befehrung ihres Sohnes zu erlangen. Im Verein mit mehreren frommen Personen hielten sie eine Novene und gaben bedeutende Almosen. Noch war die Novene nicht beendet, als eines Tages der vielbeweinte Jüngling an die Türe des väterlichen Hauses pochte, sich vor den Eltern auf die Knie warf und unter einem Ströme von Tränen um Verzeihung bat.

Es erneuerte sich die rührende Szene vom verlorenen Sohn. Vater und Mutter vergossen Freudentränen, umarmten den verführten, nun reumütig zurückkehrenden Sohn und verziehen ihm von ganzem Herzen. Mit ihm war wieder Freude ins Haus gekommen; dem hl. Joseph aber, der das auf ihn gesetzte Vertrauen so glänzend gerechtfertigt hatte, wurden heiße Dankesbegrüßungen dargebracht.

Aus dem Leben einer Gottesbraut.

(Fortsetzung.)

Klemens Brentano erzählt: „Wie groß und rührend ist doch der Gehorsam Anna Katharinas gegen den priesterlichen Befehl! Wenn die Zeit naht, da ihr Bette von der Schwester erneuert werden soll, und der Beichtvater ruft: „Jungfer Emmerich, aufstehen, im Gehorsam!“ erwacht sie mit einem plötzlichen Zusammenschrecken und sucht, mühsam sich bewegend, sich etwas aufzurichten.

Heute nun hat ich den Beichtvater, diesen Befehl auf Latein und ganz leise auszusprechen, worauf



Die hl. Familie.

er sich ihrem Lager näherte und unhörbar die Worte flüsterte: „tu debes obedire et surgere, veni!“ („Richte dich auf im Gehorsam und komme!“) Augenblicklich fuhr sie zusammen, raffte sich auf mit einer Bewegung, als wolle sie aus dem Bette springen, sodaß der Beichtvater erschreckt fragte: „Was will sie?“ worauf sie antwortete: „Man ruft mich.“ Durch den Befehl: „Bleiben Sie liegen!“ wurde sie augenblicklich wieder beruhigt.

Dieses plötzliche Aufwachen durch den geistlichen Befehl ist mir immer sehr rührend und erregt Mitleiden mit der armen, hilflosen Person, die ohne Rücksicht auf ihr inneres Leben aus den Gesichtern, wie aus einer anderen helleren Welt, in der sie eigentlich lebt, plötzlich herausgeschreckt und in ein trübes, tief verlegendes Diesseits geworfen wird. Aber Leiden ist ihre Aufgabe, und sie dankt, wenn gleich nach der Befinnung auf die Außenwelt noch ringend, freundlich lächelnd für dieses Leiden, reißt sich ein wenig die Augen, erwacht beim Besprengen mit Weihwasser

ganz, indem sie sich mit dem Kreuze bezeichnet, und greift nach ihrem Rosenkranz, so er ihr in der Ekstase entfallen ist.

Kurze Zeit hernach hat ich den Beichtvater, seinen Befehl der Kranken schriftlich zu geben. Er schrieb in meiner Gegenwart die Worte: „Sei gehorsam: stehe auf!“ Die Kranke lag in tiefer Ekstase, ihr Kopf war in zwei Hauben gehüllt und mit einem gefalteten Tuche umwunden. Im Augenblick, da der Zettel vom Beichtvater auf die Kopfbedeckung gelegt wurde, senkte sie tief und richtete sich auf. — „Was will sie?“ fragte der Beichtvater, und sie antwortete: „aufstehen, man ruft mich“; als er aber sagte: „Bleibe sie liegen!“ und den Zettel hinwegnahm, sank sie sogleich in die Erstarrung zurück. Ich bewahre diesen Zettel und

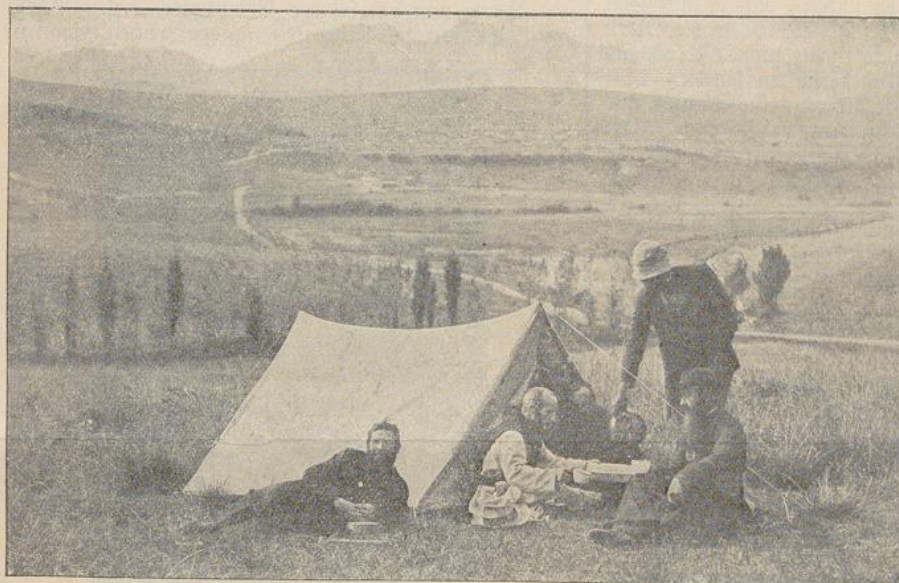
verschiedensten Arten Bäume zum großen Teil schon den gar trostlosen Anblick der mitten in Steingeröll und Felsentrümmern liegenden Mission gemildert, ja derselben einen romantisch reizenden Anschnitt gegeben, so sind auch im Laufe der Jahre steinharte Herzen umgewandelt. Sie haben gefühlt, daß die rauhe Hand des schonungslosen Atermannes von liebenden Herzen geleitet wird, und nach sechsmonatlicher Abwesenheit sehe ich mich umjubelt von Hunderten, die zum großen Teil für lange Zeit kalt waren gegen alle Liebe. Wie tat es so wohl, wenn nach vielen Enttäuschungen und bitteren Erfahrungen, von einem Ende der Mission zum andern unter Frohlocken sich alles zusetzt: „Ntat 'a rona o fihlile!“ „Unser Vater ist wiedergekommen!“ — Der Herr weiß, daß der arme

Missionar auch einmal des Trostes und der Ermunterung bedarf.

Heute gilt es den ersten Besuch bei dem liebsten Teil der Herde, die hoch oben in den Drakensbergen schon seit einem Jahre verlassen ist. Diese Herde oben hat immer noch zu „ihrem Vater“ gestanden. Also voran!

Donzil, mein treuer Bonny, geht trotz seiner sechzehn Jahre lustig vorwärts. Schwer ist er beladen. So leicht auch sein Meister, so schwer sind die Gerätschaften für die Feier der hl. Messe, die er alle, Altarstein und Meßbuch eingeschlossen, in großen Satteltaschen mitzuschleppen hat.

Früh 3 Uhr geht es in die dunkle Nacht hinaus und kaum lugt Frau Sonne in die



Durch einen glücklichen Zufall sind wir in der Lage, den Schreiber des nachstehenden Artikels, den hochw. P. Chrysostomus, unsern Lesern im Bilde vorführen zu können. Das Bild zeigt ihn uns in der Mitte sitzend vor dem Missionszelt des hochwürdigsten Herrn Bischofs Julius Genez, O. M. J., von Basutoland, den wir zu seiner Rechten erblicken. Außerhalb des Zeltes liegt ein Oblaten-Vater und aus dem Innern des Zeltes lugt noch ein weiterer, kaum erkennbar, heraus, während ein Schwarzer den auf der Reise hergerichteten Kaffee ausgießt. Eine hübsche Szene mitten aus dem Missionsleben.

erwarte den Erfolg, ob in Abwesenheit des Beichtvaters auch ich durch denselben sie werde erwecken können.“

Da der Beichtvater hierzu seine Einwilligung gab, so hatte der geschriebene Befehl seine Wirkung auf Anna Katharina auch bei einem späteren Gebrauche und der Pilger (Brentano) konnte nach einigen Tagen berichten: „Als sie diesen Abend in Abwesenheit des Beichtvaters ekstatisch war und durch niemand erweckt werden konnte, holte ich den geschriebenen Befehl desselben herbei, und kaum legte ich ihr denselben auf die Brust, als sie wie gewöhnlich erwachte.“

Er sah sie aber diesen Gehorsam nicht allein in der Ekstase, sondern auch im natürlich wachen Leben und selbst unter den höchsten Peinen auf's gewissenhafteste üben.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Drakensbergen.

Vom hochw. P. Chrysostomus Ruthig, O. M. M.

Gardenberg 1909.

Nach mancherlei Irrfahrten wieder glücklich auf meinem Stein- und Felsenest Gardenberg! Wie die

Täler herab, sind wir nach vierstündigem Ritt bei der ersten Station angelangt. Stürmische Begrüßung, Zubereitung des Altares in dem gar nicht übeln Hause eines Halbweißen, Beicht hören, Unterricht, hl. Messe mit kräftigem Gebete und Gesang, wie es den Kindern der Berge ansteht, wobei hl. Kommunion vieler; nochmaliger Unterricht, und es ist bereits Mittag. Nach einer kleinen Erfrischung nochmaliger Unterricht, und nachdem noch jeder und jede mit allen möglichen Anliegen herangerückt, wird schon ziemlich spät am Nachmittag der Arbeit ein Ende gemacht. Nach einigen Besuchen in der Umgegend bete ich mein Brevier und singe dann: „Müde bin ich, gehe zur Ruhe!“ In Vorahnungen kommt mir der Strohhalm heute so weich vor!

Noch schläft alles im Hause, aber schon habe ich mein Gäulchen gefattelt und bepackt, und munter singend: „Auf hoher Alp wohnt auch der liebe Gott“ lenkte ich das willige Tierchen hoch oben auf halbrecherischen Saumpfad. Tief unten im Tal zieht sich das wilde Bett des Drangeflusses hin und jenseits steigen jäh die rauhen Felswände zerklüftet und zer-

reissen in die Höhe, um hoch oben in mächtigen Kammern im glühenden Sonnenlicht sich zu baden. Kein Baum, kein Strauch, so weit das Auge blickt. Aber obgleich noch der Winter hier nicht ganz die Herrschaft verloren zu haben scheint, tun sich große Rinderherden gütlich auf den saftig grünen Bergmatten; Schafe und Ziegen blöcken vergnügt, da sie vom Hirtenhunden gefolgt, hinausziehen aus dem zwischen Felsengestein erbauten Dorf auf die schwindelnden Höhen.

Und auch wir ziehen friedlich durch die Dörflein, die meistens auf fast unzugänglichen kleinen Flächen hoch oben an Bergabhängen liegen. Aber dort unten im weiten Teil liegt das große Dorf des großen Häuptlings. Friedlich steigt der Rauch in die Luft,

bekleidet, auf ihren Ochsen in schlängelndem, tänzelndem Trab johlend dahinziehen; vorbei an den ernstesten Männern, die hoch aufgerichtet, selbstbewußt im Sattel sitzend ihre sicheren Ponies bergauf, bergab in vollem Galopp dahinschießen lassen, kein Hindernis achtend, sich wohl bewußt, daß der Mojuto der fast einzige Schwarze ist, der sich „frei“ nennt, und daß er die Flinte um die breite, starke Schulter trägt. Noch geht es einige Male durch tiefe Schluchten, noch scheuchen wir einige Rudel nackter Kinder beim Spiel auf, und um die Bergkante herumjagend, bleibt Donzil stehen vor den ihm bekannten Hütten.

Es ist neun Uhr. Also schnell mit der Begrüßung, zumal ja die Nachricht von meiner Ankunft zu spät kam,



Mojutodorf. Der Mojuto ist im allgemeinen weiter in der Kultur vorangeschritten und baut sich oft schon bessere Häuser.

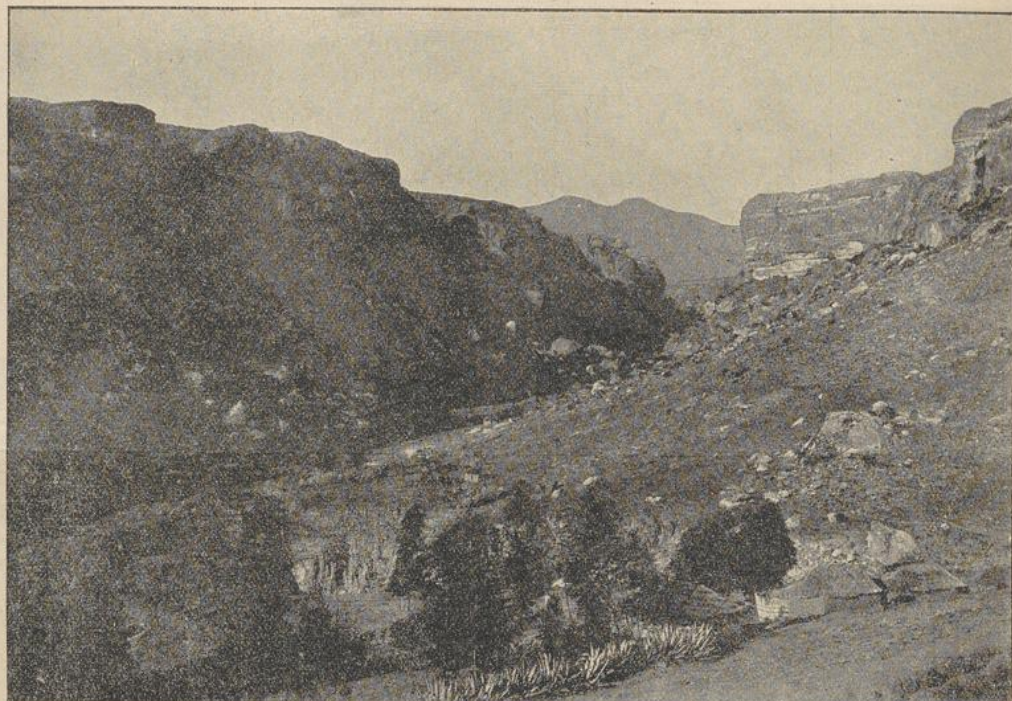
die, wunderbar klar, auf weite Ferne hin uns einen herrlichen Ausblick gestattet. Wie gerne möchte man sich hinlegen an den Abhang, und den hundertsten von Bächlein lauschen — es hat gestern geregnet spät am Abend, — oder träumerisch den in den Himmel ragenden Bergspitzen folgend, das Auge sich sättigen lassen an wunderbar schönen Felsengebilden; wie einladend wäre es, mit dem Hirtenhund, der fast nackt bei unserer Annäherung schnell ein Schaffell umwirft, sich auf ein Gespräch einzulassen und seinen Märchen zu lauschen. Doch voran! vorbei an Weibern, die den Wassertopf auf dem Kopf schnellen und sicheren Schrittes über die schlechten Pfade hinweg den Hütten zu-eilen; vorbei an Mädchen, die wie Gazellen von Felsstück zu Felsstück hüpfend Blumen sammeln und Kräuter für ihrer Mütter Hausapotheke, vorbei an den Burschen, die nur mit der großen bunten Wolldecke

und daher nur wenige der lieben Bekannten da sind. Heute ist die Vereitung des Altars etwas interessanter! Nicht auf schönem Tisch liegt der weiße Marmor, der die Reliquien der Blutzengen enthält, sondern auf einer alten Kleiderkiste, die auf einem Holzklotz steht, der knorrig und ungehobelt hierher über die Berge gewandert ist. Wie niedrig der Altar, und wie muß ich mich freuen, daß Gott der Herr in weiser Voraussicht mir ein fast mehr als bescheidenes Maß an Körperlänge gegeben.

Um 1 Uhr sind wir — mein Gaul, der ein gar kluger Alter ist, und ich — schon wieder auf dem Weg. Hinunter, quer durch die von tiefen Schluchten zerrissene Ebene dem Drangesflusse zu! Jetzt geht es einige hundert Meter fast senkrecht hinunter über Stein-geröll, daß es selbst meinem alten Begleiter zu viel sein will, und er ganz bedenklich einige Male stehen bleibt, um mit großen Augen die große grüne Wasser-

schlange da unten zu betrachten, die ruhig zwischen alten Trauerweiden sich hinschlängelt, und dann hinauf und hinabzuschauen, indem er bedenklich die Mähne schüttelt. „Voran, Alter! Für Bedenken haben wir Zeit, wenn die Sterne scheinen!“ sagte ich auf Sejuto, da der Alte nur diese Sprache versteht; und verständig folgte er hinunter und etwas voran wieder ebenso hoch hinauf, da der Fluß an der Stelle nicht zu passieren war. Also zwei Stunden weiter unten gehen wir über, oder besser, durch den Fluß, dessen Bett hier sehr breit ist und voll großer runder Steine. Ein Stolpern war's, kein Reiten mehr zu nennen. Drüben einige Zeit stromabwärts, dann seitwärts einen wilden Bergbach hinauf, der zwischen engzusammensiehenden Felsen sich herauswindet, so daß wir in

Felsen ward es lebendig; Händeklatschen und Jauchzen und Ntate-Rufen! Und so kriecht die Gesellschaft aus Löchern heraus, die man schnell unter dem Felsen mit losen Steinen gebaut hatte. Es war schon recht frisch, und ich bekam — Ahnungen! Kein Haus da, wo erst eine Kapelle? Nachdem die Freude des Wiedersehens ruhigere Bahnen eingeschlagen, weist man mir meine Wohnung, meine Kapelle an! Unter dem etwa ein Meter vorspringenden Felsen hatte man etwas Steine im Umkreis aufeinandergehäuft als Mauer, die aber gleich bei dreiviertel Meter Höhe in frische Luft ausartete; in diesem Haus hatte man etwas frisches Gras auf den Felsenboden gestreut, auch den „Stuhl“ aus der alten Kapelle hatte man nicht vergessen, und einen kleinen, sehr kleinen Blech-



Herrliche Szene, wie sie sich oft in den Drakensbergen bietet. Der Mojuto wohnt zwischen den Felsen, während er die Ebene bebaut. Die Bäume am Hause sind Eufalyptus.

einer halben Stunde etwa fünfzehn Mal hinüber und herüber müssen durchs kühle Bergwasser. Hinauf, hinauf! Oben geht der Bach lange durch wohlriechendes Gebüsch, so daß mein Alter einige Mal vor lauter Vergnügen nach seiner unmanierlichen Art herzlichst nießt. „Wohl bekomm's!“ —

Da meine Christen erst in jüngster Zeit hierher gezogen waren, mußte ich viel nach dem Wege fragen, und benützte ich die Gelegenheit reichlichst, um die Leute, die mich für Arzt, Farmer, Schullehrer, Kuh- und Pferdehändler und für noch vieles andere hielten, über das Leben der Basutos auszufragen. Spät am Abend kam ich endlich an, wo nach aller Beschreibung mein Völkchen hausen sollte. Ich schaue, schaue und horsche, kann aber außer einer Verdacht erregenden Henne nichts Besonderes finden. Endlich kriecht unter einem Felsen ein Männlein hervor, den ich schnell als meinen Katecheten Josef erkenne. „Ntate, o fihlile! Unser Vater ist da!“ ruft er laut, und unter dem

koffen. Kalt blies die Nachtluft! Einen Kaffee ließ ich mir kochen, aß ein Stück Schwarzbrot dazu und nachdem mir die Frau des Katecheten noch ihren Schawl als Bettdecke geliehen, wickelte ich mich in meinen Regenmantel, betrachtete auf den Boden liegend die verschiedenen Sterngebilde, und mitten in der Sternennwelt entschlief ich, und schlief einen Schlaf, der eines Gerechteren würdig gewesen wäre. Beim ersten Hahnenschrei raffte ich meine zer Schlagenen Glieder zusammen und schleppte sie hinunter zum murmelnden Bächlein, wo ein kaltes Bad ihnen ihre alte Frische und Geleutigkeit wiedergab. Schon graute der Tag, und konnte ich beginnen die Palmen meines Tagesoffiziums zu entziffern.

Mit der Sonne kamen auch Christen von verschiedenen Seiten, kam auch der Wind und aus dem Winde wurde Sturm. Oben aber, hoch droben lag eine Frau am Sterben. Drei Jahre hatte sie keinen Priester gesehen, und verlangte nach dem Leib des Herrn; und

alle Christen behaupteten, sie seien „durstig“, auf jeden Fall soll ich ihren Durst stillen. — Aber wie sollte ich da die Quelle des hl. Opfers ihnen erschließen? — Wie fingen denn an, dicke Steine in mein „Haus“ zu rollen und wie einst Jakob, der Patriarch, baute ich aus zwölf Steinen einen Altar, auf den ich, weil er zu uneben war, die obengenannte kleine Blechkiste stellte. Darauf nun legte ich den heiligen Stein, bedeckte ihn mit den Altartüchern. Doch immer heftiger blies der Wind. „An das Lesen der heiligen Messe nicht zu denken!“ sagte ich, und ein altes Mütterchen wischte sich eine Träne aus dem Auge.

Nun schleppte man vom Bach her Geäste, brachte langes Gras, wie man es beim Decken der Häuser gebraucht, und baute an der Windseite zu. Doch das Stroh

nachdem er sich ganz in die Ecke an den Felsen gedrückt hatte. So stand ich da und konnte mich kaum rühren, stand am Altar, um die erhabenste Handlung vorzunehmen. Glücklicherweise war unser alter Zeremonienmeister nicht da, und fing ich denn an. Die Christen drängten sich eng an dem Felsen zusammen, um der hl. Handlung folgen zu können. Nach dem Evangelium sprach ich von dem Heilande, der einst im Stalle geboren, hier wieder geboren werden sollte auf dem Altar und in ihrem Herzen aus gar zu großer Liebe zu ihnen. Sie begriffen! —

So las ich die heilige Messe und sie empfingen den Leib des Herrn. Nach der heiligen Messe bestieg ich mein Kößlein. Unter dem Kleide hatte ich die hl. Wegzehrung verborgen. Scharf im starken Galopp ging



Verfälschter Beruf.

wurde vom Winde zerzaust, daß es bald überall Löcher hatte. Jetzt nahm ich meinen Regenmantel, Frauen und Mädchen opferten ihre Decken, und so begann ich mit Hilfe einiger Männer, innen und außen das ganze „Dach“ auszuklopfern. Aus einer mir bis dahin unerklärlichen „Nadelsucht“ hatte ich bei meinem Weggange zu Hause eine ganze Menge Sicherheitsnadeln eingehandelt, die jetzt treffliche Dienste leisteten. Jetzt ging es!

In der „Kapelle“ steckte ich an eine Decke ein Kreuz, setzte mich auf meinen „Stuhl“ und begann Leichte zu hören. Dann richtete ich alles für die hl. Messe zu und taufte zwei Kinder. Amandus, der aus alten Tagen noch etwas wußte vom Ministrieren, hielt das Messbuch, das auf dem Altar keinen Platz fand; Josef, der Katechet, kniete hinter mir und hielt in der einen Hand zwei brennende Kerzen, während er mit der anderen sie vor dem Verlöschenden schützte, was ihm fast gelungen wäre, und ihm endlich auch gelang,

es die steilen Höhen hinan, denn schon zuckten die Blitze und mit wohl dreißigfachem Echo rollten die Donner, rabenschwarz war der Himmel. Von einem Manne und einer nach Männerart zu Pferde sitzenden Christin begleitet, ging es dreiviertel Stunden bergan über Stod und Stein. Gerade fing es an, heftig zu regnen, als wir vor einer schnellerbauten runden Hütte angekommen waren. Ich ging hinein, und wie die Kranke mich erblickte, fing sie an heftig zu weinen aus Freude, daß doch noch der Priester gekommen mit der hl. Wegzehrung. Als ich meines heiligen Amtes gewaltet, schickte ich mich an, zurückzukehren. Aber das Reiten war jetzt unmöglich; mein Tier am Zaume führend, wanderte ich talabwärts und kam ganz durchnäßt bei meinem „Hause“ an.

An ein Heimkehren war nicht zu denken, selbst als der Regen später aufhörte, da man auf den schlüpfrigen Wegen nicht hätte gehen, noch weniger reisen können.

Also ein Feuerchen unter den Zelten angemacht, und sich nach Kaffernart darangesetzt, wobei anfangs der Regen immer wieder neue Wege fand, um in kleinen Rinnsalen mir die Kleider zu netzen. Am Abende jedoch war ich wieder ziemlich trocken, und nachdem man wegen des Regens das „Dach“ wieder hatte entfernen müssen, legte ich mich wie abends zuvor zur Ruhe. Bald zerischwammen die Sterne, es fing an zu regnen; wieder und wieder traufte es auf mich herab. Es wurde kälter, mein Mantel war halbnäß, so das Gras auf dem ich lag. Als endlich der Hahn zu schreien geruhte, stand ich auf, kalt und steif. Und wie ich mich umschaute, lag ringsum auf den Bergen tiefer Schnee, der herabkam bis etwa 300 Schritt vor meiner Lagerstätte.

Es hatte zu schneien und zu regnen aufgehört. Auf Schnee hatte ich mich im November (nach deutschen Begriffen Mai) nicht gefaßt gemacht, und mein kranker Kehlkopf mahnte mich, mein Pferd zu satteln, und es

strande auf und nieder. Da auf einmal beginnt in den Lüften ein Rauschen und Brausen. Verwundert schaut der Priester in die Höhe, und — o Schrecken! — da kommt es heran, ein riesengroßes Ungeheuer, ein schwarzer Vogel, über alle Maßen groß, und der schlägt die Fittiche, daß es nur so kracht und dröhnt. Und näher und näher kommt's, zuletzt wird es am hellen Mittag finster und schwarz, denn der ungeheure Riesenvogel, der über dem armen, zitternden und betenden Padri schwebt, verdunkelt die Sonne. Der Ärmste weiß nicht mehr, wie ihm geschieht; arge Gedanken steigen in seiner Seele auf. Sollte es vielleicht gar das „daemonium meridianum“ sein, von dem der königliche Sänger in Psalm 90 spricht, des Dämons Ueberfall am Mittag? Endlich flog das Riesenungeheuer vorüber, die Sonne brannte wieder mit bekannter Tropenglut, der Vogel aber war verschwunden, und alles schien wie ein schrecklicher Traum.



Der verkannte Velozipedist.

Muatta! Muatta! De Scheerenichleifer is narriich wor'n!

talwärts zu führen. Unten war es besser, und bevor es ganz Abend war, ritten wir munter zum Hardberger Tore hinein, wir, ich und mein treuer Donzil, der alle Freuden und Leiden des Missionsleben mit mir teilt.

Ein Wundervogel.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner, R. M. M.

Vor ungefähr 400 Jahren war es, nicht allzu lange nach der Entdeckung vom Kap der guten Hoffnung, da besetzten die Portugiesen, der afrikanischen Ostküste entlang, eine Reihe von Häfen und legten daselbst kleinere und größere Festungen an. Das nördlichste Fort war Mombassa. Es wurde aus solch' riesigen Quadern erbaut, daß es heute noch unsere gerechte Bewunderung erregt. Die Festung sollte ein fester Stützpunkt der portugiesischen Macht, namentlich den unruhigen Arabern gegenüber, sein, die seit Jahrhunderten in jenen Gegenden die Oberherrschaft geführt hatten. Auch blieb ein Priester in der Feste, um unter der europäischen Besatzung die Seelsorge auszuüben, eventuell auch Versuche zu machen zur Bekehrung der Araber und der schwarzen Eingeborenen.

Eines Tages nun, kurz nach Mittag, ging der Priester-Missionar, sein Brevier betend, am Meeres-

So zu lesen in einem alten, portugiesischen Werke, das der Vater, dem die Geschichte begegnet, selbst geschrieben. — Der ehrwürdige Senior und Priestergeiz, P. Etienne Bauer in Sansibar, hat die Begebenheit oft und oft erzählt. Meist wurde er von den jüngeren Patres zum Erzählen aufgefordert; wenn dann aber diese eine ungläubige Miene zeigten und von Jägerlatein sprachen, oder einem Schabernak, den man dem leichtgläubigen Portugiesen gespielt, geriet der gute Vater Etienne gewaltig ins Feuer. „So, so steht's in dem Buche geschrieben“, pflegte er zu sagen, „der P. Missionar hat das geschrieben; der hat nicht gelogen. Er hat das Flügelrauschen gehört, hat in dem Dunkel die Angst ausgestanden, hat alles selbst in sein Buch geschrieben, also ist es wahr!“

Was soll man nun von der Geschichte halten? Ist alles von Grund aus erfunden und erlogen, oder ist ein Körnlein Wahrheit daran?

* * *

Anmerkung der Redaktion: Wahrscheinlich haben wir es da mit dem Vogel „Ruc“ zu tun. Dr. W. Sievers schreibt darüber in seiner Landeskunde über Afrika: „Auf Madagaskar und den Mascarenen hat vor nicht langer Zeit eine höchst merkwürdige Vogelwelt existiert, die aber zur Zeit ausgerottet ist. Das waren große Laufvögel, deren Stelze auf Rodriguez und Mauritius, sowie auf Madagaskar gefunden wurden. Auf Mauritius lebte der erst vor einem Jahrhundert ausgestorbene „Dodo“ (Didus eneptus), auf Madagaskar der Aepyornis maximus, von Marco Polo unter dem Namen Vogel „Ruc“ erwähnt; Eier desselben von dem Volumen von 150 Hühnereiern sind im Schlamm aufgefunden worden. Der Aepyornis war ein strauchartiger Vogel; der Dodo und der auf Rodriguez ausgestorbene Pezophaps solitaria, der Solitaire, eine gigantische Taubenform. Wahrscheinlich haben sie sich infolge des Mangels von Feinden zu flügellosen Laufvögeln ausbilden können.“

Gedächtniskunst. Hausfrau (dem Mädchen die Essigflasche gebend): „Also holen Sie für fünfzig Pfennig echten Estragon — können Sie sich das auch merken?“ Mädchen: „Aber natürlich, gnädige Frau — da brauch ich bloß an meinen Schatz zu denken, der bei der zweiten Eskadron steht!“

Der auf der Rückseite dieser Nummer des „Ver-
gismeinicht“ angeführte Mariannhiller Missions-
kalender pro 1911 ist bereits versandfertig. Allen
unseren lieben Beförderern danken wir recht herzlich
für ihre opfermütige Mitwirkung im verfloßenen
Jahre, bei der Verbreitung desselben und richten wir
an dieselben, sowie an die Freunde und Gönner un-
serer Mission die herzliche Bitte, uns in Verbreitung
desselben wieder behilflich zu sein und somit als Hilfs-
missionäre an dem großen Missionswerke regen Anteil
zu nehmen, denn der Reinertrag wird nur für Mis-
sionszwecke, für Ausbreitung unserer hl. Religion ver-
wendet.

Briefkasten.

Kresz, Gschw. Sie gaben uns bei der letzten Sendung wohl
Ihren Namen, aber nicht den Wohnort an, deshalb konnten wir
Ihren nicht antworten und auch den Betrag auf Ihrem Konto
nicht gutschreiben.

Bittschhofen. Besten Dank für Ihre genauen Angaben; Sie
machen es ausgezeichnet und ersparen uns manche Mühe.

A. K. Ihre Sendung kam an und ist das Weitere besorgt.

L. A. in P. Sie hatten nicht lange Aufenthalt in Würzburg
und wohnen einer hl. Messe im Dom bei, der in der Nähe des
Bismarckplatzes liegt? Sie sind im Irrtum, diese große Kirche ist St. St.
Jung. Der Dom hat 4 Türme und liegt im Zentrum der Stadt.

H. M. Wir haben keine Buchhandlung, doch besorgen wir
Ihren Auftrag.

A. J., München. Die Stundbilder, von denen Sie schreiben,
befinden sich auf der alten Mainbrücke in Würzburg. Sie werden
durch neue ersetzt. Ihrem Wunsch entsprechend, wird in dieser
Nummer das Bild erscheinen, Sie können sich dann leichter zurecht-
finden.

B. in J. Wenn Sie das Blatt nicht erhielten, so ist es Ihre
Schuld, weil Sie uns Ihren neuen Wohnort nicht angaben und
daß Sie Ihren Namen änderten, weil jetzt verheiratet, woher sollten
wir das wissen?

G. A. Ihr Wunsch ist erfüllt und hoffen wir das beste.

H. Leisnerreuter. Ihre Adresse, daß Sie wohnhaft seien: bei
Anna Maria Mandelhuber, geb. Preissendorfer, Wagnermeisters-
Witwe, vis-à-vis von Konstantin Schramberger Schmidbauer in M.
dürfte doch zu lang sein; am liebsten ist uns, wenn man einfach
Straße und Haus-Nummer angibt.

E. B. in A. Zahlungen für die Mission sind nicht an den
Redakteur Kropp, sondern an die oben angegebene Vertretung zu
senden.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen
an: (Veröffentlichung war versprochen)

Cebelen, Montjoie, Gießerbrücke, Dießette, Wigerath, Bensberg,
Weilerwist, Benrath, Wärselen, Eicherscheid, Gelsenkirchen, Widdes-
baven, Batum, Kiefernstadt, Duisburg, Düsseldorf, Hadeswagen,
Wellep, Wiede, Oberzier, Aachen, Kirchellen, Werl, Straßburg,
Oberseebach, Kleinförs, Schlier, Rempten, Hauenstein, Weilheim,
Herbertingen, Höpfingen, Wahlberg, Sand, Christhofen, Sipp-
lingen, Heimentrich, Walterskirchen, Bilsed, Neuhausen, Ingilteten,
Jümmenstadt, Lindenberg, Motten, Ottersweier, Oppenau, Nieder-
rieden, Unterallwien, Eichstätt, Kochertal, Deggingen, Heide, Mies-
bach, Berlin, Eichbach, Fedenbach, Künzelsau, Sennheim, Simmer-
berg, Zell i. W., Hochheim, Eiertern, Ehrharts, Mannheim,
Walldorf.

Dankfagungen

gingen ein aus: Grabmühl, Dank der 16. Mutter Gottes, dem
H. Josef, hl. Antonius und Judas Thaddäus für schnelle Hilfe.
H. J., Groß-Siering, Steyr, A. K., W. Sch., Pfahldorf.

Gebets-Empfehlungen.

Um Fürbitte des hl. Antonius in einem Anliegen. Um Wieder-
erhalt verlorenen Geldes. Um Erlangung der Gesundheit für
Mann und Frau. Für einen Sohn, der seine Nierpflicht nicht
erfüllt. Ein unglücklich (in gemischter Ehe) verheirateter Familien-

vater: Josef N. Um glückliche Entbindung, 10mal. Um guten
Hausverlauf und Regelung der Verhältnisse. Jüngling um eine
gute Stellung. Um guten Geschäftserfolg. Ein lauer Priester.
Wiedererlangung ausgelehnten Geldes. Eine gefährdete Pfarr-
gemeinde. Anstellung eines zweiten eifrigen Priesters. Um Glück
in der Lotterie. Guter Ausgang einer Augenoperation. Um
Kinderreigen. Um gute Genesung kranker Personen. Um Erlangung
einer Stelle. Um baldige glückliche Heirat. Um glückl. zufriedenes
Cheleben. Um Gesundheit und guten Geschäftsgang, 2mal. Um
gottwohlgefälligen Lebenswandel. Um glückselige Sterbestunde.
Schwere Familien-Anliegen, 4mal. Schwer Kranke, 2mal. Um
Gesundheit und gutes Examen, 2mal. Schwere Anliegen. Geistes-
kranke, 4mal. Augenleidende. Asthma- und Ohrenleidende. Frieden
in der Familie. Beharrlichkeit und Ergebung in Gottes Willen.
Ungeratene Söhne und Töchter. Schweregeprüfte Mutter. Nerven-
leidende. Zwei Fräulein, um bald brave Männer zu bekommen.
Ein erwachsener Sohn. Anliegen eines Klosters. Um Bestehen
des Exmens, 2mal. Gemütskranke. Langjähriges Fußleiden. Ein
Sohn, um mehr Lust zur Arbeit. Ein unbefertigter Sohn. Ein
Arbeiterinnenheim. In großer Bedrängnis, wo Menschenhilfe ver-
gebens ist. Ein schwer krankes Kind, 2mal. Wiedererlangung ver-
lorener Nerven- und Gedächtniskraft. Trunksüchtige. Um guten
Studienverfolg. Berufswahl eines jungen Studenten. Schwermitige
und Mutlose.

Diese und alle anderen Anliegen unserer Bohlkäter empfehlen
wir dem Gebete der Missionsgemeinde, der schwarzen Kinder, der
Neubekehrten und aller Leser des Vergismeinicht.

Memento!

Von unseren Bohlkättern und Mitgliebern unseres Bohlkäter-
Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer
Leser empfohlen:

Dorenz Maier, Kath. Schnur, Barbara Kopp, Kath. Schmälzle
und Bernhard Schnur, sämtl. in Seebach. Ludmilla Kling, Modlos.
Eva Dühnans, Unterwittighausen. Kath. Forster, Mundelbigen.
Wilhelmine Unger, Brud. Comtesse d'Aure, Paris. Wilhelm
Hinterland, Heibingsfeld. Anna Häppler, Donauidrth. Rosina
Stängle, Kresz. Müller und Kath. Oer in Durlangen. Veronika
Nicht, Straßburg. Josef Meyer, Erstein. Anna Scheräbl, Thon-
hausen. Nikolaus Maurer, Altheim. Alois Fisch, Unterprechtal.
Kaver Beier, Hofweier. Kathi Reif, Weibbrunn. Maria Schälzle,
Wahlberg. Johann Nepomuk Niedermair, Erolsheim. Karl Marie,
Ueberlingen. Antonia Zimmermann, Sippingen. Schw. Margeline,
Superiorin, Weisenburg. Barbara Emig, Wahlen. Maria Herbst,
Kaiserslautern. Marg. Hagold, Eichig. Maria Josefa Will, Motten.
Herr Schwab, Königsbach. Johanna Jürmann, Landau a. d. Saar.
Karl Kling, Tirschenreuth. Andreas Wolfrum, Mähersreuth. Alois
Höring, Rosall. Veronika Krug, Eiersheim. Emil Vinzer, Wrl.
Mühlhausen. Antoine Derivaug, Müllerhof. Mathias Murrein,
Degerfelden. Jakobine Haneberg, Haidach. Mathilde Klesse, Schweid-
nitz. Hedwig Felle, Breslau. Eleonora Gerst, Gamschwang.
Kath. Heitmann, Gelsanne. Augustin Schmieder und Genovefa Hhl,
Steinach. Damian Grimmel, Wrl. Karlmann Schmeltz u. Josefine
Neuring, Geismar. Karl Jahn u. Joh. Josef Wiegand, Rasdorf.
Christina Schütz, Schleib. Babilina Wingenfeld, Segebach. Fran-
ziska Gagg, Hergensweiler. Herr Kupp, Affamsstadt. Barbara
Alban, Bamberg. Franziska Deschler, Altenstadt. Ehrw. Sr. M.
Adermann. Frau Peters. Johann Kreinensamp. Agnes Marzur.
Josef Glabbach. Anna Fetterich, Emmerich. Engelbert Tümpen,
Hartefeld. Agnes Vock, geb. Keuchen. Fräulein Louise, Einsiedeln.
Herr Fischer-Fuchli, Wohlen. Valentin Keller, Mammern. Josefine
Niederegger, Basel. Johann Weibel, Affoltern. Katharina Knöpfle,
Schaffhausen. Maria Moser, Arbon. Ludwig Zunderbühl, Schatt-
dorf. Alexius Herzog, Zürich. Moritz Schneider, Goldach. Josefa
und Magdalena Hanimann, Tübach. Sr. Gratia, Oberin, Gohau.
Franz Bösch, Irdring. Oberin der guten Töchterinnen, Budapest.
Agnes Großbrabenreiter, Steyr. Maria Archam, Ehrenbach.
Dechant Johann Huber, Schwannstadt. Bertha Dvany, Pozsony.
Maria Grossauer, Graz. Maria Holzinger, Wartberg. Anna Jusi,
Trautenau. Amalia Temple, Smichow. Josef Unterperinger,
Lheol, Linz. Karolina Baumgartner, Moosburg. Theres Fohler,
Böhm. Rothmühl. Anton Bohl, Sautens. Josef Dirnberger, Wien.
Franziska Hewelt, Detroit, Mich. Mr Orbeck, Zions, Minn. Anna
Gern, Buffalo, N.-Y. Rev. Father Korfage, Milwaukee, Wis.
Johann und Maria Stuehler, Rochester, N.-Y. Frank A. Diehl,
Chicago, Ill. Ursula Grabat, Carroll, Iowa. Katharina Wein,
Waterford, Wis. Josef Kellinghaus, Beemer, Nebr.

Die nächste gemeinschaftliche Abreise der Postu-
lanten nach Mariannhill wird voraussichtlich anfangs
September stattfinden.

Soeben erschienen:

Mariannhiller Missions- Kalender pro 1911.

Unser nächstjähriger Kalender hat sich dieses Jahr so zeitig der Presse entwinden können, daß er im fertigen Puz bereit steht, an die Türen aller derer, woselbst er bisher ein willkommener Gast war, anzuklopfen, um freundlichen Einlaß zu bitten. Er möchte aber weitere Bekanntschaften machen, bittet darum seine alten Freunde um diesbezügliche Empfehlung und Einführung.

Als Beilage bringt er u. a. eine sehr hübsche farbige Darstellung

des hl. Herzens Mariä.

Aus der Reihe der zahlreichen schönen Illustrationen seien besonders hervorgehoben

die Gruppe süd-afrikanischer Bischöfe und der Propst von Mariannhill mit seinen 6 Defanen.

Sein reichhaltiger bunter Inhalt (40 Artikel) bringt viele afrikanische Erzählungen:

Das Missionskloster Mariannhill.
Im Kampfe mit den Sulus.
Eine Rundreise in Süd-Afrika.
Sitten und Gebräuche einiger süd-afrikanischer
Kaffernstämme.
Hunger, ein grausamer Gefell.
Aus dem Leben amerikanischer Hinterwälder.
Der Freitag.
Ein Vorarlberger über Vorarlberg.
Auf Ilandhlwanas blutigem Schlachtfeld.
Eine Episode aus der Geschichte der Ama-Kosa-
Kaffern.
Eine überraschte Wahrfagerin.
Die Sage vom Pelikan.
Erinnerungen eines Waisenknaben.
Unglückliche Priester- und Ordensleute.
Silbernes Jubiläum unserer Missions-Schwester.
Konsekration des jüngsten süd-afrikanischen Bischofs.
Von Gott verlassen.
Muttertreue und Muttermut.
Das Märchen von der Armut.

Der Savorarde und der Erzbischof.
Von Kapstadt nach Mariannhill.
Vor dem Gnadenbilde.
Auf der Löwenjagd.
Im Garten.
Ein Lauf ums Leben.
Die Hunde im Dienste der Polizei.
Die Welt in Zahlen.
Unter den Menschenfressern und den Zwergen.
Die Eisenbahnfahrt und der Hut.
Gegen trockene Weihwassergefäße.
Der Wilderer.
Frau van Hooglands Traum.
Was ist Größe?
Aus dem Tierleben der Berge.
Auf der Krokodil-Farm.
Die Einschienenbahn.
Der Zug der Vögel.
Gegengift bei Schlangenbiß.
Gemeinnütziges.
Märkteverzeichnis.

Der Kalender ist von den Beförderern unserer Mission, sowie von den im „Vergißmeinnicht“ angegebenen Vertretungen unserer Mission zu beziehen und kostet an diesen Stellen für Deutschland 0.50 M., für Oesterreich 60 Heller, für die Schweiz 65 cts. Einzeln per Post zugesandt für Deutschland 0.60 M., für Oesterreich 70 Heller, für die Schweiz 70 cts.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Vergißmichnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

28. Jahrgang.
Nr. 8.

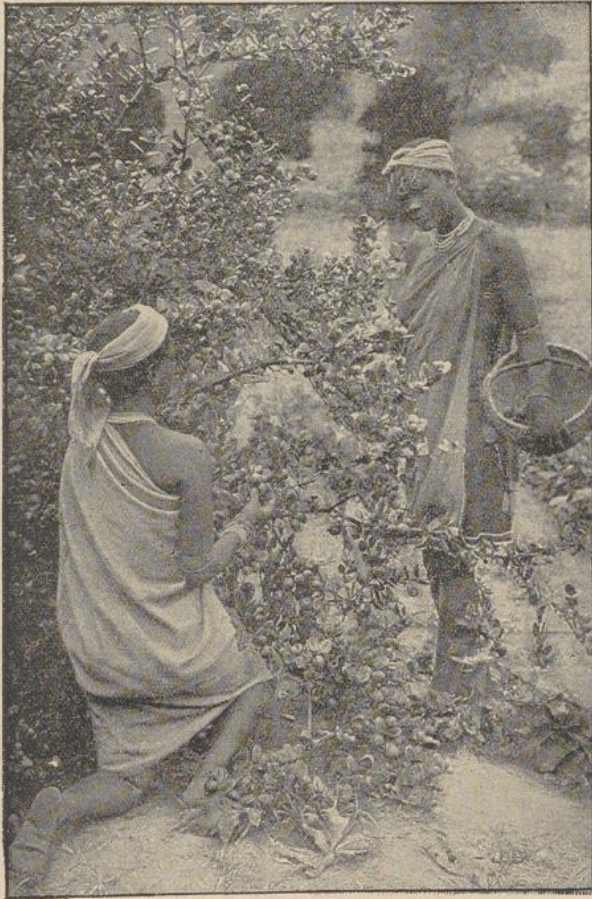
Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.

Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Beim Beerenpflücken.

Köln a. Rh.
August 1910.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohlthätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohlthäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannahill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Ave Maria.

Wenn ich ein Glöcklein wär',
Schön wollt' ich läuten;
Das sollte rings umher
Allen bedeuten:
„Ave Maria!“

Wär' ich ein Vögelein,
Laut würd' ich singen,
Bis in das Herz hinein
Sollt' es erklingen:
„Ave Maria!“

Blüht' ich als Blümlein nur
Still dir zu Füßen,
Würd' ich auf grüner Flur,
Jungfrau, dich grüßen:
„Ave Maria!“

Blumen voll Duft und Bier,
Vögel und Glocken,
Ihr sollt dem Herzen mir
Freudig entlocken:
„Ave Maria!“

Jungfrau, die Gott erhob,
Laß dir gefallen,
Wenn ich zu deinem Lob
Lasse erklingen:
„Ave Maria!“

Ferdinand Heitemeyer.

Firmung in Citeaux und Clairvaux.

Der Hochw. P. Werner Hartmann schreibt: „In unserem kleinen Citeaux findet sich nur selten ein Anlaß, etwas für's Vergißmeinnicht zu schreiben; dagegen kann ich den erstmaligen Besuch unseres verehrten Oberhirten, des Hochwürdigsten Bischofes Dr. Heinrich Delalle, O. M. I. nicht mit Stillschweigen übergehen:

Der hohe Besuch war uns von Mariannahill aus angemeldet worden, und alles bestrebte sich, dem hochwürdigsten Herrn, soweit es eben unsere bescheidenen Verhältnisse erlaubten, einen möglichst würdigen Empfang zu bereiten. Besonders groß aber war die Freude unserer 28 Firmlinge, von denen die meisten die hiesige Missionschule besuchten. Der H. H. Bischof sollte am 1. Februar hier eintreffen. Doch mit dem geplanten festlichen Empfang wurde es leider infolge des eintretenden Regenwetters nichts. Nun der gnädige Herr schien an derartige Zwischenfälle längst gewöhnt und nahm mit allem Vorlieb, was wir ihm in unserer Lage bieten konnten.

Am nächsten Morgen war Firmung. Die Schulkinder und die von auswärts herbeigeeilten schwarzen Gläubigen holten ihn in Prozession ab und begleiteten ihn von seinem Wohnzimmer zu unserer festlich gezierten Missionskirchelein. Bei der hl. Messe dienten ihm unsere beiden Brüder Alban und Christophorus, während ich ihm assistierte. Hier auf hielt der allverehrte Oberhirte eine kurze, väterliche Ansprache, wobei er die Firmlinge und schwarzen Neubekehrten dringend ermahnte, allezeit ihrem hl. Glauben treu zu bleiben in Wort und Tat. Daran schloß sich der Akt der hl. Firmung; das Ganze verlief in recht würdiger und erbaulicher Weise.

Im Laufe des Nachmittags war sakramentaler Segen. Später stattete der Hochw. Herr auch unserer Schweiterngemeinde einen Besuch ab und kam sodann in die Schule, wobei die Kinder verschiedene heitere Lieder sangen und ein Schulknabe einen Festgruß an ihn richtete.

Am nächsten Morgen, kurz nach der hl. Messe, versammelte sich nochmals alles vor dem Wohnzimmer des Hochwürdigsten Herrn Bischofes. Groß und klein dankte für den ehrenvollen Besuch und empfing sodann den bischöflichen Segen. Hier auf bestieg der Hochw. Herr Bischof ein Pferd und ritt mit mir und Br. Alban zu unserer Nachbarstation Clairvaux. Es ist das ein Weg, den man sonst in 3½ Reitstunden bequem zurücklegt: diesmal aber sollte es anders kommen.“

Doch überlassen wir hier das Wort dem Hochw. P. Superior von Clairvaux, Idelfons Wohlgemann. Er schreibt: „Am Feste Maria Lichtmess (2. Febr.) sollte unser Hochwürdigster Herr Bischof hierher kommen. Welch' hohe Freude weckte diese Kunde bei jung und alt, bei schwarz und weiß! War es doch seit der Gründung unserer Missionsstation Clairvaux, also seit etwa 15 Jahren, das erstemal, daß ein katholischer Bischof hierher kam. Eine volle Woche hindurch hatten wir alles aufgeboten, unsere Station möglichst festlich auszustatten. Da wurde Grün herbeigeholt, Girlanden und Kränze wurden gewunden und zwei mächtige Triumphbogen aufgerichtet, bis endlich am genannten 2. Februar die ganze Station im schönsten Festschmucke da stand. Man halte es mir zugute, wenn ich meine Missionsstation ein wenig lobe. Clairvaux mit seinen armseligen, dem Einsturze nahen Lehmhütten gilt sonst als das „Bethlehem“ unter den Mariannahiller Stationen, doch heute deckte das schöne Festkleid vieles zu. Andererseits kommt ihm die herrliche Lage auf einer der vielen Halben des weit in die Lande hineinragenden Impendhile-Berges sehr zu statten, desgleichen die zahlreichen Gärten und Baumanlagen, die es rings umgeben, und die schönen Straßen, welche dazu führen.

Etwa um 4 Uhr nachmittags waren die letzten Vorarbeiten beendet, und alles wartete auf den Hochwürdigsten Herrn Bischof, der nach unserer Berechnung etwa um 5 Uhr eintreffen mußte. Wie nun alles das steht und schaut und wartet, siehe, da kommt auf einmal ein Bote von Citeaux mit der Diözesanpost daher: der Umkomazi-Fluß sei ausge-

treten, das Gefährt des Hochwürdigsten Herrn Bischofs könne unmöglich durch, der Bischof komme daher in Begleitung des Superiors von Citeaux und eines Bruders zu Pferd, und zwar auf einem weiten beschwerlichen Umweg von 10—12 Stunden!...

Welch' eine Enttäuschung! Besonders schmerzhaft berührt fühlten sich die 24 weißgekleideten Mädchen und das Frauenvolk überhaupt, das durchwegs den schönsten Festschmuck angelegt hatte und sich nur allzugern in demselben hätte sehen lassen wollen; denn ohne ein bißchen Eitelkeit geht's auch bei den schwarzen Crastöchtern nicht ab.

Mittlerweile kam noch ein zweiter Missionär hier an, es war der hochw. P. Bonifaz Herzog, Superior unserer Missionsstation Poteni, das etwa fünf Reistunden von hier entfernt ist. Er hatte eigens den weiten Weg gemacht, um den Hochwürdigsten Herrn Bischof zu begrüßen.

Nun verging Stunde um Stunde, doch der hohe Herr kam nicht. Schon war es 8 Uhr abends, und noch immer kein Bischof da; doch schlafen gehen wollte niemand. Endlich eine Viertelstunde nach 8 Uhr kam ein Trupp Reiter zum Tore herein geritten und einer von ihnen sagte: „Deo gratias!“ Es war der Hochwürdigste Herr Bischof. Im gleichen Augenblick verkündete ein von unserem Bruder Nikolaus abgefeuerter Salutschuß, daß der Hochw. Herr Bischof gekommen, und weckte damit allgemeinen Jubel auf der ganzen Missionsstation. Weil jedoch die Zeit schon so weit vorgeht, und der Hochw. Herr Bischof sehr ermüdet war, fiel der Gesang und jede sonstige Empfangsfeierlichkeit weg; umso herzlicher und väterlicher war die Art und Weise, mit welcher der hohe Herr uns alle begrüßte.

Am nächsten Morgen, Donnerstag, den 3. Februar, wollte alles den Bischof sehen, denn die wenigsten unserer schwarzen Christen hatten je in ihrem Leben einen katholischen Bischof zu Gesicht bekommen. Endlich erschien der hohe Gast unter seiner Zimmertüre und beschaute sich die Station und deren Leute. Das schwarze Volk aber betrachtete in maßlosem Staunen seinen Bischof von unten bis oben. Das allgemeine Urteil war: „Ha! Inhle kabi in Kosi yakiti! Insizwa ngobo! Neinei!“ („Ha! schön überaus fürwahr ist unser Inlofi [Herr]! Und dazu noch so jung!) Und mit diesen Worten verbanden sie die ihnen eigentümlichen Schnalzlauten, die sie besonders kräftig ausstoßen, wenn ihr Herz übervoll von Freude ist.

Um 8 Uhr wollte der Hochwürdigste Herr zelebrieren und nachher den Konfirmanden das hl. Sakrament der Firmung spenden. Eine Viertelstunde zuvor stellten sich sämtliche Schulen in Prozession auf (die Sängere und Firmlinge in weißen Kleidern), und erwarteten ihren Oberhirten vor seiner Wohnung. Endlich erschien er in vollem bischöflichem Ornat, mit Mitra und Stab, in Begleitung der drei schon genannten Superioren von Clairvaux, Citeaux und Poteni, welche letztere in Rochet und Stola erschienen. Die Sängere stimmten vierstimmig den Psalm „Confitebor tibi Domine“ an, und nun bewegte sich die Prozession in schönster Ordnung der festlich ge-

schmückten Kirche zu. Auch unser Schützenmeister, der ehrw. Bruder Nikolaus, ließ sich von Zeit zu Zeit zum Schrecken aller mit seinen Böller- und Salutschüssen hören.

Nach der bischöflichen Messe richtete der hohe Würdenträger eine schöne, sehr erbauende Ansprache an die 60 Firmlinge und forderte sie auf, die Firmungsgnade ihr ganzes Leben hindurch treu zu bewahren, tatkräftige Christen zu werden und zu bleiben, und sich überall und bei jeder Gelegenheit als tapfere Streiter Christi zu erweisen. Es wären ungefähr 100 Firmlinge gewesen, allein leider war



Bischof Jolivet im Gespräch mit Abt Amandus im Jahre 1894.

„Mein lieber Abt, ich wünsche und bete, daß Sie es zu 20 Missionsstationen bringen, jede mit etwa 4 Nebenstationen!“ —

Ein längst in Erfüllung gegangener Wunsch.

es vielen rein unmöglich, über die hoch angeschwollenen Flüsse zu kommen. Nach Spendung der hl. Firmung und der Dankagung ging es wieder prozessionsweise unter Sang und Klang, unter Glockengeläute und Salutschüssen dem Zimmer des Bischofes zu.

Im Laufe des Vormittags zeigte der Stationsrektor dem Hochw. Herrn Bischof die Gebäulichkeiten und Gärten der Station. Um 2 Uhr nachmittags war sakramentaler Segen, vorher und nachher wieder Prozession. Beim Gange zur Kirche sangen die Sängere diesmal ein herrliches, vierstimmiges „Magnificat“, beim Rückweg das „Ecce Sacerdos magnus.“ Zum Schluß spendete der Hochw. Herr Bischof nochmals allen insgesamt den hl. Segen.

Abends um 7 Uhr erheiterten die Schulkinder

den Hochwürdigsten Herrn durch allerlei lustige Spiele und Spiele, die ihm offenbar überaus gut gefallen. So endete die schöne und freudige Firmungsfeier. Am nächsten Morgen um 8½ Uhr verabschiedete sich der hohe Gast wieder von uns, um zu seinen geistlichen Kindern nach Durban zurückzukehren. Uns allen aber hier in Clairvaux und im ganzen Distrikt von Impendhle wird der Besuch des Hochw. Herrn Bischofes Dr. Heinrich Delalle unvergesslich bleiben.

Darf ich mir wohl erlauben, zum Schlusse noch ein paar Bitten vorzubringen? Gegen Ende dieses Jahres werden wir hier in Clairvaux, so Gott will, mit dem Bau einer geräumigen Kirche beginnen. Für die innere Einrichtung derselben fehlt uns noch fast alles, da die alte Missionskapelle gar ärmlich eingerichtet ist. Vor allem tut uns ein ordentlicher Altar not, denn der jetzige ist nur ein gewöhnlicher Tisch; ferner wären sehr willkommen die 14 Kreuzwegstationen, ein Bild vom hl. Geist und Maria vom guten Räte, welcher letztere die Patronin unserer Missionsstation ist. Würde ich nicht allzusehr gegen die Bescheidenheit verstoßen, so würde ich noch beifügen eine Herz Jesu-Statue in der Höhe von 150—160 cm.

Ich bin überzeugt, daß es in unserem Leserkreise noch viele hochherzige Seelen gibt, die uns Gott zu Liebe gerne aus der Not helfen wollen. Zum voraus ein herzliches, tausendfaches „Vergelt's Gott!“

Unsere neue Missionsstation „St. Augustin“.

Hat Mariannhill schon wieder eine neue Station? Gewiß, und zwar schon seit beinahe einem vollen Jahre. Ganz neu ist die Station allerdings nicht, besteht doch „St. Augustin“ — das ist ihr Name — schon seit einem Jahrzehnt; allein für die Mariannhiller Mission ist sie immerhin eine neue, schätzenswerte Anwerbung. Die Sache kam so:

Der Hochwürdige P. Franz Mahr,^{*)} dessen Name als Missionär in weiten Kreisen einen guten Klang hat, trug sich schon längere Zeit mit dem Gedanken, sich der Mariannhiller Mission anzuschließen. Mariannhill selbst ging mit Freuden auf sein Ansinnen ein, sollte doch eben die zu den schönsten Hoffnungen berechtigende Missionsstation Trias Hill in Rhodesia neu besetzt werden, und dafür war hochw. Pater Mahr mit seinem Sprachtalent und seinen reichen Erfahrungen im Missionsleben wie geschaffen. Während er also im Einverständnisse mit seinem Hochwürdigsten Herrn Bischofe Mitte Juni 1909 nach Rhodesia eilte und daselbst mit gewohnter Energie ein neues Missionsfeld übernahm, ging auf seinen Posten nach St. Augustin zunächst unser Hochw. P. Chrysostomus Ruthig, und als dieser schon nach zwei Monaten auf seinen alten Missionsposten Garbenberg in Ostgrigualand zurückkehrte, Schreiber dieser Zeilen, der sich dabei mit der Hoffnung schmickelte, daselbst ein ruhiges, trautes Plätzchen für seine Redaktionsarbeiten zu finden.

Anfangs November 1909 wurde die mehrerwähnte Station von den Augustinerinnen, denen

^{*)} Pater Mahr, ein Tiroler von Geburt, entfaltet schon seit 20 Jahren eine recht segensreiche Tätigkeit in der südafrikanischen Mission. Nachdem er anfangs der neunziger Jahre die Missionsstation Mary-Bale in Mariburg ins Leben gerufen, war er seit etwa 10 Jahren fast ununterbrochen in „St. Augustin“ tätig.

die Farm gehörte — Pater Mahr besorgte zuletzt nur noch die Mission — käuflich erworben. Freitag, den 12. November zogen zwei von unseren Mariannhiller Missionschwestern, denen sich später eine dritte und vierte beigesellte, hier ein; die Augustinerinnen aber kehrten am gleichen Tag in ihr Mutterhaus, das Sanatorium in Mariburg, zurück. Seitdem gehört „St. Augustin“ zur Mariannhiller Mission.

Wo liegt nun dieses St. Augustin? — Nur eine kleine Wegstunde südwestlich von P. Mariburg, der rasch aufblühenden Hauptstadt von Natal. Die Lage ist äußerst gesund, denn Kirche und Schule stehen auf einer mäßigen, stets von einer frischen Brise bestrichenen Anhöhe, die zudem eine herrliche Aussicht nach allen Himmelsrichtungen gewährt. Nach Osten zu liegt Mariburg mit seinen schnurgeraden Straßen, seinen vielen Kaufhäusern und schmucken Villen, die alle wie in einem einzigen großen Garten zu liegen scheinen und dahinter erheben sich die steilen Felswände des Table-Mountain. Hügel an Hügel erhebt sich auch nach Süden und Westen zu, teils ausgedehnte Weidegründe, teils Ackerland und Gärten, ringsum die Ansiedlungen englischer Farmer und anderer Kolonisten gelegen. Nach Norden und Nordwest zu aber beherrscht mit all seinen vielen Ausläufern der gewaltige Zwartkop das Land. Seine steilen Abhänge sind mit dichtem afrikanischem Urwald bedeckt, und von den Hügeln und Bergen, die sich nach links und rechts erstrecken, eilen in behendem Lauf zahlreiche Bäche und Wasser dem Umsindusi-River zu, der sich wie ein helles Silberband vom Glandskop bis zum Umsindusfluß hinzieht.

Und wie steht es mit der Bevölkerung hier? Ist sie ziemlich dicht, wie der Missionär es wünscht? — Gewiß, zählt doch Mariburg allein über 40 000 Seelen, und Sutherlands, wozu St. Augustin gehört, kann gleichsam als einer seiner Vororte angesehen werden. Die überwiegende Mehrzahl ist allerdings protestantisch, dazu kommt noch eine Menge von Kulis, die in erstaunlicher Anzahl das ganze Umsindusi-Tal von Mariburg bis Edendal kultivieren. Wohl leben sie meist in elenden Blechhütten, um so schöner dagegen sind die Gärten und Felder, die rings ihre Wohnungen umgeben. Denn der Kuli ist nicht nur ein gewandter Krämer und Kaufmann, sondern auch ein tüchtiger Arbeiter und Gärtner.

Für den Verkehr aber sorgt ein förmliches Netz von Bahnen. Die eine Linie kommt von der Hafenstadt Durban und geht über Mariburg und Ladysmith nach Johannesburg und seinen Goldfeldern. Tag und Nacht pusten und keuchen die schwer beladenen Waggon s die steilen Anhöhen des Zwartkop-Berges hinauf; 60—70 Züge gehen da jeden Tag auf und ab, und mancher derselben ist mit zwei Lokomotiven bespannt. Nur am Sonntag tritt wohlthuende Ruhe ein, zumal unter Tags; denn die englische Nation hält den Sonntag strenge. Eine Zweiglinie geht nordöstlich von Mariburg nach Greytown ab, während die Natal-Cape-Linie, an der auch „St. Augustin“ gelegen ist, Mariburg mit Riverside, und so Natal mit Ostgrigualand verbindet. Will ich irgendwohin mit der Bahn fahren, so habe ich drei bequeme Einsteigstellen; die eine ist 10 Minuten, die zweite 15 und die dritte 20 von unserer Mi-

stationsstation entfernt, ein Vorteil, den man in Afrika doppelt schätzt.

Und St. Augustin selbst? Ist es groß und bietet es Aussicht für eine segensreiche Mission? — Als Farm ist es von geringerer Bedeutung, es zählt bloß etliche 40 Acres! und diese sind nur zur Hälfte für Garten- und Ackerland geeignet, der Rest ist mit BATTLE-Bäumen bepflanzt. Auch die Bauten sind meist recht einfach und primitiv. Selbst das Missionskirchlein ist nur aus ungebrannten Ziegeln aufgeführt und mit Wellblech gedeckt. Dem ärmlichen Bau entspricht die innere Ausstattung. Das gotische Altärchen aber ist hübsch, und die Statuen des hl. Augustinus, des Patrons der Mission, und der hl. Monika gereichen ihm zu besonderem Schmucke. An die Kirche ist die Schule mit einem sogen. Schleppdach angebaut, während sie nach den übrigen drei

es, wie gesagt, hoch und lustig gelegen und gewährt nach allen Himmelsgegenden hin eine weite, prächtige Aussicht. Ein besonderer Vorteil ist auch, daß es trotz seiner hohen Lage genügend Wasser hat. Letzteres wird durch eine gut arbeitende Windmühle vom nahen Umsindusi-River auf den etwa 80 Fuß hohen Hügel hinaufgepumpt.

Die Schülerzahl beträgt durchschnittlich 65 bis 70, ist jedoch Schwankungen unterworfen. Die Kinder haben zum Teil weite Wege zur Schule zu machen, oder werden durch schlechtes Wetter, durch Feldarbeit oder sonstwie vom regelmäßigen Schulbesuch abgehalten. Manche bleiben wohl auch ohne hinreichenden Grund aus, denn Schulzwang ist hierzulande etwas Unbekanntes. Auf der Station selbst haben wir gegenwärtig 35 Boarding- oder Kostschüler, darunter 24 Mädchen. Weil die Farm



Kirche und Schwesternhaus in St. Augustin.

Seiten hin nach Art einer geschlossenen Veranda von der Schwesternwohnung umgeben ist. Das hält das Kirchlein im Sommer kühl und im Winter warm und schafft für die sonntäglichen Kirchenbesucher den nötigen Raum, wenn die großen Flügeltüren zwischen Kirche und Schule geöffnet werden und so die Schule gleichfalls zur Kirche wird.

Noch ärmlischer als Kirche und Schule sind die Wohnungen der Kostschüler; zumal die der Knaben ist eine höchst primitive Blechhütte, im Sommer ebenso heiß, wie im Winter kalt. Das einzige solide und bequem eingerichtete Gebäude der Station ist die Wohnung des Missionärs. Es wurde unter der Leitung des Pater Mahr aus gebrannten Ziegeln aufgeführt, hat drei kühle, gut ventilierte Räume, ist unterkellert und von drei Seiten mit einer Veranda umgeben.

Im großen und ganzen repräsentiert sich „St. Augustin“ mit seinem von einem Türmchen überragten Kirchlein, und den hübschen Garten- und Baumanlagen, die es rings umgeben, recht gut. Dazu ist

Nein ist, und deshalb nicht die Mittel für eine große Kostschule aufbringen kann, nehmen wir grundsätzlich nur solche Kinder dauernd auf, deren Eltern weit von hier entfernt wohnen, oder wenn es uns sonstige triftige Gründe ratsam erscheinen lassen.

Das Matrikelbuch weist zur Stunde 330 Taufen auf; die Totenliste 152 Sterbefälle. Die Zahl der schwarzen Christen und Katechumenen, die zum sonntäglichen Gottesdienst hierher zu kommen pflegen, schwankt zwischen 150 und 200. Einige davon wohnen in nächster Nähe — 16 Familien sind auf unserer eigenen Farm, — die meisten aber haben einen weiten Kirchenweg zu machen, manche zwei, ja drei Stunden. Dazu kommt noch die Außenstation „Majunze“, die volle 7 Wegstunden von „St. Augustin“ entfernt liegt. An einen regelmäßigen Kirchenbesuch ist da allerdings nicht zu denken. Die Leute von Majunze — man zählt daselbst etwa 50 erwachsene Katholiken — kommen nur ausnahmsweise, wie zum Empfange der hl. Sakramente, oder an

hohen Festtagen, Weihnachten und Ostern z. B., nach St. Augustin; sonst begnügen sie sich mit einem Privatgottesdienst. Unser Katechet (zurzeit Bruder John) erteilt in Majunze alle 14 Tage katechetischen Unterricht, und etwa alle vier oder sechs Wochen liest ein Priester dort die hl. Messe und spendet die hl. Sakramente. Entweder gehe ich selbst, oder der Hochw. Vater Jenn, O. M. J., der uns in selbstloser Weise auch im Beichtstuhl fleißig Aushilfe leistet.

Die Natal-Cape-Linie ermöglicht es uns, an einem Tage hin- und herzukommen. Bis Taylors, 21 englische Meilen von St. Augustin entfernt, benutzen wir die Bahn. Bis gegen 10 Uhr sind wir dort, dann geht es noch Dreiviertelstunden zu Fuß. Als Kapelle dient ein gewöhnlicher Kraal; doch wird er vor der Feier der hl. Messe jedesmal fein sauber

Teile der hl. Messe darin enthalten, allein durch das ganze Buch zerstreut; die Oratio stand da, die Lectio und das Evangelium dort, und ein Messformular verwies auf das andere. Zu allem Unglück fehlte auch noch das Messpult; ich mußte das Graduale so wie es war, auf den niederen Tisch legen und mich jedesmal tief darüber beugen, wenn ich daraus lesen wollte, was mich namentlich dann in Verlegenheit brachte, wenn ich den Rubriken gemäß in der Mitte des Altars zu stehen und verschiedene Zeremonien auszuführen hatte. Aber es ging doch, nur frage mich keiner der gestrengen Herrn Rubrikisten nach dem „Wie?“

Selbstverständlich hatte ich, als ich nach Hause kam, nichts Eiligeres zu tun, als sofort nach Mariannhill zu schreiben und von dort ein Missale nebst Messpult, Kanontafeln und Messkännchen zu



Schulkinder mit P. Dominikus und Br. Johannes.

gelehrt und der Boden mit einigen Strohmatten bedeckt. Sind die etwaigen Pönitenten absolviert, was in der Regel ein kleines Stündchen in Anspruch nimmt, so beginnt, kurz vor Mittag, die hl. Messe. Es bedarf jedoch schon einer gewissen „Schulung“, um dabei zurecht zu kommen. Ich weiß noch gut, wie ratlos ich das erstemal da stand:

Von einem Ministranten war natürlich keine Rede; der Altar war ein gewöhnlicher, auffallend niedriger Tisch, der Altarstein nicht in eine Vertiefung eingesenkt, sondern nur lose aufgelegt und so klein, daß nur mit Mühe Kelch und Hostie Platz darauf hatten, als Kanontafeln hatte ich unaufgeklebte Blätter, die Messkännchen fehlten ganz, und die Abbe reichte mir kaum über die Kniee. Doch in all das hätte ich mich schon hineingefunden; was ich aber sehr vermisse, war ein Missale (Messbuch); ich fand statt dessen ein bloßes Graduale in 12° Format mit kleinem, in dem finsternen Kraal fast unlesbarem Drucke. Wohl waren die einzelnen

bestellen. Das zweitemal ging dann schon alles viel besser von statten. Was mir übrigens für den genannten Mangel reichlichen Ersatz bot, war die schöne Haltung der Gläubigen. Sie knieten so außerordentlich da, sangen, — was ich gar nicht erwartet hatte — frische, kräftige Lieder, und wandten kein Auge vom zelebrierenden Priester ab; auch gingen etwa 12–13 Personen zur hl. Kommunion, und nach der hl. Messe blieben sie noch lange da, um eine würdige Dankagung zu machen. Die guten Leute verdienen fürwahr eine eigene Schule und Kirche mit regelmäßigem Gottesdienst, doch daran ist bei unserem gegenwärtigen Mangel an Katecheten und Missionspriestern leider noch gar nicht zu denken.

Was sonst noch aus „St. Augustin“ alles werden soll, überlasse ich getrost der göttlichen Vorsehung. Der menschlichen Pläne und Absichten gibt es viele und mannigfache; doch darüber vielleicht ein anderesmal. Für heute begnüge ich mich mit

der Bitte an unsere verehrten Gönner und Wohltäter, sie möchten dieser jüngsten Mariannhiller Missionsstation dasselbe gütige Wohlwollen entgegen bringen, wie den übrigen.

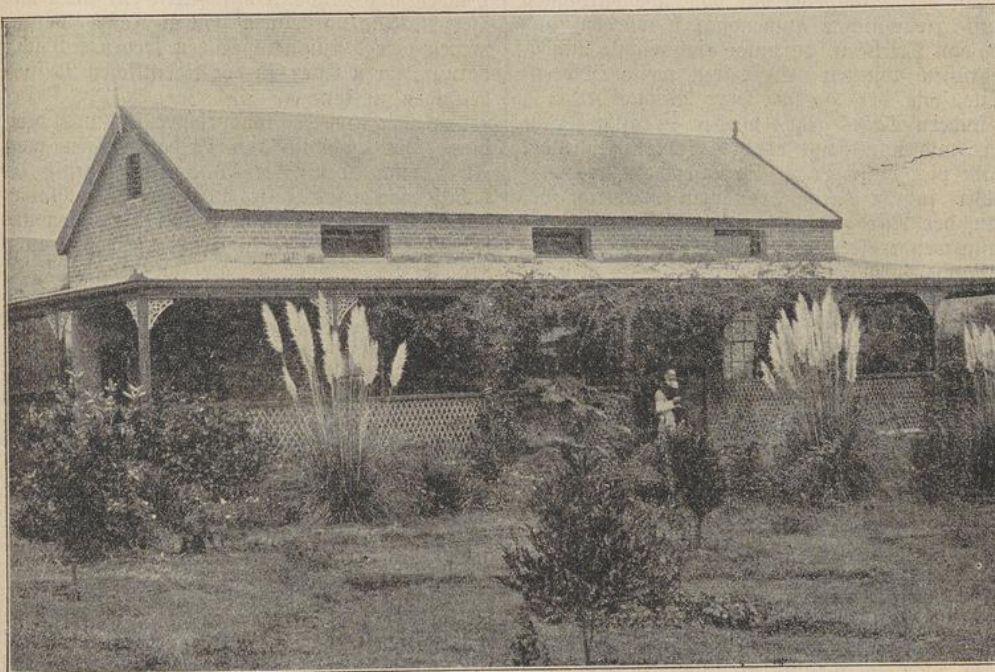
Nach Triashill.

Vom Hochw. P. Adalbero Fleischer, R. M. M.

Fühlungs hat mich der Ruf des Obern aus dem trauten Klosterfrieden herausgerissen und mich wiederum hineingeworfen in den Trubel des menschlichen Lebens, — doch gottlob nur für etwa acht Tage. Denn während ich dieses schreibe, befinde ich mich schon wieder in stiller Abgeschlossenheit auf unserer Missionsstation Triashill, über tausend englische Meilen vom lieben Mutterkloster Mariann-

hiller, — dem war keineswegs so. Im Gegenteil, gerade jetzt fühlte ich mehr wie sonst, wie sehr mir Mariannhill ans Herz gewachsen war.

Von Pinetown an ging es in Begleitung des Bruders Rivard, des Mariannhiller Bautechnikers, der auch in Triashill verschiedenes zu besorgen hatte, — denn bis zur Stunde gibt es bloß provisorische Gebäude daselbst — mit dem Korridorzug (D-Zug) in die Nacht hinein. Wir fuhren durch ganz Natal durch, kamen an Mariburg, der Residenz des Hochw. Herrn Bischofs vorbei, an Ladysmith, dem berühmten Kampflager im Burenkrieg, an Glandslaagte, dem Majubasill usw. Um 10 Uhr wurden im Koupee die Rückwandpolster emporgehoben und in wagerechter Lage befestigt, sodaß mit einem Schlage plötzlich an jeder Wand zwei Betten übereinander vorhanden waren.



Pfarr- und Brüderhaus St. Augustin.

hiller entfernt, wo ich ein glückliches Noviziatsjahr und mehrere Wochen als junger Professor verlebte hatte. Hier, in Triashill, ist es einsam, sehr einsam, und die Welt mit ihrem Lärm ist weit, weit weggerückt. Ich brauchte fast eine Woche ununterbrochener Eisenbahnfahrt, um hierher zu gelangen.

Es war Montag abends, am letzten Tag im Monat Februar dieses Jahres, da vertauschte ich in der Klosterpforte Mariannhills den lieben, teuren Habit mit den weltlichen Kleidern, die ich vor etwas über Jahresfrist bei meiner Professablegung abgelegt und dem Kloster in der frohen, festen Ueberzeugung überlassen hatte, sie nie mehr zu Gesicht zu bekommen, um sie neuerdings zu tragen. Nun, der Mensch denkt und Gott lenkt. — Auf dem Weg zum Bahnhof ging es still im Wagen dahin. Von den Vorübergehenden, die das Mariannhiller Gefährt kannten, schien mir mancher einen staunenden Blick zuwerfen; es war mir, als wollte er sagen: „Ah, der geht auch wieder fort! Dem sind die Klostermauern schon zu eng geworden!“ Doch, Gott sei

Wer es ganz bequem haben wollte, konnte sich für ein paar Schillinge auch noch das nötige Bettzeug und Decken geben lassen.

In der Frühe fuhren wir nach Transvaal hinein. Einmal begegnete uns ein Zug ganz mit Chinesen besetzt. Sie kamen von den Goldgruben Johannesburgs und wurden, da man nicht eben die besten Erfahrungen mit ihnen gemacht hatte, wieder in ihre asiatische Heimat zurückbefördert. Inzwischen ist unser Zug bis zu einer Höhe von 5000 englischen Fuß emporgelommen; wir sind auf der Kammhöhe der Drakensberge angelangt, und drüben geht es wieder etwas bergab.

Beim Uebergang nach Transvaal passierte mir ein kleines Abenteuer. Ein Polizist saß mich bei der Einfahrt in eine Station scharf ins Auge und fragte nach meinen Papieren. Ich konnte ihm nichts vorzeigen, als meine Fahrkarte, doch das genügte ihm nicht. Da kommt mir Bruder Rivard, mein Reisegefährte, zu Hilfe, und erklärt dem Manne des Gesetzes in geläufigem Englisch, daß ich so harmlos

sei, wie er selbst und irgendeiner. . . . Wie ich nachträglich hörte, hielt mich der Polizist meiner dunkelblauen Reisemütze wegen für einen Perser, auf die er offenbar nicht gut zu sprechen war. Die Sache hat uns nachträglich viel Spaß gemacht.

Abends 6 Uhr kamen wir in Johannesburg an. Schon von weitem sahen wir gleich mächtigen Bergen eine ganze Reihe von weißschimmernden Erdhäufen, welche — wohl mit vielen Schweißtropfen vermischt — tief unter der Erdoberfläche hervorgeholt, nach mancherlei Manipulationen ihres Goldgehaltes beraubt, nun als nutzlose Masse die Umgebung Johannesburgs verunzieren. Lange geht es an elenden Wohnungen, wenn man sie überhaupt so nennen darf, vorbei, den Aufenthaltsräumen von Goldgräbern. Wir nahmen unser Absteigeguartier im Bischofshause der Stadt, wo wir vom hochwürdigsten Herrn aufs freundlichste aufgenommen wurden, und eine Reihe von Priestern, darunter auch nächste Landesleute, begrüßen konnten. Es waren meist Oblaten-Ordensleute, wie der Hochw. Herr Bischof selbst.

Des andern Tages geht's wieder in aller Frühe zur Bahn, und nun heißt es bis Samstag abends, also beinahe vier volle Tage, im Eisenbahnzuge aushalten. Wir fuhren durch Transvaal hindurch, beständig an der Nordgrenze vom alten Orange-Freistaat. Dann wendet sich der Zug nordwärts und geht Tag und Nacht durch das Betschuanaland. Es ist heiß; vielleicht kommt die schwüle Gluthize aus der im Hintergrund liegenden Kalahariwüste. Rechts und links schauen wir ausgedehnte Grasbenen mit weidenden Viehherden und einsam wohnenden Farmern. Einigemal sehen wir auch Strauße in nächster Nähe.

Freitags um 1/5 Uhr langen wir in Bulawayo an. Hochw. P. Gartlan S. J., der apostolische Präfekt von Rhodesia, ist persönlich am Bahnhof, um mir meine Fakultäten einzuhändigen. Es regnet in Strömen. Nach zwei Stunden Aufenthalt eilen wir der nächsten bedeutenderen Stadt des Landes, Salisbury, zu. Die Gegend ist sogenanntes Buschland, das heißt wilder Grasboden, dicht mit niederem und höherem Gehölz bedeckt.

Von Salisbury schwenken wir nach rechts ab und fahren nun in südöstlicher Richtung der portugiesischen Küste von Mozambique zu. Samstag abends 8 Uhr langen wir mit neun Stunden Verspätung bei der Station Macheke an. Hier steigen wir aus, um einen Absteher nach Monte-Cassino zu machen, woselbst sich seit einigen Jahren ebenfalls eine Mariannhiller Missionsstation befindet. Der Superior, Hochw. P. Bonaventura, ist am Bahnhof und führt uns bei stockfinsterner Nacht drei Meilesel zu. Wir steigen auf und reiten, getrost unserem Führer folgend, in die Nacht hinein; ein „Luzifer“ in Gestalt eines kleinen Schwarzen mit brennender Laterne geht vor uns her.

Gegen 10 Uhr kamen wir trotz der verschiedenen Bäche, die wir zu passieren hatten, wohlbehalten in Monte-Cassino an. Gott sei Dank! Jetzt hatten wir wenigstens festen Boden unter den Füßen und Nachts ein ruhiges Lager, eine Wohltat, die wir die ganze Woche hindurch hatten entbehren müssen. Ach, wir waren auf der langen Eisenbahnfahrt böse durcheinander gerüttelt und geschüttelt worden!

In Monte-Cassino blieben wir bis zum nächsten Mittwoch, an welchem Tage erst wieder der nächste Personenzug abging. Auf diese Weise hatten wir schöne

Gelegenheit, die dortige Mission etwas näher anzusehen. Am Sonntag gingen in dem kleinen, aber recht nett aussehenden Missionskirchlein fast alle schwarzen Neuchristen zur hl. Kommunion, die Frauen mit ihren kleinen Kindern, die sie auf dem Rücken festgebunden hatten; eine hatte deren sogar zwei. Auf solche Art kommen diese schwarzen Kleinen dem göttlichen Kinderfreund schon im zartesten Alter recht nahe. — Es fällt auf, daß keine Schulkinder da sind, und fast keine Mädchen. Die Gemeinde besteht beinahe ausschließlich aus erwachsenen Burschen und jungen Frauen. Erstere sind große, prächtige Gestalten mit ferzengeradem Gang; wenn sie am Altare als Ministranten dienen, verschwindet unsereiner förmlich unter ihnen. Uebrigens ist ein Schulbau geplant, und dann wird die Station auch Schulkinder haben, Knaben und Mädchen mit hellen Stimmen und frohen Herzen. Die vor einem halben Jahre hier angekommenen vier Missionschwwestern freuen sich schon heute darauf, ihren Eifer in der eigentlichen Missionsarbeit betätigen zu können.

Außer dem Missionspriester sind noch drei Brüder hier. Die wohlbestellten Felder zeugen von deren Fleiß, und wenn die Witterung günstig bleibt, so haben sie dieses Jahr auf eine gute Maisernte zu hoffen. Leider richten hier auch die Affen und Wildschweine in den Feldern großen Schaden an. Einmal brachte ein Schwarzer, als ich eben bei P. Superior stand, einen Affenschwanz daher, den er einem soeben geschossenen Affen abgeschnitten hatte. Vergnügt steckte er seine Prämie — einen Schilling — ein. Kurz bevor wir am Mittwoch abreisten, hörten wir zwei Schüsse. Sogleich eilten die schwarzen Burschen mit Speer und Streitart bewaffnet, oder auch mit Knüttel und Gewehr, hinaus, der Richtung der Schüsse zu. Was war denn los? Wildschwein war man auf der Spur! Ob die wilde Jagd mit Erfolg gekrönt war, konnten wir leider nicht mehr erfahren. Das Gelszgespann stand schon bereit, uns wieder zur Bahnstation Macheke zu bringen.

Diesmal war die Fahrt mit der Bahn kurz; nach kaum drei Stunden war ich schon in Rusapi, meinem vorläufigen Reiseziel. Hier erwartete mich der Schaffner von Triasshill, der ehrw. Bruder Zacharias. Er war mit zwei Burschen und einem mächtigen Wagen, über den er in weitem Bogen ein großes Segeltuch gespannt hatte, gekommen, um uns und unser Gepäck abzuholen. Schnell bereitete uns der vorzügliche Bruder unter dem schützenden Wagendache einen erwärmenden heißen Tee, während die Schwarzen zwölf schwere Ochsen an den Wagen spannten. Dann schwang der ältere der beiden Schwarzen seine Riemenpeitsche, während der jüngere zum vordersten Ochsenpaare eilte und an einem Stricke das ganze Gespann führte.

Es war etwa 5 Uhr abends, als wir von Rusapi abfuhren, und bis gegen 10 Uhr ging es „zwölfpännig“ aufwärts in die Berge hinein. Dann wurde Halt gemacht, neben dem Wagen ein Feuer angeschürt und gekocht. An Stoff zur Unterhaltung fehlte es nicht. Als wir erzählten, wir hätten auf unserer Eisenbahnfahrt vernommen, man habe vor etwa 14 Tagen auf dem Bahngelände bei Rusapi zwei Löwen erblickt, berichtete uns Bruder Zacharias, daß vor etwa Jahresfrist eine Frauensperson von einem Löwen gerade auf dem Wege, den wir jetzt machten, zerrissen worden sei. Doch wir hatten keine Furcht, denn ersien

wußten wir uns unter dem Schutze der göttlichen Vor-
sehung, und dann hatten wir zwölf fette Ochsen bei
uns, die jedenfalls vor uns an die Reihe kamen,

fahrbaren, beweglichen Hause. Die Ochsen wurden zum
Weiden ausgespannt, und die Schwarzen machten
sich ein Zelt und Feuer.



Die Vertretung der Mariannhiller Mission in Europa.

Von links nach rechts, obere Reihe stehend: Dr. Agathon Zimmer (Edin.), Dr. Sigisbert Jäger (Münchhausen, Schweiz), Dr. Stanislaus Kieselbacher (Linz, Oberösterreich),
Dr. Hippolyt Zimmermann (Würzburg), Dr. Valerian Smieja (Breslau), Dr. Marius Magiera (Breslau).
Untere Reihe sitzend: Hochw. P. Kofler Korpel, Generalprocurator (Würzburg), Dr. Felician Wör (Würzburg), Dr. Tibaltus Wismann (Würzburg).

wenn's einmal an's „Aufressen“ ging.

Wir legten uns im Wagen zur Ruhe nieder. Die
Nacht war ziemlich unfreundlich und regnerisch. Um
sechs Uhr früh wurde es wieder lebendig in unserem

Jetzt erst konnte ich einen Blick auf die eigentüm-
liche Gegend werfen. Steine und Steine ringsum,
darunter förmliche Zyklopenblöcke, oft seltsam wie
Riesenspielzeug übereinander getürmt und aus der san-

bigen, mit wildem Gras bewachsenen Fläche kühn zum Himmel ragend.

Nach dem Frühstück ging es wieder weiter. Der Weg ist im allgemeinen gut, doch gibt's auch viele schlechte Stellen. Jetzt geht es minutenlang über eine einzige holperige Steinplatte dahin, dann geht es tief zu einem Bache hinab und drüber trotz der zwölf Ochsen nur mit Mühe wieder heraus und bergauf. Um 12 Uhr ist Mittagsrast. Nochmals werden die Ochsen ausgespannt und wird der Kessel über das Feuer gestellt. Das Essen, welches sich die Schwarzen hier bereiten, sieht ganz merkwürdig aus und ist gerade nicht sehr einladend. Sie kochen sich nämlich aus grobgemahlener Hirse einen Brei, der sich in der Schüssel wie schmutzigrotes Erdbreich ansieht. Dabei ist er so zäh, daß sie ihn mit den Fingern abreißen und in größeren Portionen zu Munde führen. Nun, die Hauptsache ist, daß es ihnen schmeckt, und daran hat es wahrlich nicht gefehlt.

Gegen 2 Uhr wurden die Ochsen wieder zusammengetrieben und eingespannt. Das Wetter ist schön, und so geht es verhältnismäßig rasch voran. Um 6 Uhr abends laugen wir an der Triashiller Gemarkung an. Schon sehen wir die einzelnen Gebäulichkeiten in der Ferne an den mit Felsblöcken übersäten Bergabhäng hingelehnt, liegen. Im Hintergrunde aber zieht sich ein ganzer Kranz von mächtigen Bergkolossen im Halbkreis herum, und die am weitesten entfernt sind, erglänzen im herrlichsten Himmelsblau. Man glaubt, eine schöne Schweizerlandschaft vor sich zu haben. Tatsächlich ist Triashill gegen 6000 Fuß hoch über dem Meeresspiegel gelegen.

Horch, da tönt ein silberhelles Glöcklein an unser Ohr: man läutet den „Engel des Herrn“, ein willkommener Gruß! Siehe, da kommt auch schon der Hochw. P. Mayr, der verdienstvolle Superior der Missionsstation, heran! Wir steigen rasch vom Wagen, begrüßen ihn aufs freundlichste und werden ebenso herzlich von ihm begrüßt.

Gebt der dreieinige Gott, nach dem unsere Mission benannt ist, daß sich dahier die Kenntnis des christlichen Namens immer mehr ausbreite, und daß in Bälde recht viele Heiden besiegelt werden mit dem hehren Zeichen des dreieinigen Gottes!

Heiraten unter den Kaffern.

(Fortsetzung.)

Die Hochzeitsgebräuche, die wir im vorhergehenden geschildert haben, erstrecken sich zuweilen über einen Zeitraum von 14 Tagen, können aber auch auf einen einzigen Tag, je nach den Umständen, zusammengedrängt werden; denn die Zeremonien unterscheiden sich sehr, je nach den einzelnen Volksstämmen und nach den Vermögensverhältnissen der Brautleute. Beim gewöhnlichen Volke dauert die ganze Geschichte manchmal nur einen Tag, und ein einziges Ochselein vom Vater der Braut spendiert, muß das Fleisch für den ganzen Festschmaus liefern. Bei einem Häuptling indes kann sich die Sache über einige Wochen erstrecken, und hunderte von Ochsen waren in alter Zeit erforderlich, um all die zahllosen Gäste zu bewirten.

Im folgenden wollen wir noch die Frage in Anregung bringen: Wird bei den Kaffern die Braut um ihre Meinung gefragt, oder gehört sie einfach dem Manne, der das meiste für sie bietet? Die An-

sichten darüber sind geteilt. Es läßt sich ja nicht bestreiten, daß bei diesen Heiraten vielfach ein harter Zwang besteht, daß junge Mädchen gezwungen werden, einen alten, reichen Kauz zu heiraten, allein das kommt, wenn auch in anderer Form, selbst in hochzivilisierten Ländern vor; andererseits steht den Kaffernbräuten doch manches Mittel zu Gebote, sich von der verhassten Verbindung wieder los zu machen. Dazu darf man nicht vergessen, daß ein wildes, heidnisches Volk unmöglich die hohen Begriffe von Frauenrecht und Frauenwürde haben kann, wie das bei zivilisierten und christlichen Völkern der Fall ist; und die heidnische Frau fühlt und denkt da auch ganz anders, als ihre christlichen Genossinnen. Verhältnisse, welche letzteren als überaus beschämend und schmachvoll vorkämen, erscheinen der ersteren, der Heidin, nicht nur als selbstverständlich, sondern als schön, geziemend und ehrenvoll. So wird z. B. bei der Verheiratung eines Häuptlings nie ein Mädchen um ihre Einwilligung gefragt, das vers schlägt aber nichts, denn das Mädchen fühlt sich in hohem Grade geschmeichelt, daß sie das Weib (und wäre es auch das zwanzigste oder dreißigste) eines großen Häuptlings werden soll. Namentlich gefällt sie sich aber in dem Bewußtsein, daß so viele Stück Vieh für sie bezahlt werden mußten; jetzt sieht sie erst, was sie eigentlich wert ist. —

Wollen wir jedoch ganz frei und objektiv die Sache besprechen, so müssen wir offen zugestehen, daß vielfach grober Zwang vorkommt, und daß manches Kaffernmädchen zur Hochzeit mit einem alten Polygamisten buchstäblich geschleppt werden muß. Dudley Kidd, dem diese Mitteilungen entnommen sind, sagt bei: „Es ist nicht nötig, für unsere Behauptung eine Menge von Beispielen anzuführen, eines genügt; ich habe keine Lust, jedes „t“ mit einem Querstrich, und jedes „i“ mit einem Tüpfel zu versehen“.

Ein Mädchen im Suasiland wurde protestantisch getauft und verlobte sich später mit einem jungen Mann aus dem Königsraal. Ihr Bruder aber — der Vater war bereits tot — erhielt für sie von einem andern untergeordneten Häuptling 15 Ochsen und 2 Pferde als „Lobola“. Eines Tages schickte er das ahnungslose Mädchen mit einem Korb voll Mais zum genannten Häuptling, wo man es sogleich mit Gewalt festhalten wollte. Es gelang ihm jedoch zu einer protestantischen Missionsstation zu entfliehen.

Nun kommt der erzürnte Bruder zum Missionär und verlangt die Auslieferung der Entflohenen. Jener weigert sich und bringt das Mädchen zum Anwalt der Eingeborenen. Dieser, der sich gerade zwischen dem Feuer der Buren und Engländer befand und vor allem darauf bedacht war, die eigene Haut zu retten, erklärte, er habe keine Gewalt über das Mädchen, denn es handle sich da um bloße Rechtsgewohnheiten der schwarzen Eingeborenen.

Die Sache kam infolgedessen vor die Königin der Suasi. Sie bestimmte einen Tag für die Aburteilung der Sache, und der Missionär begleitete das Mädchen, um sich davon zu überzeugen, ob auch nach Recht und Gerechtigkeit entschieden würde. Die Verhandlung fand im Zombotikraal statt und die Königin erklärte ohne die geringste vorausgeschickte Untersuchung: „Wie, du bist deinem Manne entlaufen? Gut, ich will an dir ein Exempel statuieren, und die Weiber sollen lernen, wie man den Männern gehorchen muß!“ Hierauf befahl sie den jungen Burken, das arme Geschöpf zu schlagen, ein Befehl, den jene mit solcher Rohheit voll-

zogen, daß sich die Gesichtszüge der Ärmsten bis zur Unkenntlichkeit verzerrten. Endlich gab das Mädchen nach und willigte ein, mit dem verhaßten Manne ehelich zusammenzuleben. Die Königin schloß die Versammlung mit den Worten: „Mögen sich an diesem Vorfall alle Weiber, die ihren Männern nicht gehorchen wollen, ein Beispiel nehmen.“

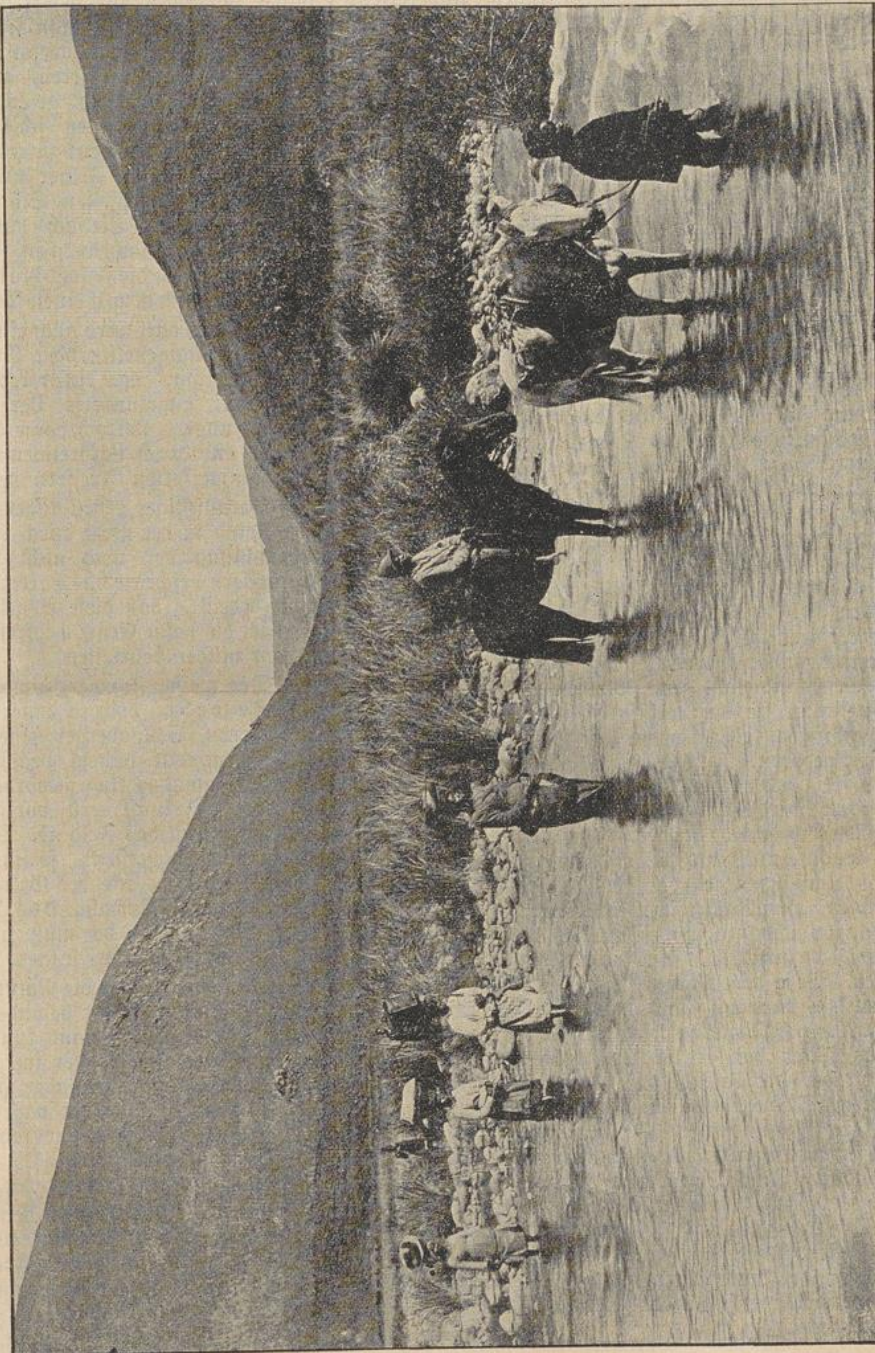
An dem Urteil konnte, so ungerecht es auch war, nichts geändert werden; der leiseste Versuch, dagegen anzugehen, wäre ein grober Verstoß gegen das Eingebornen-Recht gewesen. Man bedenke besonders, die erzählte Grausamkeit wurde von keinem Häuptling, sondern von einer Königin verübt.

Als Kontrast hierzu ein anderes Beispiel. Auch dieser Fall ereignete sich mit einem Mädchen unserer Mission, das der heidnische Vater gegen ihren Willen verheiraten wollte. Dieses aber verhaute den ihm angetragenen Bräutigam so erbärmlich, daß ihm zeit lebens alle Lust verging, irgend welchen Anspruch auf solch ein Amazonen-Weib zu erheben.

Doch genug; Tatsache bleibt, daß die Kaffernweiber im großen und ganzen mit ihrem Lose zufrieden sind, und höchst wahrscheinlich ein entschiedenes Votum für die Aufrechthaltung des gegenwärtigen Heiratsystems abgeben würden, ein System, das zwar in einzelnen Fällen große Übel im Gefolge hat, das aber im Kaffernland seit unvor denlichen Zeiten zu Recht besteht und der Frau einen gesetzlichen Schutz verleiht.

Aber das „Lobola“! Ist es nicht schimpflich für ein Mädchen, wenn es einfach um so und so viel Stück Vieh verschachert wird? Nach kaffrischen Begriffen, wie gesagt, nicht. Im Gegenteil, die Braut

fühlt sich gerade dadurch als eine Person von Wert. Würde ein Mädchen ohne diese Abgabe von Vieh einfach an einen Mann „verschent“, so träre sie allgemeine Verachtung und der schimpflichste Spott. Sie wäre in den Augen des Volkes bloß eine „alte Katze“,



Kaffern überschreiten einen Fluß.

denn die Katze ist das einzige Tier, das bei ihnen eines Kaufes oder Geldes unwert ist.

Das „Lobola“-Vieh gewährt ferner der verheirateten Frau willkommenen Schutz. Die Sache verhält sich nämlich so: Wird sie von ihrem Manne übel behandelt, so kann sie zu ihren Angehörigen zurück-

lehren, und diese werden für sie eintreten. In der Regel verlangt dann der Mann Ersatz für das Vieh, das er bei der Verheiratung gegeben hat. Ist er schuldig, d. h. hat er sein Weib hart und ungerecht behandelt, so wird er mit seiner Forderung abgewiesen und er hat den Schaden zu tragen. Andererseits wird auch Gerechtigkeit geübt; steht die Schuld des Weibes außer Frage, so findet sie nicht nur keine Hilfe, sondern wird zu ihrem Manne zurückgetrieben, damit er nicht die Rückerstattung des „Lobola“-Viehes verlange. Diesen aber wird die Furcht, eventuell seine 10–15 Ochsen umsonst bezahlt zu haben vor mancher Ausschreitung zurückhalten. Das Weib muß bei ihm bleiben, es darf nicht desertieren, und das „Lobola“ ist ihr Schutz und Schirm.

Die Gewalt des Kaffern über sein Weib ist sozusagen unbeschränkt, doch hat er kein Recht über Leben und Tod. Schlägt er sein Weib, daß sie zeitlebens ein Krüppel bleibt, so kann er auch dafür von seinem Häuptling gerichtlich belangt werden, denn niemand hat ein Recht, des Königs Eigentum zu beschädigen. Wie so des Königs? Nun, nach kaffrischer Rechtsanschauung ist das Weib in letzter Instanz Eigentum des Häuptlings oder des Königs, aus dem einfachen Grunde, weil sie zur Erhaltung und Vermehrung des Stammes beiträgt. Das Stammesoberhaupt würde in solchem Falle Blutgeld verlangen und auch die Angehörigen des Weibes könnten eine neue Entschädigung an Vieh fordern und die Mißhandelte bei sich zurückbehalten, bis das Verlangte ihnen eingehändigt worden ist.

Weigert sich indeß eine Frau mit einem Manne zusammenzuleben, weil sie ihn verabscheut, so zwingt das Gesetz sie nicht zum Bleiben, allein der Mann kann, wenn sie ihn verläßt, sein „Lobola“-Vieh zurückverlangen, es sei denn, die Frau hätte ihm schon Kinder geboren. In diesem Falle spricht das Gesetz das Weib frei und es darf für ihre Entfernung keine Buße gefordert werden, denn sie hat ihrer Verpflichtung als Ehefrau bereits genügt.

Noch ein Punkt bleibt hier zu erwähnen, der unter Umständen sehr in die Waagschale fällt. Angenommen, ein Mann habe sein Weib ungerechter Weise geschlagen und mißhandelt, sodas diese zu ihren Angehörigen zurückläßt, um hier Schutz und Hilfe zu suchen. Wehe dem Manne, wenn er es wagt, in jenen Kraal zu kommen und sein Weib zurückzufordern! Schon die Männerwelt, Vater, Onkel und Bruder seiner Frau hat er da zu fürchten, noch zehnmal Tanten, Schwestern, Schwägerinnen und Anverwandten der Frau werden ihn mit ihrem schlagfertigen Zungenwerk derart zerzausen und zerfleischen, daß ihm Hören und Sehen vergeht! Ihr Wortschatz ist sehr reichhaltig, und im Notfalle verleihen sie ihnen mit ihren Krallen und Zähnen den nötigen Nachdruck. Im besten Falle wird er, bevor er sein Weib zurückbekommt, eine elende Stunde durchkosten müssen und er wird es sich wohl zweimal überlegen, wieder zu kommen. —

(Fortsetzung folgt.)

Feinde unserer Getreidefelder.

Von Hochw. P. Sixtus Wittelsund, R. M. M.

Reichenau. — Wie schon mehrfach in diesen Blättern erwähnt wurde, zählen hierzulande die Vögel zu einer wahren Landplage. Namentlich wenn das Ge-

treide auf den Feldern zu reifen beginnt, kommen diese ungeliebten Gäste zu Tausenden und dreschen und fressen, daß es eine Art hat. Es ginge noch an, wenn sie bloß fräßen, was sie wirklich brauchen, allein zahllose Körner werden von ihnen zwecklos ausgepickt, fallen zu Boden und gehen so zu Grunde.

Begreiflich, daß man sich allseits dieser Feinde, die oft die halbe Ernte wenn nicht die ganze und noch darüber hinaus ruinieren, zu erwehren sucht. Die Art und Weise, wie dies geschieht, ist mannigfach. Die schwarzen Eingeborenen schiden zumal, wenn das amahbele (Kaffernkorn) zu reifen beginnt, ihre Weiber und Mädchen in die Felder hinaus, um die gefiederten Schädlinge durch Pfeifen, Schreien und sonstigen Lärm zu verschrecken. Vielfach bauen sich die Schwarzen eigene kleine Wachhäuschen aus Stangenwerk und Stroh mitten in die Felder hinein, um beim Vögelhüten gegen Hitze und Regen einen kleinen Schutz zu haben.

Da und dort wird auch eine Grauen erregende Voggelscheuche aufgestellt, oder Gras und frisch ausgerissenes Unkraut, das einen rechten Rauch und Qualm verbreitet, angezündet. Der Heide läuft wohl auch zum inyanga (Doktor), damit er durch seine Zaubersprüche und durch Verbrennen geheimnisvoller Kräuter den nimmerstatten Fressern den Appetit verderbe.

Bernünftiger gehen andere zu Werke, sie verfolgen den Feind in der Brut durch Ausheben von Eiern und Vernichtung der noch nicht flüggen Jungen. Uns Europäern erscheint das hart und grausam, doch wenn man bedenkt, daß diese Vögel dem armen Mann oft wirklich die halbe Ernte wegfressen, wird man sein Verfahren milder beurteilen.

Der weiße Farmer nimmt seine Zuflucht häufig zum Gewehr; doch es dauert nicht lange, da können die kleinen Schläuberger einen Mann mit Gewehr von einem mit keinem prächtig unterscheiden; und sind sie einmal so klug geworden, da patrouillieren sie bei ihrer Ankunft erst vorsichtig ein parmal auf und abfliegend das Feld ab. Sehen sie dann irgendwo einen Schützen versteckt, so sind sie im Nu davon, um in einer anderen Ecke des Getreidefeldes ihre Mahlzeit einzunehmen. Fürwahr das Abschießen mit Gewehr thut noch nicht, da muß man schon auf andere Mittel zur Abwehr sinnen.

Manchmal greift die Natur selber helfend ein. Der sogen. Webervogel, der besonders massenhaft hier auftritt, hängt sein überaus kunstvoll gebautes Nest an starken Grashalmen oder im Schilf, mitten in einem Wasserlaufe auf. Tritt aber Hochwasser ein, was bei uns fast jedes Jahr ein paarmal vorkommt, so geht eine Menge dieser Nester samt den Eiern und der jungen Brut verloren.

Aber nicht nur kleine, sondern auch größere Vögel stellen sich zurzeit der Getreidereife ein und wollen miternten. Da ist z. B. eine Art wilder Tauben; sie sind an Größe der europäischen Taube gleich und kommen in Schwärmen zu Hunderten daher. Bei diesen lohnt sich übrigens ein Gewehr schon eher. Viele von ihnen wandern in die Küche, und die übrigen werden wenigstens verschreckt. Im letzten Jahre zählte unser Schütze(meister) eine Beute von 150 Stück.

Zu den Tauben gesellen sich die Wildenten. Sie wollen ebenfalls in unseren Gärten und Feldern sich gütlich tun, verlangen aber gröberes Futter und haben es daher namentlich auf unsere Erbsefelder abgesehen. Die Wildente ist schwer zu erlegen, denn

sie ist überaus furchtsam und scheu; zuweilen kommt sie aber doch einem Schützen unter den Lauf.

Die schlimmsten von all diesen Spitzbuben aber sind die Raben, diese kommen nicht nur zur Erntezeit und stehlen da in ganz unverkämter Weise, sondern diese treuen Kunden stellen sich auch schon zur Saatzeit ein und picken die ausgestreuten Samenkörner auf. Noch mehr: sogar wenn der Mais schon zu keimen anfängt, und eben die ersten Blättchen emporsendet, graben sie die Körner noch aus und verschlingen sie mit Gier. Bedenkt man, daß ein Rabe eine ganze Portion Körner verschluckt, bis er sich auch nur halbwegs gesättigt fühlt, so liegt es auf der Hand, welcher Schaden auf einem frischen Saatfelde entsteht, wenn auch bloß ein par Duzend Raben kommen. —

Zu den Vögeln gesellen sich als Schädlinge die Käfer und Würmer. Namentlich im Frühjahr, wenn der Regen lange ausbleibt, tritt hier eine gewisse Art von Würmern auf, die den frisch aufkeimenden Mais aufsucht und abfrisst. Dieses Jahr sah ich bei einem unserer Christen all seine Maisfelder gerade durch diesen Wurm übel zu gerichtet, daß er wohl kaum die Aussaat darauf ernten dürfte. Ein anderer Wurm tritt auf, wenn der früh gepflanzte Mais eben in die Halme schießt, ein dritter bildet sich in den ausgereiften Maiskolben, manchmal schon auf dem Felde, noch öfter aber in den Lagerräumen, falls sie nicht ganz trocken und luftdicht abgeschlossen sind.

Ja, es hält hierzulande sehr schwer, eine volle Ernte zu gewinnen, sogar wenn das Wetter ganz günstig ist, was aber leider nur selten der Fall ist. Denn Monate lang fällt oft kein Tropfen Regen, ein andermal kommt er dafür sündflutartig in ganzen Strömen und schwemmt die Frucht samt dem guten Boden weg; dann steigt wieder ein drohendes Hagelwetter auf. Gar oft werden die Sturmglocken geläutet, wenn hinter den Drakensbergen schwarzgraue Wolken Unheil drohend aufsteigen; täglich beten wir deshalb nach der hl. Messe den Wettersegen.

Rechnet man dazu noch andere Heimsuchungen, wie die Heuschreckenplage, die mannigfachen Viehseuchen usw., so werden die geehrten Leser in etwa verstehen, wie schwer es in unserer Mission ist, das tägliche Brot zu gewinnen.

Aus meinem Tagebuche.

Von Hochw. P. Joseph Biegner, O. M. M.
(Fortsetzung.)

Emmaus, 29. März 1909. — Gestern wurde ich zu einem kranken Kaffernburschen gerufen, der an großen Halschmerzen litt. Er sei schwer krank, hieß es, und wolle sich taufen lassen.

Da der betreffende Kraal ziemlich weit von unserer Missionsstation entfernt ist, mußten die Pferde herhalten. Ich wählte diesmal den alten „Fritz.“ Er hätte zwar schon längst in Pension gehen dürfen, denn seine Zähne sind schon stumpf geworden und er kann nur noch weiches Futter brauchen. Selbst mit

dem harten, zähen Gras, wie es jetzt mit beginnendem Herbst draußen wächst, hat er schon seine liebe Not. Der alte Schlaupkopff wandert daher manchmal der Schwesterküche zu, wo sich die eine oder andere mitleidige Seele seiner erbarmt und ihm ein saftiges



Papageien, Schädlinge unserer Ernte.

Kohlblatt oder etwas dergleichen zukommen läßt.

So wurde also aufgesattelt, und wir ritten auf Umwegen — direkt über den hohen steilen Berg konnten wir nicht — unserem Ziele zu. Hier war der alte Fritz wieder in seinem Element; denn er ist ein Basutopony, und daher von Jugend auf ein Meister

im Klettern und Bergsteigen. Diese kleinen, feurigen Bajutorpferde mit ihren dichten Doppelmähnen sind sehr beliebt und stehen hoch im Preise, denn sie sind zähe und ausdauernd und gehen ungemein sicher über die steilsten Gebirgspfade.

Als wir auf halber Bergeshöhe an einem Kaffernkraal vorbeiritten, riefen uns die Leute zu, wir möchten absteigen und nach zwei kranken Männern sehen. Die Schwarzen sehen jeden Weißen für einen halben Doktor an, und Medizin und Heilkunde hat für sie überhaupt etwas Geheimnisvolles, Zauberhaftes. Der umlangu (weiße Mann) weiß hundert Dinge, die der Schwarze kaum dem Namen nach kennt, also muß er auch ein Arzt und Heilkünstler sein. Wir stiegen ab und sahen uns nach den Kranken um. Dem einen hatte man beim Bahziehen etwas abgesprengt, und der arme Mann litt große Schmerzen. Zum Glück hatte ich so ein Zaubermittel bei mir; ich gab es ihm, worauf sofortige Linderung der Schmerzen eintrat. Der Kranke war außer sich vor Freude über die so unerwartet schnelle Hilfe.

Der zweite lag der Länge nach im Grafe ausgestreckt. Er litt schon lange an Ruhr. Vor sich hatte er ein hüßlich geflochtenes Körbchen mit etwas Maisbrot darin. Das war den ganzen Tag über seine Kost. Hart und ärmlich genug für einen kranken Mann; denn eigentlich ist es kein Brot, was die Kaffern da aus ihrem Maismehl bereiten, sondern grobe, trockene Klumpen, die sie jedoch in gesunden Tagen mit Appetit verzehren. Auch diesem Mann konnte ich gottlob ein kleines Linderungsmittel geben, und ich ritt dann unter den lauten Dankesbezeugungen der armen Leute weiter.

Endlich kamen wir zu dem Kraale, wo der Junge mit dem geschwellenen Halse sein sollte; doch wir trafen ihn nicht zu Hause. Er war inzwischen zu einem Kafferndoktor gegangen, um sich eine Medizin zu holen. Letztere besteht in der Regel in einem starken Brechmittel und genießt beim Schwarzen das höchste Vertrauen. Er fühlt eben, wie das Uebel in ihm steckt, und dieses Brechmittel schafft den Schaden energisch heraus. Je mehr es ihn würgt und stößt, desto besser; denn die Heilung ist dann eine sichere und gründliche. Vielsach trifft dies auch zu, denn manche seiner Krankheiten besteht einfach darin, daß er sich den Magen überladen hat. So ritten wir also wieder heim und trösteten uns mit dem Gedanken, daß wir statt des einen Kranken zwei andere gefunden.

Tags darauf kommt ein Kaffernweib hierher mit dem Ersuchen, ich möchte doch zu dem ruhrkranken Manne kommen, dem ich gestern eine Medizin gegeben; er fühle sich dem Tode nahe und wolle sich taufen lassen. Es war schon ziemlich spät; dennoch machte ich mich sofort auf den Weg. Der gute Mann hatte zwei seiner Kinder in unserer Missionschule in Lourdes und zeigte überhaupt recht guten Willen, sodaß ich ihn nach kurzem Unterrichte ohne Bedenken taufte. Mich erbarmte der arme Mann, denn er lag trotz des dichten, napfalten Nebels — mein Ritale wurde beim Taufakte ganz naß — schutzlos im Freien. Die Kraalinsassen ekelten sich an seiner Krankheit und fürchteten sich vor Ansteckung. Nach der Taufe kam der Kraalbesitzer zu mir und begann ein langes Gerede, das darin gipfelte, ich möchte den Kranken mit nach Emaus nehmen. Auch darauf ging ich ein; nur war der Weg für den Kranken zu weit, um ihn zu Fuß machen zu können. Doch man wußte sich zu

helfen, und am nächsten Tag kam Franz Mzusa — so hieß mein Täufling — von einem seiner Verwandten begleitet, zu Pferd hier an. Wir machten ihm ein anständiges Plätzchen in einem mit Stroh gedeckten Ziegelhause zurecht; auch kam sein Bruder vom Umtzintulu, der bei ihm blieb, bis er starb. Der Bruder trug, obgleich noch ein Heide, europäische Kleidung; Franz aber war nur in eine Decke eingehüllt, in welcher er auch nach wenigen Tagen starb. Seine Krankheit trug er recht geduldig und gottergeben; leider konnte sein letzter Wunsch, noch seine beiden, in der Lourder Schule befindlichen Kinder zu sehen, nicht mehr erfüllt werden. Der Tod ereilte ihn unerwartet schnell. Er wurde in seine weiße, noch fast neue Decke eingewickelt und so begraben. War sein Sterbekleid auch arm, so war dagegen seine Seele mit der Taufschuld und dem Kleide der heiligmachenden Gnade geschmückt. Sarg war auch keiner zu haben, und somit befestigten wir die Leiche mit starkem Draht auf einem Brett und trugen sie so zu Grabe. So schläft nun Franz Mzusa auf unserem Gottesacker, und harret hier auf den Tag der seligen Auferstehung.

Noch am gleichen Vormittag kam ein junger, mit einem bloßen Hemd bekleideter Mann — in der Hand trug er einen Grasstrich — und bat um die Beerdigung seiner Frau. Dieselbe war erst wenige Tage zuvor von mir getauft worden und hieß Anna Moplae. Welche Verwandnis hatte es nun damit? Die junge Frau — sie hatte erst ein einziges kleines Kind — litt an Kehlkopf-Schwinducht, konnte sich aber nur schwer in ihr Leiden ergeben und hoffte noch immer auf Genesung. Da jedoch ihr Zustand immer bedenklicher wurde, kam ihr Mann selbst zu mir nach Emaus und bat mich, seine Frau zu taufen. Der Kraal, in dem sie wohnte, war noch heidnisch, und dementprechend war auch die Kleidung der Insassen, wenn man da überhaupt von Kleidung reden kann. Nur der Mann trug, wie gesagt, ein Hemd. Ich zögerte anfangs mit der hl. Taufe, verstand mich aber eine Woche später doch dazu. Es war hohe Zeit, denn wenige Tage darauf ereilte die Kranke der Tod.

Jetzt war der Mann da und bat um deren Beerdigung. Mit dem Grasstrich, den er in der Hand trug, wollte er die Länge des Grabes messen. Sie war eine große, starke Frau gewesen, und die Leiche wurde mit Ochsen auf einem Schlitten nach Emaus geschafft. Wir gingen bei der Beerdigung ähnlich zu Werke, wie bei Franz Mzusa; nur hüllten wir die Leiche statt in eine Wolldecke in einen weißen Kaschmirstoff, segneten sie ein und trugen sie auf einem Brett zu Grabe. Nun, die Hauptsache war erreicht; obgleich in einem vollständig heidnischen Kraale aufgewachsen, erlangte sie dennoch die hl. Taufe, und ward somit ihre Seele für den Himmel gerettet.

(Fortsetzung folgt.)

Hühnerzucht im Maschonaland.

Von Dr. Flavian, R. M. M.

Triashill. — Es gibt hier im Maschonaland eine merkwürdige Art von Hühnern. Sie sind auffallend klein, kaum größer als eine große europäische Taube, dagegen soll ihr Fleisch schmackhafter sein, als das der gewöhnlichen Hühner. Ihre Eier sind auch nicht größer, als ein großes Taubenei. Dazu haben diese Hühner die Gewohnheit, zum Legen

irgend ein geheimes Versteck, sei es in einem Busch, oder mitten zwischen mächtigen Steinblöcken, aufzu-
suchen, sodaß man die Eier oft kaum finden kann.

Zuweilen ist ein Huhn ein paar Wochen lang verschwunden, bis es eines Tages zum allgemeinen Erstaunen mit einer Menge kleiner Küchlein dahergezogen kommt. Die Liebe, Treue und mütterliche Sorgfalt der Hühner gegen ihre Jungen ist bekannt, hat sie doch der liebe Heiland selbst zum Gleichnis für seine Liebe zur Stadt Jerusalem genommen; diese kleinen Maschona-Hühner aber fand ich noch viel sorgfamer für ihre Jungen, als die gewöhnlichen, großen Hühnerarten.

Vielleicht liegt der Grund hierfür darin, daß diesen kleinen jungen Hühnchen eine Menge von Raubvögeln nachstellen. Schon in aller Frühe kreisen diese Vögel hoch oben in der Luft, sodaß es

giebige Nahrung finden und zugleich unter den genannten Schädlingen tüchtig aufräumen. So machte ich mich also an's Werk und setzte ein paar Hühner zum Brüten an. Der Erfolg war nicht übel; die erste Henne brütete 12 Junge aus, die zweite 9, die dritte 7; doch eine Woche darauf war deren Zahl schon arg zusammengeschmolzen. Die erste Henne hatte noch 6 Junge, die zweite 3, die dritte 2; alle übrigen hatten die Raubvögel geholt.

Damit war durch meine Rechnung ein dicker Strich gemacht. Eine Hühnerzucht im Freien scheint mir hier wegen der genannten Raubvögel unmöglich, eine solche in geschlossenen Räumen mit genügend Licht und Luft aber ist ein Plan, an dessen Verwirklichung wir gegenwärtig noch gar nicht denken können. Wir haben Wichtigeres und Dringenderes zu tun.



Kaffernweiber bei der Ernte.

schwer hält, einen mit der Finte herunterzuholen. Sehen sie unten ein Hühnchen, so schießen sie mit Bleigeschosse darauf herab. Eine andere Art von Raubvögeln ist klein, etwa so groß, wie eine Durteltaube. Diese sitzen gewöhnlich auf hohen Felsen und Steinblöcken und spähen mit ihren Adleraugen scharf umher. Auch sie kommen wie ein Pfeil auf ihre Beute losgeschossen, und an ein Entrinnen derselben ist nicht zu denken. Die Hühnermutter greifen sie nicht an, umso mehr haben sie es dagegen auf deren Küchlein abgesehen. Mit sicherem Griff nehmen sie ihre Beute zwischen ihre scharfen Krallen und fliegen davon.

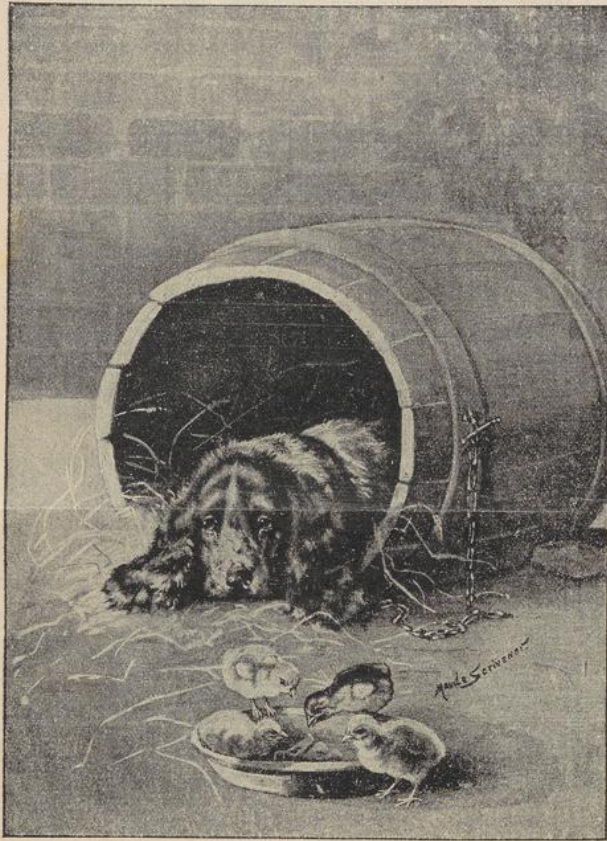
Als ich hierher nach Triashill kam, wollte ich es auch mit der Hühnerzucht versuchen, denn einige Kenntnisse hierin hatte ich mir schon in Natal erworben, und auf einer Neugründung, wo es in der Regel noch an allem fehlt, schätzt man ein Ei und ein Stückchen Fleisch doppelt. Da es ferner hier in Rhodesia eine Unmasse von Käfern und Insekten aller Art gibt, hoffte ich, die Hühner würden hier im Freien er-

Gottes Strafgericht.

Als ich noch ein Knabe war, lernte ich einen alten, krüppelhaften Mann kennen, der von seiner Schwiegertochter und seinen Enkeln aufs empörendste behandelt wurde. Überall war er im Wege, ja, man wäre ihm vor die Sonne getreten, wenn man die Zeit und die Geduld dazu gehabt und nicht den alten verachteten Mann dabei hätte ansehen müssen. Man gab ihm wenig und schlechte Kost; Lumpen bedeckten seinen Leib; Ungeziefer quälte ihn Tag und Nacht; in einem finstern, feuchten Winkel lag er auf vermodertem Stroh; nie durfte er, selbst nicht im härtesten Winter, in der warmen Stube seine erstarrten Glieder wärmen; und nie betrat ein Arzt den dumpfen, lichtlosen Winkel, wenn der alte Großvater an Engbrüstigkeit litt und die erfrorenen Füße demselben brennenden Schmerz verursachten.

Mitleid und rege Teilnahme führten mich zu diesem armen Lazarus, und gern hätte ich ihm ge-

holsen, wenn's in meiner Macht gelegen wäre. Oft wunderte ich mich, daß er nicht über sein Schicksal klagte, daß er auf die kränkendsten Beschimpfungen der Seinen schwieg und stets den Rosenkranz in den abgekehrten, gelben, zitternden Händen hielt. — Ich fragte ihn deswegen einmal, warum er nie böse und ungeduldig werde, und nie seinem Sohne zürne, der ja die Ursache seines schrecklichen Elends sei? „Mein Kind“, sagte er mit einem tiefen Seufzer und einem Blick zum Himmel, „das ist Gottes Gericht! Sieh, in diesen Winkel habe ich vor zwanzig Jahren meinen alten Vater verstoßen, hier ist er verschmach-



Großmut.

tet, hier ist er gestorben ohne hl. Begehrung, ohne jeglichen Trost von Menschen! Wunderts dich noch, daß ich geduldig leide? O, ich leide nur, was ich verdient, und täglich flehe ich zu Gott um Verzeihung und bitte zu ihm für meinen armen Vater, der durch meine Schuld so elend und ohne die heiligen Sakramente sterben mußte! Wohl tausendmal schon habe ich diesen Rosenkranz für ihn gebetet und hoffe meine schwere Schuld geföhnt zu haben! Das aber grämt mich und schmerzt mich in der Seele, daß ich bestimmt voraussehe, daß auch mein Sohn in wenig Jahren verachtet, verstoßen und verlassen, wie ich, hier in diesem Winkel verschmachten wird. Gott läßt seiner nicht spotten! — Denke an meine Worte“, sagte er dann, und eine Träne rann ihm durch die tiefen Furchen seiner tief eingefallenen Wangen; du bist noch jung, du wirst's erleben; und verüßdige dich selbst nie an deinen Eltern! —

Nach etwa zwanzig Jahren führte mich der Weg an demselben Hause vorüber, vor dem der alte Mann mit dem Rosenkranz in den zitternden Händen gesessen, und — wie staunte ich! Ich sah wieder dieselbe Gestalt, blaß abgezehrt. Ich glaubte einen Geist zu erblicken. Ich trat zu dem alten Manne und rief ihn an mit seinem Taufnamen, den ich bis dahin nicht vergessen hatte. — Er sieht mich forschend an. „Wie?“ rief ich staunend, „wie, seid ihr noch unter den Lebenden?“ Ihr müßt ja hundert Jahre alt sein?“ „Ihr meint wohl meinen Vater selig“, stammelte der alte Mann, „meinen Vater, der vor neunzehn Jahren gestorben ist? Der hat so geheißt, wie Ihr mich vorher genannt. Ja, ja, vor neunzehn Jahren hat er noch hier gesessen, wie ich, im Elend, und hat für seinen Vater selig gebetet, wie ich jetzt auch tue. Gott gebe ihm die ewige Ruhe!“

So war's denn in Erfüllung gegangen, was jener alte Mann vorhergesagt. Hier saß sein Sohn; und wenn er nicht hier saß, so mußte er dort liegen in demselben kalten, feuchten, finstern Winkel, in welchem sein Vater und Großvater geschmachtet, und dort sollte auch er sterben, wo sein Vater und Großvater gestorben! — Ja, gerecht, o Gott, sind deine Gerichte! Gott läßt seiner nicht spotten; und was der Mensch sät, das wird er ernten!

Die Umschiffung Afrikas 600 Jahre v. Chr.

In der Akademiesitzung zu Paris wurde von einem wertvollen ägyptischen Dokument Mitteilung gemacht. Es ist eine gravierte Inschrift aus der Zeit des Königs Necho II. (610—594 v. Chr.) entdeckt worden, die von der durch Herodot traditionell weitergegebenen Kunde der Umschiffung Afrikas handelt. Aus dem Text geht hervor, daß der König einen Boten ausgesandt hatte, um die Kunde um die unbekannte Welt zu machen; daß dieser Bote zu Wasser in Ägypten wieder ankam, nachdem er an der Küste entlang fortgesetzt war; daß Necho den Boten in Barbastis (woher die Inschrift stammt) wieder empfing und schriftlich alle Erzählungen über die wunderbare Reise aufzeichnen ließ. Es ist das erstmal, daß ein offizielles Schriftstück bekräftigt, daß die Ägypter die Umschiffung Afrikas vollzogen haben.

Eine andere Inschrift von Necho II., welche durch das königliche Museum in Brüssel erworben wurde, erlaubt, das Ende der Fahrt auf das 12. Regierungsjahr des Königs, also das Jahr 599 v. Chr., zu setzen. Es ist leider nicht angegeben, wie lange der Bote zu der Fahrt gebraucht hat.

Der mit interessanten Erzählungen und vielen Illustrationen ausgestattete **Mariannhiller Kalender pro 1911** ist von den im Vergißmeinnicht angegebenen Vertretungen zu beziehen und kostet für Deutschland 50 Pfg., für Oesterreich 60 Heller, für die Schweiz 65 cts.

Briefkasten.

Die nächste gemeinschaftliche Abreise unserer Postulanten nach Mariannhill, ab Köln a. Rh., findet voraussichtlich am 15. September statt. Wenn nach rechtzeitig erfolgter Erfüllung aller Vorbereitungen (1 Monat vorher) die Schiffsfahrkarten bestellt sind, werden dem einzelnen Mitreisenden noch besondere Mitteilungen zugehen.

St. Josephsgärtchen.

Der hl. Joseph, Patron der christlichen Lehrer.

Der himmlische Vater hat den hl. Joseph zum Erzieher seines Sohnes auserwählt und ihm alle Eigenschaften verliehen, die eine so hohe Würde verlangt. Könnten sich daher die Lehrer und Erzieher der Jugend einen besseren Schutzpatron auserwählen, als ihn?

Wer kann wohl besser als der hl. Joseph den Lehrern jenen Geist des Glaubens und des Eifers einflößen, der ihn während seines ganzen Lebens in Erfüllung seiner Pflichten gegen Jesus beseelte, und der sie ebenfalls beseelen muß, damit sie die Kinder Gottes gut erziehen können? Denn so heilig und erhaben der Beruf des Lehrers ist, so groß und schwer sind auch die damit verbundenen Pflichten.

Der christliche Lehrer, der seinen Beruf richtig erfährt, muß denselben als den erhabensten nach dem Priestertume ansehen. Auch mit ihm, nicht nur mit den Eltern, teilt der himmlische Vater seine Vaterschaft; ihm ist nicht allein ein großer Teil der Pflichten übertragen, die naturgemäß und an erster Stelle den Eltern zukommen, sondern er ist noch mehr als diese ein Mitarbeiter Gottes in dem großen Werke der steten Erneuerung des Menschengeschlechtes. Denn seine Aufgabe ist es hauptsächlich, die jungen Wesen, welche das Wort der Allmacht ins Dasein gerufen, zu dem zu machen, was sie nach Gottes Willen sein sollen.

Die Erziehung ist so recht ein Werk väterlicher, uneigennütziger Liebe, voll aufopfernder, mühsamer Arbeit und hingebender Geduld, fortwährend unterstützt von Gottes Beistand. Sie setzt von seiten des Lehrers einen besonderen Beruf voraus, einen lebendigen Glauben und große Uneigennützigkeit, von seiten des Kindes Ehrfurcht, Vertrauen und Liebe zum Lehrer, sowie Gottesfurcht und Frömmigkeit. Da heißt es, beständig sich selbst aufopfern. Ein solches Opferleben aber schmeichelt weder der Eigenliebe, noch befriedigt es die Gewinnsucht.

Christliche Lehrer, die ihr dies Opfer gebracht und noch beständig bringt, schauet nach oben und blicket auf den himmlischen Vater, der euch segnet! Hundertfach wird er euch vergelten, was ihr dem geringsten seiner Kinder getan, wie er den hl. Joseph so hoch erhob und verherrlicht hat, weil er seinen eingeborenen Sohn in Armut und Demut großgezogen. Erwartet nichts von der Welt, denn klein ist die Zahl derer, die eure Hingabe an euren erhabenen Beruf zu schätzen wissen. Der Glaube vielmehr sei euer Trost, der euch sagt, daß erste Tugend nur durch Demütigungen bewährt wird, und daß wahres Verdienst vor dem Gifte des Stolzes nirgends sicherer ist, als in unbekannter Verborgenheit. Treuet euch, auch hierin dem hl. Joseph ähnlich zu sein, der trotz seines erhabenen Berufs unbeachtet durchs Leben ging.

Nehmet den hl. Joseph zum Vorbild in jeglicher Tugend. Er wird euch helfen, die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich euch im großen Werke der Erziehung der Jugend entgegenstellen. Weihet ihm all eure Arbeiten und Sorgen, befehlet ihm eure Schöpfung an und lehret sie ihn lieben und verehren!

Er allein wird mehr zu einem guten Erfolge beitragen, als all eure Anstrengungen.

Aus dem Leben einer Gottesbraut.

(Fortsetzung.)

Wie die Nacht des geistlichen Befehles, so lernte Clemens Brentano an Anna Katharina auch die Kraft des priesterlichen Segens kennen. Er berichtet: „Sie erzählte mir: „Ich bin durch körperliche und Seelenleiden, sowie durch die schreckhaften Bilder, die mir im Geiste gezeigt werden, oftmals dem Tode nahe. Ich verschmachte dann und habe keinen Tropfen



Herz Mariä.

Wasser, weil ich mich nicht rühren kann.“ Bei diesen Worten reichte ich ihr zu trinken, und da ich den Rand des Glases mit Weihwasser bestrich, sagte sie: „Das ist Wein! Wein aus dem Kirchengarten!“

In einem anderen Tage saß ich in ihrem Zimmer, während sie im Schauen war. Da sie, ohne aus dem Gesichte zu kommen, schwer zu stöhnen begann, nahte ich ihr mit dem Trinkglase, das neben ihr stand und immer geweihtes Wasser enthalten sollte. Ich fragte sie, ob sie trinken wolle, allein sie schüttelte, bleich und elend aussehend, mit dem Kopf und sprach mit der Stimme einer Verschmachtenden: „Ich muß ein wenig von Priesterhand gesegnetes, frisches Wasser haben. Es sind zwei Priester ganz nahe bei mir. Sie haben diese Kraft Gottes, aber sie vergessen mich, und ich muß verschmachten. Gott will, daß ich davon lebe.“ — Ich begab mich sogleich in die naheliegende Stube des Abbe Lambert und fand wirklich ihren Beichtvater bei demselben, was weder ich noch sie ge-

wußt hatte, weil wir ihn abwesend glaubten. Der letztere segnete frisches Wasser und ich brachte es ihr. Sie trank willig und sagte: „Ich bin erquickt.“

Bei einem anderen Anlasse hörte ich sie über den priesterlichen Segen die Aeußerung tun: „Es ist gar traurig, wie nachlässig in unsern Tagen die Priester mit dem Segnen sind. Es ist, als wissen sie oft nicht mehr, was der Priestersegen ist; viele glauben kaum daran und schämen sich des Segens als einer veralteten und abergläubischen Ceremonie. Viele endlich gehen mit dieser heiligen, von Jesus Christus ihnen gegebenen Kraft und Gnade ganz gedankenlos und oberflächlich um. Wird das Segnen an mir veräußert, so empfangen ich wohl zuweilen von Gott den Segen; aber da der Herr das Priestertum eingesetzt und ihm die Gewalt der Segnung übergeben hat, muß ich oft aus Sehnsucht nach dem hl. Segen beinahe ver-schmachten.“

Der Pilger (Brentano) konnte sich von der Wahrheit dieser Worte fast täglich überzeugen, sobald es ihn jedesmal sehr schmerzlich berührte, wenn sie in Abwesenheit des Beichtvaters nach geweihtem Wasser verlangte, und dieser vergessen hatte, solches zu bereiten. Da er sie einmal in glühender Fieberhitze mit vertrocknetem Mund und Gaumen fand, holte er ihr ein Glas frischen Wassers, das er vor der geschlossenen Zimmertüre nach bester Meinung segnete. Die Verschmachten- de empfing ihn aber lächelnd mit den Worten: „Ach, warum sind Sie doch kein Priester!“ und auf sein Erstaunen gestand sie, daß sie ihn durch die geschlossene Türe das Wasser habe segnen sehen. Diese Wahrnehmung machte auf ihn einen ganz eigenen Eindruck; aber noch viel mehr wurde er überrascht, als ihm einmal plötzlich die Gewißheit wurde, Anna Katharina lese selbst seine geheimsten und flüchtigsten Gedanken.

(Fortsetzung folgt.)

Der geistliche Kampf.

Es fügte sich, daß der selige Heinrich Suso einmal, um zu predigen, in das Land zog. Und da er in ein gemeinames Schiff kam auf dem Bodensee, saß darin unter anderem ein stattlicher Rittersmann, der trug höfliche Kleider. An ihn machte er sich heran und fragte ihn, welcher Standes er wäre. Er sprach: „Ich bin ein Abenteurer und bringe die Herrn zusammen zum Turnier. Da sieht und sticht man, und wer es am allerbesten tut, dem gibt man die Ehre und ihm wird der Lohn.“

(Er sprach:) „Was für ein Lohn?“

Der Ritter entgegnete: „Die schönste Frau, die da ist, gibt ihm einen goldenen Fingerring an seine Hand.“

Da fragte er abermals: „Sag mir, Lieber, was muß einer tun, daß ihm die Ehre werde und der Fingerring?“

Er sprach: „Wer allermeist Streiche und Gedränge erleidet und darin nicht verzagt, sondern festlich und männlich sich geberdet (aushält), der fest im Sattel sitzt und sich schlagen läßt, dem wird der Preis gegeben.“

Und er fragte wiederum: „Ach sage mir: Wenn einer nur im ersten Anrennen mutig ist, ist das genug?“

Der Ritter sprach: „Nein, er muß vielmehr das Turnier aushalten, und würde er geschlagen, daß ihm

das Feuer aus den Augen sprüht und das Blut aus Mund und Nase strömt, er muß all das leiden, wenn er den Preis gewinnen will.“

„Wie aber, lieber Freund, darf er nicht weinen oder traurig sich gebärden, wenn er so übel geschlagen wird?“

„Nein, und wenn ihm selbst das Herz im Leibe zerbricht, er darf dergleichen nicht tun, muß sich vielmehr fröhlich stellen, sonst würde er zum Spott und verlöre die Ehre und den Fingerring.“

Ob dieser Rede war der Selige in sich selbst geschlagen, er seufzte inniglich und sprach: „Ach, würdiger Herr, müssen die Ritter dieser Welt solche Leiden ertragen um so geringen Lohn, Gott, wie ist es dann so billig, daß man um den ewigen Preis noch viel mehr Mühen erleidet! O Herr, wäre ich doch würdig, dein geistlicher Ritter zu werden! Oha, schöne, minnigliche ewige Weisheit, deren Gnadenreichtum nichts gleich kommt in allen Landen, möchte doch meiner Seele von dir jener Fingerring werden! Ach, darum wollte ich leiden, was du nur immer wolltest!“ — Und er weinte vor übergroßem Ernst, der ihn erfaßte.

Eine Erzählung aus alten Tagen.

(Fortsetzung.)

Der Anblick der aufgespeicherten Vorräte hatte für mich etwas herzerquickendes. „Mag da kommen, was will,“ dachte ich bei mir, „soviel ist sicher, an Hungersnot werden wir nicht zu leiden haben.“

Ich verließ die Höhle wieder und hielt eine kleine Umschau über das eigentümliche Tal. Mein Blick schweifte hinauf zu dem hohen Felsenriff, an dessen Frontseite viele unserer Krieger bemerkbar waren, die aber aus solcher Ferne gesehen, den reinsten Fliegen glichen. Vom Rande des Felsens kam ein dünner Wasserstrahl nieder; er war in seinem Oberlaufe fein und zart wie ein Silberfaden, machte dann einen tiefen Fall, zerfiel an den rauhen Felsen in ein Wölkchen Sprühregen, in dem die Sonne einen Regenbogen bildete, und versank zuletzt am Fuße des Berges in einem dunkeln Teich.

Von der Sibaya her hörte ich das zutrauliche Gemurmel der Kühe, das Medern munterer Ziegen, und sah, wie Weiber leichten Schrittes, mit der Milchkalabasken auf dem Kopfe zum Viehtrale eilten. Ein Schwarm leichtgekleideter Kinder führte mit Wäffeln aus Rohr unter lautem Lärm und Toben Kriegsspiele auf. Ach, die Kermiden ahnten nicht, wie bald statt des harmlosen Spieles blutiger Ernst eintreten sollte. Das Bild war so friedlich und schön; darüber aber stieg mit siegender Helle der rosenfarbige Morgen empor, küßte den braunen Scheitel des Berges und ließ allmählich die über dem Tale sich lagernden dunklen Schatten verschwinden.

Gemütlich weitersehender, fand ich mich bald am Fuße des Pfades, der nach der Klippe führte. Eine innere Stimme trieb mich an, da hinaufzusteigen. Ich wollte doch sehen, was es dort oben Schönes gebe. Der Weg war sehr enge, selbst an den weitesten Stellen kaum 3—4 Schritte breit und nicht selten sich zu einem schmalen Fußpfad verengend. In beständigem Zickzack ging es höher und höher hinauf. Manchmal ragte der Felsen, über welchen der Pfad gerade führte, über die darunter liegenden Felsmassen hinaus, so daß man unter sich einen jähen Abgrund und in der Tiefe

das sich weit ausdehnende Tal erkennen konnte. An anderen Stellen hingen solche Felsen quer über den Weg, und man mußte sich tief bücken, um da hindurch zu kommen.

Endlich war ich oben! Ich schöpfte Atem aus voller Brust und überließ mich den Eindrücken des so herrlichen Panoramas. Der Berg weitete sich oben zu einem beträchtlichen Plateau und die strahlende Morgen Sonne warf ein breites, purpur gefärbtes Lichtband über seinen Kamm. Jede Kuppe und Zinke des Ingeli-Berges war, soweit das Auge reichte, vom Sonnenlicht wie von tausend Brillanten in Rot und Gold überflutet. Es war in der Tat ein herrlicher Anblick, und dennoch machte mich eine unheimliche Ahnung plötzlich in innerster Seele erschauern. Das viele „Rot“ in dem farbenreichen Gemälde deutete auf Blut! — War nicht ohnehin schon das ganze weite Land dort draußen durch die grausamen Torden Tschakas mit Blut getränkt, und was sollten diese roten, buntfarbigen Bergespitzen anders bedeuten, als neues schreckliches Blutvergießen? We-Mamö!

An Blut und Schrecken erinnerte mich auch der Inhlati (Wald des Impetyne, den ich zu meiner Rechten in unheimlicher Nähe erblickte, der Berg, auf dem ich, starr vor Entsetzen, so lange Stunden verlebt hatte.

Ein Haufen junger Männer war fleißig an der Arbeit, Steine auf eine Klippe hinaufzuschaffen, die über die Kluft hinausging, welche wir Tags zuvor passiert hatten. Ein mächtiger Haufen Steine war daselbst schon aufgehäuft, und man schaffte ständig neue herbei. Ein Khele, der mich gewahr wurde, forderte mich sogleich auf, ebenfalls mit Hand an's Werk zu legen und Steine zu wälzen. Ich ließ es mir nicht zweimal sagen, denn ich erkannte rasch die Bedeutung dieses neuen Bollwerkes. Zwei Stunden etwa mochte ich mitgearbeitet haben, als unter Anführung eines Khele (älteren Bürgers) eine zweite Abteilung von ca. sechzig Insizwas (junger Burschen) auf dem Plan erschien. „Hambani, nisul umlomo, geht und wischt den Mund ab,“ d. h. schaut, daß ihr etwas zu essen bekommt, rief uns der Führer zu und entließ uns damit von der Arbeit.

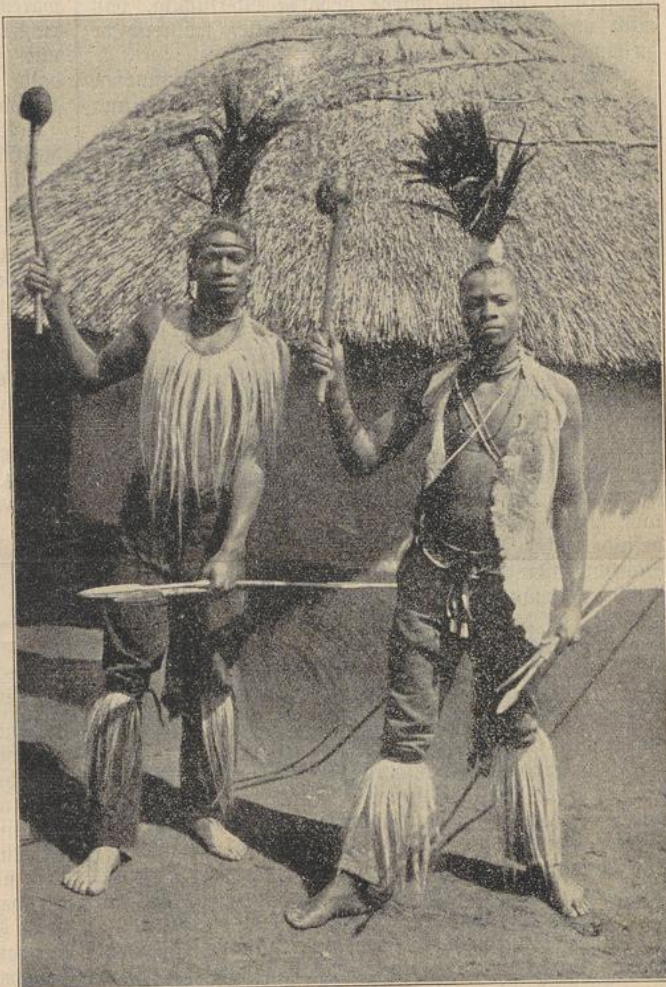
Die übrigen kletterten fröhlich den Fußpfad hinab, im Lager eine Stärkung zu nehmen, ich aber wanderte einer Bergspitze zu, welche um etwa 100 Fuß über das Bergplateau emporragte, und die offenbar eine weite Fernsicht gewähren mußte. Ich erklimmte die Spitze und fand, da einen Khele auf einem Felsblock sitzend, der unverwandten Auges in die weite Ferne spähte.

Erstaunt war ich zunächst über die herrliche, unermesslich weite Aussicht. Da war der Umtavuna! Wie eine Riesenschlange wand er sich im Sonnenlicht zwischen wellenförmigen, mit frischem, saftigem Grase bedeckten Hügeln dahin. Zu meiner Rechten, in weiter, weiter Ferne, erhob sich der große Berg der Ama-vondo. Wie ein gewaltiger Inkoji stand er da in seiner einsamen Größe. Doch eines fiel mir auf, und berührte mich sehr schmerzlich: aus der ganzen, Meilen und Meilen weiten Landschaft, die vor meinen Augen

ausgestreckt lag, erhob sich kein einziges Wölkchen Rauch, noch war darin sonst ein Zeichen menschlichen Lebens zu entdecken. Das ganze Land war tot, wie ausgestorben, wie hingemordet.

Jetzt erst blickte ich den Khele wieder an, der auf der äußersten Bergesspitze saß, und mir in diesem Augenblicke grimmige Blicke zuwarf. „Wo hast du gekämpft?“ herrschte er mich an.

Ich deutete mit der Rechten in die graue Ferne



Basuto mit Wurfskeule.

und sprach: „Dort drüben, da focht ich unter Ngokwennhama gegen die Zulus.“

Da grinste er mir mit zufriedenen Lächeln zu, machte eine energische Handbewegung und sprach: „Hloman!“ greift zu den Waffen, denn die Zulus werden wieder kommen.“

Ich verließ den Alten mit einem freundlichen „Hlala kahle, gehab dich wohl“, denn ich fühlte allmählich Hunger. Den Felsenpfad hinabsteigend, traf ich bald eine Gesellschaft junger Männer, die eben ein Mahl von frisch gerösteten Maiskörnern einnahmen. Ohne viel Zeremonien setzte ich mich zu ihnen hin und griff wacker zu.

Da ich Ngotwennyama, den ich nunmehr als meinen Anführer betrachtete, diesen Morgen noch nicht gesehen hatte, so fragte ich nach ihm und erhielt die Auskunft, er sei schon vor Tagesanbruch mit der ganzen berittenen Mannschaft, soweit sie noch dienstfähig war, zum Rekognoszieren ausgeritten. Viele von seiner alten Kompanie hatten allerdings, weil verwundet, zurückbleiben müssen, dafür hatte er aber neue Mannschaften requiriert, die freien Pferde zu besetzen. Auch mein Pferd war mit der Gesellschaft ausgerückt, und ich wurde gehörig eifersüchtig, daß mich mein Inzosi zurückgelassen hatte, während er zu einem kühnen Streifzug auszog.

Nach ein paar Stunden kam Ngotwennyama mit seiner Truppe zurück. Er erblickte mich sofort und rief mir lachend zu: „Holla, Inzitwa! Noch nicht tot, wie ich sehe? Fürwahr, du mußt einen dicken Schädel haben, wenn du noch imstande bist, umherzugehen, nachdem du solche Kopfhiebe davongetragen!“

Ich grüßte militärisch, rief „Inzosi!“ und bat, mich bei einem zweiten Streifzug nicht mehr zurückzulassen. Er erwiderte lachend: „All right, schon gut, schon gut, mein wackerer Junge! Halte dich nur immer treu an meiner Seite, Inzitwa; an lustigen Abenteuern soll dir's dann nicht fehlen.“

Inzwischen hatten sich rings um Ngotwennyama die Führer, Hauptleute versammelt; sie wollten hören, welches Resultat die Rekognoszierung gehabt hatte. Da vernahmen sie, daß eine Abtheilung Zulus, wahrscheinlich dieselbe, die Tags zuvor so hartnäckig hinter uns her war, sich gegenwärtig im Ihlati (Walde) befinde. „Es sind ihrer alles in allem kaum 1000 Mann“, meinte Ngotwennyama, „wir aber sind über 4000. Darum keine Furcht! Es ist absolut keine Gefahr, so lange uns nicht Tschakas gesamte Streitmacht angreift.“

Das wirkte beruhigend. Trotzdem wurden alle Feuer im Lager ausgelöscht; die Verteidiger besetzten die Barrikaden und verrammelten sorgfältig alle Zugänge.

Ich selbst postierte mich, Affegai und Streitart in der Hand, an der äußeren Mauer. In einem Abstand von drei Fuß hatte man an der Innenseite der Mauer, welche sich halbmondförmig anlegte, Bänke aus Rasen aufgeführt. Hier saßen etwa zwei Duzend Inzizwas und hielten fleißig Ausschau durch die Oeffnungen, die man in der Wand gelassen hatte.

Zwei Stunden mochten wohl vergangen sein, noch immer erblickten wir keine Spur von einer Annäherung des Feindes. Erst als die Sonne schon hoch im Mittag stand und ihre Strahlen fast senkrecht auf die Erde sandte, hörten wir einen eigentümlichen Laut. Es war, als ob jemand beim Ersteigen der Klust ein Steinchen zum Rollen gebracht habe. In lautloser Spannung schauten wir alle auf.

Siehe, da kamen zwei Zulus um die Ecke herumgeschlichen und stießen beim Anblick der stachelichten Mauer, die so unerwartet und drohend vor ihnen aufstieg, ein „Wö“ der Ueberraschung aus. Langsam und vorsichtig näherten sie sich, bis sie nur noch wenige Schritte von der Schanze entfernt waren. — Alles still; kein Lebenszeichen ringsumher, mit keinem Laut verrieten wir uns. Die Inzizwas aber lagen auf der Lauer wie Tigerkaten zum Sprunge bereit.

Da werden die Zulus plötzlich stutzig, sie schöpfen Verdacht und fliehen eiligt zurück. Da, mit einem

Schlag, wird die Mauer lebendig. Eine Wolke von Affegais fliegt durch die Luft und die beiden Zulus stürzen schwer getroffen nieder. Ein jeder war von so vielen Affegais durchbohrt, daß sie aussahen wie ein Jungungumbane (Stachelschwein). —

In höchster Spannung warteten wir noch einige Minuten, denn wir wußten nicht, ob die beiden Zulus bloße Spione gewesen, oder der Vortrab der ganzen Zuluarmee. Die Leichen lagen im heißen Sonnenbrand, die Beine verdreht, wie sie gefallen waren, und die verglasten Augen zum Himmel gerichtet. Noch immer floß Blut aus ihren Wunden und sammelte sich in kleine rote Lachen, die sich bald schwarzbraun färbten, während zahllose Fliegen mit eintönigem Gesumme um sie schwärmten.

Plötzlich fällt von oben her ein Schatten auf die Erde; ein paar Nasgeier schwebten über unseren Häuptern. Da befahl der alte Nehla Zikova (Nachteule), die Leichen in die Umwallung hineinzuziehen, da sonst der Feind, wenn er die Geier in der Luft kreisen sähe, Verdacht schöpfen würde.

Nur zaudernd und äußerst behutsam machten die Inzizwas eine kleine Oeffnung am Eingang; ein halbes Duzend stahl sich hinaus, warf furchtsame Blicke die steile Klust hinab, saßen sodann in aller Hast die Leichen an den Beinen und schlepten sie in die Umfriedung herein. Wir zogen die Affegais, die noch immer in ihnen steckten, heraus, schlepten die Leichname zu einer tiefen Felsenspalte, warfen sie hinein und rollten ein paar Steine darüber. „Hlhalani kahle, 'ma Zulu, gehabt euch wohl, ihr Zulus“, riefen ihnen die Inzizwas als letzten Abschiedsgruß zu. —

(Fortsetzung folgt.)

Irrium und Umkehr.

(Eine wahre Geschichte.)

Der Holzbauer in Esendorf war ein ganz netter Mann, nur etwas stolz, aufbrausend und kurzichtig. Er hatte ein schönes, großes Haus, ein braves Weib, eine prächtige Wirtschaft in Haus und Feld, und dazu noch bares Geld. Da er aber stolz war, so fühlte er sich, wie man in der Gegend sagte. Er war gut katholisch, erfüllte ganz genau seine religiösen Pflichten und ging auch oft in der Woche, wenn die Arbeit nicht allzusehr drängte, zur hl. Messe. Nur mit dem Pfarrer stand er nicht im besten Einvernehmen. Warum? Das wußte der Holzbauer selbst nicht. Er hatte so von vornherein, vielleicht durch anderer Geschwätz, eine Abneigung gegen den Herrn Pfarrer gefaßt. Geschah etwas mißliches im Dorfe, oder widerfuhr dem Holzbauer ein vermeintliches Unrecht, so setzte er es immer auf Rechnung des Pfarrers, der doch der edelste Mann war, den man weit und breit finden konnte.

Allein der Holzbauer war kurzichtig, und daß der Herr Pfarrer ein guter Mann sein sollte, das wollte ihm gar nicht einleuchten. Sein braves Weib machte ihm oft Bemerkungen darüber, allein der Holzbauer war stolz und ließ sich nichts anreden, wie er sagte. Und wenn sein Weib allzusehr die Partei des Herrn Pfarrers ergriff, dann konnte er sogar fuchswild werden, und die brave Frau fand es am besten, zu schweigen.

Ueber der Stubentür des Hauses befand sich schon seit langer, langer Zeit ein hölzernes Schild, worauf geschrieben stand: „Alles für Jesus, Maria

und Josef.“ Und da der Holzbauer gut katholisch war oder wenigstens es sein wollte, so blieb er dem Brauche seiner Väter treu und ließ das Schild sein. Auch die Wirtschaft ging seit langen Jahren gut, da alle im Hause, Söhne und Töchter, Knechte und Mägde gemäß den Worten dieses Schildes arbeiteten, beten und leben mußten.

Aber eines Morgens war das Schild verschwunden; wie man sah, war es heruntergerissen worden, denn man erblickte noch die Nägel, woran es befestigt gewesen. Wie war das gekommen? Der Holzbauer war über Nacht erzliberal geworden und mochte das Schild über der Haustüre nicht mehr leiden. Er hatte nämlich auf dem Gymnasium der nahen Stadt L. einen Buben von zwölf Jahren, der sollte dereinst

schuld und seinen Fleiß beteuert und mit bewundernswürdiger Ueberzeugung und Sicherheit den Herrn Pfarrer als Urheber seines Unglückes bezeichnet. Der Herr Pfarrer, so hieß es dann, habe ihn bei den Lehrern angeschwärzt, weil er ihn wegen seines Vaters ja doch nicht leiden könne, und das sei die Ursache, warum er nicht vorantomme und warum die Lehrer ihm immer so feindlich gesinnt seien. Weiter bedurfte es ja keines Beweises für den Holzbauer, sobald es sich um den Herrn Pfarrer handelte. Dieser war ja sein größter Feind und konnte ihm kein Glück und keine Freude gönnen, nach seiner Ansicht wäre es ja dem Herrn Pfarrer ein Stich ins Herz gewesen, wenn des Holzbauers Sohn an dem Gymnasium in der Klasse obenan geessen hätte. Als nun erst das Ende des



Straße in Peter-Mariburg.

ein gelehrter Mann werden. Aber dieser Bube war faul und tat nichts, und am Ende des Jahres war es mit seiner Gelehrsamkeit nicht weit her, so daß die Herren Lehrer es für gut fanden, den jungen Studenten auf Sexta zurückzuhalten, damit er's Latein und Rechnen gründlicher studiere. Aber damit war der Holzbauer nun gar nicht zufrieden, und für den jungen Gelehrten mochte es Schläge oder sonstige Liebkosungen absetzen, welche die Kinder nun einmal von Natur aus verabscheuen. Da aber Kinder sehr oft mit einem manchmal klügenswerten Scharfsinn die schwache Seite ihrer Eltern erkennen, so war auch dem jungen Holzbauer die Abneigung seines Vaters gegen den Herrn Pfarrer, sowie der Leichtsin, mit welchem ersterer diesem alles, was ihm nicht recht war, in die Schuhe schob, nicht entgangen. Darauf nun hatte der junge Diplomat seinen Plan gebaut.

Schon verschiedentlich während des Jahres hatte der junge Unmüth, wenn die schlechten Zeugnisse, die er nach Hause brachte, dem Vater nicht recht behagten wollten, unter Strömen von Tränen seine Un-

schuld gekommen war, und der kleine Bruder Lächerlich mit der Meldung nach Hause kam, er sei durch die Feindseligkeit des Pfarrers und der Lehrer nicht zur Quinta zugelassen worden, und dazu weinte und heulte, daß es eine Art hatte, da war für den Holzbauer das Maß voll. Da war der Herr Pfarrer ein Diefer und Jener, und die Lehrer waren Pantoffelhelden, und er, der Holzbauer, wollte nicht mehr Holzbauer heißen, wenn er noch je zur Kirche und zur Beichte ginge. Und dabei rumorte und wütete er im Hause herum, riß das Schild über der Türe weg, und Frau und Tochter, Knechte, Mägde zitterten und wußten nicht, was für ein Geist in den Herrn des Hauses gefahren war.

Sein böses Gelübde hielt er wirklich fünf Jahre lang, ging nicht einmal des Sonntags mehr zur hl. Messe, nicht mehr zur Beichte und Kommunion, betrat überhaupt keine Kirche mehr und war erboßt auf Pfaffen und Betbrüder und all' den Bettel, wie er sagte. Auch Knechte und Mägde hielt er fortan nicht mehr zum Kirchenbesuch und zu einem

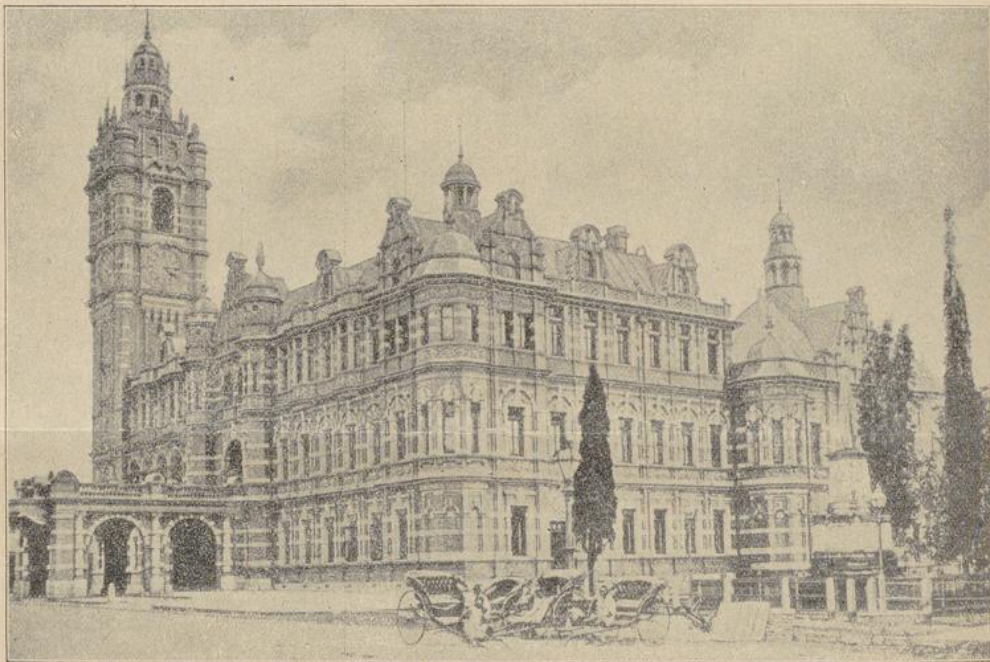
geordneten, religiösen und sittlichen Leben an, schalt sie sogar aus, wenn der eine oder andere seinen religiösen Pflichten nachkommen wollte.

Seinen Sohn schickte er weit weg nach einem anderen Gymnasium, denn er, der Holzbauer, konnte es ja bezahlen. Dort aber machte dieser selbstverständlich keine besseren Fortschritte als in L. Da gab er wieder die Schuld anderen Pfaffen, die seinem Sohne es doch am Gesichte ablesen mußten, daß er der Sohn des liberalen Holzbauern sei, und ihn deshalb nicht leiden mochten.

Der arme Holzbauer! Mit dem Schilde über der Stubentür, mit der Religion war auch der Segen aus dem Hause gewichen. Wo keine Religion ist, da sind auch selten Ehrlichkeit und gute Sitten!

Seinen Kummer und Verdruß verschleuderte er im Wirtshaus, welches ihm allmählich zum Heim geworden war, während zu Hause sein braves Weib und seine guten Töchter sich härmten und beteten, und vergebens warteten auf die Befehlung ihres Vaters. Verschiedentlich hatte der Herr Pfarrer ihn mit liebenden Worten zu ermahnen gesucht, aber immer vergebens, denn mit dem Pfarrer, dem Urheber all' dieses Elendes, wollte er ja nichts zu schaffen haben. Das Verderben nahte mit Riesenschritten. Ehe fünf Jahre vorüber waren, da war dem Holzbauer Haus und Hof verkauft. Noch acht Tage, da mußte er ausziehen aus seinem Heim, wo er ehemals so häuslich gewesen.

Was sollte jetzt aus ihm, seiner Frau und seinen



Rathaus in Peter-Maritzburg.

Knechte und Mägde fingen an, sich über Gott und Gottesgebote hinwegzusetzen, arbeiteten nur dann redlich, wenn sie überwacht waren und stahlen, wo sich nur immer ihnen eben Gelegenheit bot. Der Holzbauer selbst, der früher selten und nur zur Erholung das Wirtshaus betrat, suchte jetzt oft und vorzugsweise liberale Gesellschaft auf, um als Freidenker über Gott und Kirche zu spotten und ein gescheidter Mann zu heißen. So mußte es denn mit der Wirtschaft jäh abwärts gehen.

Der Holzbauer sah bald ein, daß er sich auf diese Weise zu Grunde richtete; aber durfte er umkehren? O nein, denn was hätte die Welt, was hätten seine Freunde dazu gesagt? Er wurde mit jedem Tage erbitterter, erboster auf Gott und die Pfaffen, unzufriedener mit sich selbst. Da das gesellschaftliche Leben große Ausgaben verursachte, und sein Söhnchen am Gymnasium auch sein Teil Taler kostete, die Einnahmen aber infolge der schlechten Wirtschaft von Jahr zu Jahr sich verringerten, so stürzte er sich in Schulden, die ihm auf dem Herzen lasteten wie Steine.

Kindern werden? Finster lag die Zukunft vor ihm und in seiner Verzweiflung klagte er Gott und die Pfaffen an und wollte nicht glauben, daß er selbst die Schuld an all' diesem Elend trage. Manchmal wohl überkamen ihn die Gedanken der Reue und Rückkehr, oft wohl sagte ihm sein guter Engel ermahnend: „Holzbauer, Holzbauer, lehre um, vielleicht ist es noch Zeit, dich zu retten“, aber der böse Geist, der ihn seit langem beherrschte, verschleuderte diese Lichtgedanken.

So sah er denn eines Morgens in seiner Stube, einige Tage bevor er das Haus räumen mußte, und starrte in finstere Gedanken versunken, vor sich hin. Da klopfte es an der Türe, und herein trat mit seinem freundlichen „Guten Morgen“ der Herr Pfarrer. Der Holzbauer wollte aufspringen, aber das freundliche Gesicht des Herrn Pfarrers hielt ihn gefangen.

„Holzbauer“, hub der Pfarrer an, „ich habe euer Unglück erfahren, und bin gekommen, euch zu raten und zu helfen, wenn ihr meine Hilfe nicht zu verächtmähen gesonnen seid.“

Der Holzbauer schaute den Pfarrer verwundert an und konnte nicht begreifen, wie sein Feind so lieb und gütig zu ihm sprechen konnte.

Dieser aber fuhr fort: „Hier sind 3000 Mk., die will ich euch zur Verfügung stellen, damit ihr wieder etwas anfangen und mit Gottes Hilfe euch wieder emporarbeiten könnt. Ich bitte euch, daß ihr es mir nicht übelnehmt, und empfanget dieselben aus der Hand eines Freundes, ich meine es gut.“ Und er legte ein Säckchen mit Goldstücken auf den Tisch. Kein Wort des Vorwurfes kam über die Lippen des menschenfreundlichen Pfarrherrn.

Der Holzbauer war wie vom Donner gerührt; das einzige, was er hervorbringen konnte, war: „Verzeihung, Herr Pfarrer,“ und dabei stürzte er dem edlen Manne zu Füßen. Der Pfarrer aber hob ihn freundlich empor, drückte ihm die Hand und verschwand.

Der Holzbauer ist mit Gottes und des Pfarrers Hilfe wieder ein wohlhabender Mann geworden. Sein Haus ist ein Muster der Frömmigkeit und Gottesfurcht. Der Holzbauer selbst ist weit und breit als der bravste, religiöseste und ehrlichste Mann bekannt, den es gibt. Und wenn er auch manchmal hört, daß dumme Spötter über ihn lachen, so zuckt er mitleidig die Achseln und lehrt sich nicht darum. Und er hat Recht.

Und sein ungeartetes, gelehrtcs Söhnchen? fragt der neugierige Leser.

Nun, lieber Leser, wenn du einmal nach Ellendorf zu kommen Gelegenheit hast, so befrage dich nach dem Kaplan des Herrn Pfarrers, und ein jeder wird dir seine Gewissenhaftigkeit, Treue und Liebenswürdigkeit rühmen, der brave Herr Pfarrer ist dabei nicht ausgenommen. Und dieser beliebte und allverehrte Herr Kaplan ist der Sohn des Holzbauers. Ihr seht, daß ein guter Mann, wie der Herr Pfarrer, auch aus einem ungerathenen Jungen etwas Tüchtiges machen kann.

Die Liebe eines Pfarrers.

Im deutsch-französischen Kriege vor 40 Jahren kam eine Abteilung unserer deutschen Truppen in ein Dorf Frankreichs. Todmüde freuten sie sich darauf, ein gutes Nachtlager und gute Verpflegung zu finden. Aber siehe, kaum hatten sie die Augen geschlossen, da wurden sie aus dem Schlafe durch Gewehrschüsse erweckt; es waren sogenannte Franktireurs, die in feiger Weise die deutsche Abteilung überfielen. Es gelang den Deutschen, sich dem Angriff zu entziehen. Am nächsten Tage wurde nachgeforscht, wer die Täter gewesen. Soviel stellte sich heraus, daß dieselben der Bevölkerung des Dorfes angehörten, der Personen aber konnte man nicht habhaft werden.

Der die Abteilung befehligende Offizier legte auf eine Anzahl von Männern des Dorfes Hand, indem er sie als Geiseln gefangen nehmen und in Fesseln nehmen ließ. Nach drei Tagen sollten die Geiseln unbarmerzig erschossen werden, falls die eigentlichen Täter sich nicht meldeten oder angegeben würden. Da nichts aus Licht kam, schien es, daß den Geiseln nichts anderes übrigbliebe, als sich auf den Tod vorzubereiten. Die Gemeinde erfreute sich eines Pfarrers, der ein Mann nach dem Herzen Gottes war — ein Engel der Liebe und ein Apostel seiner Gemeinde. Tag und Nacht mühte er sich ab, seine gefangenen Pfarrkinder auf den Tod vorzubereiten. Es gelang ihm bei allen; nur ein einziger blieb regungslos und



Der neue König von England Georg V. im Kreise seiner Familie.

verstorbt, er wollte nicht an Gott glauben und setzte den Bemühungen des Pfarrers nur Hohn und Spott entgegen. Den guten Pfarrer schauderte es, einem Menschen zu begegnen, der im Angesichte des Todes und der Ewigkeit kalt und unbekehrt war. Der wackere Seelsorger eilte zu dem deutschen Offiziere und bat denselben, diesen Gefangenen doch nicht erschießen lassen zu wollen; „denn“, sagte er, „er wird nicht nur sein Leben, sondern auch seine Seligkeit verlieren. Wenn Sie“, fuhr er fort, „absolut die bestimmte Zahl von Geiseln erschießen lassen wollen, und wenn es Ihnen so sehr darauf ankommt, daß gerade so viele und kein einziger weniger, Ihrem Urtheil anheim fallen sollen, so kann es Ihnen doch unmöglich darauf ankommen, daß gerade dieser Mann erschossen werden soll. Erlauben Sie doch, daß ein anderer, der besser vorbereitet ist, an seine Stelle trete.“ Der Offizier erklärte sich damit einverstanden, daß der betreffende Gefangene losgegeben

werde und ein anderer beliebiger an seine Stelle trete. Als man am folgenden Tage die Geiseln musterte, traute man kaum seinen Augen, als man bemerkte, daß kein anderer als der Pfarrer selbst der Ersatzmann war. Er hatte sein eigenes Leben hingeben wollen für die Seele seines ungläubigen Pfarrkindestes.

Was aus dem Pfarrer und den übrigen Geiseln geworden, haben wir nicht erfahren können. Wenn der Pfarrer und die übrigen auch dem Tode des Erschießens entgingen, das Verdienst und die Liebe dieses tapferen Geistlichen ist und bleibt über alles Lob erhaben. An ihm hat sich bewahrheitet das Schriftwort: „Eine größere Liebe hat niemand, als daß er sein Leben hingebe für seine Freunde.“ Diese Liebe aber, die die Welt freilich kaum kennt, hat ihren Grund und ihre Wurzel in der Liebe desjenigen, der nicht so sehr für seine Freunde, als vielmehr für seine Feinde sich in den Tod gegeben hat. Siehe auf ihn, der als Kind in der Krippe zu Bethlehem liegt. Ein überaus freundliches Bild und doch das Bild eines Menschenfreundes, der lediglich zu dem Zweck in die Welt gekommen ist, um sich für uns in den Tod hinzugeben.

Für unsere Studenten.

In Würzburg hat sich vor kurzem eine „Convictgesellschaft Lohr a. Main m. b. H.“ gebildet, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, in Lohr (Unterfranken, Bayern), ein Knaben-Convict zu bauen, um befähigten Knaben den Besuch der höheren Lehranstalten daselbst, insbesondere in finanzieller Hinsicht, zu erleichtern. Diese Gesellschaft hat es nicht auf den materiellen Gewinn abgesehen. Die Mariannhiller Mission ist durch ihren Procurator an derselben mit der begründeten Hoffnung beteiligt, von der Zeit der Eröffnung dieser neuen Anstalt (Herbst 1911) den größten Teil ihrer Studenten hier zusammenziehen zu können.

Kaum ins Leben getreten, hat eine wohlthätige Person der Convict-Gesellschaft Lohr schon ein nettes Anwesen übermacht, das „Erholungsheim Geisberg“, Post Kraiburg, Oberbayern. Die früheren Besitzer eines in gesunder Lage (nicht weit von Alt-Detting) gelegenen Hofes hatten auf demselben vor 30 Jahren ein Kirchlein mit einem Klösterchen gebaut, um es einmal für einen guten Zweck herzugeben. Die Mariannhiller Mission hat nun die Verwaltung dieses Anwesens übernommen.

Ein unserer Mission freundlich gesinnter, noch junger Pfarrer, der sich dahin zurückgezogen hat, ist bereit, solche, der Volksschule entwachsene, brave, talentvolle Knaben, mit entschiedener Reigung, sich der Mariannhiller Mission anzuschließen, gegen billige Entschädigung für Wohnung und Verpflegung durch Privatunterricht auf den Eintritt in eine Gymnasialklasse hier vorzubereiten. Näheren Aufschluß hierüber erteilt der Missionsprocurator in Würzburg.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Gesentkirchen, Werbold, Paderborn, Düsseldorf, Krefeld-Opsum, Rath, Salzschlirf, Commilingen, Essen, Klein-Pranssen, Wenholtshausen, Weilerwist, Weynberg, Attinghausen, Düsseldorf-Elter,

Eiderseid, Pommern, Beckta, Bochum, Hensweiler, Dünmerschlohausen, Barel, Wanne, Gieskirchen, Nachen, Wadersloh, Kempen, Bullay, Freund, Viebrich, Frimmersdorf, Heeren, Kiebrich, Schworze, Troisdorf, Niederan, Kattischeid, Oberwinter, Rommeworth, Ahrweiler, Eiderseid, Sessart, Mülheim a. Rhein, Mölsdorf, Gutterdorf, St. Elnis, Hagen, Düren, Krefeld, Gaffelt, Neheim, Aßeln, Laar, Wiedenfeld, Garfeln, Weisweiler, Mettingen, Nudhausen, Weste, Habbelrath, Wärselen, Oberwießenader, Gänzburg, Büchenau, Langenhettenbach, Lindenberg, Ottoburen, Esendorf, Hub, Schafdorf, Diepoldtskirchen, Babenhäusen, Cham, Hornburg, Drachelsried, Sanden, Grafenhausen, Schiltigheim, Bettmaringen, Lenzlich, Stierdorf, Kottenburg a. L., Motten, Straßdorf, Baldshut, Bergreinsfeld, Ueberlingen, St. Christina, Heidenheim, München, Kirchberg, Wallenfels, Griesbach, Erstein, Osterwargan, Steppberg, Unfernherren, Seethal, Lindenberg.

Dank sagungen

gingen ein aus: Baldkirch: dem hl. Josef und hl. Antonius. Detroit. M. B. in St. Düsseldorf. (Brigen, für Erhaltung eines Sohnes, B. Oberhuber.) Osterwargan. Reichthal.

Gebets-Empfehlungen.

Eine Person, die 30 Jahre an einem chronischen Leiden erkrankt ist. Ein nierenkrankes Mädchen. Ein Vater, der seinen Kindern Aergernis gibt. Eine krankenleidende Frau. Eine gelähmte Frau mit ihren kranken Kindern. Ein unglückliches Verhältnis. Um glückl. Operation, 5mal. Um guten Hausverlauf. Um baldigen Eintritt in den Ordensstand, 4mal. Um Friede unter Geschwistern. Mehrere Studenten. Bewahrung vor verleumdender Zungen. Augenleidende, 6mal. Seelenleidende. Ungeratene Söhne und Töchter, 16mal. Unglückl. Eheleute. Verhütung von großem Geldverlust. Gute Kindererziehung, 12mal. In Versuchung gegen den Glauben. Einwilligung der Eltern zum Eintritt ins Kloster. Guten Erfolg einer Mission. Gute Generalbeichte und Beharrlichkeit. Sinnesänderung der Eltern und Geschwister. Schwere Anliegen, 20mal. Glückl. Examen. Gute Berufswahl. Gute Prüfung. Passende Stellung durch Arbeit, 6mal. Sichtleidende Mutter. Schwaches Kind um gute erste Beichte. Um gute Diensthöfen, 16mal. Glückl. Heirat. Trunksüchtige. Frieden mit der Nachbarschaft. Hebeihen der Feldfrüchte. Bewahrung vor Feuer und Hagel. Um Gesundheit, 12mal. Verkauf einer Farm. Glückl. Sterbestunde, 10mal. Förderung des Kirchenbaues in Langenbrunn. Guter Ausgang eines Pensionsverhältnisses. Um Gesundheit, 18mal. Glückl. Entbindung, 20mal. Glückl. Reise, 6mal. Geschiedene Frauen, 4mal. Gutes Examen, 6mal. Bewahrung der Unschuld, 16mal. Befreiung von Mädchen, 6mal. Fallsüchtige, 4mal. Glückl. Geschäftsgang, 6mal. Verstorbene, 18mal.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltätigkeitsbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Stefan Eisenburger, Höfen. Alex. und Barb. Jid, Baldassan. Elisabetha Flammann, Heidelberg. Kajilia Wingenfeld, Segelbach. Barb. Schrenk, Ulm. Alfons Gerber, Friedrichshafen. Josef Meißner, Königshofen. Pfarrer Schmitt, Freimersheim. Babette Steurer, Kesterlohe. Euphrosine Matt, Baldkirch. Josef Weber, Cham. Heinrich Bänning, Haselünne. Michael und Barb. Schmels, Apfelbach. Karlmann und Maria Franziska Schmels, Geismar. Josefina Säuring, Geismar. Bartholomäus Achberger, Lindenberg. Anna Ertle, Jany. Agnes Koch, gent. Keuchen. Heinrich Gauer, Rath. Jung. Mathias Reh. Frau Vogel. Anna Bender. Witwe Eusterichulte. Gerhard Baessens. Wilhelm Niekemper. Bernard Eubbed, Sülbohn. Anna Hetterich, Emmerich. Margaretha Alf, Nikolaus Weber, Anna Maria Koch, Prüm. Maria Waffler, Köln. Kunigunde Danners, Oberhausen. Fräulein Jamben, Merl. Franz Lopp, Gelsentkirchen. Pfarrer Jorissen, Bonn. Pfarrer Th. Jesse, Friedrichsdorf. Pfarrer Sünkler, Kirchborken. Pfarrer Wenter, Wadersloh. Pfarrer Gintens, Nettesheim. Pfarrer Papst, Wärselen. Mathias Würmann, Wiedenbrück. Maria Raaf, Godesberg. Klemens Burs, Paderborn. Nikolaus Schäfer, Oberwelschenbach. Frau Jakobs, Nikolaus Jakobs und Frau Beder, Gilzem. Richard Munter, Lant. Frau Ahrend, Milte. Wilhelm Ewerb, Hüll. Frau Feldbauch, Breyell. Frau Anna Loewenwehich, Nachen II. Anna Teweß, Dohtrup. Jakob Dell, Heinrich Groß, Anton Weil. Katharina Birkenfeld, Katharina, Seib, Elisabeth Schäfer, Elisabeth Wolf, Katharina Krämer, Eva Groß, sämtl. aus Rodenberg. Maria Kimminau, Lawrence, Rebr. Barbara Maier, Gerbrunn.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Vergißmichnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

28. Jahrgang.
Nr. 9.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gelandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Ueberzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Geschwister.

Köln a. Rh.
September 1910.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannahill zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

An meine Heimat.

Auf nun, lichte Geistesflügeln,
Zu der lieben Heimat Strand!
Muß die Stätte doch besingen,
Wo einst meine Wiege stand!

Laß dich grüßen, laß dich grüßen,
Liebe Heimat, stilles Tal,
Wo ich glücklich konnt' genießen
Meiner Jugend Sonnenstrahl.

Wo am Hügel, waldbumschlungen,
Und von Fluren grün umsäumt,
Ich mein erstes Lied gesungen,
Und den schönsten Traum geträumt.

Wo des Christenglaubens Triebe
Früh sich in mein Herz gesenkt,
Und zu wahrer Gottesliebe
All mein Sehnen hingelenkt.

Mag die Fremde auch entzücken,
Mag erfreuen ihr Gesicht,
Nimmermehr kann sie entzücken,
Mir der Heimat teures Bild.

Und dies Bild mich stets begleitet
Durch das wirre Leben hin,
Bis es mich nach oben leitet,
Der ich hier nur Fremdling bin.

G. Schöner.

Aus dem Missionsleben.

Vom Hochw. P. Manjuet, R. M. M.

St. Joseph. — Es werden bald 5 Jahre sein, seitdem ich das letztmal einen Beitrag für's Vergißmeinnicht geliefert. In der Zwischenzeit beriefen mich meine Obern von Clairvaux, woselbst ich das Missionswerk unter so großen Mühen und Opfern begonnen hatte, nach St. Michael und Himmelberg. Habe auch dort viel und mancherlei erlebt, doch eignet es sich weniger für die Öffentlichkeit. Seit einem halben Jahre bin ich hier auf unserer neuen Missionsstation „St. Joseph“, die über 200 engl. Meilen von der Küste entfernt ist.

Das Klima ist gesund, viel besser als in St. Michael und Himmelberg. Während ich dort ganz von Kräften gekommen war, fühlte ich schnell wieder neue Kraft und frisches Leben in mir; und die Einfalt, Gutmütigkeit und Gelehrigkeit des hiesigen Volkes hat auch meinen Seeleneifer neu belebt. So schweißte ich denn schon in den ersten Wochen meines Hierseins überall herum, um Land und Leute kennen zu lernen und feste Katechesenstellen auszuwählen.

Eines Tages ritt ich über den Klipriver und begann gleich in den ersten Kraals, auf die ich stieß, ein Gespräch über die Religion usw. Ich fand bei den Leuten ein geneigtes Ohr, und als ich weiterreiten wollte, sagte mir eine Frau: „Dort drüben am Fuße jenes Berges steht ein Kraal, dessen Besitzer ebenfalls große Liebe zum römischen Glauben hat.“ — Ich fand daselbst eine bedeutende Anzahl Kaffern und unter ihnen einen bejahrten blinden Mann, dessen Rede mich vermuten ließ, daß er einst ein protestantischer Prediger gewesen sein müsse. Ich hatte mich nicht getäuscht. Der gute Mann wünschte mit mir allein zu sprechen und erzählte mir sodann, er sei zuerst lutherisch getauft worden, habe sich aber später den Wesleyanern angeschlossen, weil es in jener Gegend fast nur Anhänger dieser Sekte gibt. Bei diesen nun habe er lange als Umshumayeli (Prediger) gedient, bis er alt und blind geworden sei; da habe man ihn auf die Seite geschoben. Seit längerer Zeit fühle er ein großes Verlangen in sich, katholisch zu werden; nun habe mich Gott zu ihm gesandt, ihm zu diesem Glücke zu verhelfen. (Der Mann weinte dabei vor Freude.) Aber nicht er allein, fügte

er bei, wolle nun katholisch werden, nein, alle jene, die er einst im christlichen Glauben unterrichtet, wolle er bewegen, ihm in die römisch-katholische Kirche zu folgen.

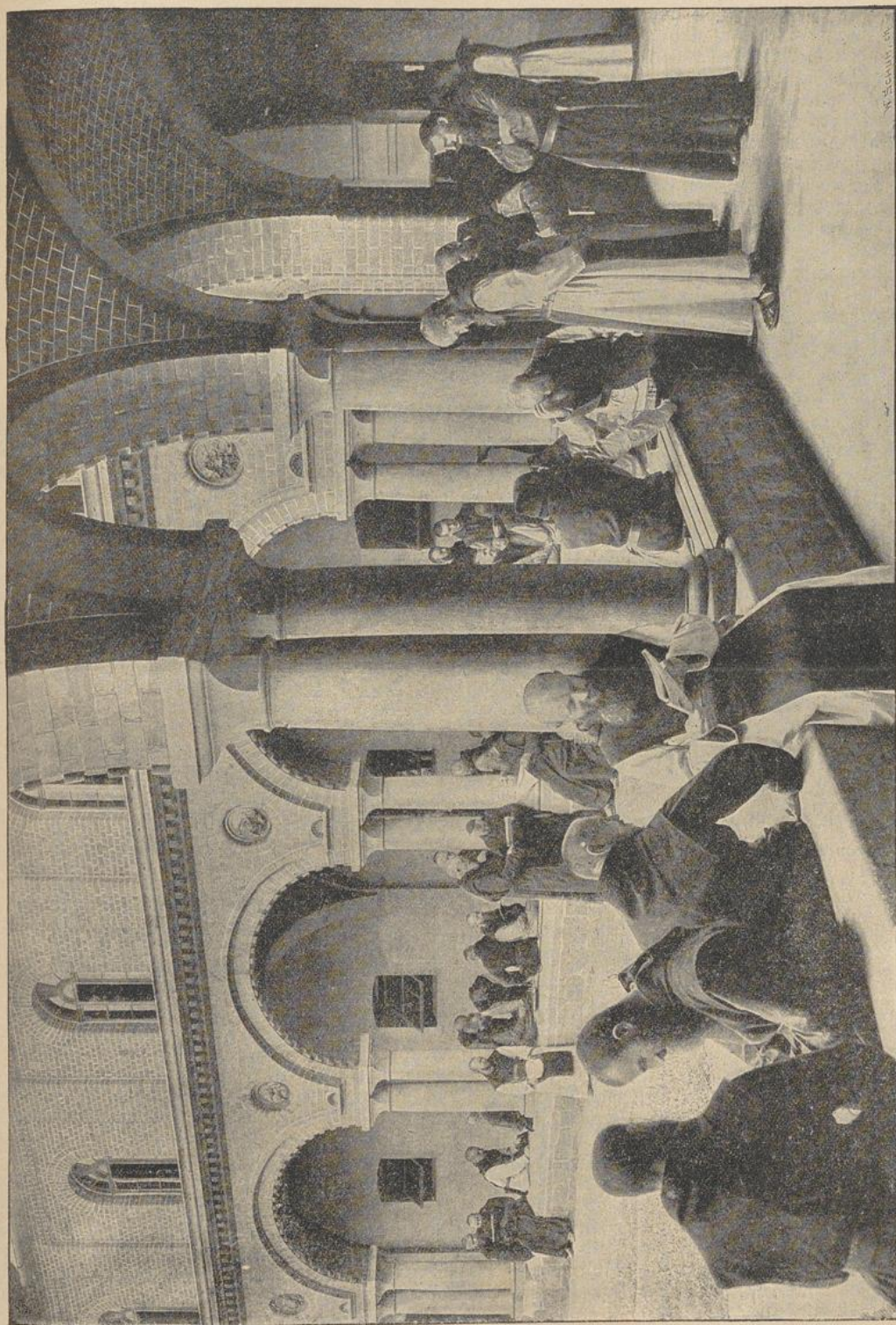
Daß dieser sein Eifer kein bloßes Strohfeuer gewesen, hat sich bereits gezeigt; denn eine ganz beträchtliche Anzahl seiner ehemaligen Schüler läßt sich nun von mir und meinem Katecheten unterrichten.

Zeitweilig muß ich auch nach Ladysmith, um dort schwarze Christen Beicht zu hören. Alter Gewohnheit gemäß lenkte ich einmal dabei mein Köpflein vom Wege ab und besuchte einen Kraal. Ich fand dort lauter Wesleyaner. Sie freuten sich über meinen Besuch und den in Aussicht gestellten Unterricht, schickten auch gleich zu einem zweiten Kraal, der etwa eine englische Meile davon entfernt ist. Diese, ebenfalls wesleyanische Protestanten, waren eben am Pflügen, spannten aber sogleich die Ochsen aus, eilten zum erstgenannten Kraal und hörten begierig die Worte des Heiles. Ähnliche Züge könnte ich noch manche erzählen.

Wenn ich in einen Kraal zum Unterrichte komme, setzen sich die Leute zu meinen Füßen und hören mir aufmerksam zu, ähnlich wie einst Magdalena beim lieben Heiland getan. Doch eines der Weiber übernahm einmal den Dienst der geschäftigen Martha. Sie reinigte nämlich mitten unterm Unterricht einen Trinkbecher und goß amasi (dicke, saure Milch) hinein, um mich damit zu laben. —

Ein gutmütiger Protestant, den ich jüngst besuchte, verglich ganz naiv die Protestanten mit dem „verlorenen Sohn“, der nun reumütig ins Vaterhaus der katholischen Kirche zurückkehren wolle.

Ende Oktober v. Js. fand die Einweihung unserer neuen Kapelle statt. Es fanden sich dabei viele Protestanten und auch einige Heiden ein. Die schönen Zeremonien des katholischen Gottesdienstes erregten ihre höchste Bewunderung. Nach der Feier nahen sich einige Wesleyaner unserem schwarzen Katecheten Johannes Lutuli und fragten, was denn das für schöne abakundisi (Missionäre) dort seien zu beiden Seiten des Altares? Sie hätten so glänzende Kleider an, jeder trage ein niedliches Kind auf dem Arme, sie ständen aber so ruhig und unbeweglich da und sprächen kein Wort... Die vermeintlichen Missio-



Recreation.

näre aber waren nichts anderes als zwei lebensgroße Statuen der allerheiligsten Jungfrau und des hl. Joseph! — Die guten Leuten, die wahrscheinlich noch nie eine hübsche Statue gesehen hatten, glaubten, sie seien lebendig und gehörten zum Missionspersonal unserer Kirche. —

Im allgemeinen finde ich das hiesige Volk schlicht und einfach, willig und gutherzig. Ich hoffe, daß sich mit der Zeit recht viele von ihnen dem katholischen Glauben zuwenden werden. Wie schon mehrfach angedeutet, ist hier alles voll von Protestanten; letztere sind uns hier noch mehr als an anderen Orten zugekommen. Ich darf sagen, die Mehrzahl der hiesigen Kaffern ist protestantisch, und es gibt kaum einen heidnischen Kraal, der nicht schon mehr oder weniger vom Protestantismus angehaucht wäre. Andererseits ist allerdings auch der Drang zur katholischen Kirche groß, doch ist es und bleibt eine schwere Aufgabe, aus anfänglichen Protestanten wahre, gute Katholiken zu machen. Da tut reichliche Gnade von oben not; deshalb bitte ich alle, welchen die göttliche Vorsehung diese Zeilen zuführen wird, um das Almosen ihres Gebetes.

Zum Schluß noch ein Punkt, der mir sehr am Herzen liegt: Viele protestantische Kinder hegen den Wunsch, zu uns in die Schule zu kommen, bezgleichen wollen viele protestantische und heidnische Eltern ihre Kinder zu uns in die Schule schicken. Nun haben wir aber hier, in St. Joseph, noch gar keine Schule, und wir werden auch wahrscheinlich uns noch geraume Zeit gedulden müssen, bis eine solche gebaut ist; denn eine Schule kostet immerhin Arbeitskräfte und Geld. Das ist nun etwas überaus Hartes für den Missionär, Kinder abweisen zu müssen, die zu uns in die Schule wollen. Findet sich niemand unter unseren lieben Lesern, der auch dazu ein Scherflein beitragen wollte? Für die kleinste Gabe sage ich zum voraus ein hundertfaches, herzliches „Vergelt's Gott!“

Mitten im Leben sind wir vom Tode umgeben.

Von Dr. Protasius Muth, R. M. M.

Mariaunhill. — Schon oft wurde ich an obigen Ausspruch des seligen Benediktinermönches Norbert von St. Gallen erinnert, namentlich aber geschieht dies hier in unserem Mariengarten; traf ich doch daselbst innerhalb der letzten drei Monate gar häufig mit sehr gefährlichen Schlangen zusammen.

Gleich in der ersten Woche — ich war gerade in der neuen Waldanlage mit dem Pflanzen junger Bäumchen beschäftigt — gelang es dem mit der Aufsicht unserer Schulkungen betrauten Bruder Trophimus, eine acht Fuß lange Mamba zu töten. Diese Schlangenart zählt zu den allergefährlichsten schon wegen der Kraft und Schnelligkeit, mit der sie sich auf den Gegner wirft. Kaum 14 Tage darauf fand ich selbst in unserer Gartenhütte eine mittelgroße Schlange zwischen Brettern schlafend, während Bruder Marzjhus, der ebenfalls einen Teil unserer Schulknaben beaufsichtigt, noch innerhalb derselben Woche zwei Schlangen begegnete; über die eine war er ahnungslos hinweggeschritten, die zweite konnte er glücklicher Weise erlegen.

Eine andere, der überaus giftigen Bululu ähnliche, schwarz-gelb gefleckte Schlange trafen ganz in der Nähe unserer Gartenhütte die mir zur Hilfe

beigegebenen sechs Kaffernjungen. Sie machten mit ihr kurzen Prozeß und warfen sie mit Steinen tot. Und gestern erzählte mir Bruder Gabriel, der gerade mit der Messung unserer Gärten und Felder beschäftigt ist, sein schwarzer Gehilfe habe mittels einer 1½ Fuß langen Drahtnadel, wie solche bei Messungen verwendet werden, eine große schlafende Bululu mit dem Kopf an die Erde gespießt, genau so, wie es weiland der Begleiter des Königs David dem schlafenden Saul zugebracht hatte. — Die Bululu ist, wie gesagt, sehr giftig und überaus gefährlich; denn sie ist meist im Laube oder hohem Gras versteckt, und wird wegen ihrer eigentümlichen Färbung (bläugelbe und schwärzliche Ringe) nicht leicht bemerkt, zumal im Herbst oder Winter, wenn Gras und Blätter dürr geworden. Gereizt richtet sie sich mit dem Vorderleib senkrecht empor und fährt mit ihrem giftgeschwollenen Kopf wie ein böser Gänserich zischend hin und her.

Ein merkwürdiges Abenteuer mit einer Schlange hatte ich auch am 14. Mai l. Js. Ich war eben vor der mehrerwähnten Gartenhütte beschäftigt, als ich plötzlich ein merkwürdiges Geräusch hörte. Es war, als sei von der haushohen wilden Banane oder vom Hüttendache selbst etwas heruntergefallen. Ich schaute nach und entdeckte eine mittelgroße, etwas über einen Meter lange, giftige Schlange. Schnell erfaßte ich ein Brett und stoße auf sie ein; doch ich war wegen der Länge des Brettes in meinen Bewegungen gehemmt, und so gelang es dem giftigen Reptil, durch die Giebsanten hindurch in die kleine Veranda zu schlüpfen, welche die Vorderseite der Hütte umgibt.

Wohl eile ich schleunigst nach, kann sie aber nirgends mehr erblicken. Da kommt mir der Gedanke, sie könnte vielleicht in die Gartenhütte selbst hineingekrochen sein! Hastig reiße ich dort eine leere Petroleumskiste zur Seite — siehe, da fährt die Schlange wie besessen darin herum! Ich hatte noch dazu in der Aufregung die Kiste an der offenen Seite angefaßt. Ich stoße neuerdings nach ihr, doch sie eilt heraus und verkriecht sich unter einige auf Ziegel gelegte Bretter an der Wand der Blechhütte. Ein Riß mit der freien Hand, und die Bretter fliegen zur Seite, die Schlange aber fährt, nach einem Schlupfloch suchend, hart an der Wand hinauf. Wieder greife ich nach meinem Brett und stoße kräftig nach ihr; doch leider gelingt es mir bei den blitzschnellen Bewegungen, die sie macht, nicht, den Kopf zu treffen. Einmal kam sie auch geradenwegs auf mich zu, so daß ich mich, da ich in den bloßen Sandalen war, geschwind auf die Seite werfen mußte. Wie ich abermals nahe, ist sie schon beim Schlupfloch an der Ecke, wo sie offenbar hereingekommen, wieder hinaus, und so schnell ich ihr auch um die Türe herum nacheilte, so kam ich doch schon zu spät; sie war und blieb verschwunden. Auch die schwarzen Buben, die inzwischen herbeigekommen waren, konnten trotz ihrer scharfen Augen keine Spur von ihr entdecken. —

Zum Schluß noch ein paar diesbezügliche Erinnerungen aus Emaus, wo ich vor einigen Jahren stationiert war. Ich mußte da einmal eine der Poststraße entlang gelegene Grasfläche abbrennen, wobei man stellenweise einen dünnen Grasbüschel abreißt, ihn ein wenig anbrennen läßt, und so das Feuer weiterträgt. Da mir jedoch der Wind an einer Stelle gar so viel Rauch und Qualm ins Gesicht trieb, mußte ich eine kleine Strecke auslassen. Wie ich kurz darauf dorthin zurückkehre, das Fehlende nachzuholen, sehe

ich einige wilde Kaffern vor einer Bululu stehen. Letztere hatte sich vor dem Feuer geflüchtet, war aber von den Schwarzen erblickt und mit Steinen tot geworden worden. Noch war etwas Leben in ihr, und die Kaffern stoben, als ich sie am Schwanz aufhob, laut schreiend auseinander. Nun, sie wissen recht gut, weshalb sie eine solche „Heidenangst“ vor einer Bululu haben. Mein Vorgesetzter, dem ich die Schlange zu Hause vorzeigte, sagte sofort: „O, die sind sehr giftig; dazu hier, im Griqualand, leider gar keine Seltenheit!“

Auch „Kant“, unser treuer Haushund in Emaus — er war der ständige Torhüter vor der Wohnung unseres Schw. Vaters Franz — war einmal draußen im Felde von einer Schlange gebissen worden. Er fing jämmerlich zu heulen an, und der eine Fuß schwoll ihm gleich so stark an, daß man ihn, den sonst Unermüdlichen im Rennen und Laufen, heimtragen mußte. Hier kam er nun in die Pflege der guten Schwestern, die ihm fleißig Ueberschläge um die wunde Stelle machten; das brachte den armen „Kant“ nach einiger Zeit wieder auf die Beine.

Ähnliche Beispiele könnte ich noch viele anführen, will mich aber für diesmal mit dem Gesagten begnügen. Tausend Dank der göttlichen Vorsehung, die uns bisher in all' diesen Gefahren so wunderbar beschützte.

Ein schwarzer Schreibkünstler.

Vom Hochw. P. Sixtus Wittenfand, R. M. M.

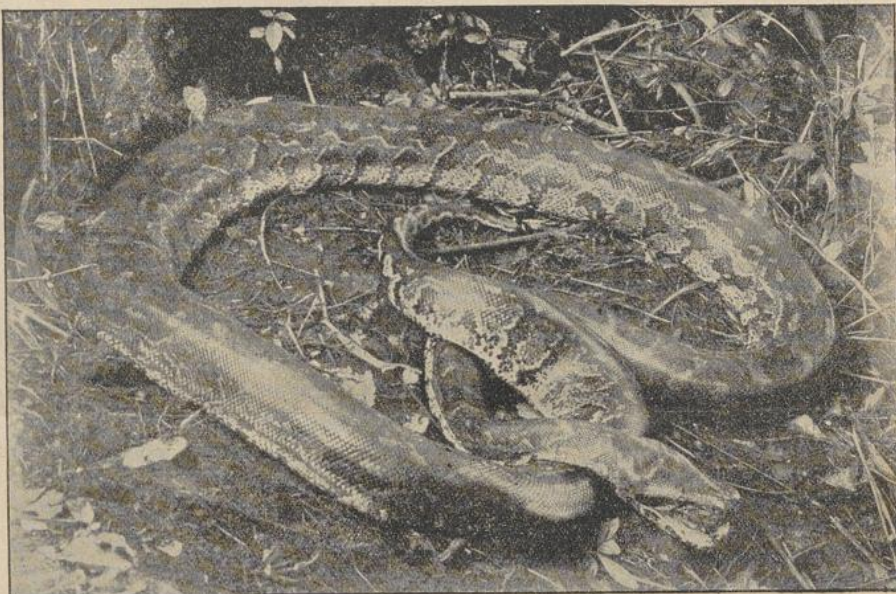
Reichenau. — Es war in der ersten Zeit meiner Missionstätigkeit; ich war damals noch schwach im Kaffrischen, und besonders fremde Leute, mit denen ich noch nie verkehrt hatte, verstand ich nur schwer. Nun galt es eines Tages, einen benachbarten jungen Häuptling zu einer Festlichkeit einzuladen. Da ein Bote, den ich zu diesem Zwecke abschickte, nur ungenügenden Bescheid zurückbrachte, machte ich mich schließlich selbst auf den Weg.

Ich komme zum betreffenden, in einer schrecklichen Wildnis liegenden Kraal, der sich, was Ordnung und Reinlichkeit anbelangt, in nichts von einem gewöhnlichen Kaffernkraale unterschied. Seine „Durchlaucht“ ist gerade zu Hause und gewährt mir bald die erbetene Audienz. Der junge Häuptling fühlte sich geschmeichelt, einen Missionär der Ama-Roma in seinem Kraal zu sehen, und zeigte sich äußerst freundlich und entgegenkommend. Die Hauptsache jedoch, ob er nämlich zum besagten Feste kommen wolle, oder nicht, drückte er so gewunden und ungenau aus, daß ich nicht wußte, wie ich daran war. Der Häuptling bemerkte

meine Verlegenheit, konnte sich aber nicht entschließen, auf meine Frage klipp und klar mit „ja“ oder „nein“ zu antworten.

Doch halt! da kommt ihm ein rettender Gedanke! „Warte einmal, Umsundisi, warte, ich will gehen und will Dir einen Brief schreiben!“ Rasch, ohne eine Antwort abzuwarten, verschwindet er in seiner Behausung und begibt sich zielbewußt an die große Arbeit. Um die Beschwerde weniger zu fühlen, verrichtet er sie auf dem Bette sitzend.

Ich selbst verweile inzwischen im Freien; es war mir da wohlser, als im rauchgeschwärzten Kraal; auch hielten mich gewisse ritterliche Blutsauger und Konfanten in respektabler Entfernung. Ich warte da lange, lange, denn der hohe schwarze Herr hatte



Uroboa-Schlange.

sich mit seinem Schreiben offenbar ein hohes Ziel gesteckt, eine Lebensaufgabe, der er nur schwer gerecht zu werden wußte. Doch siehe, endlich kommt der Fürst glückstrahlenden Angesichtes aus der Hütte! Nicht ohne Selbstbewußtsein überreicht er mir sein Skriptum, das ungefähr ein halbes Böglein füllte.

Ich nehme das Blatt in die Hand und beginne die Hieroglyphen Mosis — dies der Name des Häuptlings — zu entziffern. „Mosi“, hieß es da, „ist geneigt, einmal zur Missionsstation zu kommen, wenn er Zeit hat, am Dienstag. Mosi ist ebenfalls Christ und gehört zur amerikanischen Kirche.“

Soweit war ich mit Mühe gekommen, wobei ich allerdings so ziemlich erraten mußte, was denn der Häuptling mit seinem sonderbaren Geschreibsel sagen wollte. Er war übrigens mit meiner Lesekunst zufrieden und nickte beifällig, wenn ich wieder so glücklich gewesen war, ein paar Wörtchen mühsam herauszubuchstabieren. Wie ich nun aber auf einmal gar nicht mehr vorankomme, fragt er besorgt: „Wie? Gehst du nicht? Kannst du nicht lesen?“ Die Frage war allerdings sehr höflich und ermunternd zugleich, allein es blieb mir schließlich beim besten Willen nichts anderes übrig, als ihm selbst das Blatt zu überreichen.

Er nahm es rasch und begann zu lesen: „M—o—si i—st au—ch Christ“... (Ich gebe natürlich seine Worte gleich in der deutschen Uebersetzung). Es ging langsam, sehr langsam; doch ich übte Geduld. Uebrigens brauchte ich diesmal doch nicht so lange zu warten, wie zuvor, beim Schreiben des Briefes, denn das Ende kam schneller, als ich ahnte. Mofi ist nämlich bei der verhängnisvollen Stelle angekommen, wo ich selber stecken geblieben war. Er glogt eine Weile die sonderbaren Zeichen an, die er aufs Papier gekritzelt und bricht dann lachend in die Worte aus: „Umfundisi, ich kann es selber nicht mehr lesen!“ — Tableau!

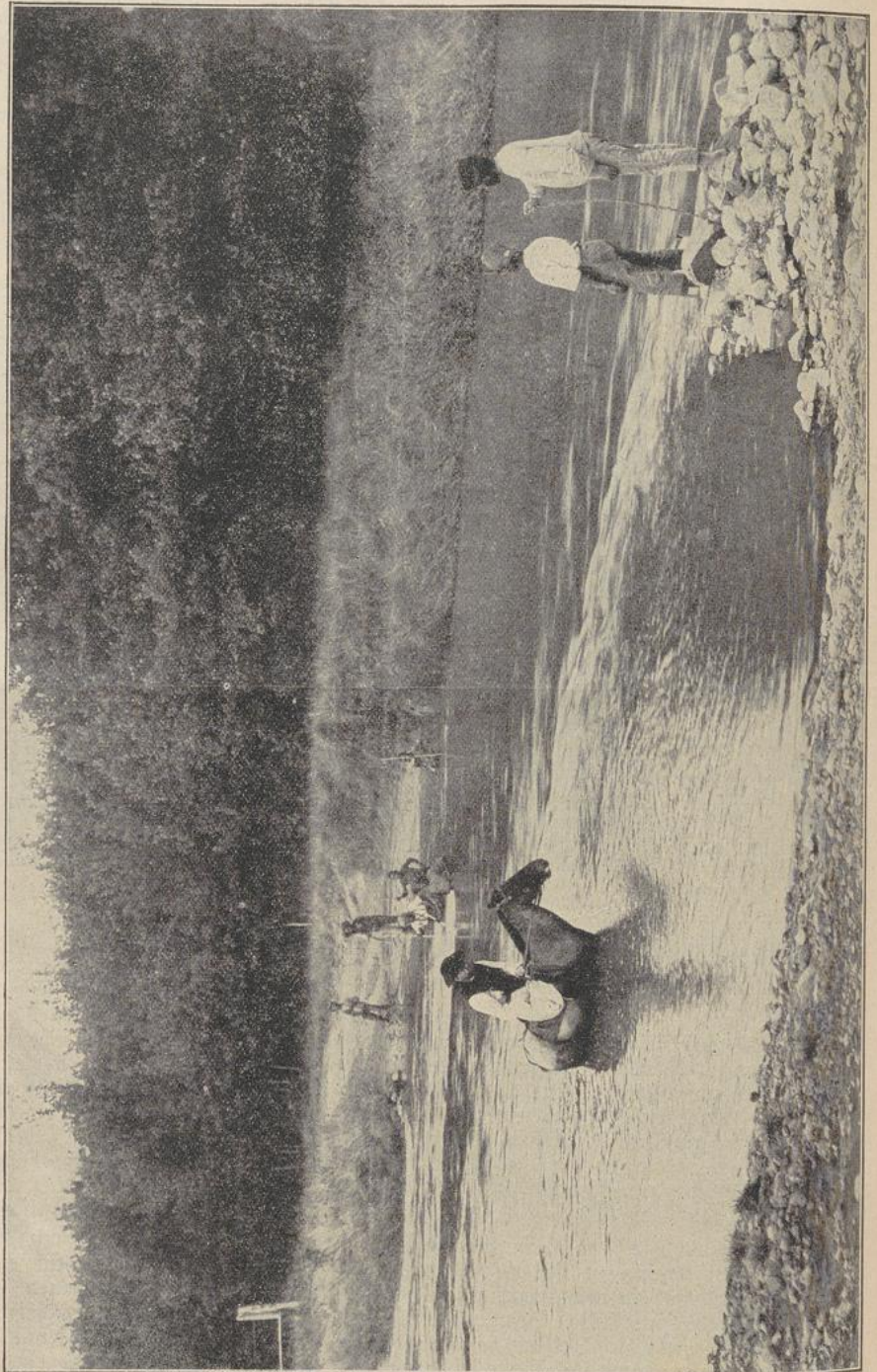
Den Zweck meines Besuches hatte ich übrigens erreicht. Am genannten Festtag glänzte nämlich unter den Ehrengästen auch Mofi, der schwarze Schreibkünstler.

Unsere Schulkinder.

Von Schw. M. Capistrano,
C. P. S.

Himmelberg. — Will in hiesiger Gegend ein Kind den heimatlichen Kraal verlassen, um in unsere Missionschule zu gehen, so muß es das in der Regel heimlich tun, denn die heidnischen Eltern sind meist entschieden dagegen. Gelingt dem Kinde auch die Flucht, so ist es noch keineswegs frei von Belästigung mannigfacher Art seitens der erzürnten Anverwandten. Denn da kommt bald das eine, bald das andere und fordert stürmisch das Kind zurück. Nicht selten wendet sich der Vater an die Polizei und droht dem entlaufenen Knaben oder Mädchen mit

den härtesten Strafen, falls es sich weigert, in den elterlichen Kraal zurückzukehren. Die Kinder selber aber zeigen in solchen Fällen meist eine bewundernswerte Stärke und Festigkeit.



Hochw. P. Sirtus durchdringt einen Stuf.

So hatten wir da einmal einen zwölfjährigen Knaben, der sich, obwohl klein von Gestalt, dennoch als wahrer Held erwies. Voll Eifer, bei uns im christlichen Glauben unterrichtet zu werden, flopfte er eines Tages an unserer Schultüre an und bat um

Aufnahme. Sie ward ihm gewährt, doch wenige Tage darauf kam schon die Polizei, um ihn im Auftrage des Vaters wieder zurückzufordern. Notgedrungen gab der Kleine nach und ging in Begleitung des Polizisten heim, doch ein paar Tage darauf war er schon wieder hier. Der Polizist erschien abermals; der Knabe ging heim, kehrte aber ebenso prompt wieder zurück.

Von da an wurde er vorsichtig; beständig war er auf der Hut und hielt fleißig Ausschau, ob nicht wieder so ein Polizist daherkomme. Richtig kam kurz darauf der Vater mit der Polizei, seinen „widerpenigen“ Jungen zu holen. Dieser aber hatte den Feind schon von ferne erspäht und ergriff eiligst die Flucht. Doch gerade wie er um die Ecke bog, traf ihn noch des Vaters Blick. Dieser erkannte ihn

liche Natur verlangt nach einer geziemenden Abwechslung.

Die Knaben entschädigen sich einigermaßen dafür durch die sonntägliche Mäusejagd. Mit zwei bis drei Stöcken bewaffnet, ziehen sie aus und nehmen dabei in der Regel auch unsern großen Haushund mit, der ihnen bei dem famosen Geschäft vortreffliche Dienste leistet. In der Regel kehren sie mit reicher Beute beladen unter Sang und Klang zurück, und alles rüstet sich zum Festmahl. Im Freien wird ein lustiges Feuerchen angemacht; die Tierchen werden ihrer zierlichen Pelzchen beraubt, auf die glühenden Kohlen gelegt, und bald ist der köstliche Braten fertig. Groß und klein setzt sich zusammen und beginnt in friedlicher Tafelrunde zu schmausen.



Schulkinder.

sofort und setzte ihm eiligst nach, desgleichen der Polizist. Nun begann ein wildes Rennen und Hegen an den Schwesterwohnungen vorbei, mitten durch den Weinberg hindurch und von da in den nahen Wald. Es war, als ob zwei wütende Jagdhunde einem armen, abgehehten Reh nachspürten. Zum Glück erreichten sie den guten Knaben nicht; letzterem gelang es vielmehr, sich in einem dichten Gebüsch zu verstecken.

Seitdem kam der Vater nicht mehr, sein Kind zu holen. Der tapfere Junge hatte also gesiegt. Er hängt voll Liebe an seinen Vorgesetzten und ist recht eifrig in der Schule, sodaß wir mit Grund hoffen dürfen, es werde einst ein recht braver, pflichttreuer Christ aus ihm werden.

Ein anderes Opfer, das die Kinder hier bringen müssen, ist große Einsörmigkeit in der Kost. Unsere Station ist arm und kann ihnen daher nicht die Abwechslung im Essen bieten, die sie im elterlichen Kraale fanden. Jahraus, jahrein müssen sie sich mit ihrem ipalitshi (Maisbrot) begnügen, und das ist auf die Dauer in der Tat ein Opfer, denn die mensch-

Auch geröstete Heuschrecken werden von ihnen mit Vorliebe verzehrt. Zur Sommerszeit kommt nicht selten ein großer Schwarm dahergeflogen und läßt sich auf unseren Gärten und Feldern nieder. Da gibt's dann für die liebe Jugend einen guten Tag. In Massen werden sie von den Kindern gefangen, gebraten und mit Appetit verzehrt. Wenn sie in der Katechese vom strengen Bußleben des Täufers in der Wüste hören, der von Heuschrecken und wildem Honig lebte, schütteln sie ungläubig die Köpfe. Solche Kost, so meinen sie, ließen sie sich schon auch gefallen; das sei ja fast das Beste, was es gebe, und jedenfalls hundertmal besser, als der ewige Maisbrot.

Wie aber, wenn selbst dieser Maisbrot nicht mehr zu haben ist? Hier, in Himmelberg, trifft dies öfters zu. So ist z. B. gerade heuer die Maisernte sehr mager. Da heißt es nun entweder Essen kaufen für unsere hungrigen Kinder, oder sie ins Heidentum zurückschicken. Welcher Missionär könnte letzteres übers Herz bringen? Steht da so ein armes, krausköpfiges Kaffernbübchen vor der Türe und bittet um Aufnahme. Nach langem innerem Kampfe hat er

das elterliche Heim, an dem er von Natur aus sehr innig hängt, heimlich verlassen, ist in banger Angst, von den Angehörigen wieder eingefangen zu werden, schweißtriefend über Berg und Tal gelaufen, und steht nun endlich, das kleine Herzchen voll von Hoffnungen vor unserer Türe. . . . Wie, sollen wir ihm nun kurzer Hand bedeuten: „Kind, wir haben für dich kein Essen; geh' nur in den heidnischen Kraal zurück, aus dem du gekommen!“ — Nein, eine solche Sprache führen wir nicht, da wollten wir schon lieber selber hungern. Wie würde sich auch dies mit den Worten unseres lieben Heilandes vereinigen lassen: „Wer ein Kind in meinem Namen aufnimmt, nimmt mich auf?“

Gewiß, am guten Willen fehlt's uns sicher nicht, wohl aber vielfach an den Mitteln, um allen genügend zu helfen. Bis diese Zeilen in die Hände unserer geehrten Leser kommen, ist Weihnachten nicht mehr allzu ferne. Weihnachten ist der Tag, wo auch hier in Afrika die lieben Kleinen mit irgendeiner Christgabe beschenkt werden. Wer will uns nun helfen, daß wir hier in Himmelberg wenigstens ein fröhliches Christfest zusammen feiern können?

O, wenn ihr sehen könntet, wie die Herzen dieser schwarzen Kleinen, die in Christo doch auch eure Geschwisterchen sind, vor Freude aufjubeln, wenn das liebe Christkind sie mit einer Gabe bedenkt! Wie artig knien sie vor der Krippe nieder, falten ihre schwarzbraunen Händchen und beten für ihre guten Wohltäter, drüben über dem großen Weltmeer. Die hl. Schrift sagt: „Das Gebet der Kleinen dringt durch die Wolken“, und sicherlich wird auch das Gebet dieser armen Kaffernkinder hundertfachen Gottessegens herabrufen auf alle jene, die ihnen Gutes getan.

Wer will nun unsere Kinder in Himmelberg mit einer kleinen Weihnachtsgabe beschenken? Herzlichen Dank und ein tausendfaches „Vergelt's Gott“ zum voraus für jede, auch die kleinste Gabe! —

Maria Ratschitz.

Am 3. Februar l. Js. starb in Maria-Ratschitz in Böhmen der Dekonom Herr Leonhard Tils, einer der größten Wohltäter der Mariannhiller Mission. Herr L. Tils hatte nämlich auf Anregung seines Pfarrherrn, des Hochw. P. Julius Schrötter, Konventual des berühmten Zisterzienserklosters Osseg in Böhmen, in Verein mit seiner Schwägerin Anna Dietrich durch die Spendung einer sehr ansehnlichen Geldsumme den Grund gelegt zu unserer Missionsstation Maria-Ratschitz in Natal.

Die genannte Station trug anfangs den Namen „Josefsheim“, wurde aber am 26. November 1890 auf speziellen Wunsch der erwähnten Wohltäter auf den Namen Maria-Ratschitz umgetauft; und wie in Maria-Ratschitz in Böhmen, so sollte auch auf unserer gleichnamigen Missionsstation die Mater dolorosa, die schmerzhaftige Mutter, die besondere Schutzpatronin der dortigen Kirche sein.

Mariannhill vergiftet seine edlen Wohltäter nicht. Kaum gelangte die Kunde vom seligen Hinscheiden des Herrn Dekonomens Leonhard Tils hieher, so wurde sofort sowohl in der Kollegiatkirche in Mariannhill, wie auf der Missionsstation Maria-Ratschitz für dessen Seelenruhe ein feierliches Totenamt abgehalten, und wurden unsere schwarzen Schulkinder angehalten,

fleißig für ihren großen Wohltäter zu beten. Den vollen Lohn aber wird dem Dahingeshiedenen sicherlich Gott selber ausbezahlt haben, er, der selbst den Trunk frischen Wassers, in Liebe gereicht, nicht unbelohnt läßt.

Herr Leonard Tils, unser edler Wohltäter, konnte sich auf dem Sterbebette mit dem erhebenden Gedanken trösten: „Ich habe im fernen Afrika eine große Missionsstation gegründet. Seit zwei Jahrzehnten wird jetzt dort Tag für Tag die hl. Messe gelesen (meist von zwei, zuweilen von drei Priestern), täglich gehen dort fromme Ordensbrüder und Missionsschwester zur hl. Kommunion, und mit ihnen vereinigt sich zum Lobe Gottes eine große Schar schwarzer Schulkinder und sonstiger Neubekehrter. Viele Hunderte sind daselbst schon für den hl. katholischen Glauben gewonnen worden; rings um die Station befinden sich in weitem Umkreise verschiedene Katechesenstellen und Tageschulen, überall wird die christliche Lehre verkündet und werden die hl. Sakramente an die schwarzen Eingeborenen gespendet. — Das schöne Werk wächst von Tag zu Tag und breitet sich in stets neue Missionsbezirke aus, und wird, wenn Gott seinen Segen dazu gibt, fortbestehen auch für die ferne Zukunft, und wird auf die Weise in leiblicher wie geistiger Beziehung eine Segensquelle ersten Ranges sein für Hunderte und Tausende!“

Selig, wer auf dem Sterbebette mit solchen Gedanken sich trösten kann. Auf ihn finden buchstäblich Anwendung die Worte der hl. Schrift: „Selig die Toten, die im Herrn sterben, denn ihre Werke folgen ihnen nach.“ (ApoK. 14, 13.).

Maria-Ratschitz, etwa 17 engl. Meilen von dem im Burenkrieg so heiß umstrittenen Ladysmith entfernt, wurde, wie oben angedeutet, im Jahre 1890 gegründet. Anfangs wohnten die Trappisten auf der Farm eines gebildeten Kaffern, namens William Afrika, welcher auch den ersten Anstoß dazu gab, daß Abt Franz den Plan faßte, in dortiger Gegend eine Missionsstation zu gründen. Erst später, nämlich im August 1892, siedelten sie auf die eigene, am Fuße des Platikulu (großen Waldes) gelegene Farm über.

Das Missionswerk nimmt einen recht erfreulichen Fortgang. Die Zahl der Getauften betrug Mitte Mai l. Js. 1345, die der christlichen Verstorbenen 252; die Knabenschule zählt gegenwärtig 50 Kinder, die Mädchenschule über 70. Etwa eine halbe Stunde von der Station entfernt steht, noch auf dem Grund der eigenen Farm, eine Missionskapelle, die zugleich als Tagesschule dient. Die Zahl der Kinder ist gegenwärtig 58; jede Woche einmal wird dort die heilige Messe gelesen.

Eine andere Katechesenstelle, Ingagane mit Namen, ist 33 engl. Meilen von Maria-Ratschitz entfernt. Im Laufe des letzten Jahres wurde daselbst aus Rasen eine kleine Kapelle aufgeführt, die etwa 100 Personen faßt. Getaufte zählt man etwa 90 daselbst, dazu kommt noch eine Menge von Kindern und Katechumenen. „Nur schade“, schreibt der Hochw. P. Cyprian Ballweg, der derzeitige Rektor von Maria-Ratschitz, „daß es uns unmöglich ist, eine eigene Station daselbst zu gründen; ein eifriger Missionär könnte da Leute genug bekommen. Ingagane selbst ist wieder von einem förmlichen Kranze von Kate-

Wohnstätten umgeben; wir erwähnen nur: Newcastle, Mcoot-Spruit und Dannhauser.

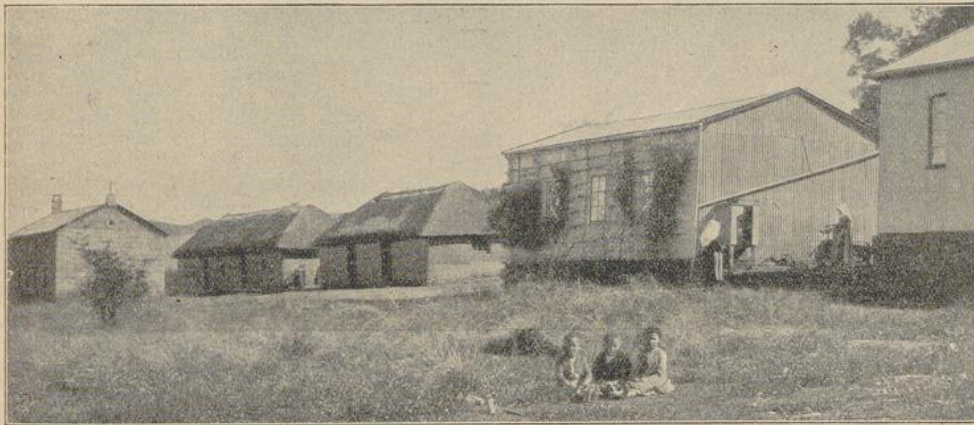
Auch in Blood-River (Blut-Fluß) ist dieses Jahr eine kleine Schule gebaut worden. Gegenwärtig zählt die Schule 21 Kinder. Leider ist die Entfernung von der Hauptstation eine gar beträchtliche, nämlich 60 engl. Meilen; doch kann ich gegen 40 Meilen weit die Bahn benutzen. Könnte ich doch nur öfter dorthin kommen! Sehr viele verlangen nach einem katholischen Priester. In der Nähe von Enkheid könnten wir in Bälde viele Hunderte von Katechumenen haben, wenn es uns möglich wäre, einen eigenen Priester daselbst zu stationieren.

Endaka ist 12 Meilen von hier entfernt. Eben wird dort eine Kapelle gebaut, und bis diese Zeilen in die Hände unserer Leser kommen, dürfte sie wohl vollendet sein. Die dortigen Katholiken sind weit herum zerstreut; wir wollen unser Möglichstes tun, daß die Leute, sobald die Kapelle fertig ist, jeden

tische Sekten haben ihn nicht genügend bekämpft, und so haben sich verschiedene Dinge ins Christentum eingebürgert, von denen die Leute nicht mehr zugeben wollen, daß sie spezifisch heidnisch sind. Doch gilt das nicht von allen; das Volk bei Ingagane z. B. und das am Blood-River ist im allgemeinen gut.

Eine große Zahl der hier getauften Christen (die Mehrzahl besuchte auch unsere Missionschule) wohnt weit von M. Ratschitz entfernt; denn im Kaffern steckt ein großer Wandertrieb. Einige sind über's ganze Zululand zerstreut, andere sind in Transvaal usw. Nur an den höchsten Festtagen, wie an Ostern, auf Fronleichnam, namentlich aber an Weihnachten kommen sie hierher zum Empfang der hl. Sakramente; und an diesen Tagen ist dann unsere neue große Kirche voll.

Letztere geht nun allmählich ihrer Vollendung entgegen. Der Grundstein wurde schon am 30. Juli 1905 gelegt, allein erst am 23. Dezember 1909 wurde



Maria Ratschitz.

Sonntag einen eigenen Gottesdienst bekommen, denn der Weg nach Maria-Ratschitz ist für die meisten von ihnen zu weit.

Außerdem haben wir noch fünf kleinere Katechesenstellen, teils näher, teils weiter von hier entfernt. Keine hat eine Glocke, keine einen Altar und so weiter.

Gekleidet sind die hiesigen Kaffern im allgemeinen viel besser als in vielen anderen Distrikten Natal's, in moralischer Beziehung dagegen stehen sie eher hinter ihnen zurück. Der Hauptgrund hievon sind die vielen hier ansässigen Weißen. Die Nähe von Ladysmith, New-Castle, Dundee und andern englischen Städten birgt für die schwarze Bevölkerung große Gefahren in sich, dazu kommt dann noch die Möglichkeit, schnell über die Grenze nach Transvaal und der bekannten Goldstadt Johannesburg zu entkommen.

Kaffern-„Lokationen“ gibt es hier herum weit und breit keine, nur Farmen, die meist Buren als Eigentümer haben. Sehr viele Kaffern gehören protestantischen Sekten an, doch ist der Zug zur katholischen Mutterkirche auffallend groß. Hätten wir, wie verlangt, eine genügende Anzahl von Stationen und Missionspriestern, sie kämen massenhaft zu uns.

Eine gute Portion altheidnischen Aberglaubens steht auch noch in vielen recht tief. Manche protestan-

tie dem Gebrauche übergeben und wurde die erste hl. Messe darin gelesen. Der Turm ist noch nicht ausgebaut, und auch von der inneren Ausstattung fehlt noch alles. Der gegenwärtige Altar ist ein einfacher Tisch mit Portatile und einem hölzernen Aufsatz. Die Rückwand schmückt vorläufig, da wir kein passendes Bild der Mater dolorosa, unserer Kirchenpatronin, haben, eine schöne, große Statue des hl. Joseph, die von den Verwandten eines unserer Brüder geschickt wurde. Die beiden provisorischen Rebenaltäre sind aus einfachen Holzgerüsten hergestellt; auf dem einen steht eine Herz-Jesu-Statue, auf dem andern die vom unbesleckten Herzen Maria; doch sind beide viel zu klein; vom Kirchenportale aus gesehen, nehmen sie sich wie die reinsten Puppen aus.

Da wäre noch ein weites Feld für die christliche Wohltätigkeit. Wer von unseren geehrten Lesern will das schöne Werk, zu dem der verstorbene Leonard Tilly den Grund gelegt, vollenden helfen? Wer will auch sich für Zeit und Ewigkeit den Segen Gottes dadurch sichern, daß er ein Scherflein beiträgt zur würdigen Ausstattung der neuen Kirche in Maria-Ratschitz? Ein schönes Bild, eine würdige Statue usw. wirkt bekanntlich oft mächtiger auf ein empfängliches Gemüt, als die beste Predigt, stimmt zur Andacht und weckt eine Menge frommer Gefühle im menschlichen Herzen. Bei den schwarzen Neubekehrten aber, die so sehr

auf die äußeren Eindrücke angewiesen sind, trifft dies in erhöhtem Maße zu.

Ganz besonders erwünscht wären uns für Maria-Ratschitz eine lebensgroße Statue der schmerzhaften Muttergottes, sowie des göttlichen Herzens Jesu, die 14 Kreuzwegstationen, ein Harmonium und würdige Paramente. Des innigsten Dankes und eifrigen Gebetes der Missionsmitglieder sowohl wie der schwarzen Neubefehrten dürfen alle unsere Wohltäter stets versichert sein.

Ostern in Monte Cassino (Rhodesia).

Schon mehrfach war im Bergischmeinnicht die Rede von Monte-Cassino, unserer zu recht schönen Hoffnungen berechtigenden Missionsstation in Rhodesia. Besonders schön gestaltete sich daselbst das diesjährige hochheilige Osterfest.

Schon am Charlamstag kam aus den Kaffern-dörfern, welche zum Teil 3 bis 5 Stunden von hier entfernt sind, eine ganze Schar heidnischer Knaben und Mädchen hieher, um mit uns das hl. Osterfest zu feiern. Sie waren in Begleitung eines Christen und zogen unter dem fröhlichen Gesang eines Muttergottesliedes bei uns ein. Ihr erster Gang galt der Kirche, wo sie gemeinschaftlich mit großem Eifer beteten; dann ging es zur Begrüßung des Hochw. P. Rektors und der Missionschwestern, wobei sie den lebhaften Wunsch äußerten, hieher kommen zu dürfen, um da zu lernen. Doch leider fehlt es uns gegenwärtig noch an einer Schule, und somit mußten wir sie mit ihrem Anliegen auf die Zukunft vertrösten.

Am hohen Osterfest war unser Missionskirchlein so voll von frommen Besuchern, wie man es noch nie gesehen hatte. Bei der ersten hl. Messe, die um 6 Uhr morgens gelesen wurde, gingen sämtliche Christen unserer Station vollzählig zur hl. Kommunion. Bei der zweiten hl. Messe (1/2 9 Uhr) sangen die Kinder in ihrer Muttersprache verschiedene Osterlieder, denn wegen Mangel eines Harmoniums war es uns bisher noch nicht möglich gewesen, die eigentlichen Messgesänge mit ihnen einzuüben. Abends war dann noch sakramentaler Segen, bei welchem sich abends die ganze Schar vollzählig einfand. Desgleichen war am Ostermontag die Beteiligung am Gottesdienst eine höchst erfreuliche.

Nach demselben schiedten sich die Fremden zur Rückkehr an, denn viele von ihnen hatten, wie gesagt, einen weiten Weg vor sich. Beim Abschied gaben sie ihrer Freude über das schöne Fest lauten Ausdruck und versprachen bald wieder zu kommen. Bevor sie jedoch die Station verließen, versammelten sie sich noch einmal in der Kirche zum gemeinsamen Gebet und sangen einige Lieder. Unser Wunsch ist nur, daß diese guten Kinder in ihrem Eifer auch beharren möchten.

Acht Tage darauf — am weißen Sonntag — war in Monte Cassino die Feier der 1. hl. Kommunion. Die Zahl der Erstkommunikanten war zwar in diesem Jahre nicht sehr groß, um so mehr erbauten wir uns dagegen an dem Eifer und der Andacht dieser Kinder. Unsere ganze Station war, soweit unsere bescheidenen Verhältnisse es eben erlaubten, festlich geschmückt und besaggt. Gegen 9 Uhr wurden die Erstkommunikanten prozessionsweise abgeholt und in die Kirche geführt, wo sie ihren Ehrenplatz ganz in der Nähe des Altares erhielten. Man konnte ihnen das Glück und die Freude vom Gesicht ablesen.

Auch diesmal war unser Missionskirchlein von zahlreichen Heiden besucht, die mit sichtlichem Staunen Zeugen der schönen Feier waren. Bei Beginn der hl. Messe wurden einige passende Lieder gesungen; nach dem Evangelium hielt der Hochw. P. Superior eine Ansprache an die Erstkommunikanten und nahm die Erneuerung der Taufgelübde vor. Daran reihten sich die Vorbereitungsgebete auf die hl. Kommunion. Nach derselben sangen die übrigen Gläubigen das bekannte „Jesus dir leb' ich“ usw. in der Maschonasprache.

Die Kommunikanten verweilten noch längere Zeit zur Dankagung in der Kirche und wurden sodann von zwei Jährlichen zur Wohnung geleitet, wo ein bescheidenes Frühstück für sie bereit war. Kurz darauf ging es wieder zur Kirche zum gemeinsamen Rosenkranz; den ganzen Tag über waren sie am liebsten allein und unterhielten sich über das Glück des großen Tages. Mögen die Blüten und Knospen, die sich da in ihrem Seelengarten angefüllt, im Laufe der Zeit recht viele und schöne Früchte tragen! —

Unsere Station ist noch jung, allein ich kann unsere Neuchristen nur loben wegen des Eifers, mit dem sie zu den hl. Sakramenten gehen. Da ist kein Sonntag oder Feiertag, an welchem nicht viele dem Tische des Herrn sich nahten. Solange aber dies der Fall ist, darf man auch sonst das Beste von diesen guten Leuten hoffen.

Zum Schluß erlaube ich mir die Bitte, unsere geehrten Freunde und Wohltäter möchten auch in Zukunft unsere junge Christengemeinde fleißig durch Gebet und Almosen unterstützen, damit immer mehr getreue Schäflein dem guten Hirten zugeführt werden.

Heiraten unter den Kaffern.

(Fortsetzung.)

In kleineren Kolonien, wie z. B. in Natal, macht sich europäischer Einfluß in stets wachsender Weise geltend, weshalb in solchen Distrikten die Heirat — wir reden hier selbstverständlich von rein heidnischen Trauungen, nicht von christlichen — in ganz anderer Weise vorgenommen zu werden pflegt, als es nach dem alten Kafferngesetze üblich war.

Das Mädchen bringt ihren Auserwählten vor den Häuptling, der sich bei seiner Tzibaya (Biehfraß) postiert. Um der gesellschaftlichen Form zu genügen, fragt er die Brant, ob sie den hier gegenwärtigen Mann aus Liebe heirate, oder nur gezwungen. Die Gefragte antwortet, sie nehme ihn aus Liebe, wenn sie vielleicht auch innerlich ganz anders denkt. Nun vereinigt der Häuptling die Hände der beiden Brantleute, berührt sie in leichtem Schlag mit einem Stod und spricht: „Niemand soll euch auseinander-trennen!“

Das Mädchen gibt ihrem Manne, zweien seiner Freunde, seinen anderen Weibern und seiner Mutter Geschenke. Ist ihr Vater vermögend, so spendet sie wohl auch dem Häuptling einige Ochsen. Zuweilen geben diese Gaben auch Zeugnis von der allmählich vordringenden Zivilisation; so ist mir z. B. ein Fall bekannt, bei dem folgende Artikel verabreicht wurden: Für den Mann ein europäisches Hemd, für dessen beide Freunde zwei alte Militärköcke, für des Brantgams ältere Weiber Petroleumslämpchen und Hals-tücher nebst Perlengeschmeide und einigen Dedden.

In längst vergangenen Zeiten wurden die Ehebündnisse durch die Hausmutter des Kraales geschlossen. Sie breitete dem Mädchen ein Tuch über

die Brust, worauf daselbe im Kraale des Mannes etwas Milch zu trinken bekam. Während sie trank, riefen die Umstehenden laut: „Sie trinkt die Milch! Sie trinkt die Milch!“

Nun gab man der Braut eine Unterweisung, worin namentlich die Mahnung zum Stillschweigen vor- kam: sie solle unter allen Umständen schweigen, selbst wenn sie der Zauberei angeklagt würde, und man ihr als Zeichen der Anklage Nische auf das Haupt streute. Zuletzt erhielt sie als Geschenk einen Beisen, einen Topf und einen Mahlstein,*) während der Mann mit einem Affegai und einer Art bedacht wurde.

Ehescheidung.

Leider kann bei heidnischen Kaffern eine ganz geringe Veranlassung zu einer Ehescheidung führen.

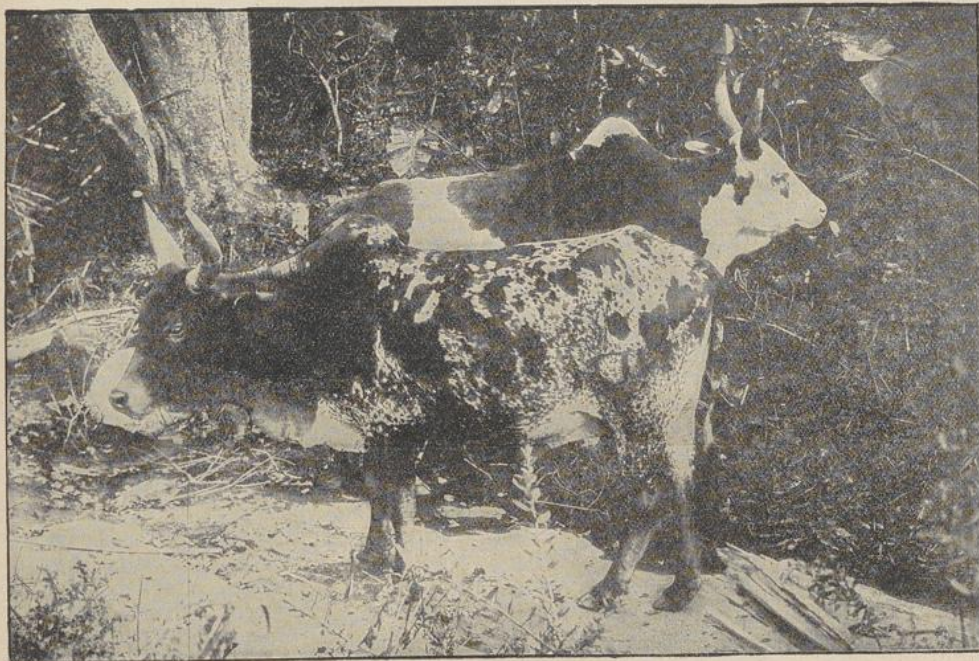
ja dem Kaffer über alles geht. Ist dieser Punkt geregelt, so kann bei ihm eine Kleinigkeit zur Ehescheidung führen.

Die kaffrische Witwe.

Bei einigen Kaffernstämmen nimmt der Bruder des verstorbenen Mannes die Witwe, um diesem seinem Bruder Nachkommenschaft zu erwecken. So ist es Brauch bei den Zulus, Swasis und Pondos, nicht aber bei den Tembus und Gaitas.

Hat die Witwe Kinder und will sie zu ihrem Vater zurück, so muß sie dieselben bei den Anverwandten ihres verstorbenen Mannes lassen; doch selten findet sich ein Weib dazu bereit.

Will der Bruder des verstorbenen Mannes die Witwe nicht heiraten, so kann er sie einem jungen Mann



Sebuochjen.

Kommen die Angehörigen des Weibes zu der Meinung, daselbe werde unwürdig behandelt, so können sie das Weib wieder nach Hause zurücknehmen und dabei die Herausgabe des Lobola-Viehes verweigern. Umgekehrt, faßt der Mann eine Abneigung gegen seine Frau, oder bleibt sie kinderlos, so kann er sie entlassen und das für sie bezahlte Vieh zurückfordern.

Auf Ehebruch steht gesetzlich die Todesstrafe für die Frau. Doch kann sich der Mann auch mit einer Strafschädigung begnügen, oder mit Entlassung der Frau und der Zurückforderung des gegebenen Viehes.

Die Milchwirtschaft besorgt bei den Kaffern der Mann. Wagt es nun die Frau, Milch aus dem Behälter zu nehmen, so kann sie der Mann nach Gutbefinden entlassen. Sein Vieh jedoch kann er nicht zurückfordern, falls sie ihm Kinder geboren hat, denn die Kinder bleiben ihm. Der Hauptpunkt dreht sich da, wie man sieht, immer um das Vieh, das

überlassen, der aber auf die Kinder, die sie ihm etwa schenkt, kein Eigentumsrecht hat.

Keht eine Witwe zu ihrem Vater zurück, ohne daß sie ihrem Manne Kinder geboren, so muß das für sie bezahlte Vieh den Anverwandten ihres Mannes zurückerstattet werden, denn sie hat ihrer vornehmsten Pflicht als Ehefrau nicht genügt. Nimmt aber irgend- einer so eine Witwe zur Frau, so müssen die Anverwandten dieses Lobola-Viehes wieder herausgeben; denn der Umstand, daß die Frau einen neuen Bewerber findet, gilt als klarer Beweis, daß deren erste eheliche Verbindung keine Mißheirat war; denn welcher Kaffer wollte ein Weib heiraten, das auf solche Weise gebrandmarkt ist.

In der Regel wird eine Witwe weiter mit Kindern gesegnet, doch werden letztere, wer auch ihr Vater sein möge, immer als Abkömmlinge ihres verstorbenen Mannes angesehen. Auch sei noch bemerkt, daß eine Witwe in der Regel zu einem niedrigeren Preise gegeben wird, als ein noch lediges Mädchen. Bei der Regelung all der Fragen, die möglicher Weise wegen Nachkommenschaft und Zahlung des Lobola-Viehes auf-

*) Die Kaffernweiber mahlen bekanntlich die Maistörner zwischen zwei Steinen.

tauchen können, kommen so viele Punkte in Betracht, daß ein Kodex von dem Umfange einer Enzyklopädie notwendig wäre, um sie alle zu fassen, und es bräuchte einen alten, wohlversahrenen Kassern, diesen Kodex herzustellen.

Im allgemeinen ist die Kassernfrau für die Polygamie eingenommen. Kommt z. B. ein Weib, das ein Duzend „Schwestern“ hat, — so nennen die Kassernfrauen die Nebenweiber ihres Mannes — zu einer anderen Frau, welche die einzige Gattin ihres Mannes ist, so fragt sie verwundert, ob sie sich denn nicht recht einsam fühle in ihrem kleinen Heime? Sie selbst natürlich hat sich über Mangel an Gesellschaft nicht zu beklagen.

Selbst auf den Europäer, der einen großen Kraal besucht, wie z. B. den Königskraal im Swasiland, wo sich in buntem Durcheinander Hunderte von Hütten aneinander reihen, übt das gesellige Leben, das er an solch' einem Plage findet, einen eigentümlichen Zauber aus. Er denkt vielleicht an seine Universitätsjahre zurück und sucht sich in den Gedanken hineinzuversetzen, daß es doch etwas Großartiges sein müsse, eine tausendköpfige Verwandtschaft zu haben, so gegen 30 Mütter mit über 100 Brüdern, von welchen jeder wieder ein Duzend Weiber mit so und so vielen Kindern hat. Da gibt's fürwahr eine Abwechslung, und jeder Tag weckt neue Interessen.

Doch solche Verhältnisse werden auch in Südafrika immer seltener. Ein Grund hievon ist schon der, daß jetzt nicht mehr so viele Männer im Kriege getötet werden, wie das früher bei den endlosen Kämpfen unter den Eingeborenen der Fall war. Es wird allmählich schon eine Ausnahme, Männer mit mehr als einer oder zwei Frauen zu finden. Die große Mehrzahl muß sich mit einem Weibe begnügen, und nur die Häuptlinge und sonstige hervorragende Persönlichkeiten können große Haushaltungen führen.

Zum Schlusse seien noch einige Sprichwörter erwähnt, die unter den Schwarzen über das eheliche Zusammenleben kursieren. Da heißt es z. B. „Das hübscheste Mädchen bekommt oft den häßlichsten Mann.“ Wir würden etwa sagen: „Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten.“ Oder: „Er war in solcher Eut, daß er eine Kröte heiratete.“ Letzteres pflegt man überhaupt von einem Mann zu sagen, der im Zorn etwas sehr Unüberlegtes tut. Uebrigens kann der Mann auch seinen guten Grund gehabt haben; z. B. heiratet mancher ein widerliches Weib bloß seiner ersten Frau zum Trost; er will sie, die Unbotmäßige, durch eine bissige Rivalin zu Paaren treiben.

Ein anderes Sprichwort lautet: „Endlich hast du Hochzeit gemacht, Bräutigam!“ So pflegt man von einem Menschen zu sagen, der ungebührlich lange braucht, bis er in einer Sache schlüssig wird.

„Ein Stecken hat keinen Kraal,“ will sagen: ein Mann, der sein Weib schlecht behandelt, wird schließlich eine andere Frau und große Nachkommenschaft bekommen. „Messer und Fleisch können nicht zusammen aushalten“ ist Warnung gegen Unfriede und Ehebruch.

(Fortsetzung folgt)

Aus meinem Tagebuche.

Von Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Emaus, 17. April 1909. — Heute kam ein halb bekleideter Kassernbursche hieher und verlangte umuti (Medizin) für seinen Bruder, der von einer

giftigen Schlange in den Fuß gebissen worden war. Das ganze Bein sei sehr angeschwollen, sagte er, man möge gleich kommen und ein Gegenmittel bringen.

Da war keine Zeit zu langen Beratungen und Ueberlegungen. Ich ließ das Pferd satteln — auch der Bote war beritten — verließ mich mit einigen Bandagen und Medizinen und machte mich auf den Weg.

„Wie weit kann es ungefähr sein?“ — „Wir wohnen da drüben hinter jenen Bergen, mitten in der „Lokation“.“ — Nun, genau war diese Ortsangabe gerade nicht, nur soviel war mir klar, die Entfernung war eine beträchtliche, und ich konnte mich auf allerlei gefaßt machen.

Wir ritten also in schnellem Tempo in die Berge und Schluchten hinein, welche den Zibisfluß auf weite Strecken umgeben. Einigemal mußten wir absteigen, dann ging es so steil bergab und bergauf, daß es unmöglich war, mit dem Pferd voranzukommen. Zweimal durchquerten wir den Zibisfluß, einmal kamen wir an einem prächtigen Wasserfall vorüber, wo sich der Fluß mit brausendem Getöse in die gähnende Tiefe stürzte. Wir warfen einen Blick nach rückwärts auf den Weg, den wir gekommen, und sahen mit Staunen, wie die grauen Felswände Mauern gleich in die Höhe stiegen und die darüber liegenden Bergabhänge sich wie die steilen Giebelwände einer Riesenstadt in langer, langer Reihe übereinander türmten.

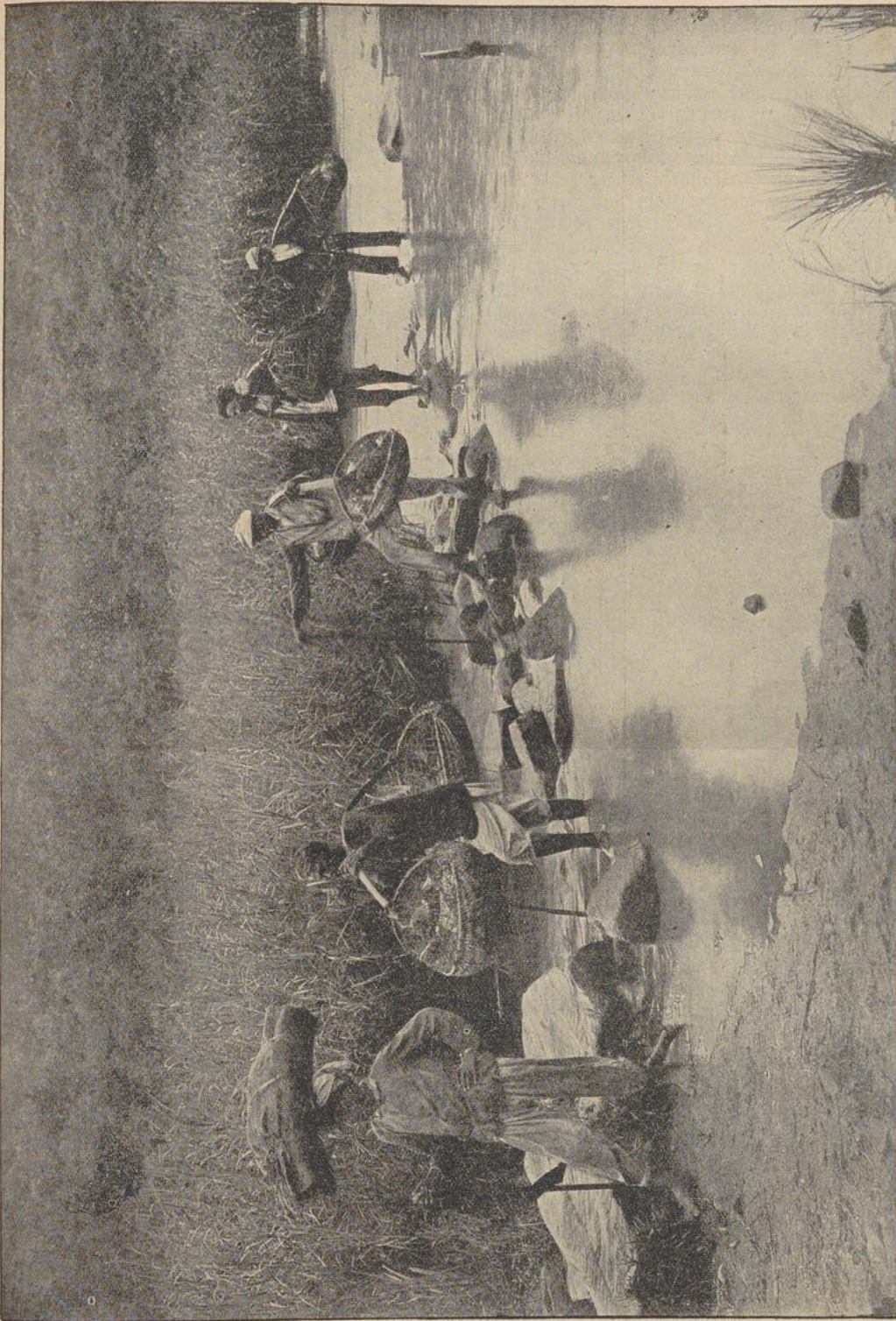
„Wo ist der Kraal, zu dem wir reiten?“ — „Gleich da drüben; schon kann man ihn mit bloßem Auge sehen!“ — Doch da ist zunächst noch ein tiefes Tal zu durchqueren, dann geht es drüben steil bergauf, es kommt nochmals ein Wasserlauf, dann noch ein Hügel oder zwei, und endlich, endlich — die Sonne hatte den Zenith schon überschritten — waren wir an Ort und Stelle.

Die Leute waren alle anständig bekleidet und machten auf mich einen günstigen Eindruck. Es waren keine reinen Heiden mehr; man merkte schon den Einfluß europäischer Kultur; fand ich doch vor dem Kranken eine „spanische Wand“, die man dadurch hergestellt hatte, daß man eine weiße, nagelneue Wollbede an einer querlaufenden Schnur befestigte, um den Patienten gegen neugierige Blicke und das Sonnenlicht zu schützen.

Ich untersuchte den Fuß und fand das Bein, wie mir schon der Bote gemeldet hatte, bis oben hoch angeschwollen. Am Unterschenkel hatte man mit Glascherben Einschnitte gemacht, die Wundwunde zeigte ein großes, tiefes Loch und über dem Knie sollte ein fest zugeschnürter Grasstrick das weitere Vordringen der Vergiftung verhindern. Ich reinigte zunächst die Wunde, legte eine in Del getauchte Kompresse darauf und verband den Fuß.

Als Lohn bot man mir ein großes, rohes Stück Fleisch an, das in eine Strohmatte eingewickelt war. Ich lehnte es dankend ab und beeilte mich, den Rückweg anzutreten. Kurz vor Sonnenuntergang war ich wieder in Emaus. Zum Abendessen brauchte man mir keinen guten Appetit zu wünschen; er stellte sich von selber ein, denn ich hatte den ganzen Tag über nichts genossen; nur ein paarmal hatte ich versucht, mit der hohlen Hand einen Schluck Wasser aus dem Zibisfluß zu nehmen.

Drei Wochen später fühlte ich einen unwiderstehlichen Drang in mir, wieder einmal meinen Patienten zu besuchen, von dem ich seitdem nichts mehr gehört hatte. Ich wußte zwar, daß mich der Besuch nach



Heimkehr.

dem weitentfernten, hoch auf einem Berge liegenden Kraal einen vollen Tag kosten würde, allein ich machte mich trotzdem auf den Weg.

Als ich kurz nach Mittag dort ankam, ging mir der Vater meines Patienten entgegen und sprach ohne wei-

tere Begrüßung oder sonstige Einleitung: „Umfundisi, gib mir auch eine Medizin für meinen kranken Fuß. Siehe, ich habe hier am Knöchel eine böse Wunde!“ „Und wie geht es Deinem Sohne?“ „O, der ist wieder ferngesund und geht längst umher, gerade wie zuvor!“

Richtig kam im selben Augenblick mein damaliger Patient aus der Hütte. Er lachte mit vollem Gesicht und zeigte mir seinen Fuß, der beinahe vollständig wieder hergestellt war; nur an der Vorderseite war noch eine kleine Geschwulst zurückgeblieben, die er aber nicht weiter beachtete. Der junge Held, den ich schon das erstemal, als ich seine Wunde reinigte und verband, wegen seiner Ruhe und Seelenstärke bewundert hatte, war frohen Mutes und schaute, Kopf und Herz voll Pläne, in die Welt hinein. Doch ein Wort des Dankes hatte weder er, noch sein Vater. Einen Dank kennt der heidnische Kaffer kaum; übrigens waren diese Leute, wie ich nachträglich erfuhr, keine Heiden, sondern wesleyanische Protestanten. Nun, ich hatte meinen Ritt Gott zu Liebe gemacht, und bin zufrieden, wenn diese Protestanten nur einige ihrer alten Vorurteile gegen uns Katholiken ablegen. In der Not und bei Krankheitsfällen kommen sie ohnehin gerne zu uns, und schon manche Seele wurde dadurch für den Himmel gewonnen.

Emaus, 20. Juli 1909. — Fand da jüngst einen originellen Kaffernbrief, den ich hier im Auszuge in deutscher Uebersetzung beifügen will. Er lautet:

Mr. Sishulu, M'Ngiti
Rom. Monis, Post E. E.

Umzimkulu.

„Weil es jetzt Winter ist und selten regnet, kommen die dichten Nebel und hängen sich Tag und Nacht an den Schimpers-Neck. Die alten Leute fürchten sich vor ihm gar sehr und bleiben fast stets in ihren Hütten. Der letzte Nebel aber hat uns von Lourdes herüber die Influenza gebracht, und ich selbst wurde davon angesteckt. Aber ich habe mir am alten weißen Inkosi (Abt Franz) ein Beispiel genommen und erlaube sie im Wasser. Gelingt es aufs erstemal nicht, so tue ich es öfters. Wasserkur ist mir nicht fremd; zeitlebens spüle ich mir nach dem Essen den Mund mit Wasser aus; das hält die Zähne frisch und rein. An Zahnweh leiden wir Männer nicht viel, wohl aber die Mädchen und Frauen. Das ist die Strafe für ihr Zuckernaschen; bekommen sie beim Krämer etwas Zucker in die hohle Hand, so ist er im Nu hinter den Zähnen verschwunden. Ich selbst esse lieber Salz, als Zucker; und seit ich krank bin, wasche ich mit kaltem Wasser den ganzen Körper.“

Der Brieffschreiber ist offenbar ein ganzer Mann, weiß seinen Gedanken Ausdruck zu geben, hat eine gute Dosis Menschenkenntnis und huldigt weisem Fortschritt. Der Schwarze ist im allgemeinen konservativ; er macht ruhig so weiter, wie er es beim Vater und Großvater gesehen, und jede Neuerung ist ihm verdächtig, wenn nicht geradezu verhasst.

Einen besonderen Respekt hat er auch vor jedem Brief, sei es nun, daß er selbst einen schreibt, was schon etwas heißen will, oder sei es, daß er einen diktiert oder erhält. Der Postmeister dagegen hat oft seine liebe Not mit der Adresse dieser kaffrischen Briefe. Doch auch hier gilt das Sprichwort: „Übung macht den Meister“, und im großen und ganzen kommt die Mehrzahl dieser Briefe trotzdem doch richtig an ihre Adresse. Auch hier, in Emaus, ist eine Briefpost. Mit heutiger Post kamen folgende Briefe an:

1. Mrs. Albert Mingwa — Umzimkulu
Mous trappis — Griqualand.

(Daß „Mous“ soviel wie „Emaus“ heißt, weiß man auf der englischen Post schon lange).

2. Mrs. Madlokowa Ngcongco
Dalapise Mouse, Emzimkulu.

(„Dalapise“ heißt natürlich „Trappist“, und das übrige ergibt sich von selbst).

3. Mr. Mashala Manongwadhla
Mouse Trappetiss Umzimkulu.

4. Mr. Josef Sublakayi
Mouse Strappits — Umzimkulu.

Man sieht hier, welche Wandlungen der „Trappist“ durchmachen muß, allein man erkennt ihn sofort, solange nur noch ein Bispelchen von ihm herausragt; auch werden wir hier in Südafrika bei allem Volle (weiß wie schwarz) stets die „Trappisten“ bleiben, ob schon wir vom alten Orden schon längst getrennt sind. (Fortsetzung folgt.)

Eine Erzählung aus alten Tagen.

(Fortsetzung.)

6. Kapitel. Die Schlacht in der Ingeli-Kluft.

Stunde um Stunde verrann. Die Sonne rückte weiter und weiter vor auf ihrer Bahn, und die Schatten wurden länger und länger. Bevor sie blutrot unterging und hinter dem Kamm des nahen Berges verschwand, warf sie einen letzten goldenen Strahl in die dunkle Kluft hinab und übergoß uns Krieger in den Barrikaden drunten mit einer Flut blendenden Lichtes. Ich selbst stand mit ein paar anderen im Schatten der Mauer und nahm wahr, wie jene, die im vollen Lichte standen, unbehagliche Bewegungen machten, als ob sie ein geheimer Schauer überliefen.

„Das ist eine schlimme Vorbedeutung“, flüsterte mir ein alter Induna zu; „morgen um die gleiche Stunde werden alle jene, die soeben der Inkosi pezula (der Himmelsfürst) mit seinem Flammenschwerte berührt hat, tot in ihrem Blute liegen.“

Er redete noch, da kam Ngotwenyama vom Lager her auf uns zugeschritten. Das volle Sonnenlicht, das hinter ihm herflutete, gab ihm ein Aussehen, als komme er direkt vom Himmel herab. Er kam, die Wachen abzulösen und sandte uns in's Lager zurück, um etwas Nahrung zu uns zu nehmen. Als wir dort eintrafen, lagerten sich schon die Schatten auf der Erde, und das Weibervolk war unter lautem Geplauder emsig daran, für all die vielen Hunderte das Essen zu bereiten.

Nachdem wir uns gehörig gestärkt, kehrten wir auf unsere Posten zurück. Es war nun Nacht; bald jedoch stieg der Mond, obwohl noch nicht ganz voll, groß und hell hinter dem Ihlati empor, ein geisterhaftes Licht über die ganze Landschaft werfend.

In weiter Ferne erhoben sich vom Walde her die Stimmen der Nacht. Elephanten ließen ihre Trompetenstöße vom Zuurberg herüber hören; die Töne klangen scharf und klar in die öde Nacht hinaus. Heimgen und Fledermaus, Käuzchen und Glodenvogel summten, zirpten und läuteten miteinander um die Wette. Dazwischen ließen Schakale ihre eigentümlich schnarrenden Laute hören, zwei Paviane heulten ganz entsetzlich und alle überhörte noch das hysterische Lachen der Hyänen. Da hörte man plötzlich das Gebrüll eines Löwen. Seine gewaltige, aus voller Brust kommende Stimme glich buchstäblich dem Rollen des Donners und brachte mit einem Schlag alle übrigen Laute zum Schweigen. Die Tierwelt hatte den Ruf ihres Königs gehört, und eine Weile

schwie alles in Ehrfurcht vor dem Gewaltigen; dann aber begann das Summen, Zirpen, Pfeifen und Lärmen von neuem.

Einmal flog eine große Nachteule über die Mauer, mit ihrem weichen Gefieder fast unsere Köpfe streifend. Zwei unserer jungen Leute wurden dadurch so erschreckt, daß sie beim plötzlichen Zurückweichen ihre Köpfe hart aneinander stießen. Alles dachte an Gespenster. Manche meinten, der Geist des Vaters Jikova, des alten Kehla, den ich zuvor erwähnte, sei gekommen, um nochmals seinen Sohn zu sehen. Nun ging es los! Alles sprach von Gespenstern und von Zauberei, bis einem jeden die kalte Gänsehaut überlief.

Manche wußten von fleischlosen Geisterhunden zu erzählen, die ruhelos im Schatten des dunkeln Gehölzes umherstreiften. Ihre Augen seien wie feurige Kohlen, ihre Zähne scharf wie ein Messer, und ihre Freigier so groß, daß sie einen Löwen auf einmal verschluckten. Wieder andere wußten von geisterhaften Wölfen zu erzählen, die ausschließlich von Menschenfleisch lebten, und die von keiner Waffe, von Menschenhand geschmiedet, getötet werden könnten. Einmal jedes Jahr kämen sie, von dem großen Umtakati (Zauberer) geführt, von den Bergen herab, erwürgten jeden, der ihnen in den Weg trete und bezimierten die Viehherden.

Ich glaube, wir würden noch alle die Fabeln aufgezählt haben, die unter den Abontu, den Schwarzen Afrikanen, gang und gäbe sind, hätte uns nicht plötzlich das Geräusch eines fallenden Riesels erschreckt. Was war das? Niemand konnte es sagen, doch stieg uns allen die Ahnung auf, daß etwas nicht ganz geheimer sei.

Um drei Uhr morgens wurden die Wachposten abgelöst. Ein Kehla zog mit einer Kompanie junger Männer auf, wir aber kehrten in's Lager zurück, um etwas auszuruhen. Vollständig erschöpft warf ich mich vor der Hütte Ngotwenyamas auf den Boden nieder und war in wenigen Minuten fest eingeschlafen.

Plötzlich fuhr ich in jähem Schrecken auf. Lautes Rufen, Schreien und Jammern tönte vom Engpaß herauf! Eben begann die Nacht zu weichen und der Morgenhimmel sich grau zu färben, als ich im ungewissen Dämmerlicht einen jungen Menschen blutüberströmt dem Lager zurennen sah, der in jammervollen Tönen beständig rief: „Die Amazulu, die Amazulu sind da! Sie haben die Mauer durchbrochen und kommen wie die Brandung des Meeres daher!“

Ngotwenyama und etwa zwanzig der jungen Männer eilten sofort nach der Klust. Ich selbst ergriff meine Art und folgte ihm eilenden Laufes nach. Einige feige Burichen aber hatten drunten in den Barrikaden Reißaus genommen und liefen den Engpaß herauf dem Lager zu. Die Kehlas stießen die Flüchtlinge mit dem Schaft ihrer Affegais zurück und schrien sie zornig an: „Zurück, ihr Feiglinge! Zurück in den Kampf!“

In den Schanzen fanden wir die Moe-Barrikaden durchbrochen, desgleichen die aus den Zweigen des Stechapfels aufgeführte Mauer. Zwischen der Steinmauer und der ersten Umzäunung aber stand der alte Kehla Jikova mit einem Haufen Getreuer und versuchte die Zulus zurückzutreiben, deren weiße Federbüsche hin- und herwogten, wie der Schaum der Gewässer des Tegnwan, wenn ihn der Sturmwind peitscht.



Ein Geheimnis.

Als wir in den Kampf eintraten, kamen eben die Unsrigen ins Wanken und wichen langsam zurück. Schon stürmten die Zulus mit gellendem Triumphgeheul vorwärts, als sich ihnen plötzlich Ngokwennhama mit seinen Kehlas entgegenwarf. Wie der Blitz sauste des Umlungu mächtige Waffe auf und nieder, nach rechts und links, und bei jedem Hiebe sank ein Feind zu Boden. „Whi—ip—glud! Whi—ip—glud!“ tönte es jedesmal, wenn das Schwert durch die Luft rauschte und dann mit zerschmetternder Wucht niederfuhr auf Fleisch und Muskeln und Knochen.

Ich selbst ließ meine Streitart fliegen in blinder Wut. Eine rasende Gier zu morden hatte mich ergriffen, denn die Feinde, die mir gegenüberstanden, hatten mir Vater und Mutter und all' meine lieben Angehörigen grausam hingemordet. — Nur wenige Minuten konnte uns der Feind standhalten, dann wich er vor dem mächtigen Anprall unserer Waffen zurück. Leider gab im selben Augenblick unser linker Flügel nach. Ngokwennhama bahnte sich daher raschen Weg dorthin und begann mit einer Kraft und Ausdauer, die keine Ermüdung zu kennen schien, auch dort auf die kämpfenden Zulus einzuhauen.

Lange Zeit tobte der Kampf in dem Engpaß hin und her. Einmal hatten wir die Zulus zwanzig Schritt weit zurückgedrängt, doch sobald sie durch den offenen Eingang hinreichende Verstärkung erlangt hatten, drangen sie neuerdings vor. Wir fochten Mann gegen Mann. Manchmal wurden die vorderen Reihen durch das ungestüme Nachdrängen der hinteren so hart aufeinandergepreßt, daß es ihnen nicht mehr möglich war, zum Streiche auszuholen. Sie waren wie eingekesselt und begannen einander mit den Füßen, Zähnen und Ellenbogen zu bearbeiten. Anfangs widerhallten die Wände des Engpasses von wildem Geheul und fortwährendem Kriegsgeschrei, doch je länger das verzweifelte Ringen anhielt, desto erschöpfter und atemloser wurden die Streiter. Viele konnten keinen Laut mehr hervorbringen, und man hörte bei dem Uebermaße der Erschöpfung und tödlichen Seelenangst nur noch Keuchen und Stöhnen. Gerade diese stumme Verzweiflung gab dem wilden Kampfe etwas Unheimliches, Gräßliches und Schauer Erregendes.

Der Schweiß rann in Strömen; unsere braunen Leiber glänzten, als wenn sie mit Del eingerieben, und mit dem Schweiß vermischte sich das Blut, das aus unsern Wunden drang und derart den Boden benetzte, daß es unter unseren Füßen förmlich quatschte. Wir wankten bald vorwärts, bald rückwärts und strauchelten dabei über die Leiber der Erschlagenen, die zuletzt so dicht den Engpaß füllten, wie der Schnee, der zur Winterzeit auf dem Kamme des Induneni liegt.

Ich hatte anfangs gekämpft wie rasend und konnte nicht müde werden, immer wieder und wieder aus Leibeskräften auf die feindlichen Zulus einzuhauen. Zuletzt aber war meine Kraft dahin. Hände und Füße schienen vor Erschöpfung wie gelähmt. Jeder Hieb, den ich noch führte, verursachte mir in allen Gliedern und Muskeln eine stechende Pein, und meine Streitart schien mir so schwer, als läge der ganze Ingeberg auf ihr. Ich mußte ordentlich auf die Zähne beißen, um den abgematteten Arm nochmals zum Streiche zu erheben, und dabei rauschte und sang mir das erhigte Blut im Kopf und in den Ohren, daß ich in Ohnmacht zu fallen befürchtete. Zuletzt war es mir, als sei das Ganze ein wirrer Traum

und als fallen mit Donnergekrach alle Berge zusammen.

Trotzdem kämpfte ich weiter. Zum Glück war das Ende des gräßlichen Ringens nahe. Die Zulus wichen zurück; wir trieben sie hart an die Steinmauer hin. Einzelne flohen durch die Oeffnung ins Freie, und im selben Augenblick hörte ich abermals das entsetzliche Rollen und Krachen fallender Berge. Es waren die Steinmassen, die ich Tags zuvor, droben auf der Spitze des Berges, hatte aufhäufen helfen, und die nun von einer Abteilung unserer Krieger in ganzen Lawinen auf die Zulus hinabgeschleudert wurden.

Nur ein kleiner Rest der Feinde war noch übrig. Sie pflanzten sich, mit dem Rücken gegen die Mauer gefehrt, auf, rangen nach Atem und glogten uns mit ihren stieren, blutunterlaufenen Augen wie wilde Bestien an. Sie knirschten mit den Zähnen, verdrehten die Augen, daß nur noch das Weiße drohend hervorquoll, und machten sich bereit, kämpfend zu sterben.

Es folgten ein paar Augenblicke Rast, denn auch wir rangen nach Atem und waren bis zum Tode erschöpft. Da, auf den Kommandoruf Ngokwennhamas, erfolgte ein neuer, letzter Angriff, und zehn Sekunden später war kein lebender Zulu mehr innerhalb der Umfriedung.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hirtenknabe vor Gericht.

Ein Wort an die Mütter.

Es war einmal ein Hirtenknabe, welcher eines Tages zur Haft gebracht wurde. Als er allein zwischen den Kerkermauern saß, ohne die Ursache seiner Gefangennahme zu wissen, dachte er darüber nach, was eigentlich zu seiner Einkerkung geführt haben könnte. Vergebens: er war sich keiner Schuld bewußt und sprach deshalb: „Ohne Zweifel hat man mich für einen Anderen gehalten, der ein Unrecht begangen hat. Was soll ich Böses begangen haben? Täglich betete ich den Rosenkranz. Sollte das böse sein? Dann blies ich auf meiner Schalmei und sang weltliche und religiöse Lieder. Was läge Böses darin? Ich flocht Körbchen und andere Sachen aus Binsen und Rohr. Wäre das etwa böse? Zur heißen Mittagszeit legte ich mich gewöhnlich kurze Zeit in den Schatten einer Pappel zur Ruhe nieder. Dies kann auch nichts Böses sein, und dennoch sperrte man mich in den Kerker! O Gerechtigkeit, was treibst Du? Wo bist Du?“

Die Gerechtigkeit war aber nicht säumig. Ein Gerichtsdiener trat ein, um den Hirten zu holen und vor den Richterstuhl zu führen. Noch bevor der Richter sich zu ihm wandte, sprach der Hirte: „Ohne Zweifel halten Sie mich für einen Anderen, oder ich bin schwer verleumdet worden.“

„Was sprichst du von Verleumdung oder Verwechslung?“ hub nun der Richter an. „Bist du nicht ein Hirtenknabe? Heißest du nicht so und so?“

Der Knabe mußte beide Fragen mit „Ja“ beantworten.

„Nun, dann haben wir ja den Richtigen.“

„Wessen klagt man mich denn an?“ fragte der Hirt.

Der Richter entgegnete: „Die Ursache deiner Gefangennahme und Einkerkung ist folgende: Während du gedankenlos Schalmei bliesest, deine Lieder sangst oder schliefst und ruhest, drang das Vieh, welches du

zu hüten hatte, durch einen Zaun, den es zerstörte, in einen fremden Garten ein, fraß Blumen und Kräuter und das Grün ab und zertrat Vieles. Es waren freilich nur Tiere ohne Vernunft. Du aber hatte die Pflicht, die Tiere zu überwachen. Für den Schaden, den die Tiere angerichtet haben, mußt du nun büßen. Siehst du jetzt ein, daß du nicht schuldlos festgenommen und hierher geführt worden bist?"

Ihr Mütter! Der Sinn der schlichten Erzählung geht euch an! Dereinst werdet ihr vor den göttlichen Richterstuhl berufen werden; vielleicht werdet ihr euch unter denen zur Linken des Richters sehen und seid euch vielleicht keiner Schuld bewußt. Fleißig besuchet ihr den Gottesdienst, eifrig waret ihr im Gebet, um das irdische Fortkommen waret ihr sehr besorgt; ihr besuchet wohl hie und da eine Blaudegesellschaft, ein Kaffeefränzchen oder sonst ein Vergnügen, aber in Ehren, und das kann niemand wehren. Gewiß das. Aber im Drange der Geschäfte und in der Sorge um das irdische Wohl, durch den Besuch der Blaudegesellschaft und der Vergnügungen blieben eure Kinder, die der liebe Gott euch geschenkt hat, damit ihr sie hüten, überwachen und in seinem Dienste erziehen solltet, vielfach allein und ohne Aufsicht. In diesen unbewachten Augenblicken brachen die Kinder, von allerlei Versuchungen angelockt, den Zaun der göttlichen Gebote, drangen in den Garten der Unschuld und Herzensreinheit und entblätterten und zerknieteten die schimmernden Lilien der Ehrbarkeit. Sie aber waren, gleich unverständigen Tieren. Eure Pflicht dagegen war es, sie zu hüten, zu überwachen, vor dem Bösen zu bewahren. Euer Veten und Kirchengehen nützt euch in diesem Falle nichts, wenn eure Pflicht der Aufsicht und Zucht dadurch beeinträchtigt wurde.

Bundert euch also nicht, ihr Mütter, wenn ihr dereinst zur Verantwortung gezogen werdet wegen solcher Versäumnis. Die menschliche Gerechtigkeit verurteilt den faumseligen Hirten. Die unendliche göttliche Gerechtigkeit sollte die faumseligen Eltern, welche die Fehler und Uebertretungen seiner Gebote hätten verhindern können, nicht zur Rechenschaft und Strafe ziehen? — Täuschet euch hierüber nicht!

Ein Wort zum Werke der Glaubensverbreitung.

Was eine Heze nicht alles für Blüten treibt! „Protest = Fond.“ Das ist das Neueste auf dem Gebiete der Enzyklikaheze, während diese Zeilen geschrieben werden. „Missionsfond“, das sollte die prompte Antwort der Katholiken, insbesondere der Bergheimnichtsleser, sein.

Für jene, die noch nicht wissen, um was es sich handelt, folgendes: Der hl. Vater erließ im Mai d. J., anlässlich der Jahrhundertfeier des großen Mailänder Bischofs, des hl. Karl Borromäus, ein allgemeines Rundschreiben an die Bischöfe des Erdringes, worin er den großen Heiligen als wahren Erneuerer seiner Zeit feiert. Weil er dabei den Zweck verfolgte, vor den Neuerern der Jetztzeit, die sich unter dem Namen „Modernisten“ gefallen, wiederholt zu warnen, mußte er die Grundzüge wahrer und falscher Reform und den Heiligen im wahren Lichte seiner Zeit erscheinen lassen, das heißt ihn falschen Reformern seiner Zeit gegenüberstellen. Er tat dies übrigens nur in einigen, wenigen Sätzen und wendet sich ausschließlich

an Katholiken, nicht an Andersgläubige. Von einer Beschimpfung dieser kann keine Rede sein, sondern nur von einer nüchternen, geschichtlich längst festgestellten Tatsache, die sogar in dem Urteil objektiv denkender protestantischer Geschichtsschreiber, wie Adolf Menzel, Gregorovius und andere, noch bedeutend erhärtet wird. Ja, Luther selbst hat die verderblichen Wirkungen der „Glaubenserneuerung“, die er als ihr eigener Urheber noch um sich sah, bitter beklagen müssen. Obwohl es sich also um ein ebenso gerechtes als mildes Urteil von Seiten Roms in dieser Frage der „Reformationszeit“ handelt, ist ein maßloser Entrüstungssturm losgebrochen, und obwohl Rom ebenso milde und versöhnlich eingelenkt und die Verkündigung des Rundschreibens unterlassen hat, geht die Heze munter fort bei allen jenen, die es fälschlich auf sich beziehen und die am lauteften das Wort „Friede“ und „Duldung“ im Munde führen.

Zur näheren Beleuchtung einige Gedanken. Man möchte angesichts dieser jüngsten Heze an das Wort des Dichters denken: „Ist's Unsinn auch, so hat es doch Methode!“ Die ganze Bewegung, so „entgleist“ und töricht sie offenbar ist, so natürlich und logisch ist sie in ihrem ganzen Zusammenhang, in ihrem Ursprung. Der „Protestfond“ soll angeblich dienen zur Aufhilfe andersgläubiger Gemeinden in katholischen Ländern, zur Abwehr „römischen Einflusses“ und Ueberhandnehmens in protestantischen Gegenden. So zu lesen in der „Bremer Resolution.“ — In jedem Protestakte liegt eine Nichtanerkennung, eine Verwahrung gegen wirkliche oder vermeintliche Ein- und Uebergriffe in die Rechte anderer. In der Tat, hier in der Enzyklikafrage dreht sich alles um „römische Annäherung.“ Das ist der Kern- und Brennpunkt der ganzen Bewegung: „Katholizismus.“ Daß die katholische Kirche als solche das Recht besitzt, sich in „auswärtige Verhältnisse“ — religiöse selbstverständlich — einzumischen, oder auch nur sich darüber zu äußern, will man nicht anerkennen. — Gibt es denn für die katholische Kirche „auswärtige Verhältnisse“, das heißt Länder, die sie nichts angehen? Von der Lösung dieser Frage hängt die Berechtigung der Gegner im Enzyklika-Streite ab, obwohl sie ihrerseits keine Gelegenheit veräumen, sich in katholische Dinge einzumischen. Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Aber davon sehen wir heute ab.

Ein alter römischer Rechtsgrundsatz lautet: „Rom hat gesprochen, die Sache ist erledigt.“ Auf unser heutiges gesellschaftliches Leben angewandt, möchte man sagen: „Wenn Rom spricht, wird alles nervös.“ Sonderbar! War das immer so? —

Als der Heiland geboren war und die Weisen erschienen aus dem Morgenlande und plötzlich in Jerusalem auftauchten und fragten: „Wo ist der neugeborene König der Juden?“, da bemächtigte sich, so berichtet die Schrift, eine große Aufregung der Stadt. . . Schon an der Wiege des Christentums bemerken wir eine „Nervosität“, eine Aufregung, die alsbald in Feindschaft und Verfolgung überging. Man tat Schritte, den „Fremdling“, den „Eindringling“, aus dem Lande hinauszuschaffen, oder doch ihn unschädlich zu machen. So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Nichts Neues unter der Sonne. — Wie sie mich verfolgt, so werden sie auch Euch verfolgen. Die Geschichte der Kirche ist ein beredtes Zeugnis durch alle Jahrhunderte für dieses Wort ihres Stifters. —

Wenn man heute darum sich wieder entrüstet über „Anmaßung und Beschimpfung Andersgläubiger von Seiten Roms“, so frage man sich ruhig: Ist das der wahre Grund? Ist Rom wirklich zu weit gegangen und rücksichtslos genug gewesen, indem es sich über die religiösen Verhältnisse zurzeit des heiligen Karl Borromäus, des großen Mailänder Bischofs und Reformators äußerte? — Nein, es ist bloß ein Deckmantel, eine Ausrede. — Der wahre Grund liegt tiefer: Weil man die Sendung der katholischen Kirche, sich über den ganzen Erdbreis auszubreiten, nicht anerkennt; weil man den Sinn und den Inhalt der Enzyklika nicht verstanden hat, oder besser, nicht verstehen wollte; weil man immer noch nicht recht weiß, was „Katholisch“ heißt, obwohl dieser Begriff nun schon fast 2 Jahrtausende, wenn nicht dem Namen, so doch dem Wesen nach zu Recht besteht: Deshalb hegt man gegen die Kirche — wieder einmal — und läßt und läutet Sturm und predigt: Kampf gegen Rom! Los von Rom! —

Und doch hat Christus zu seinen Aposteln gesprochen: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker; und doch hat er seiner Kirche, seiner Stiftung, hiermit das Recht verliehen und die bestimmte Pflicht und Aufgabe gestellt, aller Welt das Evangelium zu predigen, die frohe Heilsbotschaft; und doch ist und bleibt die ureigenste Bedeutung des Wortes „Katholisch“ auch heute noch „Allgemein, allumfassend, Universal-Weltkirche“, auch heute noch, wo man bewußt oder unbewußt zwar so eine Art von Weltreligion konstruieren möchte, aber mit möglichster Zurückdrängung eines bestimmt, ausgeprägt konfessionellen Charakters, wie ihn die katholische Kirche kennt, eine Art unbestimmte, verschwommene Allerweltsreligion, wie sie in dem Verslein ausgesprochen liegt: „Jude, Heide und Gottentott, wir glauben alle an einen Gott!“ und worin ein jeder nach seiner Fassung selig werden kann. Daher der Kampf gegen alles, was katholisch heißt, ungeachtet der sonst sich entgegensetzenden Anschauungen und Uneinigkeit im eigenen Lager, im Kampfe gegen die katholische Kirche sind sie alle einig, sie ist der gemeinsame Feind, der allein ernstlich genommen werden kann.

Folgt daraus für uns Katholiken und Vergißmeinnicht-Leser ganz besonders: daß man sehr beruhigt sein kann auch über diesen neuesten Ansturm gegen unsere hl. Kirche. Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Sie ist auf den Fels gebaut, der Petrus heißt, und ist gerade dieser allgemeine Ansturm ein Zeichen für seine Festigkeit, Unererschütterlichkeit und Dauer, aber auch seine Bedeutung und göttliche Bestimmung. —

Ferner: Daß alle „Reform“-bestrebungen, die sich nicht auf diesen unerschütterlichen Felsen Petri gründen, von falschen Voraussetzungen ausgehen und zu falschen trügerischen, verderbnisbringenden Ergebnissen führen, Schein, Blendwerk, Täuschung, die das unfehlbare Lehramt der Kirche leugnen und sich selbst an dessen Stelle setzen, es für sich in Anspruch nehmen. Ein Lateinschüler, der kaum zur Schule geht, könnte sie belehren, daß das Wörtchen „re“ in seiner Bedeutung nicht heißt „hinweg“, sondern „zurück.“ Also zurück zu Rom, nicht hinweg, zurück zur alten „Form“ des Glaubens! — Und das nennt sich Wissenschaft!

Und wiederum: Daß es auch nichts ist mit jener Unterscheidung, die man auf der anderen Seite macht: Man kämpfe nur gegen den ultramontanen Geist, nicht

aber gegen die katholische Religion. Der katholische Christ hat sein sichtbares Oberhaupt zufällig in Rom — es könnte auch wo anders sein —. Gerade so aber wie es nicht angeht, jemanden „Berliner“ zu nennen, weil er den dort residierenden Fürsten als sein Staatsoberhaupt anerkennt, ebenso thöricht ist es, einen Katholischen „Römling“ zu nennen, weil er dem in Rom residierenden hl. Vater in geistigen Dingen untersteht und ihm huldigt, in geistigen Dingen, denn Christi Reich ist nicht von dieser Welt, nicht politischer Natur. Die Bezeichnung „Jenseits der Berge“ ist deshalb nicht richtig; für ihn gibt es überhaupt keine Länder- und Völkergrenze in Sachen seines Glaubens. Das hindert ihn aber nicht, im übrigen ein vorzüglicher Patriot und Bürger zu sein und sein Vaterland zu lieben in Wort und Tat, mit Hand und Herz, so daß ein Bischof einmal mit Recht sagte, er wisse nicht, was ihn mehr an seiner Ehre fränke und auf die Seele brenne, wenn man auf Kosten seines katholischen Glaubens seine patriotische Gesinnung oder auf Kosten dieser letzteren seinen katholischen Glauben verdächtigen und beanstanden würde. Ein Diebener Landmann hat das schlichter und einfacher ausgesprochen mit den Worten: Unser Herrgott ist „international“; deshalb muß es auch der Glaube sein und deshalb ist der katholische allein der rechte.

Und wiederum: Daß es etwas ebenso Schönes als Notwendiges ist um den „konfessionellen Frieden“, daß er aber zu einer leeren Phrase werden kann, da wo ihm katholische Grundsätze geopfert werden sollen, fundamentale, grundlegende Wahrheiten, während von der andern Seite kein Entgegenkommen, keine Aufgabe auch nur eines Jota ihrer Anschauung zu erwarten steht. Da ist es schon besser, man geht schiedlich, friedlich auseinander. Das verstößt durchaus nicht gegen den Geist der Liebe Christi. Er ist zwar der Friedensfürst und hat oft das Wort gesprochen: Der Friede sei mit Euch! Er hat aber auch das andere Wort gesprochen: Nicht den Frieden zu bringen, bin ich gekommen, sondern das Schwert; und auch zum ersten Friedensgruß fügt er hinzu: Nicht wie die Welt ihn gibt, gebe ich ihn Euch. Veritas et pax, Wahrheit und Friede! ist zur Aufklärung und Beilegung des Enzyklikasturmes in letzter Stunde ein schönes Buch überschrieben worden. „Wahrheit und Friede!“ Christus verkörpert beides und seine Kirche bewahrt und erstrebt sie als die höchsten Lebensgüter.

Ähnlich in der Frage gegenseitiger „Toleranz“ und Gleichberechtigung. Die katholische Kirche ist nicht nur gleichberechtigt, sondern hat das Vorrecht auf den ersten Platz, da sie allein die wahre ist. Außer der Kirche ist kein Heil. Leider ist sie von dieser ihr gebührenden Stellung noch weit entfernt. —

Und endlich folgt und das ist der praktische Zweck dieser Erwägung: Daß, wenn die katholische Kirche das Recht besitzt, sich über den ganzen Erdbreis zu verbreiten, jedes ihrer Mitglieder, jeder Katholik die Pflicht hat, sie in diesem Bestreben zu unterstützen, nach Maßgabe seiner Kräfte. Er dient da nur eigenen Interessen, gerade so wie ein jedes Gesellschaftsmitglied, wie immer sie heißen mag, die Interessen derselben wahrnehmen wird, will es ein würdiges, wahres, aktives Mitglied des Verbandes sein.

Es sei deshalb mein letzter Schluß: ein warmer Appell, die Missionstätigkeit der Kirche zu erhalten und zu unterstützen, da besonders, wo es am nötigsten ist, in den Heidenländern. —

St. Josephtgärtchen.

Frägst du wie? Wiſſe, daß es viele Mittel und Wege gibt, dies zu tun. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg; daß es aber auch viele Mittel und Wege gibt, dies besser und wirksamer zu tun, als es oft geschieht. Der Theologe bezeichnet das kurz mit dem dunklen Ausdruck „de bono meliori...“ Zum Verständnis des Laien möge eine ebenso kurze Geschichte dienen. Es stand unlängst folgende Notiz in einer Zeitung: Ein reicher Mann in Italien, der am Abende seines Lebens stand, dachte daran, sein ganzes Vermögen, er besaß Millionen, dem Hause Rothschild zu vermachen. ... Tags darauf wurde die Nachricht zwar widerrufen; jedermann weiß aber auch, was in dem Falle besser gewesen wäre, wer es nötiger gehabt hätte.

„Protestfond“ das ist der Kampfesruf der Gegenwart, „Missionsfond“, das wäre die schönste Antwort der Katholiken. — Einer, der stolz auf seinen Namen war und treu zur Kirche stand, hat das Wort geprägt: Christianus mihi nomen; catholicus cognomen. Etwas modernisiert würde das heißen:

Christlich mag sich jeder nennen,
Doch „Katholisch“ heißt: Bekennen.

M. G.

Der hl. Joseph, Patron der studierenden Jünglinge.

Ein Schüler der zweiten Lateinklasse hatte das Mißgeschick, bei seinen schriftlichen Arbeiten stets der letzte zu werden, obgleich er sehr fleißig und vom besten Willen beseelt war. Was anfangen? Er klagt dem Lehrer seine Not und bittet um Rat. — „Wende dich an den hl. Joseph“, sagt dieser, „aber mit wahrer Demut und mit festem, lebendigem Glauben! Er hat schon vielen geholfen, die in ähnlicher Not waren!“

Der Schüler verspricht, dem Räte des Lehrers zu folgen. Er wirft sich vor dem Bilde des hl. Joseph auf die Kniee, öffnet diesem sein Herz und bittet unter Tränen, er möge doch Mitleid mit ihm haben und seinen schwachen Kräften zu Hilfe kommen. Einige Tage nachher wurde eine lateinische Probearbeit gegeben. Die Uebersetzung war keineswegs leicht, auch kam darin eine Stelle vor, deren Sinn keiner der Schüler ergründen konnte. Der arme Knabe, der noch weniger davon verstand als die anderen, sah seinen Lehrer mit einem verzweifelten Blicke an. Dann bedeckte er das Gesicht mit den Händen und sandte ein inbrünstiges Gebet zum hl. Joseph empor. — Da wurde es plötzlich Licht in seinem Geiste, und der Sinn des dunklen Satzes stand klar vor ihm. Voll Freude schreibt er seine Arbeit und übergibt sie lächelnd dem Lehrer; die Hoffnung war wieder in sein Herz eingelehrt. Wie glücklich war er, als er sich zum erstenmale einen guten Platz errang! Sein Vertrauen zum hl. Joseph wuchs von Tag zu Tag. Er verdoppelte seine Anstrengungen, und am Schlusse des Jahres erhielt er gegen alles Erwarten einen der ersten Preise. Von da an war und blieb er ein ganz vorzüglicher Schüler.

Nach einiger Zeit trat ein anderer Knabe von ebenso geringen Anlagen in die Anstalt ein. Er konnte in seinen Studien durchaus nicht vorankommen, so daß er eines Tages tiefbekümmert zu seinem Lehrer sagte: „O wenn ich nur ein Mittel wüßte, um bessere Fortschritte zu machen! Ich wünsche das nicht so fast meinetwegen, als wegen meiner lieben Eltern, die sich wegen meiner geringen Fortschritte nicht trösten können und mir beständig Vorwürfe machen. Gott weiß, wie viel Mühe ich mir beim Studieren gebe“. Der Lehrer, von den kindlichen Worten gerührt, fragte den Knaben, ob er die Andacht zum hl. Joseph kenne? Da derselbe es bejahte, riet er ihm, zu diesem großen Heiligen seine Zuflucht zu nehmen und erzählte ihm zur Belebung seines Vertrauens die vorhin erzählte Geschichte. Die Folge war, daß der Schüler wieder neue Hoffnung faßte.

Er begann mit seinem frommen Lehrer eine neuntägige Andacht zum hl. Joseph. Noch war sie nicht beendet, als in der Klasse eine lateinische Aufgabe gegeben wurde. Am Abend kam der Knabe freudestrahlend zu seinem Lehrer und teilte ihm mit, die Uebersetzung sei ihm so gut gelungen, daß er hoffe, einen der ersten Plätze zu erhalten. Wirklich erhielt er den zweiten Platz. Bei einer der nächsten Arbeiten wurde er der erste, desgleichen trug er am Jahreschlusse den ersten Preis davon. Der dankerfüllte Jüngling blieb zeitlebens ein eifriger Verehrer des hl. Joseph, und suchte die Andacht zu dem großen Patriarchen auch bei anderen zu wecken.

Zu Ehren des hl. Joseph

ersuchte uns eine der Vergißmeinnicht-Leserinnen aus dem Ruhrgebiete, Folgendes zu veröffentlichen:

„Einer meiner Söhne, Joseph mit Namen, hegte seit langer Zeit eine ganz unbegreifliche Abneigung gegen seinen eigenen Vater. Obgleich wir ihm alle wiederholt darüber Vorstellungen machten und ihn an's vierte Gebot Gottes erinnerten, es half nichts; im Gegenteil, sein Haß und Groll gegen den Vater schien mit den Jahren nur zu wachsen.“

Da blieb uns nichts anderes übrig, als fleißig für den Verirrten zu beten. Namentlich wandte ich mich in meinem Anliegen an den hl. Joseph, zu dessen Verehrerinnen ich mich zählen zu dürfen glaube, und der überdies der Namenspatron dieses meines Sohnes war. Mein Vertrauen und Gebetsseifer wuchs mit dem Nahen des Monates März.

Doch schon am ersten Tage wurde ich da auf eine harte Probe gestellt. Mein Sohn, der in der Fremde weilt und einen hohen Lohn verdient, schrieb nämlich am 1. März 18. Jz. an meinen Mann einen Brief, in welchem er ihn ersuchte, ihm Geld zu leihen, damit er sich einen neuen Anzug kaufen könne. Dieser aber konnte nicht umhin, ihm schriftlich sein Befremden darüber auszusprechen, daß er bei dem schönen Gehalt, den er beziehe, noch Geld von ihm haben

wolle . . . Nun war es vollends aus! Mein Sohn schrieb in seiner Verblendung einen zweiten Brief voll von Beleidigungen gegen seinen Vater. Am Schlusse fügte er bei, es werde zwar an seinem Aufenthaltsorte gerade eine Volksmission abgehalten, allein er werde sich hüten, sie mitzumachen.

Unsern Schmerz mag man sich denken! Wir Eltern und die anderen, zum Glück besser gesinnten Geschwistern, verdoppelten unser Gebet, hielten eine Novene zum hl. Joseph und ließen zu seiner Ehre eine hl. Messe lesen. Dieses sollte zugleich unser Namenstags-Präsent für den verirrtten Sohn sein.

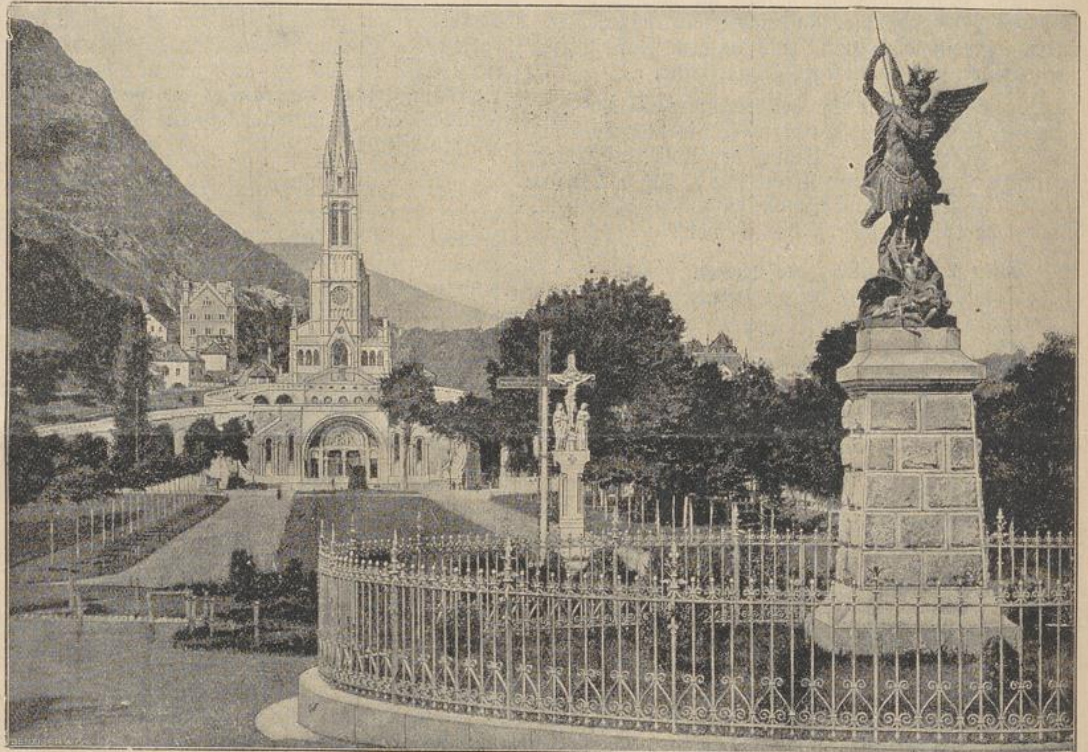
Raum waren einige Tage verflossen, da bekamen wir abermals einen Brief von unserem Sohn; doch

Aus dem Leben einer Gottesbraut.

(Fortsetzung.)

„Jetzt erkenne ich,“ schrieb Clemens Brentano einst in sein Tagebuch, „was die Kirche ist, daß sie unendlich mehr ist, als nur eine Vereinigung von gleichgesinnten Menschen. Ja, sie ist der Leib Jesu Christi, der als ihr Haupt wesentlich mit ihr verbunden ist und ununterbrochen mit ihr verkehrt! Jetzt erkenne ich, welch' unermesslichen Schatz von Gnaden und Gütern die Kirche von Gott besitzet, der nur von ihr und in ihr empfangen werden kann!“

Diese Aeußerungen bezogen sich auf verschiedene Unterredungen, in welchen Anna Katharina den irri-



Basilika von Lourdes (Frankreich).

dieser lautete gottlob anders, als der zuvor erwähnte. Voll kindlicher Reue bat mein Sohn darin den Vater um Verzeihung, beteuerte, daß ihm sein bisheriges Benehmen ungemein leid tue und versprach aufrichtige Besserung. Auch die Mission erwähnte er wieder; er habe schon mehreren Predigten beigewohnt und wolle nun eine Generalbeicht ablegen.

Natürlich schrieb ihm der Vater sofort zurück, es solle alles verziehen und vergessen sein. Unser Sohn aber ist seitdem wie umgewandelt. Jeder seiner Briefe atmet nur Liebe und Verehrung gegen seine Eltern. Darum tausend Dank dem hl. Joseph, der uns in so schwerer Not geholfen!

Wer von unseren Lesern und Leserinnen betet ein andächtiges Ave Maria um die Gnade der Beharrlichkeit für dieses Schatzkind des hl. Joseph?

gen Vorstellungen des Pilgers entgegengetreten war und die Reinheit und volle Wahrheit des katholischen Glaubens mit Nachdruck geltend gemacht hatte. Noch ganz in seinen asketischen Anschauungen von der Kirche, als der aus „allen Kindern Gottes ohne Unterschied des äußeren Bekenntnisses gebildeten Gemeinschaft“, befangen, hatte er sich nicht wenig überrascht gefunden, als ihm Anna Katharina schon in den ersten Tagen seines Aufenthaltes auf die lobpreisenden Schilderungen der äußerlich zwar getrennten, aber im Geiste geeinigten, weil der allgemeinen Kirche angehörenden Brüder“, die ernste und sehr bündige Antwort gab:

„Die Kirche ist nur Eine, die römisch-katholische! Und wenn auch nur ein einziger Katholik noch auf Erden lebte, so würde dieser die eine, allgemeine d. i. die katholische Kirche, die Kirche Jesu Christi ausmachen, welche die Pforten der Hölle nicht überwinden werden.“ Und als er entgegnete, daß doch

gewiß alle, die an Christus glauben, Kinder Gottes sein, erwiderte sie: „Wenn Jesus Christus sagt, daß die Kinder Gottes Gott als Vater ehren und lieben sollen, so müssen sie ja doch auch die liebe Mutter Gottes ihre Mutter nennen und sie als ihre Mutter fühlen. Wer aber das nicht einsieht und ohne Belehrung nicht von selbst tut und übt, bei dem ist das Vater unser eine leere Redensart, und er selbst ist ferne, ein Kind Gottes zu sein.“

Und wieder auf die Kirche zurückkommend, fuhr sie fort: „Die Erkenntnis der Größe und Herrlichkeit dieser Kirche, in welcher die Sakramente unverletzbar heilig, in ihrer ganzen Kraft erhalten sind, ist leider in unseren Tagen selbst bei Priestern eine Seltenheit. Und weil so viele Priester nicht mehr wissen, was sie sind, so wissen auch so viele Gläubige nicht mehr, was sie sind und was es heißt, der Kirche anzugehören.“

Damit keine menschliche Gewalt die Kirche zerstören könne, hat Gott die Priesterweihe zu einem unauslöschlichen Zeichen erhoben. Wenn nur ein rechtmäßig geweihter Priester noch auf Erden bestehet, so ist Jesus Christus durch das allerheiligste Sakrament des Altars als Gott und Mensch lebendig in seiner Kirche, und wer, durch den Priester von Sünden losgesprochen, dies Sakrament empfängt, der ist allein wahrhaft mit Gott vereint.“

(Fortsetzung folgt.)

Das zer Schlagene Christusbild.

Vor einem herrschaftlichen Hause in Paris fuhr püstend und fauchend ein elegantes Automobil vor. Ein Diener öffnete den Schlag, ein Staatsmann entstieg dem Gefährt und schritt befriedigt die Stufen zu seiner Wohnung hinan. Der Staatsmann betrat sein luxuriös eingerichtetes Arbeitszimmer, legte die gelblederne Mappe auf den Tisch, warf sich aufs Sopha und atmete erleichtert auf. Ein triumphierender Zug glitt über seine Züge.

„Welch herrlicher Tag!“ murmelte er vor sich hin. „Niemals war mir solcher Erfolg beschieden. Ich habe drei Stunden ununterbrochen gesprochen und meine Worte entsprachen genau meinen Gedanken und meinen Absichten. Ich habe die Rechte gepeitscht, die Linke gezipfelt und die Sozialdemokraten genarrt und die Minister erzittern lassen. Ich kam mir vor wie der Löwenbändiger im Zwingen; und wie wußte ich die Gesellschaft an mich zu ziehen, zu fesseln, dann wieder abzustößen und wieder an mich zu fetten! Und als ich geendigt, als sie sahen, daß ich eigentlich niemand vernichtet, niemand Schaden zugefügt habe, da offenbarte sich ihre Zufriedenheit über meine Rede in lautem Beifall. Ich liebe diesen Kampf, ich fühle

mich wohler als Chef einer großen Partei, denn als Ministerpräsident; denn ich bin viel mächtiger als er. Als wir von der Entchristlichung Frankreichs sprachen, war es, als ob die Steine sich gegen uns erheben wollten, so fest schien der 20. Jahrhunderte alte Bau der katholischen Kirche in der französischen Idee festgewurzelt zu sein. Aber die Sache ging viel



Bernadette von Lourdes.

ruhiger von Statten. Es kam zu keinem Aufruhr, zu keiner Erschütterung. Wir haben während der letzten 25 Jahre mit Beharrlichkeit unser Ziel verfolgt: Laisierung der Schulen und Hospitäler, Entfernung sämtlicher religiöser Embleme aus den öffentlichen Gebäuden. Wir haben die Seminaristen in die Kasernen gesteckt und dadurch viele an der Ergreifung des Priesterberufes gehindert; die Abreise der Kongreganisten, die wir vertrieben, ließ

den Feuereifer der religiösen Propaganda erlöschten. Wir haben das Trennungsgesetz durchgesetzt, das dem ganzen Werke der Verfolgung der katholischen Kirche die Krone aufsetzt. Wir schließen da und dort unter irgendeinem Vorwande die Kirchen; das läßt sich ohne viel Aufsehens durchführen. Nach und nach wird es uns gelingen, eine Pfarrei nach der anderen zu unterdrücken. So werden wir endlich unser Ziel, die Entchristlichung Frankreichs, erreichen. Um noch schneller dahin zu gelangen, ist es notwendig, die Familie zu entchristlichen. Die Ehescheidung hat uns da schon einen guten Schritt vorwärts geholfen. Leider sind die Frauen unseres Jahrhunderts noch schrecklich gläubig. Wäre meine Frau am Leben geblieben, ich bin sicher, wir hätten manchen schweren Kampf miteinander gehabt. Germaine war fünf Jahre alt, als ihre Mutter starb. Ich ließ nach dem Tode meiner Frau alle Bücher und religiösen Embleme aus der Wohnung entfernen. Ich verbot den Eintritt religiöser Ideen in mein Haus; ich nahm als Hausdame eine aufgeklärte antiklerikale Dame, die mit großem Geschick die geringen Spuren von Religiosität zu zerstören wußte, welche sich in dem kindlichen Gemüt meiner Tochter bemerkbar machten. Heute ist sie 20 Jahre alt. Ja, ihr Katholiken, kommt und seht euch die Erziehung meiner Tochter an, und dann zeigt mir einmal, ob ihr auch so ausgezeichnete Resultate aufzuweisen habt! Ja, diese Erziehung ist eine Frucht der Freiheit und des freien Gedankens."

Ein leises Klopfen ließ sich von draußen vernehmen. Die Portiere öffnete sich und eine hübsche junge Dame trat ein. Es war Germaine. Sie ergriff ein Taburett und setzte sich zu Füßen des Vaters nieder.

"Bist du müde von der langen Sitzung?" fragte sie. "Ich würde es bedauern, denn ich wünsche, daß du den Abend deiner Tochter widmest."

"Woher auf einmal diese Idee der Einsamkeit? Du weißt doch, ich muß die Leute anziehen, damit du in der Lage bist, dir nach deinem Belieben einen Mann auszuwählen, mit dem du die guten und bösen Tage des Lebens teilen sollst."

"Nach meinem Belieben!" wiederholte sie mit einem Lächeln. "Du bist somit nicht einer jener barbarischen Väter, die ihrer Tochter einen Bräutigam aufdrängen oder irgendeine Neigung im Herzen ihrer Tochter einfach unterdrücken."

Der kraftvolle Mann, der zwei Stunden vorher ein Parlament in Schrecken hielt und sich einen Spaß daraus machte, den Zorn anderer zu entfesseln, um ihn zu dominieren und zu besiegen, derselbe Mann wurde mit einem Schlage schüchtern; es quälte ihn plötzlich etwas, er hatte das Gefühl einer herannahenden unbekannten Gefahr.

"Selbst wenn ich ein barbarischer Vater sein wollte, ich könnte es nicht, denn du bist ja majorenn und kannst tun, was dir beliebt. Hast du deine Wahl etwa schon getroffen?"

"Ja", erwiderte sie freimütig.

"Da bin ich doch neugierig, den Namen des Exkorenen zu erfahren."

"Ach, Vater; er steht so hoch über allen anderen!"

Ein leiser Schauer durchzog die Glieder des starken Mannes. Nach einem Augenblick tiefster Stille rückte die Tochter einen Schritt näher.

"Ich will dem Herrn dienen und ins Kloster gehen!"

Darauf hob sie den Kopf und richtete den Blick auf den Vater. Dieser war so blaß geworden, daß sie eine Ohnmacht befürchtete und sich erhob, um nach Hilfe zu rufen. Der Staatsmann aber, der gewohnt war, sich bei unerwarteter Bestürzung rasch wieder zu fassen, rief seine Tochter wieder zurück. Doch seine Stimme zitterte noch, als er sie fragte:

"Seit wann trägst du dich mit dieser Absicht?"

"Seit drei Jahren."

"Von wem hast du diese Idee?"

"Von niemand."

"Hast du etwa deiner Hauslehrerin schon hiervon erzählt?"

"Nicht ein Wort. Du bist der erste, dem ich hiervon Mitteilung mache."

"Aber es muß doch irgendein Leitfaden bestanden haben, der dich dem Abgrunde entgegenführte?"

Sie antwortete nicht darauf, sondern schien zu überlegen.

"Ich will dir die Ursache erklären. Vor etwa vier Jahren machte ich mit meiner Hauslehrerin einen Spaziergang, und wir kamen auf einer einsamen Straße an einem zerشلagenen Christusbilde vorbei. Das Kreuz war leer und der Christus lag zerbrochen am Wegrain. Ich sammelte die Stücke, ließ mich auf den Stufen des Kreuzes nieder und setzte das Christusbild zusammen, etwa so wie ein Kind, das sich mit seinem Baustein amüsiert. Wir suchten die fehlenden Stücke zusammen, und bald lag das Christusbild zwar zerbrochen, aber doch ganz auf den Stufen des Kreuzes. Als ich meine Arbeit bewunderte, gab das Fräulein, das sich an der Zusammensetzung beteiligt hatte, dem Christusbilde mit dem Fuße einen Stoß, daß die Stücke wieder in alle Winde flogen. Ich wagte nicht, zu protestieren, aber seit jenem Tage erwachte in meiner Seele der Keim eines Triebes, den du nicht hineingelegt hast, auch nicht die Hauslehrerin. Heute tritt dieser Keim als gereifte Frucht aus meiner Seele heraus. Als das Fräulein mir erzählte, daß die Welt und ihre Pracht das Resultat unbekannter Kräfte seien, da genügte es mir, den Duft einer Blume einzusaugen, dem Fluge eines Vogels zu folgen, ein Insekt zu betrachten, den Blick zu den Sternen zu erheben, um zur Ansicht zu kommen, daß es etwas Uebernatürliches geben muß, was alle diese Herrlichkeiten geschaffen hat. Auf meine schüchterne Frage, wer denn dieses übernatürliche Wesen sei, erwiderte die Hauslehrerin in „wissenschaftlichem“ Sinne, im Sinne jener Wissenschaft, die mir vorkommt, wie die Uebersetzung der Werke eines großen Meisters durch einen Schüler, eine Uebersetzung, in der so viele Fehler und Unrichtigkeiten enthalten sind, daß sie von der fortschreitenden Zeit beständig korrigiert werden muß. Und als du mir sagtest, daß der Tod ein ewiger Schlaf sei, da fühlte ich, daß mein Körper wohl einschlafen könne, aber daß ich in meinem Innern eine Flamme trage, die nie erlischt. Vater, in solchen Stunden dachte ich mit Betrübnis an dich; aber das zerشلagene Christusbild tröstete mich und richtete mich stets wieder auf. Ich fand in seinen Schmerzen eine ungeahnte Kraft, ich flehte zu ihm, daß auch du ihn lieben mögest, wie ich ihn lieben gelernt habe, denn ich will ihm gehören für Zeit und Ewigkeit."

Darauf schwieg sie, ergriff die Hände ihres Vaters und drückte einen Kuß darauf. Diese kind-

liche Zärtlichkeit ließ ihn aus seiner Betäubung erwachen, und gelassen sprach er:

„Galiläer, du hast gesiegt!“

Des Kindes eindringliche Sprache hatte sein Herz erweicht. Er wollte nicht mehr kämpfen, er konnte nicht mehr kämpfen. Er gab seiner Tochter ein Zeichen zu gehen, denn er wollte allein sein.

Und als er allein war, sah er plötzlich seinen ganzen menschlichen Ehrgeiz in Nichts zusammensinken. Ein zer Schlagenes Christusbild! Ein Sakrileg, zu dem er durch seine gottlosen Reden angestiftet hatte! Und dieser Christus rächte sich jetzt auf diese Art! Er, der große Staatsmann, hatte sich getäuscht! Er wollte Frankreich entchristlichen, und nun gelang es ihm nicht einmal, sein eigenes Kind zu entchristlichen! Wie will er die Lichter am Himmel auslöschen, wenn sie solche Reflexe in die Seele seines eigenen Kindes werfen!

Und vor seinem irrenden Geiste zerriß der dicke Schleier der Finsternis. Er sah den Schlüssel des übernatürlichen Geheimnisses, das er so scharf bekämpfte. Auf sein Geheiß mußten sämtliche religiöse Embleme verschwinden, damit nichts Außerirdisches die Ideen wieder zum Erwachen bringen, welche er aus dem Herzen seiner Tochter bannen wollte; und auf dem Grunde der Seele des jungen Mädchens hatte sich das Bild des Gekreuzigten von neuem erhoben und alle anderen verdrängt. Dieser allmächtige Meister hatte also unerreichbare Zufluchtsorte, wo er regiert, befiehlt und den Kampf seiner Gegner mit-leidig belächelt!

Der große Staatsmann faßt die ganze Nacht. Als die ersten Sonnenstrahlen hinter Montmartre hervorleuchteten, kniete er nieder und weinte...

Am 27. April l. J. starb zu Schwanenstadt in Ober-Oesterreich der Hochwürdigste Herr Dechant und Stadtpfarrer Johann Huber. Dieser hochverdiente Priester, dessen Name in den weitesten Kreisen einen gar guten Klang hat, zählte seit vielen Jahren auch zu den eifrigsten Förderern des katholischen Missionslebens. Zeuge dafür sind die trefflichen Berichte, die er darüber mit unermüdlichem Eifer in jeder Nummer der Linzer theol. Quartalschrift veröffentlichte.

Auch der Mariannhiller Mission war er stets mit besonderer Liebe zugetan, sodaß ihm unser Haus zu ständigem Dank verpflichtet bleibt. Sobald wir von seinem Hinscheiden hörten, wurde in der Kollegiatkirche in Mariannhill ein feierliches Requiem für ihn abgehalten, und auch an der täglichen Totenmesse, die daselbst gelesen wird, wird er für alle Zukunft teilhaben. R. I. P.

Das Krüppel.

Krüppel riefen sie ihn, den guten, kleinen Hirten aller Gänse im Dörfchen. Er war verwachsen, der arme, kleine Kerl. Seine Mutter einzig hatte ihn nicht so genannt und ihn oft getröstet, er sei gar kein Krüppel, verborgene Engelsflügel trage er unter den Schultern. Längst war die Mutter tot und ihr Kind fiel der Gemeinde zur Last, das heißt, er aß jeden Tag in einem anderen Hause das, was Bauern und Gesinde übrig ließen.

Wie im Körper, so ist er auch im Geiste minderwertig, hat der Herr Bürgermeister gesagt, der braucht mit lang auf den Schulen umeinander zu hocken, der

taugt zu nix weiterem, als die Gänse zu hüten. Und das tat das Krüppel denn auch willig und gern.

Draußen, vor'm Dörfchen, wo's Bächlein lustig murmelt, und's Gras so saftig steht, da trieb er seine Gänse. Eine Tanne wuchs hier, die einzige in der sonst kahlen Umgegend. Aus schönerer Gegend mochte der Wind das Samen Korn gebracht haben, und hier in der lehmigen Erde war es aufgegangen und wuchs nun hoch und schlank zur immergrünen Tanne, schön wie wohl keine ihrer Schwestern in der Heimat. Weil's so a schön's Plätzle ist, hat der Bürgermeister gemeint, wollen wir a Bildstöcklein hinsetzen. Und's Bildstöckle ward gesetzt und noch a Bänkchen davor, und auf dem Bänkchen ruhte seither der kleine Gänsehirt täglich und sah oft mit gefalteten Händen zur Mutter Gottes und zum Jesukindlein auf.

Am Martinstag, da bekam der Gänsebub etwas zum Präsent von des Herrn Pfarrers Schwester, der weichezigen Jungfrau Netti, heuer einen bunten, selbstgestrickten Wollshawl.

Der Bub hatte nun „a helle Freud“ daran und tat ihn sorgsam beiseit „Uf de Winter“. Und als der nun über's Dörfchen kam, als der erste Schnee gefallen, da führten kleine, derbe Spuren von Holzschuhen vom Dörfchen querselb, hinüber zum Bildstöckle der Tanne. Schon oft hatte das Krüppel in seinem einfältigen Gemüt gedacht, wie's frieren müsse im Winter, das zarte Jesukindlein in den dünnen Windeln — nun eilt er, es vor der ersten Kälte zu schützen. Mühsam kletterte er hinauf zum göttlichen Knaben und wickelte, so gut es gehen will, den bunten Wollshawl von Junos Netti um's Jesukind. Dann steigt er befriedigt wieder hinab und setzt sich gewohnheitsgemäß aufs niedere Bänkchen.

Dichter und dichter rieseln unterdes die Flocken vom Himmel, die Erde zur Christnacht in Weiß zu hüllen, und als am Morgen die Glocken den heiligen Tag verkündeten, waren die kleinen Fußspuren vom Dorfe zum Bildstöckle verschneit, seltsam sah's Jesukindlein in den Armen der Mutter Gottes drein, und unten auf dem Bänkchen saß der kleine Gänsehirt, die Händchen gefaltet, erstarrt von Schnee bedeckt, dem Krüppel waren die Flügel gewachsen.

Die kleinen Theologen. Der kleine Otto äußert dem jüngeren Brüderchen Rudi gegenüber Bedenken an der Schöpfungsgeschichte: „Das ist doch schon so schrecklich lange her; woher wissen nur die großen Leute, wie das zugegangen ist?“ — Rudi: „Wahrscheinlich aus der — Zeitung!“ — Ein andermal erklärt Otto dem Brüderchen die Bedeutung der christlichen Feste. „Weihnachten ist der Herr Jesus geboren, Ostern ist er auferstanden und Pfingsten...“ — Rudi: „Pfingsten ist er wahrscheinlich geimpft worden.“ — Der kleine Ernst berichtet, am Dreikönigstage aus der Schule kommend: „Heute haben die katholischen Jungen gefeiert. Weißt du, Vater, wenn die drei Könige evangelisch gewesen wären, dann hätten wir Evangelische freigegeben.“

Prinzen-Erziehung. Erzieher: „Können mir Hoheit über die Sterne etwas sagen?“ — Prinz schweigt! — Erzieher: „Ganz gut, Hoheit, ganz gut, über die Sterne wissen wir so gut wie nichts!“

Die Hauptsache. Herr: Nun, was weinst du denn so sehr, Kleiner? — Kleiner: (auf seinen Schul-kameraden zeigend): Der hat mir mein Butterbrot über die Mauer geworfen.“ — Herr: „So... mit Absicht?“ — Kleiner: Nein, mit Leberwurst.“

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

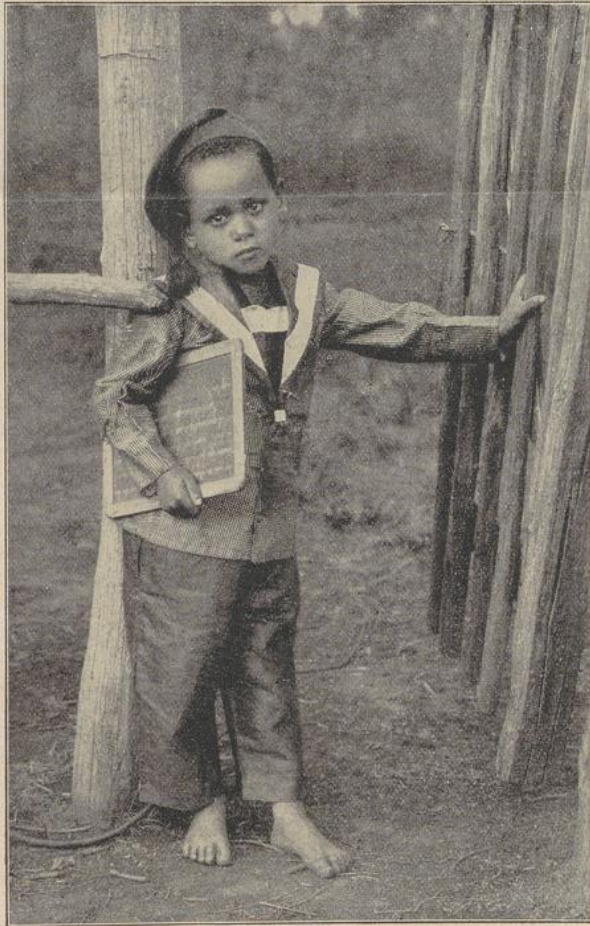
28. Jahrgang.
Nr. 10

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franco zu-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.
Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Der kluge Hans.

Köln a. Rh.
Oktober 1910.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Herbstlied.

Feldewwärts flog ein Vögelein
Und sang im muntern Sonnenschein
Mit süßem wunderbarem Ton:
„Ade! ich fliege nun davon,
Weit! weit!
Reiß' ich noch heut'.“

Ich horchte auf den Feldgejang,
Mir ward so wohl und doch so bang;
Mit frohem Schmerz, mit trüber Lust
Stieg wechselnd bald und sank die Brust:
„Herz! Herz!
Brichst du vor Wonne oder Schmerz?“

Doch als ich Blätter fallen sah,
Da sagt' ich: „Ach! der Herbst ist da.
Der Sommergast, die Schwalbe, zieht,
Vielleicht so Lieb' und Sehnsucht flieht
Weit! weit!
Rasch mit der Zeit.“

Doch rückwärts kam der Sonnenschein,
Dicht zu mir drauf das Vögelein,
Es sah mein tränend Angesicht
Und sang: „Die Liebe wintert nicht.
Nein! Nein!
Ist und bleibt Frühlingssonnenschein!“

Ludwig Tied.

Das Hlonipa-Gesetz bei den Schwarzen.

Die christlich zivilisierten Völker haben keinen zu Recht bestehenden Gebrauch, der ein Seitenstück zu den Etiketteregeln bildete, welche der Kaffer mit dem Worte „hlonipa“ bezeichnet. Wir müssen daher dieses einheimische Wort beibehalten; es leitet sich von einer Wurzel her, das eine gewisse Verwandtschaft mit dem Begriffe „Scham“ hat. Namentlich den Frauen legt bei den Kaffernstämmen das Herkommen und die „gute Sitte“ mancherlei Einschränkungen im sozialen Leben auf, die sämtlich in dem Hlonipa-Gesetz einbegriffen sind. Verschiedene Beispiele mögen die Sache klar machen:

Kommt z. B. ein Fremder zu einem Kraal herangeht und fragt er eines der Weiber nach dem Namen des Familienoberhauptes, dem der Kraal gehört, so wird ihm das Weib nicht leicht eine Antwort geben; sie wird vielmehr eines der Kinder rufen, damit es den Namen des Kraaleigentümers nenne. Weshalb diese Umständlichkeit? Nun, die Frau scheut sich, und zwar infolge eines zu Recht bestehenden Gebrauches, den Namen ihres Eheherrn zu nennen; und wenn sie schließlich notgedrungen ihn bezeichnen will, so tut sie es mit den Worten: „Der Vater des N. N.“

Eine Schwiegertochter muß ihrem Schwiegervater und allen Verwandten ihres Mannes in aufsteigender Linie „hlonipa“ erweisen; d. h. sie darf nicht nur keinen Verkehr mit ihnen haben, sondern nicht einmal die Stammsilbe in deren Namen aussprechen. Kommt daher im gewöhnlichen Verkehr ein Wort vor, dessen Stammsilbe die gleiche ist, wie im Namen eines der genannten Anverwandten, so muß sie dieses Wort umändern, wodurch unter Umständen eine ganz eigentümliche Sprechweise dieser Frauen entsteht, welche von jener der Männer bedeutend abweicht.

Wie genau es manche Kaffernweiber mit diesem Gebrauche nehmen, mag nachstehender Vorfall beweisen, der auf einer protestantischen Missionsstation vorkam. Eine alte Frau wurde im Gebet des Herrn unterrichtet. Wenn sie nun zu der Bitte kam: „Zukomme uns dein Reich“ änderte sie jedesmal das Wort, welches im Kaffrischen „kommen“ (ukufika) bedeutet. Die Lehrerin, welche das Hlonipa-Gesetz der Kaffern noch nicht kannte, korrigierte ihre greise Schülerin und bestand darauf, den Satz in verbesserter

Form zu wiederholen, was jedoch die Alte entschieden verweigerte; sie blieb vielmehr bei ihrem eigenen, selbst gewählten Wort. Die Lehrerin war erstaunt und wußte nicht, sollte sie dieses sonderbare Benehmen der alten Frau der Dummheit oder dem Eigensinn zuschreiben, bis ihr ein paar andere Weiber, welche der Vorfall höchlichst ergötzte, ihr lachend den Aufschluß gaben, die Alte dürfe das Wort „ukufika“ (kommen) nicht aussprechen, weil es die Stamm- oder Stammsilbe des Namens ihres Ehegatten wäre.

Ein anderesmal wollte dieselbe englische Lehrerin, deren Name „Green“ (Grün) war, einheimische Beeren kaufen, welche ihr die Kaffern anboten. Da sie nun bemerkte: „Ach, die Beeren sind noch grün“, war sogleich eines der Kaffernweiber mit der Zurechtweisung bei der Hand: „Du darfst das Wort „grün“ nicht aussprechen, denn es ist der Name deines Eheherrn. Wähle daher einen anderen Ausdruck und sage: „Die Beeren sind noch nicht reif.“

Dieses Hlonipa-Gesetz bringt die verschiedensten Modifikationen ins tägliche Leben des Kaffernvolkes. Ein Weib darf mit den Personen, denen sie das Hlonipa schuldet, nicht in derselben Hütte beisammen sitzen; sie darf ihnen nicht ins Gesicht sehen, und muß in deren Gegenwart aufs strengste darauf bedacht sein, stets ehrbar bedeckt zu erscheinen. Besonders streng ist dieses Gesetz zwischen Schwiegertochter und Schwiegermutter zu beobachten; jeder Verstoß dagegen würde die Schwiegertochter aufs ärgste diffamieren.

Geht eine junge Frau einen Pfad entlang und sieht sie ihr eine solche Person entgegenkommen, der sie „Hlonipa“ erweisen muß, so ist sie gehalten, sich im Gras zu verstecken, oder sich möglichst zu verhüllen. Ein Verstoß dagegen raubte ihr alle Achtung vor der menschlichen Gesellschaft, und läme gelegentlich ein Zauberdoktor daher, um nach Personen zu fahnden, die der Hexerei schuldig sind, so würde sicherlich die Hlonipa-Brecherin in erster Linie als schuldig „ausgerochen“ werden. Denn einer Person, die eine solche heilige Sache freventlich mit Füßen tritt, ist jede Schlichtigkeit zuzutrauen.

Bei einigen Stämmen jedoch, wie z. B. bei den Basutos, wird dieses Gesetz nur so lange in aller Strenge aufrecht erhalten, bis die Frau ihr erstes Kind geboren hat; von da an wird ihr größere Freiheit eingeräumt.

Wie schon oben bemerkt, müssen sich die Frauen in acht nehmen, den Namen ihres Ehemannes und seiner männlichen Verwandten auszusprechen. Nun führen aber die Kaffern in der Regel zwei Namen. Der eine ist der Geburtsname, der ihnen schon von frühester Kindheit an beigelegt wird, der andere Name aber wird ihnen erst später gegeben, und zwar in der Regel auf Grund irgendeiner charakteristischen Eigenschaft. Letzterer ist eine Art Ehrentitel und dauert selbst nach dem Tode noch fort. Dieser darf getrost auch vom Ehepaar ausgesprochen werden, nur die Nennung des Geburtsnamens ist ihr verboten.

Strenge Kafferngesetze existieren auch in Bezug auf das Berühren des Milchgefäßes und das Betreten gewisser Pfade. Sie beruhen alle auf der gleichen Idee, dem Hlonipa. Weibliche Personen, welche

muß man schon mit dem Stock dreinfahren. Das Kaffernweib hätte nur wenige Schritte zu machen brauchen, um zu den Hunden zu gelangen; sie machte aber einen weiten Umweg um die Rückseite der Hütte herum, und als die Dame sie deshalb zur Rede stellte, erklärte sie gelassen: „Ich bin eine junge Frau, habe erst ins Haus geheiratet und bin daher nicht berechtigt, jenen Teil des Kraales zu betreten.“

Mir selbst, sagt Dudley Kidd, begegnete einst Folgendes: Ich verlangte von einem Kaffernweib, sich an einer bestimmten Stelle des Kraales aufzupflanzen, weil ich da günstiges Licht zu einer photographischen Aufnahme hatte. Die Person war ganz allein im Kraal und daher von niemand beobachtet, dennoch weigerte sie sich ganz entschieden, sich an den von mir bezeichneten Platz zu stellen. Sie erklärte einfach, nach den ein-



Beim Bohnendreschen.

mit dem Kraalbesitzer nicht blutsverwandt sind, dürfen unter keiner Bedingung den Milchbehälter berühren. (Die Milchwirtschaft gehört bei den Kaffern überhaupt dem Manne, nicht dem Weibe). Auch darf keine Person des weiblichen Geschlechts, es sei denn etwa ausnahmsweise oder unter ganz besonderen Umständen, den Viehtraal betreten. Zu gewissen Zeiten sind den Frauen sogar solche Pfade verboten, worüber gewöhnlich die Ochsen zu gehen pflegen. Ein Ochse, der eine Stelle passiert, auf den ein Blutstropfen einer Frauensperson gefallen, würde die größte Gefahr laufen, an irgendeiner Krankheit elendiglich zu kreieren. Es sind ihnen daher besondere Pfade angewiesen, die hinten um die Hütte herumführen.

Dudley Kidd, dem die meisten dieser Angaben entnommen sind, erzählt von einer europäischen Dame, die einst zu einem Kaffernkraale gekommen war. Hier wurde sie von einem Rudel bissiger Hunde angefallen, die man hier so häufig findet. Mängstlich rief sie einem Kaffernweibe zu, die Hunde hinwegzutreiben. Auf den bloßen Ruf weichen diese wilden Bestien selten, da

heimischen Gesetzen sei ihr das verboten. Ich warf nun, um sie auf die Probe zu stellen, ein Schächtelchen Streichhölzer auf den Platz. Doch sie ließ es ruhig liegen, obgleich sonst die Kaffern sehr darauf erpicht sind; desgleichen ignorierte sie einen Sixpence (eine halbe Mark), womit sie beim Krämer allerlei hätte kaufen können. Ich konnte nicht umhin, die Treue dieser Kaffernfrau gegen ihre vaterländischen Gesetze zu bewundern.

Sind die Frauen auf Lebenszeit an solche beschränkende Gesetze gebunden? Nein, die alten Frauen, die längst über die Jahre hinaus sind, in denen sie noch auf Kindersegen hoffen können, sind davon frei. Sie können es in all dem machen, wie die Männer; sie bindet kein solches Gesetz. Tatsächlich nennt man sie manchmal „Baba.“

Einst stellte ich an eine Gruppe Kaffern die Frage, ob eine Frauensperson, die zum Christentum übertritt, auch noch an eine solche Etikette gebunden sei. Die Antwort lautete, das hänge zum großen Teil vom Charakter jener Frau, und der Zustimmung ihres

Mannes ab. Einheimische Gebräuche könnten auf das Christentum keine Rücksicht nehmen. Wenn indes ein Weib zeige, daß es ihr Ernst sei mit ihrer neuen Religion, und auch ihr Gatte gutmütig und nachgiebig sei, so würde niemand Einsprache dagegen erheben. Man würde etwa zu ihr sagen: „Du hast dir einen neuen Pfad gewählt; gehe nun auf demselben in geziemender Weise voran, und du magst immerhin unsere Gebräuche umgehen.“

Ich füge bei: die letzte Entscheidung liegt beim Missionär. Handelt es sich um bloße harmlose Gebräuche, wie es beim Monipa meistens der Fall ist, so wird er die Sache einfach ignorieren. Je weiter das Christentum vordringt, desto sicherer hören solche Dinge von selbst auf. Spezifisch heidnische Gebräuche dagegen darf und wird er natürlich nie dulden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hallen'sche Komet und unsere Schwarzen.

Von Schw. M. Roswitha, C. P. S.

Gzenstochau. — Nach einigen Jahren des Stillschweigens und der Zurückgezogenheit infolge der gesteigerten Anforderungen, die Schule und andere Berufspflichten an mich stellten, wage ich mich wieder einmal mit einem kleinen Artikel im Vergiftmeinnicht an die Öffentlichkeit, um den geneigten Lesern und Leserinnen etwas von unseren lieben Schwarzen zu erzählen, umso mehr, als Schw. Engelberta, die unermüdlische Berichterstatteerin von Gzenstochau einweisen mit Arbeiten so überhäuft ist, daß sie ihrer Feder eine kleine Ruhepause gönnen muß. Diesmal eine kleine Unterhaltung über den Hallen'schen Kometen und seine Wirkung auf unsere Schwarzen.

Von jeher machten alle auffälligen Erscheinungen am Sternenhimmel tiefen Eindruck auf die Naturvölker und selbst auf hervorragende Kulturvölker, zumal so lange diese dem Kindesalter noch näher standen. Kometen insbesondere erfuhren die verschiedensten, nicht selten recht abergläubischen Deutungen und galten als Vorboten kommender Kriege, Uberschwemmungen, Erdbeben, Pest und Hungersnot und des Todes gewaltiger Könige und Fürsten. So rief denn auch der schöne Hallen'sche Komet, der alte Bekannte, der alle 74—75 Jahre den näheren Regionen unseres Planeten einen Besuch abstattet, im Laufe der Jahrhunderte vielfache Befürchtungen hervor. Als er im Jahre 66 n. Chr. kurz vor der Zerstörung Jerusalems außerordentlich glänzend in der Gestalt eines Schwertes am Himmel erschien, erbehten und erzitterten die Juden und hielten ihn für ein furchtbares Wahrzeichen von oben. Während der Belagerung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1456 schwebte er in ungewöhnlichem Glanze über der griechischen Kaiserstadt, und die bedrängten Einwohner derselben fürchteten ihn nicht weniger als das Schwert der Eroberer. „Herr, erlöse uns vom Teufel, dem Türken und dem Kometen!“ war ihr tägliches Flehen zu Gott. Nicht unerwähnt mag bleiben, daß im Jahre 1531, als der Komet das erste Mal nach dem Fall des stolzen Konstantinopel wiederum am Himmel sichtbar war, in Holland die Deiche oder Dämme brachen und 400 000 Menschen in den eindringenden Meeresfluten den Tod fanden. In demselben Jahre wurde Lissabon und Umgegend von einem großen Erdbeben heimgesucht, wobei 30 000 Menschen umkamen. Seitdem indes vor nunmehr 230 Jahren (1680) der berühmte englische Astronom

Halley die regelmäßige Wiederkehr des Kometen bewiesen hat, bleibt dem Aberglauben auch nicht mehr der geringste Anhaltspunkt übrig, und die Unschuld des Kometen an den verschiedenen Ereignissen der Weltgeschichte ist unzweifelhaft.

Aber darnach fragen unsere Schwarzen nicht; sie überlassen sich ganz und ungeteilt dem unmittelbaren Eindrucke, den die gewaltige Himmelererscheinung auf sie macht. Von des Kometen erstem Auftauchen an im April (gegen 3 Uhr in der Frühe) fern am Horizont gegen Osten beobachteten sie ihn mit mißtrauischen Blicken, ihr Bangen wuchs mit dem Näherkommen und Anwachsen desselben. Er wurde größer und größer und ging immer etwas später auf, zuletzt nahm sein Schweif ungeheure Dimensionen an. Vor und nach 4 Uhr morgens konnte man wiederholt den Schweif über den Ausläufern des Chlabeni-Gebirgsstockes langsam aufsteigen und fast den Zenith erreichen sehen, während der Nucleus (der Kern oder Kopf) des Kometen noch unsichtbar blieb. Es war ein herrliches Schauspiel: Diese imposante Länge und Breite des Schweifes, diese sich deutlich abhebende, größere Helligkeit und Dichte des Kopfes, zumal wenn man bedenkt, daß, wie ich in einer englischen Schulzeitung las, der Kopf 44 nebeneinander gestellte Erden breit und der Schweif 480 Monde lang ist, und der Komet mit einer Schnelligkeit von einer Million englischen Meilen in der Stunde den Weltraum durchrast, das heißt vergleichsweise in anderthalb Minuten könnte er die ganze Erde umkreisen.

Wochenlang wurde der Komet und seine möglichen Wirkungen im ganzen Lande des langen und breiter besprochen. „Le' nkanyezi!“ („Dieser Stern!“) konnte man immer wieder hören. Die einen meinten, es würde infolge des Zusammenstoßes der Erde mit dem Kometen ein gewaltiges Erdbeben entstehen. Andere machten sich auf einen furchtbaren Sturmwind oder Orkan, der alles auf Erden wegjagen werde, gefaßt. Wieder andere befürchteten einen ungeheuren Feuerbrand, der alles auf Erden verbrennen werde. Letztere Meinung machte sich ein arger Späßvogel zu nütze und behauptete, der Schweif bestesse aus Petroleum. Wenn also auch nur ein einziges Kaffernweiblein vor seiner Hütte Feuer mache, um auf demselben im dreibeinigen Topfe das Mittagmahl zu bereiten, so würde sich der Petroleum-Schweif beim Durchgang entzünden, und das Schicksal der Erde sei besiegelt. Eine Anzahl Leute witterten einen impi (Krieg); denn zur Zeit des Zukunftsrieges (1878/79), erinnerten sie sich, habe auch ein Komet am Himmel gestanden. Auch konnte man die Frage vernehmen: „Le' nkanyezi ifuna-ni?“ („Was will der Komet?“) Antwort: „Igazi.“ (Blut). Und Blut wurde in der Tat vergossen.

In unserer Nähe kamen zur Zeit des größten Glanzes des Kometen fünf gräßliche Morde an Frauen und Mädchen vor, gewöhnlich von je zwei oder drei Schurken verübt. Die bedauernswerten Opfer heidnischer Grausamkeit wurden zum Teil schrecklich verstümmelt aufgefunden. Zwei von diesen Greuelthaten will ich an dieser Stelle etwas genauer schildern, damit die geehrten Leser des Vergiftmeinnicht erkennen, welch' unermessliche Wohltaten das Christentum dem armen Volke der Schwarzen bringt, und wie wohlangebracht ihre Almosen und Gebete für unsere Mission sind.

Ram da eines Tages am hellen Mittag ein Hund mit dem Kopfe eines schwarzen Weibes im Maule in einem Laden gelaufen. Man denke sich das Entsetzen aller Anwesenden! Nachforschungen ergaben, daß zwei Mordgesellen die Frau im eigenen Kraal umgebracht, ihr Kopf und Arme usw. abgeschnitten, die Teile in einen Koffer getan und den Rumpf in den nahen Fluß geworfen hatten. Später hatten sie, vielleicht aus Furcht vor Entdeckung, den Koffer irgendwo zurückgelassen und den Kopf ins Gebüsch geworfen, wo ihn der Hund aufspürte.

Kurz darauf (im Mai l. J.) wurde ein kleines, etwa zehn- bis elfjähriges Mädchen ermordet. Die Eltern hatten das Kind allein im Kraale zurückgelassen. Um die Mittagszeit kam der Onkel väterlicher Seite und lockte das Mädchen heraus, das ihm, dem Onkel, arglos folgte. Bald stießen sie auf einen Mann, der sie schon erwartete. „Schlag' Du es tot!“ sagte der Onkel. „Ich kann es nicht, weil es meines Bruders Kind ist.“ Da versetzte der Mann dem Mädchen mit seinem Stutzenstock einen gewaltigen Schlag in den Nacken, und weil es noch Lebenszeichen von sich gab, zwängten sie ihm einen Stein in den Mund, damit es nicht schreie, und legten einen großen Stein auf das Kind, damit es nicht entfliehe, bezw. sich zum väterlichen Kraale zurückschleppe. Dann meinte der Onkel: „Sosebenza ngas'emuva.“ (Wir werden uns später an die Arbeit machen.) Das war ein euphemistischer Ausdruck. Es sollte eigentlich heißen: „Wir wollen später wiederkommen und dem Mädchen die Glieder abschneiden zur Herstellung von Medicinen!“

Inzwischen war der Vater des Kindes nach Hause gekommen und suchte seinen Liebling. Schließlich fand er ihn in dem eben beschriebenen Zustande auf dem Boden ausgestreckt. Laut schreiend rief er die Leute zusammen. Es gelang, den schon tief in die Kehle eingedrungenen Stein herauszuziehen. Das nur noch schwach atmende Mädchen konnte sich vor seinem Verschneiden noch soweit durch Zeichen und schwache Laute

verständlich machen, daß man den ganzen Vorgang erfuhr.

Nun muß man aber nicht glauben, daß solche Greuelthaten aus purer Lust am Morden geschehen; nein, sie sind vielmehr die Folgen heidnischen Aberglaubens. Die heidnischen Kaffern sind fest überzeugt,



Kometenbild.

daß die aus gewissen Teilen des menschlichen Leibes bereiteten Medicinen sehr nützlich und wirksam seien. Handelt es sich überdies um die Einsetzung eines neuen Häuptlings oder um die Erregung eines Aufstandes, um die Vorbereitung eines Krieges, so müssen immer einige unschuldige Opfer fallen. Vielleicht hängt letzteres mit der allen Völkern gemeinsamen Opferidee zusammen, nach welcher Großes nur durch Opfer

zustande kommt. So bringt derselbe herrliche Opferbegriff, welcher im Lichte des Glaubens so schöne Früchte zeitigt, in der Nacht des Heidentums so schwere Verirrungen hervor. Solche Bluttaten geschahen früher mehr öffentlich, jetzt nur noch hie und da im geheimen, da die englische Staatsregierung solche Verbrechen strenge ahndet und Ordnung, Sicherheit und Ruhe im Lande haben will. Am meisten aber läutert und veredelt der milde, liebevolle Geist des Christentums immer mehr Herz und Sinn der Schwarzen und erfüllt sie mit Abscheu gegen alle heidnischen Greuel.

Man wird mir gern glauben, daß die schrecklichen Morde eine Art Panik hervorriefen, umso mehr, als sich Tage lang wilde, nur mit einer Decke bekleidete Männer in der Nähe der Station umhertrieben. Hochw. P. Emanuel erhielt einen Wink, vorsichtig zu sein auf seinen Missionsritten. Schwestern und Kinder fürchteten sich, und ich selbst getraute mir nur noch in Begleitung eines Kindes im Dunkeln zu unserm, etwas abgelegenen Frauenasyl zu gehen. Nun, Gott sei Dank, diese Schrecken sind vorüber.

Noch sei kurz erwähnt, daß beim Bekanntwerden des im weiten englischen Reiche tiefbetrauerten Todes König Edwards VII. einzelne „Weise“ unter den Schwarzen auftraten mit der Behauptung: „Der Kommet hat den Tod des Königs prophezeit oder gar verursacht.“

(Fortsetzung folgt.)

Rekreation in Mariannhill.

Jedermann, auch der Mönch und der Religiose, fühlt in sich das Bedürfnis nach zeitweiliger Erholung. Der allzu lang gespannte Bogen wird schlaff und versagt zuletzt den Dienst. Wohl hatten wir, als Mariannhill noch zum strengen Trappistenorden zählte, auch unsere freie Zeit, allein die von der Regel zugestandene Erholung bestand bloß in geistlicher Lesung und stillem Privatgebet unter Wahrung des strengsten Stillschweigens. Allgemeine Sprecherlaubnis, geselligen Verkehr oder sonstigen freien Austausch der Gedanken kannte man damals nicht.

Das ist nun seit etwa einem Jahr anders geworden. Wir haben jetzt, nachdem Mariannhill vom Apostolischen Stuhle zu einer eigenen Missionsgenossenschaft erhoben worden, täglich zweimal, Mittags und Abends, eine halbstündige Rekreation. Sie findet entweder im Kreuzgange oder Kapitelsaal, eventuell auch in den das Kloster umgebenden Anlagen statt, und an Sonn- und Feiertagen ist überdies kurz nach der Vesper und dem hl. Segen ein zwei- bis dreistündiger Spaziergang gestattet.

Speziell für ein Missionskloster hat so eine Rekreation viel Gutes und Schönes. Doch nehmen wir unser Bild zur Hand, es sagt uns auf den ersten Blick mehr als alle Worte. Wir finden da die Professoren des Mutterklosters Mariannhill im Kreuzgange beisammen. Religiosen und Brüder stehen und sitzen da, ohne Unterschied der Stellung und des Ranges, bunt durcheinander; sind sie doch untereinander Brüder und arbeiten sie alle, der eine direkt, der andere indirekt am großen gemeinsamen Werke der Mission. Da ist fürwahr gut ruhen! Man fühlt sich im trauten Klosterraum, ist still für sich, fern vom lärmenden Treiben der Welt, genießt eine Fülle von Licht und Lust und sitzt dennoch selbst im afrikanischen Hochsommer im kühlen Schatten.*

Da sitzen zunächst zwei Brüder; sie haben offenbar eine interessante Lektüre vor sich und tauschen dabei

gegenseitig ihre Gedanken und Meinungen aus. P. German liest allein; auch sein Lektürestoff ist interessant und spiegelt sich getreu in seinem vergnügten Lächeln wieder. Vielleicht hat er eben einen Passus laut gelesen, denn Bruder Emmeran wendet sich ganz verwundert zu ihm und wirft ebenfalls einen Blick in die Lektüre. — Nun folgt eine Gruppe von Spielern. Sie huldigen dem Schachspiel. Der mit der Kapuze überm Kopf scheint seinen Gegner ordentlich in die Enge getrieben zu haben; und auch P. Prior, der mit zwei andern hart vor ihnen steht, scheint zu überlegen, ob es noch einen Ausweg aus der Klemme gibt.

Die im Hintergrund stehenden Pater und Brüder, sowie eine zweite Gruppe weiter vorn, auf der andern Seite des Kreuzweges, scheinen miteinander in friedlicherem Gespräche begriffen zu sein. Das sieht man an jedem Zug und an jeder Miene. Nun folgt, um eine Doppelsäule gepaart, ein eifriger Lektürekreis. Bruder Luzian deutet mit dem Finger auf eine Stelle im Blatte des vor ihm sitzenden Bruder Rudolf, und nebenan stehen, mit einer eigenen Lektüre beschäftigt, die Brüder Otto, Napoleon und Majol. Vielleicht studieren sie eben irgend eine neue Erfindung auf dem Gebiete der modernen Technik und Industrie. Denn jeder von ihnen ist Meister in seinem Fach: Br. Luzian Uhrenmacher, Br. Napoleon Küfer und Wagnermeister, Br. Otto Maler, während die beiden Brüder Rudolf und Majol viele Jahre hindurch als Schaffner tätig waren und dahier viel mit der Herbeischaffung der materiellen Bedürfnisse des Hauses zu tun hatten.

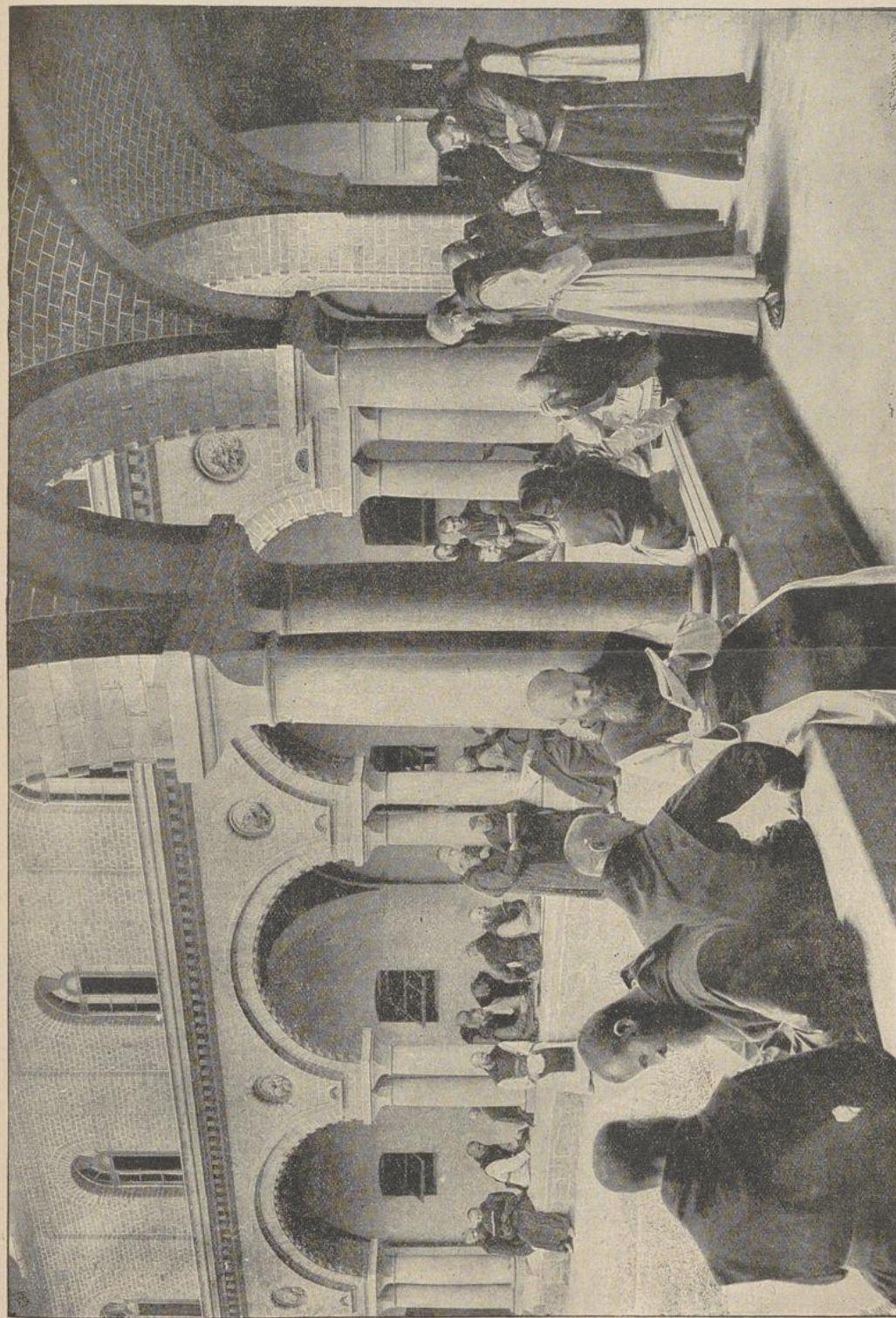
An sie reiht sich abermals eine Gruppe von Schachspielern. Auch hier scheint die „Schlacht“ eine ernste Wendung zu nehmen, denn P. Edmund, der in der Nähe sitzt, hält plötzlich in seiner Lesung inne und schaut lächelnd auf seine ganz ins Spiel vertieften Nachbarn. — Nicht friedlich und gelassen geht es dagegen bei ihren beiden Nachbarn, P. Pantaz und Br. Myronian her; sie huldigen auch bloß dem harmlosen „Mühlenspiel“. Den Schluß bilden die beiden polnischen Landsleute, Br. Lupus und Br. Eugen, mit ihrer Lektüre.

Gönnen wir den guten Pater und Brüdern ihre kurze halbstündige Unterhaltung! Ihr Tagewerk ist anstrengend genug; Stunde um Stunde arbeitet der eine Bruder in seiner Werkstätte, der andere auf dem Felde, während der Chorreligiose seinen Studien obliegt, oder als Lehrer, Missionär und Oberer seine Kräfte teils direkt, teils indirekt in den Dienst der Mission stellt.

Doch, wo sind denn unsere jungen Leute, die Novizen und jüngeren Professoren? — Diese finden wir (Siehe Bild Nr. 2) in der hübschen Gartenanlage, welche die Südostseite unserer Kollegiatkirche umgibt. Sie haben offenbar den besten Teil erwählt; denn ein stilleres und lauschigeres Plätzchen kann man sich kaum denken, als dieses Wäldchen mit seinen Casuarinen, Cypressen und sonstigen Vertretern einer subtropischen Pflanzenwelt.

Wie zufrieden und vergnügt schauen doch diese Novizen darein! Der eine pflückt eben ein zartes Blümchen ab, die andern verkehren mit einander zu zweien und dreien, und auf dem Angesichte aller lagert reiner, ungetrübler Seelenfrieden. Sie tragen noch das weiße

*) Der imposante Bau selbst, so wie er steht, ist das Werk unserer Brüder. Er ist aus gebrannten Ziegeln aufgeführt und weist sogenannte böhmische Kappeingewölbe auf, von denen jeder einzelne Stein in seiner schönen, exakten Form sichtbar ist. Nach innen zu lehnt sich der Kreuzgang an den Kapitelsaal, beginnend das Refektorium an, während er sich nach außen auf eine lange Reihe von Doppelsäulen stützt, die aus Beton hergestellt wurden.



Unsere Professen im Kreuzgang.

Novizenkleid, während ihre im Zentrum des idyllischen Landschaftsbildes stehenden und wandelnden Genossen schon das schwarze Skapulier und den Ledergürtel tragen. Es sind junge Professen, d. h. sie haben nach Vollendung ihres einjährigen Noviziates die Ordensgelübde abgelegt, stehen aber noch unter der Leitung des Novizenmeisters.

Wir sehen junge Leute dabei von kaum 16 bis 17 Jahren, aber auch gereifte Männer mit ansehnlichen Bärten; auch der eine und andere Priester befindet sich darunter, ohne daß ihn ein besonderes Abzeichen als solchen verräth. Der Nationalität nach rekrutieren sie sich aus allen Gauen Deutschlands und der angrenzenden Länder; doch alle verbindet untereinander das Band schönster brüderlicher Eintracht und Liebe, und einen jeden von ihnen befeelt der eine schöne Wunsch, der-einst möglichst viel wirken zu können im großen Werke der Mission.

Gebt Gott, daß sich ihre schönen Pläne und Hoffnungen im Laufe der Zeit auch erfüllen!

Etwas über unsere liebe Mutter Maria, und wie unsere schwarzen Kleinen sie verehren

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Egenstochau. — Unter den geehrten Lesern des Bergkeimblattes sind gewiß auch viele eifrige Marienverehrer und viele unserer Leserinnen tragen sicher den schönen Namen „Maria“. All diesen dürfte es wohl von Interesse sein, zu hören, wie die hehre Himmelskönigin nicht nur in katholischen Ländern, sondern auch in den Missionsgegenden eifrig verehrt wird.

Dem Namen Maria wird bekanntlich eine vielfache Bedeutung beigelegt; die einen übersetzen ihn mit „Herrin des Meeres“, andere nennen sie Maria, die Bittere, „Leidensvolle“, wieder andere preisen sie als Erleuchterin, den hellglänzenden „Meeresstern“. Im Kaffrischen heißt Meeresstern inkanyesi yas' olwandhle, und diesen Namen lieben unsere schwarzen Kinder gar sehr und mit Vorliebe singen sie das bekannte Lied: „Ave Maris stella“, sei gegrüßet, Meeresstern.

Wer von unseren Lesern hat schon einmal das Meer gesehen? Einige wohl, die große Mehrzahl aber nicht. Ich selber sah es auf der langen Fahrt von Europa nach Südafrika; das sind jetzt schon weit über 20 Jahre her, und noch immer lebt in mir gar lebendig und tief die Erinnerung an das große, unermessliche Weltmeer. Als einer der größten Volkschriftsteller Deutschlands, Alban Stolz, zum erstenmale das Meer sah, rief er aus:

„Wie liegt es da, so groß und majestätisch, daß man niederfallen möchte und es anbeten, wenn man nicht wüßte, daß ein Größerer ist, der es erschaffen und ausgegossen hat! — Man meint, es sei lebendig, das aufgedeckte Gehirn der Erde oder die Erdseele. Wie wallen da die hohen Wellen, die weißen Wasserfurchen in großer Herrlichkeit ohne Ruhe fort und fort an das Ufer heran, als wollten sie es stürmen, und stürzen wieder zurück in den unermesslichen Schooß des dunkeln Meeres! — Wie kocht und tost und donnert das Gewässer, wenn die Flut alle sechs Stunden hereinbricht und die See in die Höhe sich bäumt und schäumt! Wie spielt es mit den großen Meereschiffen und wiegt sie auf und ab auf seinem Schooße, als wären sie Strohhalme oder zerbrochenes Schwefelholz. — Und wenn nun das Auge hinaus-schaut, wo ist das Ende? Nirgend sieht man ein Ende; wie die Ewigkeit dehnt es sich unendlich hinaus und zuletzt biegen sich Himmel und Erde zusammen und das

Auge erkennt nicht mehr, ist es Wasser oder ist es Himmel.“

Doch nicht vom Meere, seiner Größe und Herrlichkeit wollte ich schreiben, sondern von Maria, dem Meeresstern, deren Schönheit, Liebe, Güte, Milde und Erbarmen groß und unermesslich ist für uns arme Menschenkinder wie das weite Meer.

Ich kannte in meiner lieben Vaterstadt Wien eine sehr vornehme, junge Dame; sie war leider keine Katholikin, ja nicht einmal Christin, sondern eine Jüdin. Doch diese Tochter Israels liebte und ehrte im geheimen gar sehr die liebe Muttergottes, dichtete und sang ihr zu Ehren die schönsten Lieder und betete oftmals mit großer Inbrunst vor einem Marienbilde. Ihr Vater besaß in der Sommerfrische von D., in der Nähe Wiens eine prächtige Villa. Dort war in einem schattigen Buchenwald an einem Baume ein Marienbild angebracht, und auch hier sah man die genannte Dame öfters knien und Kränze und Sträußchen um das Bildnis winden.

Bei ihrem Abschied aus der Sommerfrische heftete sie unter dem Muttergottesbild ein schönes Gedicht an; das lautete also:

„Ich möchte die schönsten Rosen
Dir legen um Stirne und Haupt
Und alle Namen dir geben,
Die glühende Liebe erlaubt.

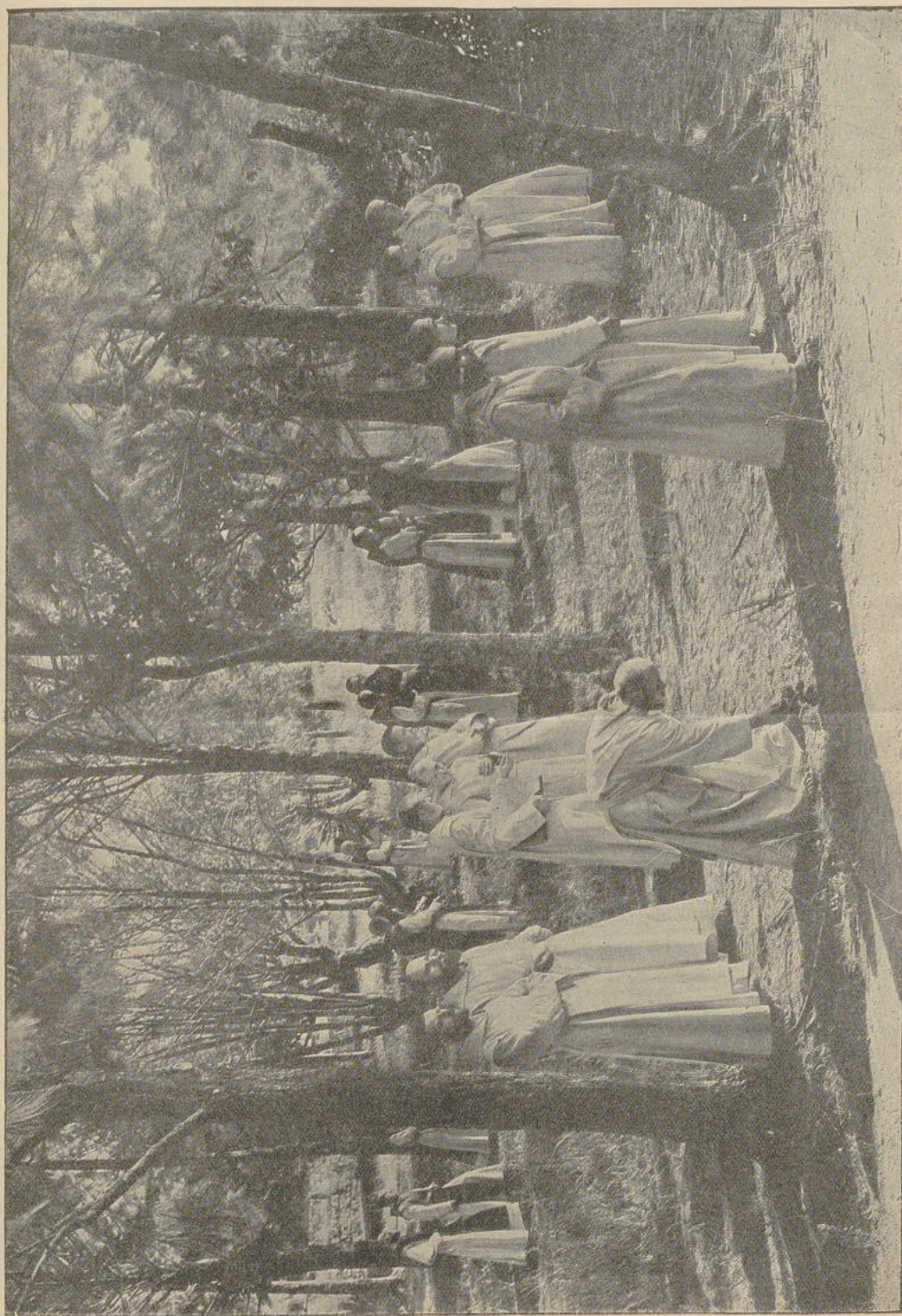
O gib mir dafür im Leben
Eines einzigen Sternes Glanz!
O gib mir dafür im Tode
Einen schneeigen Blütenkranz!“

Unsere liebe Frau hat das Gebet dieser jungen, edlen Dame erhört. Die vornehme Jüdin wurde trotz der größten Schwierigkeiten, welche ihr seitens ihrer Angehörigen in den Weg gelegt wurden, getauft und führte ein reines, nur den Werken christlicher Wohltätigkeit gewidmetes Leben.

Maria ist unsere Himmelsmutter; daher erachtet es auch jeder Missionär und jede Missionschwester als heilige Pflicht, die so überaus segensreiche Marienverehrung auch unter ihren schwarzen Pflögebefohlenen nach Kräften zu verbreiten. Mit Freuden nehmen unsere Neuchristen diese Andacht auf und schon die Kinder fangen an, in ihrer Weise die liebe Himmelsmutter zu verehren. Ich könnte hiefür eine Menge von Beispielen anführen, will mich aber für heute mit einem einzigen begnügen, das sich jüngst in unserer Tagesschule, draußen im benachbarten Christendorf, zutrug.

P. Emanuel, unser eifriger Missionär, regte nämlich den Gedanken an, daselbst eine Lourdes-Grotte zu erbauen. An Material hiezu fehlte es nicht, lagen doch große und kleine Steine in Menge in nächster Nähe herum. Frisch machten wir uns ans Werk; doch es wollte nicht den Meister loben. Wohl taten wir, d. h. Schwester Ludovika und meine Wenigkeit, unser bestes, und auch die größeren unserer schwarzen Mädchen halfen wacker mit, allein, als das Ganze fertig war, fehlte ihm die schöne, angenehme Form. Ein paar Mitschwester, die uns gelegentlich besuchten, meinten sogar, man wisse gar nicht, was die Sache eigentlich vorstellen solle, und somit war unser Kummer nicht allzu groß, als wir eines Morgens die Grotte — eine Statue war noch nicht darin — eingestürzt fanden.

Nun trat unser Hochw. P. Emanuel, der uns, wie gesagt, die Anregung zum Bau gegeben hatte, selbst als Helfer ein. Er hatte eine hübsche, ziemlich große Lourdes-Statue vom Mutterhause mitgebracht, und die



Unsere Novizen im Garten.

Kiste, worin sie verpackt war, eine lange Strecke weit mühsam von der Bahnstation nach Egenstochau geschleppt. Diese stellte er vorläufig in unserer Kinderbewahranstalt auf, und schon hier fingen unsere großen und kleinen Kinder an fleißig davor zu beten. Dann

aber machte sich P. Emanuel mit Feuereifer daran, uns eine neue, viel schönere Grotte zu bauen. Ein schwarzer Zunge half ihm dabei mit dem Zutragen von Steinen und bald war die Grotte fertig. Sie ist zwar nicht allzu groß, aber von überaus gefälliger Form und nimmt

sich unter der dichtbelaubten Baumgruppe, unter der sie steht, recht hübsch und zierlich aus. Von innen wurde sie mit Muscheln und schönen Steinchen geziert, dann wurden Eisen und Blumen davor gepflanzt und zuletzt ein kleines Bächlein rings herum geleitet.

Die Schulkinder und auch die vorübergehenden Erwachsenen konnten sich anfangs kaum denken, was wir denn da eigentlich bauten und welchen Zweck denn diese Steinhöhle haben sollte. Als wir aber die Statue unserer lieben Frau von Lourdes in ihrem blendend weißen Kleide und dem himmelblauen Gürtel in die Nische stellten und zum erstenmal davor niederknieten und beteten, da nahen sich voll Ehrfurcht unsere Kleinen, knieten ebenfalls nieder und falteten ihre schwarzbraunen Händchen zum Gebete.

In der Schule erzählte ich dann den Kindern viel von der Mutter Gottes, auch von den Wundern in Lourdes und von Bernadette, dem frommen Schulkindchen. Die Kinder hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu und hatten nachher eine Menge Fragen zu stellen. Unsere zehnjährige Bernadette aber, ein sonst kluges, aber etwas leichtfertiges und schnell zum Streiten geneigtes Kind, rief nach dem Unterrichte aus: „O die kleine Bernadette war so gut und fromm, und ich bin ein so böses, böses Kind, so ein „ihlanga“ (narrisches Wesen). „Geh zur Ma was' ezulwini, zur Himmelsmutter“, mahnte sie sofort die neunjährige Maria, „die kann dich auch gut und fromm machen!“

Viele unserer Kinder haben es sich bereits zur Gewohnheit gemacht, vor und nach der Schule unsere liebe Frau zu grüßen. Selbst ganz kleine von 2 bis 5 Jahren sieht man oft zur Grotte hintrippeln und hörte sie ihr Ave, ave Maria lassen; und am Samstag, der hier ständiger Vakanztag ist, bringen es die Kinder, wenn sie auf dem Weg zur Mühle oder zum Krämer sind, nicht übers Herz, ohne Gruß an der Lourdesgrotte vorüberzugehen; sie kommen vielmehr herein und beten ihr Ave oder singen das schöne Lied: „Yeti, yeti Maria“ nach der Melodie: „Gegrüßet seist du Königin.“

Und von den Kleinen lernen allmählich die Großen, zunächst die Frauen; auch sie gehen fast nie an unserer Tagesschule vorüber, ohne Maria durch ein frommes Ave zu grüßen. Einige Nachbarnfrauen, die der Schule zunächst wohnen, pflegen sogar ihr Morgen- und Abendgebet vor der Grotte zu verrichten; auch unsere alte Viktoria, Mutter und Großmutter vieler Kinder, kommt täglich zur Grotte herauf, obgleich sie bei ihrem Alter fast ein Viertelstündchen dazu braucht.

Zu den eifrigsten Besuchern zählt auch unsere arme Augustine. Sie besuchte früher unsere Missionschule, kam dann aber später leider auf Irwege. Gottlob kehrte sie bald wieder zu Gott und zum ersten religiösen Eifer zurück. Gegenwärtig wohnt sie bei ihrem ältesten (verheirateten) Bruder Michael und kommt täglich zur Grotte; besonders an ihren Beichttagen betet sie auffallend lange vor dem Muttergottesbilde. Als ich sie jüngst fragte, weshalb sie das tue, gab sie mir die schöne Antwort: „Maria ist die Mutter der Barmherzigkeit und die Zuflucht der Sünder; sie wird auch mir Gnade bei Gott erbitten und Segen für mein Kind.“

Jetzt will ich aber endlich von unserer kleinen zweijährigen Thilda erzählen, die ich bei Beginn dieses Berichtes eigentlich im Sinne hatte. Die Kleine weiß Tag für Tag im Kindergarten; als kluge Beobachterin sieht sie die Schwestern und Kinder oft vor der Grotte knien und macht dies daher getreulich nach. Ihr Ge-

beten — sie fängt ja erst an zu reden — ist kurz; es lautet: „Jesus, Maria, Joseph, Amen.“

Eines Tages kommt ihr Vater, Mathias mit Namen, an der Schule vorbei. Da ruft ihm die Kleine energisch zu: „Baba, baba, komm daher zu Maria!“ Willig folgt der Mann seinem Töchterlein, das ihn zur Lourdes-Grotte hinzieht. Beim Kniefächchen angekommen, befiehlt sie ihm: „Knie nieder, Baba, und bete jetzt! Bete mit mir: „Jesus, Maria, Joseph, Amen.“ Der Vater betet dem Kind die Worte nach und unwillkürlich wurden ihm dabei die Augen naß.

Als er nach einer Weile aufstand, sagte die Kleine: „Baba, hebe mich auf!“ Mathias tat es und fragte, auf die Muttergottes-Statue deutend, sein Töchterlein: „Wer ist das?“ — Die prompte Antwort war: „n Ma was' ezulwini“, die Himmelsmutter!“

Die vierjährige Laurencia pflegt bei ihrem Kommen und Gehen die Muttergottes zu grüßen mit den Worten: „Sakubona, Ma“, „sei gegrüßt, Mutter!“

Selbst Anton, einer unserer Hirtenknaben, pflegt morgens, wenn er seine Ochsen auf die Weide treibt, und nachmittags, wenn er mit ihnen heimkommt, jedesmal vor dem Marienbild zu beten. „Seit ich das tue“, sagte er unlängst zu einem Mädchen, „habe ich vom Vater keine Schläge mehr bekommen, denn die Ochsen sind nie mehr in fremde Felder gelaufen und haben nichts abgefressen.“

Hier auf der eigentlichen Missionsstation haben wir viele Marienhausmädchen, die zu den eifrigsten Marienverehrerinnen zählen; und auch in unserem Frauenheim, wo bei diesen Witwen und verlassenen Frauen unsere Schwester Roswitha ihres Amtes waltet, wird die Marienandacht sehr gepflegt. Nur wenden sich diese Frauen, die in ihrem Leben schon manch' schwere Prüfung durchgemacht, mit Vorliebe an Maria unter dem Titel der „Mater dolorosa“, der schmerzhaften Mutter. Nicht selten wiederholen sie in ihrer Sprache das schöne Lied:

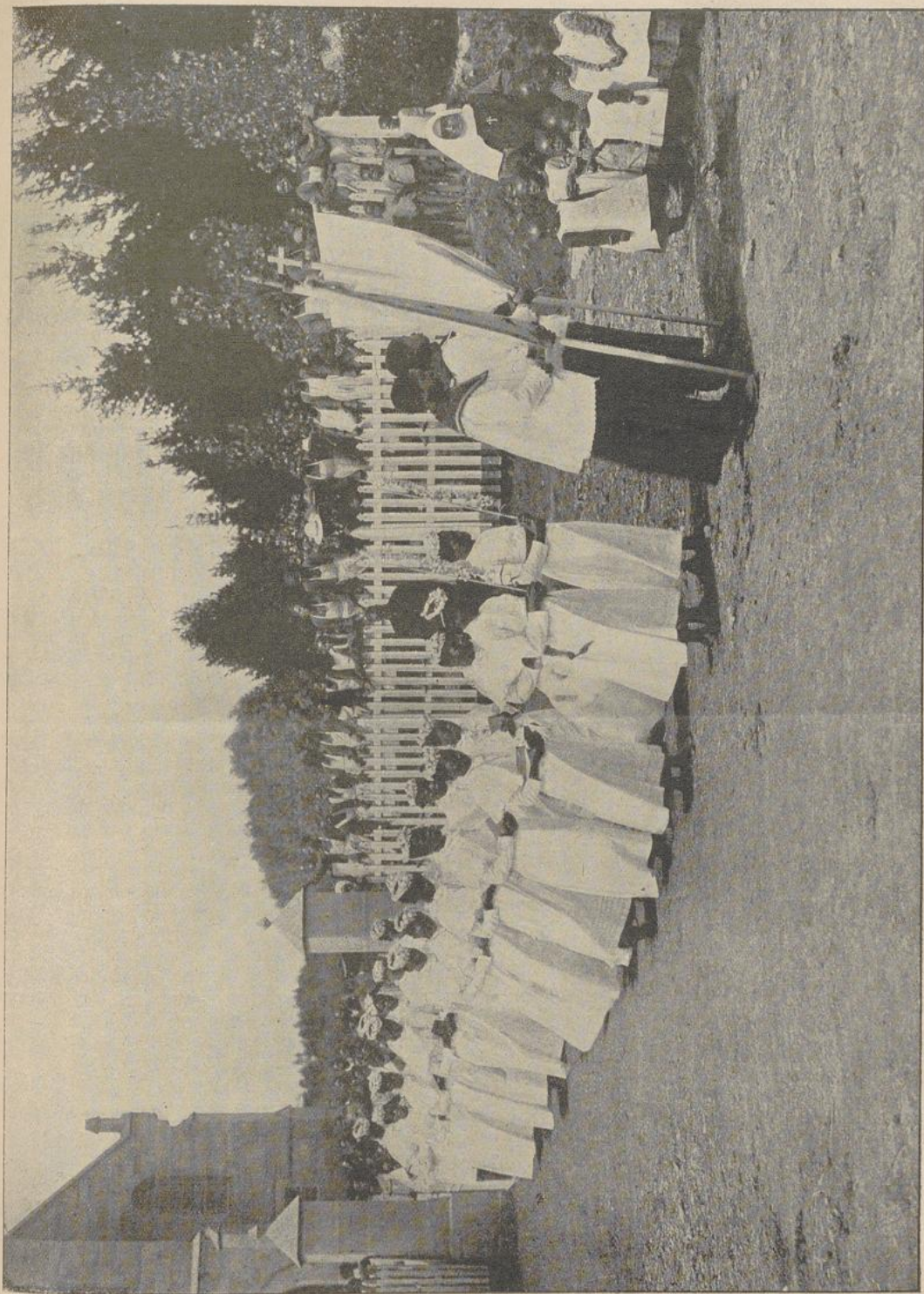
„Schaut die Mutter voller Schmerzen,
Wie sie mit zerrissnem Herzen
An dem Kreuz des Sohnes steht.
Wie sie traurig seufzet, ringet,
Dieses Wehe sie durchdringet,
Durch die Seel' ein Schwert ihr geht!“ —

Erstkommunion in Reichenau.

(Am 3. April 1910.)

§ Heute hatte ich bei meinem Besuche in Reichenau Gelegenheit, der ersten hl. Kommunion von 25 Kafferschulkindern und 14 Erwachsenen beizuwohnen, ein Anblick, der jedes gläubige Christenherz erfreuen und erheben mußte; hatten sich doch hier fernab vom Geräusche der Welt Liebeswillige versammelt, und die schöne, würdig ausgestattete Missionskirche ward zum Schauplatz stillen Glückes und friedlich-seligem, weltvergessener Einigung mit Gott.

Als Tag der ersten heiligen Kommunion pflegt man auch in der Mariannhiller Mission mit Vorliebe den „weißen Sonntag“ zu wählen. Wir kennen die Entstehung und Bedeutung dieses Namens. In den ersten christlichen Jahrhunderten pflegten nämlich die am Karfreitag Getauften das weiße Kleid eine volle Woche hindurch zu tragen. Bei der Vesper des folgenden Samstags legten sie dasselbe ab und erschienen daher am ersten Sonntag nach Ostern „depositis albis“ mit abgelegten weißen Kleidern, sodas jenem Tag der Name



Erstkommunikanten verlassen die Kirche.

„weißer Sonntag“ gar nicht zufam. Anders jetzt. Tausende und abermals Tausende von Erstkommunikanten erscheinen an diesem ihrem Ehrentag im weißen Kleide, und dieser Sonntag ist ihnen in Wahrheit der „weiße“ Sonntag, ein Tag reiner, hochfesttäglicher Freude.

Die Vorbereitung auf den „großen Tag“ war, wie überall in unserer Mission, so auch hier, eine recht sorgfältige. Einem eingehenden Kommunionunterricht folgten dreitägige Exerzitien, während welcher die Erstkommunikanten die schönste Gelegenheit hatten, durch eine gute Beicht ihr Herz zu reinigen und durch fromme

Übungen zu schmücken und zu zieren. Wenn das äußere Verhalten einen Rückschluß auf das innere zuläßt, so muß ich sagen, daß die Kinder mit einer solchen Sammlung und Sittsamkeit zum Tische des Herrn gingen, wie ich es in großen Städten Deutschlands nie gesehen hatte. Und die Weihe und das stille Glück der heiligen Stunde verlieh auch während des ganzen Tages dem Benehmen der Kinder einen, ich möchte sagen himmlisch-friedvollen Zug stiller Einkehr und gesammelter Frömmigkeit.

Bekanntlich fragte einmal Napoleon I. seine Generale, welchen Tag sie für den schönsten seines Lebens hielten. Da nannte der eine den Tag der großen Dreifaltigkeit bei Austerlitz, wo er die Oesterreicher und Russen schlug, der andere den von Jena und Auerstätt, an dem er die Preußen demüthigte, wieder ein anderer den Tag, an dem er in der Notre-Dame-Kirche zu Paris sich die Kaiserkrone aufs Haupt setzte, noch andere einen sonstigen glorreichen Tag seines tatenreichen Lebens. Napoleon aber, der bei all seinem ungemessenen Ehrgeiz, dennoch einen gewissen religiösen Zug im Herzen bewahrt hatte, nannte den Tag seiner ersten heiligen Kommunion als den schönsten seines Lebens; und während seiner Gefangenschaft auf St. Helena ließ er es sich nicht nehmen, ein Kind zur Feier der ersten hl. Kommunion mitvorzubereiten.

Doch wozu das Zeugnis irdischer Geistesgröße und weltlicher Macht? Gilt uns doch unendlich mehr das Zeugnis, das der hl. Geist selber ablegt in den Herzen der Armen und Kleinen. Wie singt doch so schön die Kirche am weißen Sonntag im Introitus der hl. Messe: „Quasi modo geniti, als neugeborene Kindlein, Alleluja, begehret arglos nach der geistigen Milch, auf daß ihr heranwachset zur Seligkeit, Alleluja, Alleluja! Frohlocket Gott, unserm Herrn, frohlocket dem Gotte Jakobs!“ Sind diese Worte auch zunächst an die Täuflinge gerichtet, so gelten sie nicht minder den Erstkommunikanten, die im Kleide der Unschuld dem weißgebackten Tische des Herrn sich nahen und mit heißem Verlangen das wahre Manna genießen, die Speise der Kleinen.

Welche Gesinnung aber an jenem Tag die Herzen unserer Erstkommunikanten beseelte, dafür legen Zeugnis ab die eigenen schriftlichen Ergüsse dieser Kafferkinder. Der hiesige P. Missionär beobachtete nämlich seit Jahren bei seinen Erstkommunikanten den Brauch, daß er die Kinder über diesen schönsten Tag ihres Lebens schriftlich Bericht erstatten läßt. Er tut dies in der doppelten Absicht, damit einerseits die Kinder sich möglichst klar werden über die Bedeutung dieses Tags und die an demselben gefaßten Vorsätze und frommen Entschlüsse, und damit er andererseits, falls in späteren Jahren das eine oder andere dieser Kinder auf Abwege geraten sollte, ein wirksames Mittel zur Hand habe, um es zur geistigen Umkehr zu bewegen, die Erinnerung nämlich an die am Tage der ersten hl. Kommunion gefaßten Vorsätze.

Es mögen nun einige dieser Briefe in ihrer schlichten Weise und kindlichen Naivität folgen. Den Anfang mache der Brief eines 16jährigen Jungen, der aber, wie wir unsern Lesern aufrichtig gestehen wollen, vor der hl. Kommunion keineswegs zu den musterhaften Schülern zählte; mußten ihm doch schon gewisse Liebeshändel mit dem Rohr ausgetrieben werden. Mit Beginn des Kommunionunterrichts ging er aber in sich und bereitete sich recht schön auf den großen Tag vor. Er schreibt:

Verehrter Vater!

Ich träumte schon in der Nacht, wir kommunizierten. Ich freute mich, aber nicht lange, denn es war mir, als würde ich übergangen. Als ich aber erwachte, wurde es schön. „Jetzt erst ist der Tag da“, dachte ich mir und betete kräftig.

Als dann die Glocken zum Hochamt läuteten, überfiel mich Furcht, doch es gab kein Zurüdtreten mehr. Die hl. Messe*) begann, und sehr schnell war die Wandlung da. Dann läutete es zur hl. Kommunion; meine Furcht stieg. Als ich aber die hl. Hostie empfangen hatte, war alles Furchten weg, ja, ich wurde überaus froh.

Tagsüber dachte ich an nichts anderes, als an Jesus, den ich im Herzen empfangen hatte. Lieber Vater, ich danke Dir für das große Glück, zu dem Du mir heute verholfen hast! Ich schließe,

ich Rudolf Tschefi.

Nachtrag. Ich beteuere hiemit, daß ich nie mehr absichtlich eine Sünde begehen will. Ich verspreche überdies in Wahrheit, häufig zur hl. Kommunion zu gehen. (Siehe Bild: unterste Reihe das siebente Kind.)

* * *

Der folgende Brief wurde von einem 12jährigen Knaben geschrieben, der selbst in der Vorbereitungs-schule einigen Anlaß zu Klagen gab. Er lautet:

Teurer Vater!

Als erstes muß ich berichten, daß ich in der Frühe dachte, es ist noch etwas zurückgeblieben in der Beichte. Ich sann darüber nach, bis ich es fand. Das Herz gestattete mir nicht, darüber zu schweigen; ich beichtete, und so bekam ich Ruhe.

Ich ging hierauf in die Schule, wo wir uns sonntäglich ankleideten. Als wir fertig waren, kamen die Mädchen, von welchen einige weinten. Ich fragte den Paulinus: „Warum mögen die wohl weinen?“ Dieser antwortete: „Vielleicht denken sie über die drei Punkte nach: Wer bin ich? — Wer kommt zu mir? — Warum kommt Jesus zu mir?“

Als es dann hieß, wir sollten zur Kirche gehen, kam auch mir die Furcht; und als wir zur Türe kamen und der Gesang begann, merkte ich, daß mir Tränen in die Augen kamen. Sie hörten aber bald auf, und ich betete weiter. In der Kirche nahte bald die Wandlung; da erschrak ich, denn ich dachte, ich sei nicht würdig, den Leib des Herrn zu empfangen. Bei der Kommunion des Priesters befiel mich abermals großer Schrecken.

Jetzt bin ich fertig. Für das, was nun folgte, habe ich keine Worte mehr. Ich dein Kind

Balthasar.

(Der achte Knabe in der untersten Reihe.)

* * *

Ein anderer Kommunikant, Sales mit Namen, schreibt u. a.:

„In der Kirche angekommen, kam mir der Altar außergewöhnlich groß vor, als sei es ein neuer. Auch die Messe schien mir so schnell zu gehen, daß ich dachte: „Hat denn der Priester etwas ausgelassen?“ Da hörte ich schon das Glöcklein zur hl. Kommunion schellen, und wie ich noch zweifle, ob wirklich die Zeit dazu schon da sei, da kam schon das Kind mit der Riste, uns zum Tische des Herrn zu geleiten. Da starb ich förmlich vor Schrecken. (ngaka uvalo.)

*) Letztere wurde übrigens in sehr feierlicher Weise abgehalten. Die Zeit kam bloß den Erstkommunikanten so kurz vor.

Als wir zur Kommunionbank gingen, wußte ich nicht, ob ich kniee. Ich fühlte auch keine Schuhe an den Füßen. Mir schien, wir seien nicht mehr auf Erden.

Mein gestriges Beten war gut; dieser Tag übertrifft noch den meiner heil. Taufe. Ich dachte: „Was bin ich doch auf dieser Erde?“ Ich sah alles für ein Nichts an. O, daß dieser Tag nie geendet hätte! Auch heute ist mein Herz noch weiß. Vergelte es Dir Gott, mein Vater, was Du mir getan!

Ich

Sales.

(Der achte Knabe in der obern Reihe.)

(Fortf. folgt.)

Die neue Geistes- taufe.

Vom Hochw. P. Erasmus
Görner, R. M. M.

St. Michael. — Wie die meisten unserer Missionsstationen, so ist auch St. Michael rings von protestantischen Religionsbekenntnissen umgeben. Da gibt es Anhänger der anglikanischen Hochkirche, Baptisten, Wesleyaner u. s. w. Seit einiger Zeit macht sich auch die ätiopische Kirche und die Heilsarmee bemerklich.

Nun wurde jüngst in der Nähe eines unserer Katechesenplätze ein junger Mann von etwa 25 Jahren schwer krank. Im Verlangen nach der hl. Taufe schickte er nach einem unserer schwarzen Christen. Es war Sonntag nachmittags; einen Priester von St. Michael zu rufen ging nicht mehr an, denn der Kranke war bereits in Todesgefahr, und somit machte sich der Gerufene in Begleitung einiger anderer Christen sofort auf den Weg zum betreffenden Kraal. Hier unterrichteten dieselben den Kranken in

den notwendigsten Heilswahrheiten, beteten mit ihm und wollten ihm die Nottaufe spenden.

Doch siehe, da kommt plötzlich ein Prediger der ätiopischen Kirche, der zugleich der Heilsarmee ange-



Einige Erstkommunikanten in Reichenau.

hörte, und dem offenbar gemeldet worden war, was hier vorging, in die Hütte hereingestürzt. Er beginnt über die katholische Kirche und ihre Gebräuche zu räsonieren, alles, was sie lehre, sei Lug und Trug, auch die Taufe mit Wasser sei römische Erfindung, er da-

gegen habe das reine unverfälschte Heilsevangeliem und taufe im Geiste.

Unsere Christen dagegen ließen sich von ihm keineswegs aus der Fassung bringen, im Gegenteil, sie trieben ihn mit ihren Fragen gewaltig in die Enge. So fragte ihn einer derselben, ob denn die Taufe der englischen Hochkirche, die mit der römisch-katholischen völlig übereinstimme, auch Zug und Trug sei, und wie denn seine Taufformel laute; er solle sie einmal sagen.

Die Antwort war: „Wir taufen im Geiste und dabei machen wir es so: wir blasen den Täufling kräftig an und rufen: „Halali, halali“, und dann kommt der Geist über ihn und er ist getauft im Geiste.“ Dann fing er an, ihnen die neue Geistestaufe ad oculos vorzudemonstrieren, blies zwei bis dreimal aus vollen Backen, und schrie darauf, wie halb von Sinnen: „Halali, halali, halali, halali!“ — Da konnten sich die Anwesenden nicht länger halten und brachen in schallendes Gelächter aus. Der Prediger aber zog schimpfend und lärmend von dannen.

Als er fort war, fragten die Christen den Kranken, ob ihm eine solche „Halali-Taufe“ genüge. Dieser aber nahm seine letzten Kräfte zusammen und erklärte: „Nein, das ist reiner Unsinn! Ich will die rechte Taufe empfangen und in den Himmel kommen!“ Auf dieses hin taufte ihn einer der Anwesenden auf den Namen „Franz Xaver.“ Nun war der Sterbende ruhig und zufrieden und sah getrost seinem Ende entgegen.

Einige Stunden darauf stand seine Seele bereits vor dem ewigen Richter, der ihm hoffentlich das ewige Leben schenkte. R. I. P.

Eine Erzählung aus alten Tagen.

(Fortsetzung.)

7. Kapitel. Nach der Schlacht am Ingeliberge.

Ich machte kehrt und sah mich in dem engen Raum, in dem stundenlang ein Kampf auf Leben und Tod gewüthet hatte, ein wenig um. Die ganze Fläche war derart mit aufgeschichteten Leibern bedeckt, daß man vom Boden kaum mehr einen Zoll erblicken konnte. Von all unseren Leuten, die am Kampfe teilgenommen, lebten kaum mehr 50. Die Mehrzahl der Indunas und Kehlas waren gefallen. Sie hatten den Löwenanteil am Kampfe gehabt, da leider viele von der jungen Mannschaft sich in feiger Furcht ins Lager zurückgezogen hatten.

Draußen vor den Schanzen aber sah es noch schrecklicher aus. Hatte es doch auf all die Zulus, welche sich hier Bahn in die Schutzwälle brechen wollten, buchstäblich Steine geregnet. Viele von ihnen waren durch die herabstürzenden Felsenmassen zu Brei zermalmt worden.

Ngokwenyama aber stützte sich auf sein bluttriefendes Schwert. Er sah von oben bis unten wie in Blut getaucht, und noch fortwährend quoll aus Dugenden von Wunden frisches, rotes Blut hervor. Sein Stahlkleid mußte ihm wohl hundertmal das Leben gerettet haben, denn es fand sich kaum ein Zoll breit in demselben, der nicht gekerbt oder zerbläut gewesen wäre.

Auch der alte Kehla Nsikova, der wackere Kommandant des Lagers, stand schwer nach Atem ringend unter den Leberlebenden. „Bravo, Insizwa“, rief er mir zu, — und jetzt erst bemerkte ich, daß ich der einzige überlebende Insizwa war — „ein bloßer Insizwa warst du bisher, von heute an sollst du unter

die Kehlas, die Männer von Stand und Würde, zählen!“

Während er noch redete, kamen einige Dugend Insizwas herbeigeeilt. In der Stunde des Kampfes hatten sie sich feige ins Lager verkrochen, jetzt, nachdem der Sieg errungen war, kamen sie wieder hervor. Das brachte den alten Mann trotz seiner Erschöpfung und der vielen Wunden so in Harnisch, daß seine Augen Blitze flammten und er die Burschen, die wie geprügelte Hunde daherkamen, anschrie: „Ihr Feiglinge, inzimon, ihr schafstöpfige Memmen! Nicht wahr, jetzt, nachdem der Kampf vorüber ist, kommt ihr heraus aus euren Löchern! Vorher aber, solange der Feind da war, hat sich ein jeder hinter der Mama verkrochen! Wahrlich, eure Schuld ist es nicht, daß eure Kehlen nicht schon abgehackt! Macht, daß ihr an die Wälle kommt, ihr hasenfüßigen Mädchen, und wenn noch ein Funken Courage in euch steckt, so schafft die toten Zulus hinweg und schließet die Deffnung wieder zu!“

Seine Worte schnitten scharf wie Peitschenhiebe, und die tief beschämten Insizwas gehorchten ohne ein Wort der Widerrede. Es war eine traurige Arbeit, die sie da hatten und von dem vielen Blut und all den Leichen stieg ein Geruch auf, der mich fast betäubte. Ich richtete daher an Ngokwenyama die Bitte, ins Lager zurückkehren zu dürfen. „Ja, mein gute Junge“, sprach er, „du hast Ruhe verdient; aber auch ich bedarf der Erholung. Komm, biete mir deine Schulter zur Stütze; ich fühle mich total erschöpft!“

Er schickte seine Diener weg, um Wasser und umuti (Medizin) zu holen, und dann gingen wir zusammen langsam ins Lager zurück. Es war mir eine große Genugthuung, ihm dabei meine rechte Schulter als Stütze anbieten zu dürfen. In seinem Zelte angekommen, legte er den schweren eisernen Harnisch ab, wusch sich und pflegte seine Wunden. Wie in meinem Leben habe ich einen Mann so erbärmlich zerhackt gesehen. Er hatte an Armen und Beinen über ein Duzend klaffender Wunden, von den kleineren tieben und Stichen gar nicht zu reden. Dazu waren die alten kaum halb vernarbten Wunden wieder aufgegangen.

Er wusch und verband seine Wunden, zog frische Kleider an, — denn auch die Kleider, die er im Kampfe getragen, waren ganz in Fetzen gehauen — und nahm dann die Wunden, die ich selbst empfangen, in Pflege. Zu guterletzt gab er mir einen Schluck aus einer Flasche, der mir wie Feuer durch alle Glieder lief, nahm selbst davon und legte sich zur Ruhe nieder.

Es war ein trauriger Tag. Isikova gab den jungen Männern den Befehl, die Barrikaden zu verstärken und getreulich Wache zu halten, doch er sowohl, wie die anderen Kehlas und Indunas waren von dem heißen Kampfe so erschöpft, daß sie unmöglich darnach sehen konnten, ob ihre Befehle auch pünktlich ausgeführt würden.

Ich selbst lag im Zelte meines Inkoji auf Grasmatte und brachte ihm alles, was er verlangte; aber ich war selbst übermüde, verwundet und zerschlagen. Ngokwenyama lag meist ruhig da, nur zuweilen im Wundfieber wälzte er sich hin und her. Es kam die Nacht, eine Nacht voll fieberhafter Träume. Ich lag in beständigem Kampfe mit den Zulus und fuhr wohl hundertmal erschrocken auf, bis ich merkte, ich habe

war ein Phantom der Nacht geschaut. Auch Ngokwenyama hörte ich öfters heftig stöhnen. Vielleicht mögen seine vielen Wunden die Ursache davon gewesen sein, vielleicht aber auch die Geister seiner Vorfahren, die wohl in dieser Nacht zu ihm kamen und ihn warnten vor den Gefahren des kommenden Tages. Sollte er doch schon morgen fallen als ein Held, siegreich kämpfend, ohne zu wanken, bei einer Ueberzahl von Feinden, wie sie wohl nie zuvor ein einzelner Mann gehabt.

Ich weiß nicht, wie es kam, allein gegen Morgen grauen rief er mich an sein Lager und zeigte mir ein kleines Kreuzchen, das er an einem schmalen roten Bändchen um den Hals hängen hatte.*)

„Das, mein guter Zitiwa,“ sagte er, „kommt von einem großen, großen Fürsten, dem größten, den ich kenne. Es ist das einzige Abzeichen wahrer Ehre und ich gewann es auf einem großen, mit Leichen bedeck-

Es mochte etwa um die dritte Stunde des Tages sein, als der alte Zitiwa zu uns kam mit der Erklärung, er wolle sich persönlich zu den Barrikaden begeben, denn er fürchte, die Injizwas möchten beim bloßen Anblick der Zulus das Hasenpanier ergreifen. Er war düster gestimmt und schüttelte voll Unwillen das graue Haupt, als er nochmals auf die Feigheit der jungen Männer am gestrigen Tag zu sprechen kam.

Ngokwenyama bat ihn, einen Augenblick zu warten, legte seinen Stahlpanzer an und gürtete sein Schwert um. Ich aber griff nach der Streitart und schloß mich den beiden mit einem Haufen älterer Kämpfer an.

Eben näherten wir uns dem Engpaß, da erscholl ein fürchterliches Kriegsgeschrei. Die Zulus waren da! Unsere Injizwas aber, welche die Barrikaden besetzt hielten und dem Feinde hätten Widerstand leisten sollen,



Fütterung der Enten.

ten Schlachtfeld, wo die Geschütze stundenlang donnerten und die Reiterei, Aegypter und Araber, zu Zehntausenden gegen unsere Reihen stürmten. Wenn ich in Bälde fallen sollte, Zitiwa — ich habe davon so eine dunkle Ahnung — und du am Leben bleibst, so nimm das Kreuzchen zu dir und bewahre es sorglich auf. Sei seiner wert, und wende, solange du dieses Ehrenzeichen trägst, in keinem Kampfe den Fuß rückwärts zur Flucht!“

„Bayete 'Nkosi!“ rief ich aus und heftete meinen Blick voll Staunen und Ehrfurcht auf das merkwürdige Zeichen, bis es Ngokwenyama wieder unter seinem Wams verbarg.

Inzwischen kochten Weiber Essen und brachten es bei Tagesanbruch zu uns. Ich fühlte mich aber so krank und elend, daß ich nichts genießen konnte. Ngokwenyama gab mir wieder von seiner feurigen Umami zu trinken, und nun aß ich mit Appetit.

*) Es war das Kreuz der französischen Ehrenlegion.

rannten mit gellenden Angstrufen wie unsinnig aus der Klust, die sich sofort mit stürmisch nachdrängenden Zulus füllte. Wie diese eigentlich durch die erste Barrikade kamen, konnte ich nie erfahren, denn die Injizwas, die einzigen Augenzeugen, verloren alle noch am gleichen Tag das Leben.

Mit lautem Zuruf riß Ngokwenyama sein mächtiges Schwert aus der Scheide und warf sich mit Ungestüm auf die Zulus. Im Nu kamen wir nach, und aus unseren Hütten heraus ergossen sich neue Kämpfer, die mutig herbeikamen, um dem in Massen heranwogenden Feind einen Damm entgegen zu setzen. Vergebliches Bemühen! So sehr wir uns auch abmühten, und so wild wir auch dreinschlugen nach rechts und links, — langsam, aber stetig, Zoll um Zoll rückten die Zulus weiter vor.

Weiber und Kinder rannten heulend der Höhle zu, wo die Vorräte aufgehäuft waren, und wohin ihnen ein großer Teil der sich flüchtenden Injizwas voraus-

geißt war. Andere kletterten in ihrer Angst den steilen Fußpfad hinan, der zum Gipfel des Berges führte.

Um jeden Fuß breit wurde wie rasend gekämpft und bald war, wie am gestrigen Tag, der ganze Boden ringsum mit den bluttriefenden Leibern Erschlagener bestreut. Ngokwenyama und Jitova suchten vor allem den Feind von dem Fußpfad abzuwehren, der nach der Bergspitze führte; denn dort oben lag noch eine Menge von Felsblöcken aufgehäuft, die im Falle der Not vorzügliche Dienste leisten konnten, auch war man hier viel freier in der Bewegung, als unten in dem kleinen engen Tal.

Es gelang ihnen auch, den Fußpfad zu schützen, dagegen ergossen sich bald die Scharen der Zulus, zahllos wie die Heuschrecken in die Talenkung hinab. Ihre Menge füllte den ganzen Bergkessel, wie die Meereswogen zur Zeit der Flut den Busen von Tektwan (Durban). Die weißen Federbüsche, die sie auf den Köpfen trugen, flatterten drohend hin und her, als sie in rasender Mordgier vorwärts stürmten. Unsere Reihen standen nur dünn; wir erkannten klar, wir seien alle dem Tode verfallen. Trotzdem kämpften wir mutig fort; und sogar die jungen Männer, die vorhin so schmählich gelobt waren, kamen nun zu uns und stritten mit dem Mute der Verzweiflung, wie das Tier sich wehrt, das in der Falle sitzt. Sie schlugen um sich, sie bißten und kratzten, als sie keine Waffen mehr hatten, und wehrten sich aus Leibeskräften, bis sie endlich tot niedersanken und von den dichtgedrängten Scharen der Zulus unter die Füße getreten wurden.

Der Rest unserer Streitkräfte arbeitete sich den Felsenpfad hinauf; Ngokwenyama aber, an dessen Seite ich mich beständig hielt, und noch einige andere hielten den Aufstieg zum Pfade besetzt. Wir hatten uns mit dem Rücken gegen die Felsenwand postiert, doch es schien die reine Unmöglichkeit, hier dem Tode zu entkommen. Es waren unser nur wenige, und wir standen hier wie festgebannt. Nicht einen Moment durften wir den Feind aus dem Auge lassen; wer sich umdrehte, den Fußpfad zu ersteigen, war dem sicheren Tod verfallen. „Nun ist unsere Stunde gekommen“, dachte ich in stiller Resignation. „Wohlan, laßt uns mutig sterben, damit wenigstens die anderen am Leben bleiben.“ Ich meinte jene, die schon den Berg ersteigen hatten.

Doch siehe, da plötzlich kommt's von oben herab mit Donnergetöse: „Bum! — Bum! — Bum!“ geht's auf einmal los, und förmliche Steinlawinen rollen vom Gipfel des Berges herab, in die dicht gedrängten Reihen der Zulus krieger, weite, blutige Gassen reißend, während wir, die wir hart an der steilen Felsenwand standen, vollständig davon verschont blieben. Ein riesengroßer Block schnellst scharf über unsere Köpfe hinweg und fällt gerade mitten in den dichtesten Zuluhaufen hinein. Man hört einen quatschenden Schlag, und sieht zu Brei zermalnte Leichen, dann springt der Stein infolge der Heftigkeit seines Anpralles zurück, zerbricht hier in zwei Hälften, die neuerdings ins Rollen kommen und ganze Reihen der nassen Zuluherden hinwegfegen. —

Das entsetzliche Bombardement hatte noch nicht lange gedauert, da zogen sich die Zulus über Hals und Kopf zurück, um möglichst schnell außer Schußweite zu kommen. Damit waren wir für den Augenblick wieder frei! —

(Fortsetzung folgt.)

Mariä Namensfest.

Zu Marias Namensfeste
Möchte ich der Jungfrau rein
Gern das Schönste und das Beste
Heut' zum Angebinde weih'n!

Doch, was kann ich, Arme, senden,
Dir, der Himmel Königin?
Was kann, Hohe, ich dir spenden,
Ich geringe Sünderin?

Festeslieder möcht' ich singen
Mit der lieben Englein Chor,
Duft'ge Blumenkränze bringen
Aus dem reichsten Blumenflor!

Doch ich habe nichts zu schenken
Als mein armes, kleines Herz.
Wolle gnädig sein gedenken
Zieh' es mächtig himmelwärts!

Sei, o Mutter, mir hienieden
Zuflucht, Trost und Hoffungsstern!
Zu der Tugend wahren Frieden
Führ' mich, Mittlerin des Herrn!

In des Todes ernster Stunde
Sei zu meiner Hülf' bereit!
Dein Erbarmen sei mir Kunde
Einer sel'gen Ewigkeit!

S. 394.

Gerechte Entrüstung.

Gerechte Entrüstung. Das Züricher „Evang. Wochenblatt“ erzählt von einem „Schwabenstreich“, an dem man seine helle Freude haben muß. Johann Hutschwadel, ein Nagelschmied aus Ehningen in Württemberg, war auf der Wanderschaft in einem „aufgeklärten“ Thüringer Städtchen zur Herberge. Dort hörte er, daß am Abend ein Freidenker einen Vortrag über das Dasein Gottes halten werde. Der brave Schwabe dachte: „Schön, das kannst du ja auch mal mitanhören.“

Der Abend kam und der Redner ließ seine Vortragsrede los. Als Knalleffekt rief er zum Schluß: „Wenn ein Herrgott wäre, so würde er nach allem, was ich gesagt habe, einen Engel schicken, um mir an den Kopf zu schlagen.“

Da wachte dem ehrlichen Schwaben das Blut, und er rief: „Das kann i scho besorga, da brauch'ts koin Engel darzu, du Birsche, du frechs.“ Und ehe der lästernde Maulheld sich zurückziehen kann, hat er seine zwei Ohrfeigen, die nicht „von schlechten Eltern“ waren.

„En schöne Grueß vo unserm Herrgott. Wege so'ma (solchen) Strich schicke mir koin Engel vom Himmel runter, das tut der Hutschwadel.“

Die höheren Töchter. Vater: „In der Küche, Kinder, sollt Ihr doch nicht immer französisch mit einander reden; das ganze Essen wimmelt wieder voll Mißverständnissen.“

Doppelsinnig. Herr (der einen Gelehrten necken will): „Wie weit sind Sie mit Ihrer großen Arbeit über die Affen? — Professor: „Ich siehe gerade vor dem Orang-Utang!“

St. Josephsgärtchen.

Der hl. Joseph, Schutzpatron der Ordensleute.

Gewiß ist Jesus Christus selbst das geistliche Oberhaupt und der höchste Schirmherr jeder religiösen Genossenschaft, und in Maria, der reinsten Braut des hl. Geistes, verehren die Ordensleute ihre vorzüglichste Patronin. Aber zu wem könnten die Ordenspersonen nach Jesus und Maria mit größerem Vertrauen aufblicken, als zum hl. Joseph, der in Gemeinschaft mit dem lieben Heiland und der allerseeligsten Jungfrau Maria im stillen Häuschen zu Nazareth wahrhaft ein Ordensleben geführt hat.

Er hielt und übte die Ordensgelübde, ohne sie abgelegt zu haben. Wer war treuer und pünktlicher in Beobachtung der hl. Armut, die Jesus angeraten und durch sein Beispiel gelehrt hat, als der hl. Joseph? Niemals war ein Ordensmann so losgeschält von aller Anhänglichkeit an die irdischen Güter, als er. Er besaß eine kleine, höchst bescheidene Wohnung, lebte in Nazareth wie im Aegypterlande von der Arbeit seiner Hände und war bis zum Ende seines Lebens ein armer, in höchst dürftigen Lebensverhältnissen stehender Mann. Ja, er war ein Freund der hl. Armut, er war arm aus freiem Willen, arm im Geiste.

Desgleichen ist er nach der allerseeligsten Jungfrau, seiner reinsten Braut, das höchste Vorbild in Bezug auf das Gelübde der heiligen Keuschheit. Schon die bloße Tatsache, daß ihn der himmlische Vater auswählte zum Gemahle der Königin der Jungfrauen und zum Nährvater seines eingeborenen Sohnes, der die Heiligkeit selber ist, bürgt uns für diese Tatsache. Gewiß, dem hl. Joseph, dem engelgleichen Liebhaber der Keuschheit, gelten in ganz hervorragender Weise die Worte unseres lieben Heilandes: „Selig sind, die ein reines Herz haben, denn sie werden Gott anschauen.“

Was sollen wir endlich von seinem hl. Gehorsam sagen? Kein Mensch war je dem eigenen Willen abgestorbener und dem hl. Willen Gottes unterworfen, als gerade der hl. Joseph. In blindem Gehorsam läßt er sich in den schwierigsten Verhältnissen von der göttlichen Vorsehung leiten, ohne eine einzige Einwendung zu machen, ohne eine Frage, ohne ein Wort der Klage. Der Engel heißt ihn im Namen Gottes sofort nach Aegypten zu ziehen, und Joseph geht noch in derselben Nacht; später befiehlt er ihm zurückzukehren, und der Heilige gehorcht mit derselben Bereitwilligkeit. Niemals hat Gott einen ehrerbietigeren und ergebeneren Diener gehabt, als den hl. Joseph.

Dazu fehlte ihm weder die strenge Lebensweise, die wir in vielen Orden finden, noch das hl. Stillschweigen. Ihn rief keine Glocke zu den frommen Uebungen, doch deshalb vergaß er nicht die Stunde des Gebetes. Das Herz ersetzte ihm das Glockenzeichen, und der Dienst Gottes ging ihm allen anderen Geschäften voran.

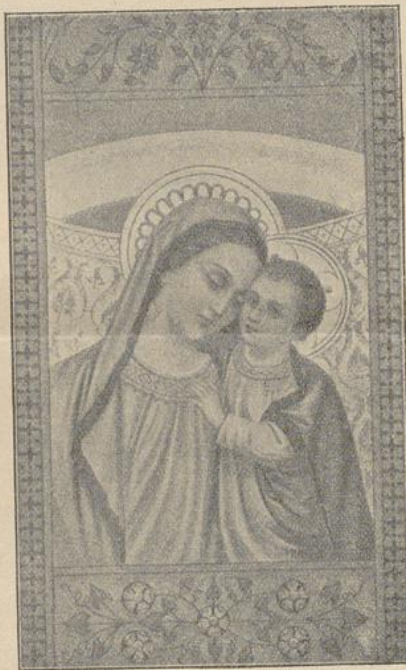
Diese kurzen Erwägungen mögen genügen, um das Anrecht des hl. Joseph auf den schönen Titel eines „Patrones der religiösen Genossenschaften“ zu begründen. In der Tat verehren ihn alle Orden mit besonderer Andacht und stellen sich mit Vorliebe unter seinen Schutz. Wir unterlassen es, einzelne Orden oder religiöse Genossenschaften namhaft zu machen, weil

eben die Verehrung des hl. Joseph allen gemein ist, sodaß es schwer wäre, zu sagen, welche hierin den größten Eifer zeigen.

Aus dem Leben einer Gottesbräut.

(Fortsetzung.)

„Es ist etwas Hohes, nach dem Glauben der hl. Kirche zu leben“, sagte einst Anna Katharina zum Pilger, „ohne wahre Erleuchtung, Einfalt und Herzensreinheit ist dies dem Menschen unmöglich. Es ist etwas Großes, ihren Gottesdienst mitzufeiern und dadurch Anteil zu gewinnen an dem unendlichen Schätze der Gnaden und Genugtuung, welchen die Kirche in den Verdiensten ihres göttlichen Hauptes besitzt und kraft



Maria vom guten Rat.

dieser auch in dem Blute ihrer zahllosen Märtyrer, in den Leiden und Bußwerken ihrer Heiligen und in den Gebeten und guten Werken aller frommen Gläubigen, welche alle mit ihr verbunden und ihre wahren Kinder sind. Aus diesem Schätze wird die Gerechtigkeit Gottes befriedigt und wird für die Bedürftigen und Schwachen in diesem, für die armen Seelen im anderen Leben bezahlt, was sie selbst zu leisten nicht vermögen.

Jede Stunde hat ihre Gnade; wer sie verstößt, der muß verschmachten. Wie es ein irdisches Jahr mit seinen Zeiten, wie es eine irdische Natur mit ihren Geschöpfen und Früchten und Eigenschaften gibt, so gibt es auch eine höhere Ordnung zur Herstellung des gesunden Geschlechtes mit unzähligen Gnaden und Mitteln des ewigen Heiles, geknüpft an ein geistliches Jahr und seine Zeiten. Jährlich, täglich, stündlich reifen in dieser Ordnung die zu unserem Heile uns dargebotenen Früchte. Die Kinder der katholischen Kirche, welche

dieses geistliche Jahr mit seinen Festen und seinem Gottesdienste andächtig feiern, ihr Leben nach seinen Forderungen einrichten, die hl. Tagzeiten beten, diese allein gleichen den treuen Bauleuten und Arbeitern im Weinberge und empfangen übersießend seine Segnungen. Es ist sehr betrübend, daß so wenige mehr diese Gnadenordnung erkennen und nach ihr leben; aber mit Schrecken wird man einmal sehen, was das Kirchenjahr, was seine Feste, was die hl. Zeiten und Tage, was die Kirchengedete und Andachten, was die geistlichen Tagzeiten und das Breviergebet der Priester und Ordensleute sind! Der göttliche Heiland selber ist es ja, der in dieser Ordnung mit uns lebt, und in jeder Zeit sich uns zum Opfer und zur Speise gibt, auf daß wir Eins in Ihm werden.

Wie barmherzig ist seine ununterbrochene Fürsorge in den vielen tausenden heiligen Messopfern, in denen täglich das Opfer der Genugtuung, sein blutiger Tod am Kreuze, auf unblutige Weise dem himmlischen Vater für uns erneuert wird! Dies Opfer am Kreuze ist ein ewiges Opfer, ein Opfer von unvergänglicher, ewig neuer, unendlicher Wirkung, welche aber den Menschen in der Zeit, die endlich ist und gezählt wird, zugute kommen soll. Darum wird nach Einsetzung des menschengewordenen Sohnes Gottes dies heiligste Opfer täglich erneuert und wiederholt, bis das Zählen aufhört und die zeitliche Welt zu Ende geht, in der Er selber sich durch die Hände rechtmäßig geweihter, wenn auch unwürdiger Priester unter den Gestalten des Brotes und Weines seinem himmlischen Vater versöhnend aufopfert."

Derartige Unterredungen pflegte Anna Katharina mit dem Pilger nie zu führen, ohne ihn zugleich zum Gebete und zu Übungen der Buße, der christlichen Liebe, der Uebervindung und Selbstverleugnung auf höchst einfache und natürliche Weise aufzufordern.

(Fortsetzung folgt.)

Aus meinem Tagebuche.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Emaus, 15. August 1909. — Peter, ein am Ummzimfuku wohnender Christ, ersuchte mich, seine zwei kranken Kinder zu besuchen. Sie seien schon längere Zeit krank und er wisse nicht, was ihnen eigentlich fehle.

Da es jedoch schon spät am Abend und der Weg dorthin, wie ich aus mehrjähriger Erfahrung wußte, sehr rauh und gefährlich war, wollte ich mich nicht blindlings in die Nacht hineinwagen, sondern sagte dem Manne, er möge bei uns übernachten; am nächsten Morgen würden wir dann zusammen zum betreffenden Kraale gehen. Er war's zufrieden und tags darauf machten wir uns frühzeitig auf den Weg; wir waren beide zu Pferd.

Die ersten dreiviertel Stunden ritten wir der Poststraße entlang, bogen dann auf Feldwege ein, die größtenteils rechts und links Draht-Zäunen aufwiesen und kamen zuletzt auf einsame Kaffernpfade, die uns wiederholt zwangen, vom Pferde zu steigen. Zeitweilig kamen wir an Hütten vorüber. Die einen waren geschlossen und schienen leer, vor den andern tummelte sich allerlei schwarzes Volk. Wir sahen Kaffernweiber mit dem Ausbessern der schadhaften Strohdächer beschäftigt, sahen hochgewachsene Mädchen dem nächsten Laden zuwandern, um dort Salz, Petroleum, Tabak und sonstige Kleinigkeiten einzukaufen; andere zerrieben zwischen zu i Steinen Maiskörner zur karglichen Mahlzeit, oder holten eßbare Kräuter vom Feld. Die Burschen und jungen Männer aber übten sich im Fechten oder saßen müßig da, plauderten, tranken

Ufshwala und schlugen die kostbare Zeit tot. Die Erwachsenen waren fast alle anständig bekleidet — viele von ihnen waren wesleyanische Protestanten — von den Kindern dagegen liefen viele noch im Adamskostüm umher. Die Getauften trugen wenigstens ein Hemdchen; denn sogar der Heide fühlt, daß ein christliches Kind bekleidet sein müsse.

Nach dreistündigem flottem Ritt waren wir am Ummzimfuku und kurz darauf beim bezeichneten Kraale. Als wir uns den Hütten nahten, sahen wir einen Mann mit dem Verfertigen eines kleinen Sarges beschäftigt. „D weh“, rief Peter, mein Begleiter, aus, „eines der beiden Kinder ist schon gestorben!“ Nun wir hatten wenigstens den einen Trost, daß der Kleine für den Himmel gereitet war. B. Marzellin, der vor 14 Tagen hier gewesen war, hatte es getauft.

Der Mann suchte aus ein paar Dutzend Bretchen, die er von einem Seifen- und einem Leckstich gewonnen, einen kleinen Sarg zusammenzuzimmern und hatte dabei seine liebe Not, obschon er zu meiner Verwunderung mit einer englischen Handsäge, einem sog. Fuchschwanz und zwei Hämmern ausgerüstet war. Doch zuletzt wurde er doch damit fertig. Man brachte den Sarg in die Hütte und legte das etwa zwei Monate alte Kind hinein.

Ich wollte auch gleich die Beerdigung vornehmen, doch es fehlte noch das Grab. Wohl begaben sich sofort einige Burschen daran, es herzustellen, allein es währte lange, bis sie damit fertig waren; denn erstens machten sie es viel zu groß; sie warfen eine Grube auf, daß man fast einen erwachsenen Mann hätte hineinlegen können, und dann arbeitet nach Kaffernbrauch immer nur ein einzelner Mann, die andern schauen müßig zu oder erholen sich von „der schweren Anstrengung“. In der Zwischenzeit sah ich mich nach dem zweiten Kinde um, zu dem ich ja ebenfalls gerufen worden war. Es litt an Keuchhusten; um die Leute zu befriedigen, gab ich ihm eine lindernde Arznei. Mehr konnte ich unter den obwaltenden Umständen nicht tun.

Endlich war das Grab doch fertig, und wir gingen processionsweise mit dem toten Kinde zum provisorischen Gottesacker, wo schon 10 getaufte Kinder und 5 Erwachsene zur letzten Ruhe bestattet liegen. Die Leute waren, das sah man ihnen an, von gutem Geiste besetzt. Ich bedauerte nur, daß sie keine Kapelle haben. Die Wohltat einer hl. Messe schätzen sie sehr. Zeitweilig liest nämlich der Missionär von Mariahilf eine hl. Messe daselbst.

Ich hatte mich über Gebühr lange aufgehalten und mußte mich daher beeilen, noch vor Anbruch der Nacht nach Hause zu kommen. Das Mittagsmahl bildete kein Hindernis; bei diesen armen Leuten war nichts zu suchen, und so verpeiste ich eben das Stücklein Brot, das ich von Emaus mitgenommen. Doch so was versteht sich im Missionsleben von selbst; der Priester muß hier mit seinem göttlichen Meister jagen können: „Meine Speise ist es, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat.“

Emaus, 19. August 1909. — Heute kam ein Kaffernweib hieher mit der Meldung, drunten in der sog. Symons-Location, sei ein Kind mit kochendem Wasser übergossen worden. Das arme Ding sei übel zugerichtet, und ich möchte doch kommen und eine umuti (Arztin) mitbringen.

Da hieß es also Priester und Arzt zugleich zu machen. Die Hauptsache war mir, durch die hl. Taufe die Seele des Kindes zu gewinnen; da jedoch der Kaiser auch viel auf Medizin hält, zumal wenn sie

ihm in flüssigem Zustand und reichlicher Quantität verabreicht wird, so nahm ich als probates Mittel gegen Verbrennungen in einer Flasche eine gehörige Portion Eiweiß mit.

Ich fand das Kind in kläglichem Zustande. Die großen Brandwunden gingen tief ins Fleisch hinein, und die Schmerzen mögen entsetzliche gewesen sein. Ich bestrich die Wunden so sachte ich nur konnte mit der genannten Medizin und tat überhaupt mein Möglichstes, das Leben des Kindes zu retten, doch die Hoffnung auf

führen sollte, nicht mehr finden konnte; auch waren all' meine Versuche, die Poststraße zu gewinnen, vergeblich, denn es liefen so viele Fußpfade durcheinander, daß ich unmöglich wissen konnte, welches der richtige sei. So irrte ich geraume Zeit in der Finsternis umher und kam von einem Schlucht in die andere. Auf einmal stand ich vor einem Urwald; doch da hinein durfte ich mich schon gar nicht wagen; der Wald zog sich nämlich einen steilen Bergabhang entlang, wo hohe Felsen und tiefe Abgründe die Passage höchst gefährlich machen.



Der Eilzug kommt!

Wiedergenehung war gering; die Brandwunden waren zu groß, und das Uebel schon zu weit vorgeschritten. Die Mutter hielt das Kind, wie es bei den Mässern in solchen Fällen der Brauch ist, Tag und Nacht auf dem Schoße.

Weil die Schwarzen bei vielen Krankheitsercheinungen sehr unbeholfen sind und auch keine passenden Gegenmittel besitzen, so kam ich mehrere Tage nacheinander in denselben Kraal, um den Verlauf der Krankheit zu beobachten. Bei meinem letzten Besuche — es war Sonntag nachmittags — taufte ich das Kind; doch bei der Rückkehr sollte es noch manchen Trubel absezen.

Als ich den Kraal verließ, war es 5 Uhr nachmittags. Die Sonne ging frühzeitig unter, und bald wurde es so finster, daß ich den Fußpfad, der mich nach Hause

Ich wandte mich nach der entgegengesetzten Seite. Da kam ich nun in mannhohe Gras und dichtes Buschwerk, strauchelte hier über einen großen Stein und fiel dort in ein tiefes Loch . . . In die Ebene hinunter durfte ich mich der vielen Bäche und Sümpfe wegen ebenfalls nicht wagen, so blieb ich also auf der Höhe und kletterte von einem Bergrücken zum andern, bis ich mich plötzlich auf der obersten Spitze befand. Doch was sollte ich hier machen? Da war weder Weg noch Steg; ich mußte einfach wieder herunter und kam dabei zu einem Steinhügel, wo mir nichts anderes übrig blieb, als herunterzurutschen.

Endlich stieß ich auf einen Drahtzaun. Da faßte ich neue Hoffnung, die Einfriedung mußte offenbar zu einem Farmer führen. Ich ging also den Zaun

entlang, mich oft mit beiden Händen am Drahte festhaltend, denn die Umzäunung führte einen tiefen Felsenabhang entlang, und wehe dem Wanderer, der hier ins Rutschen kommt! Volle zwei Stunden lang irrte ich im Dunkel so dahin, ohne daß ich die Häuser fand. Auf einmal hörte ich Hunde in der Nähe bellen; die Wohnung mußte also nahe sein! Ich kroch durch den Zaun und fand endlich das Haus. Doch all mein Rufen war umsonst; kein Mensch kam heraus. Die Leute lagen offenbar im tiefsten Schlaf. Begreiflich, es war ja kurz nach Mitternacht. Uebrigens hatte meine Irrfahrt doch bald ein Ende, denn kurz darauf kam ich auf die Poststraße und um 1/4 Uhr morgens war ich wieder in Emaus.

Es war eine kühle Nacht; auf den Bergen blies ein kalter Wind und ich war barfuß in den Sandalen. Um 4 Uhr las ich die hl. Messe und dankte dem lieben Gott und meinem hl. Schutzengel, daß er mich wieder glücklich nach Haus geführt.

(Fortf. folgt.)

Aus Triashill.

Der Hochw. P. Mbalbero Fleischer, den unsere geehrten Leser schon aus seiner Reisebeschreibung kennen (siehe Augustheft I. J.) berichtet in einem an Hochw. P. Prior gerichteten Briefe unterm 4. April 1910 folgendes:

„Bin nun über drei Wochen hier auf meinem neuen Posten und habe mich schon ganz gut eingewöhnt. Freilich ist es hier sehr einsam; Gesellschaft und Verkehr, wie man ihn in Mariannahill noch immer hat, fehlen hier beinahe ganz. Alle Donnerstage kommt der schwarze Postbursche und bringt uns Briefe und Zeitungen; jeden Montag haben wir Gelegenheit, Briefsachen ebenfalls einem schwarzen Burschen zur Beförderung mitzugeben. Die übrigen Tage sind wir von der Welt so ziemlich verschont und auf unseren engeren Familienkreis angewiesen.“

Tag für Tag, Sonntags allein ausgenommen, kommen die Schwarzen, groß und klein, aus nah und fern zur Schule und zur religiösen Unterweisung. Letztere erteilt Pater Mayr am Mittwoch und Freitag, sowie an allen Sonn- und Feiertagen. Ich selbst gehe auch regelmäßig zur Schule, um zu lernen und auszuhelfen. Die übrige Zeit fülle ich mit Erlernung des Chimanka aus, wobei mir Pater Mayr in liebenswürdigster Weise behilflich ist. Nachmittags nehme ich meistens Hefte und Bücher mit und wandere zwischen den wilden Felsblöcken umher und studiere.

Wir gefällt die Natur hier sehr gut, und steige ich gern auf die Berge und bewundere die gewaltigen, felsig geformten Gipfel und Massen rings umher und bis zum fernen Horizont. Ueberaus lieblich schauen sich auch die Täler an, die zu den Füßen der Berge liegen und sich zwischen ihnen ausdehnen; doch schaut immer wieder aus dem Grün des Bodens der nackte Stein hervor; oftmals sind die Felsblöcke in riesigen Exemplaren übereinander getürmt und weisen die sonderbarsten Formen auf. Dazwischen liegt wildes, frischgrünes Strauchwerk; hie und da erhebt sich auch ein Baum mitten aus den Spalten.

Das Land ist im großen und ganzen arm und verhältnismäßig wenig angebaut, die Frucht kümmerlich. Trotzdem findet man viele und starkbevölkerte Kraale. Wie ich höre, sind die Leute hier viel genügsamer und fleißiger, als die Kaffern in Natal. Daß die Jugend großen Lerneifer zeigt, kann ich täglich mit eigenen Augen und Ohren wahrnehmen. Ich habe nämlich mein

Zimmerchen unter demselben Dache mit den Boarders (Kostschülern), die unter sich eifrig bemüht sind, in den freien Stunden, besonders abends vor dem Einschlafen, ihren Lernstoff von der Schule her sich einzuprägen. Von ihrem Sprechen untereinander verstehe ich allerdings noch so viel wie nichts; es sind für mich Laute, so ungewohnt, so rauh wie ihr ganzes Land. Dazu, dünkt mich, sprechen sie furchtbar rasch. Nun, hoffentlich wird mit der Zeit noch alles recht werden.

Was meine eigentliche Missionstätigkeit anbelangt, so beschränkt sich dieselbe zurzeit auf den wöchentlichen hl. Messgang nach St. Barbara, wo Br. Flavian Schule hält. Ich lehne mich darnach, nach Aneignung der nötigen Sprachkenntnisse mehr unter diesen armen Schwarzen wirken zu können.“ Soweit der Hochw. P. Mbalbero.

Hören wir noch, was der Hochw. P. Franz Mayr Mitte Juni l. J. über Triashill und die dortige Mission berichtet: Er schreibt:

„Vor einem Jahre etwa berichtete ich den Lesern des „Vergißmeinnicht“ von unserer Triashiller Mission hier unter den Manika und nannte dieselbe eine sehr hoffnungsvolle. Das hat sich auch bestätigt.“

Konnte ich voriges Jahr nur von einer Station berichten, nämlich von Triashill, so hat heute diese Mission schon eine blühende Außenstation, St. Barbara, und eine zweite Tageschule, St. Cassian am Mt. Dombo. Der Fortschritt in der Mission und den Schulen ist einfach so groß und geht so rasch voran, daß das Mutterhaus Mariannahill mit Herstellung der notwendigsten Bauten nicht Schritt halten kann.

Ich wollte nur, die geehrten Leser des „Vergißmeinnicht“ könnten es selber sehen, wie die 140 Kinder in St. Barbara täglich trotz Hitze und Kälte (in den Wintermonaten ist es nämlich hier sehr kalt) zum Teil aus weiter Ferne der Schule zuweilen und an Sonntagen zur Kirche kommen. Gottesdienst und Schule wird allerdings bloß in einem armseligen Notbau gehalten; da finden sich weder Bänke noch sonstige Schuleinrichtung, wie sich's der Europäer gewöhnlich vorstellt.

Im Laufe des letzten Jahres hatten wir dahier in unserer Einsamkeit mehrere ehrende, hocherfreuliche Besuche. Vor allem sei erwähnt der erste Besuch des Hochwürdigsten Abtes von Mariannahill, sowie der des Apostolischen Präfecten von Maschonaland. Beide waren sehr erstaunt über den Eifer der hiesigen schwarzen Eingeborenen und bedauerten nur, daß es an Leuten und Geld fehlt, um diese vielversprechende Mission noch mehr auszubreiten und noch besser in die Höhe zu bringen.

Schon in vielen Ländern ist es vorgekommen, daß die Bemühungen der Missionäre fast erfolglos schienen, und die Opfer vergebens angewandt. Doch hier ist das gottlob nicht der Fall. Wer sich dieser Mission weihen will, den kann ich versichern, daß es ihm an geistigen Tröstungen nicht fehlen wird, denn er wird seine Arbeiten mit reichem Erfolg gekrönt sehen. Wer aber nicht persönlich in dieser Mission wirken kann, der möge im Kreise seiner Freunde und Bekannten junge, tüchtige Leute, die Freude und Beruf zum Missionsleben haben, auf dieses schöne Arbeitsfeld aufmerksam machen.

Alle aber bitte ich dringend, durch Gebet und Almosen mitzuhelfen, damit „das Wort des Herrn seinen Lauf nehme und verherrlicht werde, so wie bei euch.“ 2. Thessal. 3, 1.

Ein Chinese über den Zeppelin-Ballon. Aus Peking wird einer Berliner Zeitungskorrespondenz geschrieben: Es ist ungeheuer spaßig, zu sehen, was für einen Eindruck der Riesenvogel des Grafen Zeppelin auf einen Chinesen machte, der ahnungslos zum ersten Male die Grenzen des himmlischen Reiches verließ, um europäische Bäder aufzusuchen, und dabei durch Zufall des „Zeppelin“ ansichtig wurde. Der in Rede stehende Chinese, angeblich ein Kaufmann, erzählt, wie er plötzlich das ganze Volk aufgeregt gesehen habe. Alle Diener in seinem Hotel hätten mit einer feierlichen Eile alle ihre Obliegenheiten erfüllt und ihm irgendetwas erzählt, was er aber nicht verstanden hätte. Auch sein Dolmetscher hätte nicht gewußt, was die Worte der Deutschen bedeuten sollten. Plötzlich hörten sie draußen auf den Straßen einen ungeheuren „Gesang“, so daß sie neugierig ans Fenster gegangen wären. Auf den Straßen habe er ungeheuer viel Menschen gesehen, die alle immerfort ein Wort sangen (er meinte das Hurrarufen). Auch auf den Dächern hätten ungeheuer viele Menschen gestanden, die mit den Händen und mit den Hüften um sich geschwenkt hätten. Alle aber fahen zur Sonne, als ob sie zu ihr beteten. Da er von den Sitten der Deutschen nicht so recht unterrichtet war, so glaubte er, es sei vielleicht ein Staatsfeiertag der Sonne. Plötzlich aber sei etwas Furchtbares erschienen. Direkt von der Sonne her kam ein ungeheurer Drache geflogen, zu dem alle beteten. Weiter habe er nichts mehr gesehen, denn er sei sofort vom Fenster geflohen. Späterhin, als er wieder zum Bewußtsein gekommen war, glaubte er, es sei nur ein entsetzlicher Traum gewesen. Aber seine Diener hätten ihm bezeugt, daß alles wahr gewesen sei, und daß sie ihn selbst auch mit angesehen hätten. Späterhin sei er auf die Straße gegangen, und da hätten noch alle Menschen gestanden und laut und freudig mit einander gesprochen. Alle hätten aber so ausgesehen, als ob ein großer Feiertag gewesen sei. Die Häuser waren auch mit bunten Teppichen behängt und auf den Dächern hingen viele Fahnen.

vorhandene elektrische Spannung früher zu empfinden schienen als der Mensch, stets das sicherste Anzeichen für Gewitter ist.

Nervenkrank.

Wer ist heutzutage nicht nervenkrank? Der „Kampf ums Dasein“, die ganze Lebenshaltung, der aufregende Verkehr, alles arbeitet daran, die Nerven zu schwächen. Diesem Umstand gegenüber steht unsere heutige Medizin recht schwach da. Ein durchgreifendes, mit sicherem Erfolge wirkendes Mittel für die verschiedensten Nervenleiden kennt man nicht. Bisher hat allein energische Selbstzucht am besten geholfen.



Ein Ungeheuer.

Ueber Vögel als Gewitterkündler macht Oberst-

Leutnant v. Buttler interessante Mitteilungen: Auf einem von Oshandje (Afrika) aus unternommenen Ritt sah er gegen Abend an einer Stelle des Weges un-
gemein viele und große Vögel, Adler und Geier, fliegen; auch einige Dornbäume waren dicht mit diesen Vögeln besetzt. Freiherr von Buttler ritt näher in der Meinung, daß dort Leichen von Menschen oder Tierkadaver lagen, doch es war nichts davon zu sehen. Am Himmel waren einige Wölkchen sichtbar, aber keineswegs besonders drohende. Plötzlich begann aus diesen Wölkchen sich ein richtiger tropischer Gewitterregen zu entwickeln, der in kleinen Bächen in all die Vertiefungen und Löcher des Bodens eindrang und deren Bewohner: Schlangen, Skorpione, Spinnen und Erdmännchen (eine Art Mäuse) heraustrieb. Nun begannen die Adler und Geier auf dieses aus seinen Schlupfwinkeln herausgetriebene Gezücht zu stoßen und es zu verzehren. Freiherr von Buttler erfuhr später, daß die Ansammlung der großen Vögel, welche die in den höheren Luftregionen

Eine solche Selbstzucht erfordert aber große Willenskraft, die nicht jeder von selber hat. So ist mit den meisten Nervenleiden eine große Entmutigung verbunden. Das ist wohl der Anfang der Selbstkur, daß man dieser Entmutigung entgegentritt, und daß man sich selber sagt, — wie es auch wirklich ist — daß fast jedes Nervenleiden heilbar ist. Dann darf der Nervenleidende sich mit der Vergangenheit und mit der Zukunft nicht mehr beschäftigen, als unumgänglich notwendig ist. Der Gram wegen vergangener Erlebnisse, die nicht mehr zu ändern sind, sowie die Sorgen wegen dessen, was alles mögliche noch kommen könnte, alles dieses bringt den Nervenkranken nur immer noch mehr herunter. Der Nervenleidende tut am besten, wenn er sich zu der Ansicht durchkämpft, es sei das Beste, wenn er „Gottes Wasser über Gottes Land gehen läßt.“ Seine Gemütsstimmung muß ein ruhiger Gleichmut sein. Trotz aller Beschwerden muß

es ihm doch noch möglich bleiben, an den Freuden des Lebens seinen Anteil zu nehmen. Zur Selbstkur bei Nervenleiden gehört ferner eine vernünftige Regelung der Arbeit, ein geordneter Wechsel zwischen Tätigkeit und Ruhe. Vorschriften lassen sich in diesen Umständen im allgemeinen nicht machen. Jeder muß sich selber studieren und das für ihn Passende anwenden. Jeder, der schon längere Zeit unter nervösen Beschwerden zu leiden hat, wird sicher Ermutigung und Erleichterung finden, wenn er diesen Vorschlägen nachkommt. Auch der Leidende kann noch seine Glücksstunden finden, wenn er nur nicht den ganzen Himmel schwarz sieht.

„Und einen Weinstock kannst du ziehen,
Der dein bescheid'nes Dach umrankt,
Und eine Rose kannst du pflanzen,
Die duftig um dein Fenster schwankt.“

Der Schutzengel der Kinder.

Daß der himmlische Schutzgeist, der das Leben der hilflosen Kinder behütet, auch im fernen Indien



Der hl. Schutzengel.

tätig ist, erfährt man aus der nachfolgenden, als wahr bezeichneten Erzählung. — Mehrere englische Offiziere waren ausgegangen, um Tiger zu jagen, mußten sich aber gegen Abend ohne Beute auf den Heimweg begeben. Da ihre Waffen noch sämtlich geladen waren, beschlossen die Herren, sie unterwegs nach irgend einem Ziele abzuschließen, um sich nach dem verfehlten Jagdvergnügen durch solchen Wettkampf eine kleine Zerstreuung zu machen. Sie mußten an einem Felde vorbei, auf dem einige Eingeborene arbe-

teten; bald darauf sahen sie am Boden einen irdenen Krug, von der Art, wie die Hindus ihn zum Wassertragen benutzen, und da ein solches Gefäß mit wenigen Kupfermünzen dem Besitzer ersetzt werden konnte, wurde es einstimmig zur Zielscheibe gewählt. Alle Herren waren in gleicher Weise als vortreffliche Schützen berühmt. Nummer eins begann zu schießen; seine Kugel streifte die rechte Seite des Gefäßes. Nummer zwei schoß gerade darüber hinweg. Nummer drei ein wenig zu sehr nach Links, traf gerade den Erdboden unter dem Krug und bedeckte diesen mit Staub. In diesem Augenblicke erhob sich in seinem Innern ein kläglich winzelndes Geschrei, und als die erschrockenen Schützen näher traten, entdeckten sie darin einen unglücklichen Hindu-Säugling, den die arbeitende Mutter zur besseren Sicherheit vor gefährlichen Tieren im Krug ver-

borgen, um das Kind nach beendeter Arbeit wieder hervorzuholen. Erst der letzte Schuß hatte das kleine Wesen aus seinem Schlafe erweckt. Daß das Schießen nun aufhörte und die Herren ihre bisher unerhörte Unge-schicklichkeit im Treffen dankbar priesen, ist wohl selbstverständlich; aber es verdient noch der Erwähnung, daß das Kind der erklärte Schützling der Offiziere und auf deren Kosten wie ihr eigener Sohn auf's sorgsamste erzogen wurde.

Von den Engeln.

Von R. Löwenstein.

Nun laß dir erzählen, mein liebes Kind,
Wie schön die guten Engel sind:
Sie sind so hell von Angesicht,
Als Erd' und Himmel im Frühlingslicht;
Sie haben Augen gar blau und klar,
Und ewige Blumen im goldnen Haar,
Und ihre raschen Flügellein,
Sie sind vom silbernen Mondenschein.
Bei Tag und Nacht
Schweben die Englein in solcher Pracht.

Und willst du, mein Kind, die Englein sehn,
Das kann auf Erden wohl nicht geschehn;
Doch wenn du hier lebst fromm und rein,
Wird stets ein Englein um dich sein;
Und wenn sich dereinst dein Auge bricht,
Und erwachst du nicht mehr zum Tageslicht!
Dann wirst du ihn schauen, er winkt dir still,
Dann folg' ihm wohin er dich führen will:
Im Himmelschein
Wirst du dann selber ein Englein sein!

Warnung.

Es kommt nicht selten vor, daß das Vertrauen und die Freigebigkeit mancher Leute auf die gröblichste Weise mißbraucht wird. So gibt es manchmal Bittsteller, die vorgeben, sie hätten bei dieser oder jener Missionsgenossenschaft unter der Bedingung Aufnahme erhalten, daß sie so und so viel Reisegeld mitbringen könnten, was ihnen aber noch ganz oder teilweise fehle.

Solche Bittsteller haben sich schon oft als pure Schwindler entpuppt, auch wenn sie im Ordens- oder Priestergewande austraten. So erfuhren wir dieser Tage wieder, daß einer Dame in Köln auf diese Weise 1200 Mark abgeschwindelt wurden. Der Schwindler hatte vorgegeben, er habe bei der Mission N. N. die Aufnahme, es fehlten ihm aber noch 600 M. Reisegeld. Auch kenne er einen sehr braven Knaben, welcher dort auch gerne als Missionszögling eintreten möchte, aber leider ebenfalls die Mittel dazu nicht habe. Die Dame ließ sich bereden und gab ihm schließlich das nötige Reisegeld auch für den Knaben. — Nach näheren Erkundigungen stellt sich nun heraus, daß der Betreffende ein Hochstapler und Schwindler gewesen ist. Vor nicht langer Zeit hat derselbe nochmals an diese Dame von London aus um weitere Unterstützung gebeten, er sei von dem betreffenden Kloster nach Rom geschickt, um dort noch weiter zu studieren und er habe kein Reisegeld, um von London nach Rom zu gelangen.

Man sei daher recht vorsichtig und erkundige sich im Einzelfalle zuvor bei den angegebenen Missions-

gesellschaften, dann wird manchem Schwindler das Handwerk gelegt.

Ein Kapuziner im Palaste des Sultans.

In Konstantinopel, der Hauptstadt der Türkei, klopfen einmal vor vielen Jahren mitten in der Nacht zwei türkische Soldaten an der Klosterpforte der Kapuziner an und fragten nach dem Pater Chrysostomus. Der Bruder Pfortner führte sie zitternd zur Zelle des gewünschten Paters. Dieser erhob sich, nahm eine Schrift aus der Hand der Janitscharen, las, begab sich in die Kirche, nahm das Allerheiligste zu sich und folgte den Soldaten an das Meeresufer. Dort stieg er in eine bereitstehende Barke, fuhr über den Bosporus und wurde in den Palast des türkischen Kaisers geführt.

Dort in einem prachtvollen Gemach lag auf dem Krankenbette eine Frau in den schrecklichsten Schmerzen, ihre letzten Augenblicke schienen nahe. In ihrer Nähe befand sich ein Mann von edlem Aussehen, der sich dem tiefsten Schmerz hingab. Da hörte man ein Geräusch im Vorzimmer. Ein Neger trat auf den Mann zu, der kein anderer als der Sultan war, und sagte leise: „Er ist da.“ Der Sultan winkte, daß er eintreten möchte. Pater Chrysostomus trat hinzu, und der Sultan sprach zu ihm: „Meine Mutter liegt im Tode, sie will aber im Glauben ihrer Väter sterben.“ Dann trat der Sultan näher zur Kranken hin und flüsterte: „Mutter, Dein Wille geschehe, hier ist ein katholischer Priester.“ Dann entfernte er sich.

Der fromme Ordensmann trat an das Sterbebett. Die hohe Kranke empfand die höchste Freude. Während einer Stunde entlud sich ihr belastetes Gewissen in das Herz des Beichtvaters, empfing die Absolution, dann die hl. Wegzehrung und das Sakrament der Sterbenden mit rührender Andacht. Während der letzten heiligen Handlung lag der Sultan am Fuße des Krankenlagers tief gebeugt am Boden und betete.

Dann verließ Pater Chrysostomus den Palast und wurde von den Soldaten zu seinem Kloster zurückbegleitet. Die Kranke starb. Bald wurde die Kunde in der Stadt verbreitet, Pater Chrysostomus sei zur Nacht aus seinem Kloster weggeführt worden. Einige sagten aus, er sei in das Gefängnis der sieben Türme eingeschlossen; andere, er sei geheimnisvoller Weise zum Tode geführt worden. Endlich war Licht in die Sache gebracht. Die Mutter des Sultans Mahmoud war Christin und Französin und hieß früher Fräulein Almee Duhue de Bivory. Wie sie in den Harem des türkischen Sultans geriet, ist nicht bekannt geworden. Sie fand Gnade in den Augen des Sultans, wurde dessen Gemahlin und die Mutter des Großvaters des jetzigen Kaisers. Sie entsagte ihrem Glauben vielleicht gezwungen. Aber der Kern des Christentums war ihr geblieben; sie mochte oft über ihre schwere Sünde geseufzt haben und Gottes Gnade kam ihr im entscheidenden Augenblick zur Hilfe. Ihr kaiserlicher Sohn Mahmoud war edelsinnig genug, seiner Mutter den letzten Trost, um den sie stehend bat, nicht zu verweigern, und so ward Pater Chrysostomus zu der sterbenden Kaiserin gerufen. Er betrat bei seiner Rückkehr die Klosterkirche, kniete nieder und betete mit Inbrunst für die Seele jener Frau, welche trotz ihrer großen Irrwege doch noch die Gnade der Bekehrung auf dem Totenbette erhalten hatte.

Was kann ein Weib?

Eine arme Jungfrau im Oberargau hatte sich als Dienstmagd einige Hundert Franks verdient und erspart. Ein Handwerker, bisher brav und fleißig, entschloß sich, sie zu ehelichen. Die ersten Jahre lebten sie wie zwei Engel. Gottes Segen ruhte sichtbar auf dem Hause und aller Arbeit. Beide hatten ein niedliches Häuschen und einige Aecker errungen. Jetzt glaubte der Mann, er dürfte als wohlbehäbiger Meister auch einmal seine Füße unter den Wirtstisch stellen. Wenn gerade gespielt wurde, war er auch dabei. So nach und nach ward aus dem lieben braven Manne ein wüster, großer Lump. Ein Aeckerchen um das andere ging darauf, das Weib weinte sich heimlich halbtot. Sie gab gute Worte alle Tage. Alles schien vergebens. Daß mit dem Schelten nichts auszurichten ist bei Mäthern, das wußte Frau Margaret wohl; darum ersparte sie sich die Mühe — und viele Sünden.

Eines Tages stand sie auf, ging in die Kammer und packte sorgfältig ihre Hemden und Kleidungsstücke in ihre Magdliste. Als der Mann seinen gewaltigen Rausch ausgelebt hatte, sah er sich um nach seinem Kaffee. Als er seine Frau packen sah, stand ihm sein Verstand still.

„Margaret, was gibt es? Was machst Du?“

„Lieber Mann,“ sprach die Frau, „mit Deinem Trinken sind wir arm geworden. Wenn Du so weiter fortmachst, so ist in einem halben Jahre auch noch das Häuschen fort, dann hast Du keine Wohnung und kein Kleid mehr. Ich will darum nach Basel gehen und mich verdingen. Mit meinem erübrigten Lohne bezahle ich Dir den Hauszins und kleide Dich. Ich habe Dich geliebt in guten Tagen, ich will auch für Dich im Elend sorgen.“

Diese Worte erschütterten den Mann bis zu Tränen. Er faßte einen guten Voratz, besserte sich und hält sein Versprechen schon mehrere Jahre.

Heute leben beide wieder wie zwei Engel und haben Aecker und Verdienst. Das kann ein Weib, aber nur ein gutes Weib.

Napoleons Angst vor Gift. Auch der Welt-eroberer hatte seine Stunden menschlicher Schwäche, und zwar war es eine Furcht, die er niemals überwinden lernte: Die Angst, vergiftet zu werden. Jedesmal, wenn den Kaiser Magenbeschwerden befielen, übermannte ihn die Vorstellung, man habe ihn vergiftet. Stets griff er dann zu dem allbekannten Gegenmittel: Er steckte zwei Finger in den Hals, um so den Brechreiz hervorzurufen. Blieben die Bemühungen erfolglos, so kannten seine Furcht und sein Zorn keine Grenzen. Verzweifelt warf er sich auf den Fußboden, schrie und stöhnte und klagte in einer Weise, die sich wenig mit der Würde des Welteroberers vertrug. Das Gefolge jagte zum Arzt und wenn Doktor Corvisart dann herbeieilte, fand er den Kaiser in einem Zustande, in dem Anwandlungen höchster Wut mit tiefster Furcht und Verzweiflung wechselten. Der Arzt genoß die Erlaubnis, Napoleon gegenüber offen und unumwunden sprechen zu dürfen; er pflegte hievon sehr energisch Gebrauch zu machen und behandelte den Kaiser sehr hart: „Stehen Sie endlich auf; es ist ja eine Schande! Das ist ja eine Erbärmlichkeit! Stehen Sie auf, Sie haben ja nur leichte Koliken, nervöse Magenbeschwerden.“ Der Kaiser stand dann auf, beruhigte sich nach und nach und fand dann auch seine Kaltblütigkeit und Entschlossenheit wieder.

Humoristisches.

Was dem Karl bei der Sazbildung auffällt. Schüler liest: „Die alte Frau ernährte sich und ihren Sohn kümmerlich mit Spinnen.“ — Lehrer: „Was fällt Dir bei dieser Sazbildung auf, Karl?“ — Karl: „Daß der Junge die Spinnen ge-
geissen hat, ich hätte das nicht getan.“

Fritz war es nicht. Die Sonntagschullehrerin: „Fritz, kannst du mir sagen, wer den Stein auf Goliath warf?“ — Fritz (weinerlich): „Ich war es nicht; Sie können meine Taschen durchsuchen. Fragen Sie Guste, ob ich das Steinwerfen nicht ganz aufgegeben habe.“

Boshaft. Schriftstellerin: „... und was halten Sie für mein bedeutendstes Werk?“ — Kritiker: „Ihr Mundwerk!“

Von seinem Standpunkt. Rentier (gibt einem angeschossenen Treiber einen Hundertmarkschein): „Entschuldigen Sie nur, mein Gewehr ist zur unrichtigen Zeit losgegangen.“ — Treiber (zu sich): „Und für mich gerade zur richtigen Zeit.“

Eltschen: „Wenn ich groß bin, heirate ich Bruder Ernst.“ — —

Mutter: „Das geht nicht, so nahe Verwandte dürfen einander nicht heiraten.“

Eltschen: „Aber Mama, du hast doch auch den Papa geheiratet.“

Achtung!

Von dem mit interessanten Erzählungen und vielen Illustrationen ausgestatteten **Mariannhiller Kalender** sind noch viele vorrätig. Wer bestellt oder verbreitet noch einige um der guten Sache willen, da der Reinertrag für Errichtung und Unterhaltung der Missionschulen bestimmt ist?

Briefkasten.

In Zukunft werden wir aus besonderem Grunde nicht mehr die Gebetsmeinungen kundgeben, sondern uns darauf beschränken, den Ort mitzuteilen, aus dem uns irgend eine Gebetsmeinung, die dem allwissenden Gott näher bekannt ist, dem Gebete der Leser des Vergiftmeinnicht an der betreffenden Stelle empfehlen.

Bei irgendwelchen Bestellungen bitten wir wiederholt um recht genaue und deutlich geschriebene Adressen, um nicht in die Verlegenheit zu kommen, einen Herrn mit Fräulein und umgekehrt zu nennen, wie es schon wiederholt vorgekommen ist.

Wer kann eine goldene und noch gut erhaltene Uhr gebrauchen, die vor Jahresfrist für 158 Mk. gekauft, von dem Käufer der Mission geschenkt wurde. Mit vergoldeter Kette kostete sie 182 Mk.

Nach Graz: Zur gefälligen Mitteilung, daß der auf dem Gruppenbilde vermisste Bruder bei der Aufnahme halt nicht gegenwärtig war. Er ist noch an seinem bisherigen Orte.

M. K. München: Ob wir noch Kalender haben? Einige Tausend sind schon noch vorrätig. Würde jeder Abonnent nur noch einen Kalender verbreiten, dann würden dieselben bald vergriffen sein. Für Ihren Eifer herzl. Dank!

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Hasselweiler, Imgenbroich, Emmerich, Dären, Duisburg, Fächtorf, Belmede, Eicherheid, Nachen, Commerjum, Nicht, Paderborn, Ochtrup, Vorbeck, Rhede, Niederseulen, Kirchtroisdorf, Calle,

Dären, Wetterholt, Salzkotten, Horst, Borst, Eupen, Langenberg, Dalhausen, Gilzen, Walhorn, Duisburg, Clarholz, Spiel, Brebelen, Beusheim, Weisweiler, Jllerich, Bippirringe, Ensen, Bengeleth, Winden, Neuhäusen, Bynen, Stieldorferhohn, Delmenhorst, Gelsenkirchen, Kieferstadel, Bömsen, Emsdetten, Goch, Derrontop, Düsseldorf, Wärselen, Berden, Grewenbroich, Beeß, Wegberg, Brennte, Schwège, Kirchberg, Reichenkirchen, Schwanenkirchen, Deterberg, Langd, Attenhausen, Steinbach, Beperbild, Helmstadt, Karlsruhe, Medaß, Kizingen, Böttmes, Friedrichshafen, Reimentrich, Kempten, Wolfshäbelsmühl, Ringingen, Bränningen.

Dankjagungen

gingen ein aus: St. Veit a Göße, Gallneukirchen, Dabeschwerdt, Mödersheim, Cleveland, Ohio, Würzburg, Gaubüttelbrunn, Breslau, Pfohren, Dären, Hagen.

Gebets-Empfehlungen

für verschiedene Anliegen gingen ein aus: Essen, Eicherheid, Commerjum, Nicht, Krefeld, Nachen, Neuf, Dahl, Völklingen, Hülzweiler, Bruchhausen, Clarholz, Eich, Weisweiler, Wasserleisch, Beul, Kieselage, Bömsen, Dären, Bochum, Münster, Rheidt, Nibach, Altheim, Holzheim, Weissenhorn, Langd, Weber, Redarulum, Helmstadt, Waldbüttelbrunn, Gars, Holming, Mondfeld, Grettstadt, Würzburg, Königshofen, Böttmes, Friedrichshafen, Legebach, Schweinspoint, Steinach, Breslau.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Messbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Liborius und Elisabeth, Göggingen. Georg Brem, Hirblingen. Genovefa Waber, Helmstadt. Barbara Rothe, Schmottelien. Maria Lindl, Koesching. Christina Josepha Hopp, Mondfeld. Ottilie West, Cakhille. N. Schmidt, Dettelbach. Adam Biehler, Obererthal. Marie Hoffmann, Rohrbach. Rosalia Münch, Erteld. Magdalena Petrus und Mina Ströbele, Ringingen. Frau Schwarz, Ottobrunen. Karl Baemmermeier, Professor, Neuburg. H. Mayer, Sophie Schilling und Genovefa Säule, Kempten. Anna Mesler, Gremweiler. Aloisius und Maria Gladung, Segebach. Peter Weber, Bisheldorf. Josef Kocher, Liebenau. Peter Zimmermann, Gras. Mathias Stöcker und Andreas Jammerne, Lebing. Ludmilla Lameisch, Prag. Barnh. Schw. Magdalena und Karl Reuders, Winn. Fr. Ruppert Stangl, O. C., Altötting. Maria Kogian, Mastig. Josef Eger und Maria Dorrer, Birgen. Georg Almesberger, Carleinsbach. Franz Juser, Sternsberg. Maria Schmidberger, Mauthausen. Leopold Fröhlich, Ansbach. Elise Manjer, Poppendorf. Andreas Schindler, Zell a. H. Johann Görl, Hohen. Rader Otterrieder, Georg Steibel und Johann Härtel, Siegenburg. Jazilia Gruber, Bram. Genovefa Brandt, Birgen. Maria Maghold, Grabersdorf. Emanuela Wolf, Weitenegg. Andreas Schneeburger, Linz. Theres Dorvath, Minihof. Frau Janner, Mitterholzleiten. Johanna Popp, Klosterneuburg. Louise Walenscheil, Laibach. Otto Ebenhecht, Schärding. Maria Graf, Graz. Katharina Schöbel und Franz Ruz, Trautenu. Anna Auer, Hohenstein. Johann Weiß, Oberlehrer, Rabitz. Math. Pfäfler, Hfr., Hollened. Lotti Frit, Laibach. Jazilia Lukenedr, Gramsetten. Georg Bischof, St. Vigil. Jazilia Simon, St. Marein am Piselbach. Theresia Groß, Peistern. Georg Hellwagner, Zell a. Bram. Elisabeth Brandmair, Pufing. Anna Kepplinger, Pagenberg. Ernest Pratter, Leibnitz. Gottlieb Schlöffelmaier, Steinbach a. Steyr. Viktoria Willinger, Nied. Maria Vorber, Graz. M. Ramana Pflügl, Linz. Johann und Josefa Kostal, Maria Hartmann, Prag. Maria Tsch, Raibling. Johann Eichhorn, Schwarzach. M. Ursula Merzinger, Linz. Magdalena Hörmetinger, Grieskirchen. Josef Raggam, Murek. Schw. Gorgonia Radler, Linz. Fidelis Vigh, Toblach. Florian Ganglbauer, Neuboden. Genovefa Tsch Schattan. Josefa Glendl, Feldbach. Jazilia Winkler, Bisheldorf. Adelheid Hamacher, Düsseldorf. Heinrich Rozlau, Dorfsied. Karl Leisse, Dalhausen. Maria Behm, Diekirch. Margaretha Weissbach, Duisburg. Johann Wilh. Mey, Köln. Franz Pope, Essen. Wilhelm Maassen, Wicrath. Agnes Burger, Marialinden. Heinrich Dstfechtel, Clarholz. Theodor Bente, Bochum VII. Anna M. Weimer. Cirillus Pionet. Magdal. Arnold. Anna M. Müller. Elix. Koch. Wilhelm Klemm. Frl. Helena Herkerath in Wolperath, eine große Wohltäterin der Mission Mariannhill.

† O Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen! † Herr, lasse sie ruhen in Frieden!

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H. Würzburg

Vergißmennicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

28. Jahrgang.
Nr. 11.

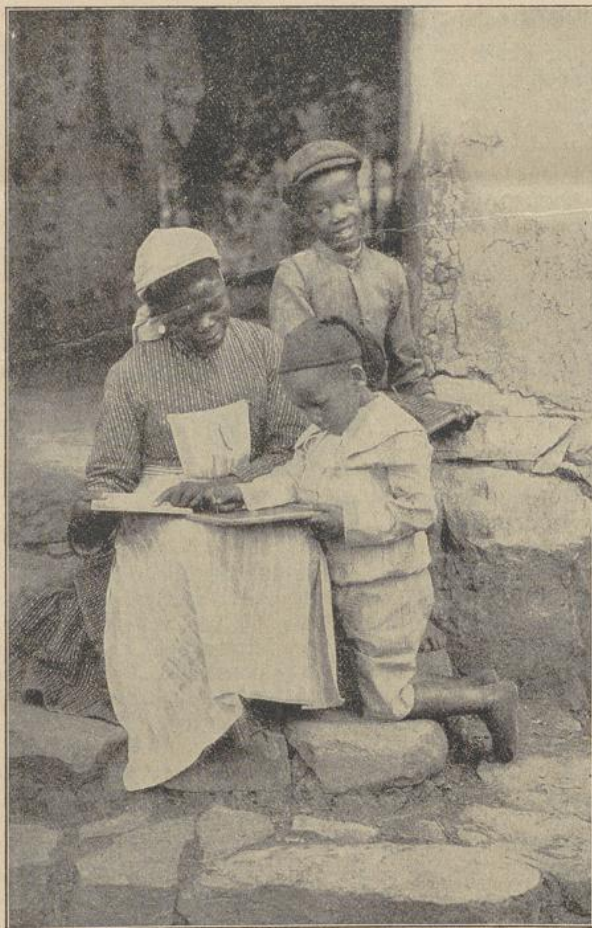
Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gelandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmennicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlskarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
November 1910.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmennicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmennicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Aller Anfang ist schwer.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Mit Gedächtnis-Beilage von 12 Seiten.

Die Sorge.

Einst saß am Weg die Sorge
Und hielt gestrenge Wacht,
Und alle, die da kamen,
Nahm sie gar wohl in acht.

So saß sie ernsten Blickes
Und heischte ihren Sold:
Gar mancher zog vorüber
Und gab ihr schweres Gold.

Auch manchesmal ein Armer
Zog ungestört vorbei,
Doch keinen Reichen ließ sie
Vom Lösegelde frei.

Den Guten, welche kamen,
Verhieß sie bald ein Glück,
Doch allen Schlechten gönnte
Sie nur den finstern Blick.

Jed' Kindlein ließ sie ziehen,
Das freundlich zu ihr sprach,
Doch blickte sie von ferne
Noch lange jedem nach.

M. Schauenbach.

Rede des hochwürdigsten Herrn Abtes von St. Ottilien, Norbert Weber, auf der diesjährigen Tagung der deutschen Katholiken zu Augsburg (vom 20.—25. August) betreffend die Heidenmission.

Einst ging St. Gregor der Große durch den Markt von Rom. Da sah er einige Jünglinge, die als Sklaven feilgeboten wurden. Ihr edles Aussehen fiel dem Heiligen auf und er frug nach ihrer Heimat. Angli vocantur, es sind Engländer. Der Heilige darauf: „Engländer?“ Sie sehen aus wie die Engel; sie sollen Engel werden.“ Und erhoben auf den Stuhl Petri, sandte er Glaubensboten nach England.

Für die Missionsgeschichte hat jene Zeit des großen Missionspapstes eine ähnliche Bedeutung wie die unsrige. Statt eines Gregor steht ein Pius auf der hohen Warte. Damals wurde durch das Geschiebe der Völkerwanderungen Christus, der Eckstein, hineingetragen in die Länder Europas. Der imposante Bau des christlichen Europa begann sich emporzutürmen. In unserer Zeit bereitet sich eine große, weltumspannende Völkerverfettung vor. Internationale Interessen sollen die Menschen zusammensügen und in Abhängigkeit halten. Soll da nicht auch das Kreuz ein Glied in dieser Kette bilden, um die Völker mit ihrem unverrückbaren Zentrum, mit Gott, zu verketten?

Für mehr als eintausend Millionen Heiden hebt eine entscheidende Krisis an. Der eine Teil dieser heidnischen Volksmassen, tiefstehende Kulturvölker, ist aufgeteilt unter die Kolonialmächte. Von diesen sollen sie die Kultur bekommen. Auf der andern Seite nähern sich die gewaltigen heidnischen Kulturstaaten, insbesondere des östlichen Asiens, dem kulturstolzen Europa; diese wollen bei ihm äußere Zivilisation, die Errungenschaften der Technik, gelehrte Wissenschaften sich holen.

In dieser Situation muß die Weltkirche auf dem Plane sein. Das Programm ist längst entworfen: Eantes in universum mundum! (Geht hin in alle Welt!) Auch wir, wir Katholiken Deutschlands, sollen an der Durchführung dieses Gottesprogramms mitarbeiten. Jene „Angli“ sind für uns „Angeli“ geworden;

von ihnen haben wir die frohe Botschaft empfangen; in Dankbarkeit und Liebe sollen wir sie weitertragen. Vater Sorge, Hirtenliebe sendet uns am späten Weltenabende: Ite et vos in vineam meam! (Geht auch ihr in meinen Weinberg!) Die Lage ist günstig, aber sie drängt vor allem bei den Millionen-Völkern im Osten. Japan gibt der Missionsbewegung einen deutlichen Wink. Kaum hat es so viel von Europa hinübergenommen, daß es in kulturellem Uebergewicht über seine Gegner Herr wurde, da will es sich schon wieder in die unnahbaren Bollwerke nationaler Selbständigkeit zurückziehen und mit den außernationalen Kräften auch das Christentum von sich fernhalten.



Norbertus Weber,
Abt von St. Ottilien.

Wird China, das bewundernd auf das siegestrunzene Inselreich schaut, nicht ebenso, wie Japan, sich für kurze Zeit dem europäischen Einfluß in die Arme werfen wollen, um sich dann ebenso rasch wieder zu entziehen? Jetzt legt es noch selbst Brechen in

Mauern, um die europäische Kultur einzulassen, jetzt muß auch das Christentum miteingeziehen!

Aber was bedeuten die zweitausend Missionäre in einem Volke von vierhundert Millionen? Den Tropfen am Eimer. Wie sollen sie auf Eroberungen ausziehen, da die Pastoration der Millionen Christen ihre Kraft zum großen Teil absorbiert? Unter den jetzigen Bedingungen, wo auf einen Missionar 500 Christen und zweihunderttausend Heiden treffen, ist eine Befehrung Chinas ausgeschlossen.

Nach Korea greift der japanische Einfluß direkt hinüber. Nur kurze Frist ist nach menschlichem Ermessen dem Arbeiten der Missionäre gesteckt, um jenen herrlichen Boden, der noch von frischem Martyrerblut gerötet ist, zu bebauen. Japan wird gar bald auch seine Provinz dem fremden Einflusse verschließen.

Meine Herren! Jetzt oder nimmer! so müssen wir Menschen das Aufleuchten am östlichen Himmel deuten. Das katholische Abendland soll mit flammender Missi-

onsbegeisterung auf dieses hoffnungsvolle Leuchten antworten.

Sehr geehrte Versammlung! Es ist mir unmöglich, in wenigen Minuten vom fernen Osten her Land für Land zu durchwandern und die großen Aufgaben, die lohenden Ausichten für die Verbreitung des Glaubens zu schildern. Ich will als Gegenstück zu den heidnischen Kulturstaaten des Ostens die Naturvölker Afrikas gegenüberstellen, die als Fetischdiener auf der tiefsten Stufe der Kultur stehen. Es scheint ja Afrika bei seiner verhältnismäßig geringen Bevölkerung etwas günstiger mit Missionären versorgt zu sein. Aber bei seiner ungeheueren Ausdehnung wachsen auch die Schwierigkeiten der Missionierung ins Ungemeßene. Wieder die Frage: Was bedeuten die 1800 Missionäre in einem ganzen Erdteil? Württemberg und Baden haben zusammen mehr Priester als ganz Afrika, wo die 800 000 Katholiken unter den 200 Millionen Heiden fast verschwinden. Wie da das Ziel erreichen, um das der Weltheiland so innig gesehnt hat: „ut sint omnes unum“ — daß doch alle eins werden möchten?

Die Wege zu diesem Ziele gehen anders als bei den Kulturvölkern Asiens. Müheliche soziale Vorarbeiten müssen den Boden für das Christentum bei den wilden Naturvölkern erst herrichten. Fast will dem Missionär der Mut sinken, wenn eine Hungersnot die andere ablöst, wenn eine Seuche um die andere das Volk dezimiert, wie in Indien und Innerafrika, und wenn er damit den Erfolg seines Wirkens stets von neuem in Frage gestellt sieht. Kein Wunder, wenn unter dem Drucke solch sozialen Tiefstandes die Herzen der Wilden nur schwer sich für die Ideale der Religion, nur langsam für die Opfer des Christentums begeistern lassen. Ein mühsames



Präsident des Augsburger Katholikentags
Oberlandesgerichtspräsident Marr.

Wert, an dem viele Kraft sich verzehrt, zu früh sich verzehrt, gar oft deswegen, weil ihr die materiellen Mittel fehlen, um der sozialen Not wirksam zu steuern.

In einer anderen Beleuchtung zeigen sich die heidnischen Kulturvölker. Freilich ist auch dort nur allzu oft eine übergroße Not zu bekämpfen, die sich allüberall mit schwerem Druck auf das Heidentum legt, aber gleichwohl, das Hauptmittel, wodurch die Mission diesen Völkern imponieren und sie allmählich Christo näher rücken kann und muß, das ist die Schule. Nur durch die Schule kann das Christentum sich seine Existenzberechtigung in Japan erhalten. Nach Hochschulen verlangt China und Korea. In Indien, wo die Kirche nur mit Mühe die Eroberungen früherer Jahrhunderte behaupten und erweitern kann, haben die Väter der Gesellschaft Jesu und die Söhne des hl. Franziskus unter ungeheuren Opfern an Geld einige, freilich mustergiltige Universitäten gegründet, um den zahlreichen Schöplungen protestantischer Missionstätigkeit wenigstens ein kleines Gegengewicht gegenüberzustellen.

Aber warum hat man versäumt, in Indien, Japan, Korea Schulen zu gründen, Lehrer heranzubilden? Versäumt? Vielleicht da und dort unter dem Druck überwältigender Seelsorgsarbeiten; in 99 Fällen nicht gekannt, weil Geld und Personal fehlte.

Meine Herren! Das sind alte und doch stets neue Wunden, über die unsere Missionäre klagen. Wunden sind rasch aufgedeckt, schwer geheilt. Doch die Liebe vermag alles. Blättern Sie in den Missionsberichten! Sie klingen alle aus in die drückende Sorge des ersten, des göttlichen Missionärs: „Die Ernte ist groß, der Arbeiter aber sind so wenige,“ und in die kummervolle Frage: „Woher sollen wir Brot nehmen für so viele?“ Geld und Personal, das sind die beiden Brennpunkte, in denen der Gang der Mission sich bewegt.

Für die großen Schulen und deren Unterhalt in den Kulturländern, für ihre Waisenhäuser und Hospitäler, für die hungernden Neger und die unglücklichen Südeuropäer, für sein armseliges Missionskirchlein steht der Missionär zu mildreichen katholischen Herzen. Und doch, durch alle diese bitteren materiellen Sorgen drängt sich die noch dringendere Bitte hindernd in den Vordergrund: „Sendet uns Priester, sendet uns Mitarbeiter!“

Nicht mit Reid, nein, mit ungeheuchelter Bewunderung und Anerkennung verfolgen wir die großartigen Millionen-Stiftungen eines Rockefeller. Er hat damit die protestantische Missionstätigkeit wesentlich gefördert und ihr im Verein mit dem übrigen amerikanischen Kapital vielerorts ein Uebergewicht über die katholische Mission gegeben. Ein Rockefeller hat es verstanden, die amerikanische Jugend für die großen nationalen Zwecke in China zu begeistern. Soll das Bewußtsein, den wahren Glauben zu besitzen, soll die Erkenntnis der Pflicht, diesen Glauben auch anderen zu bringen, soll das Interesse Gottes, soll die Macht der Wahrheit nicht gleiche Wirkungen hervorbringen imstande sein?

Nimmer soll in Zukunft der Not schrei eines Missionärs ungehört verhallen. Könnte auch Gold und Silber,

könnte der Sella der Witwe noch höher umgewertet werden, als wenn damit unsterbliche Seelen für den Himmel erkaufte werden? Und auch an Euch, katholische Jünglinge, eine Frage: Wenn Opfersinn, wenn Seelenrettung, wenn Arbeiten für Christus, wenn Sterben für Christus Ideale sind, ist notwendig, große Herzen auf diese Ideale erst aufmerksam zu machen? Große Ideale reizen ja große Herzen.

Das größte Weltideal ist das Kreuz; und was mit dem Kreuze gestempelt ist, rückt diesem Ideale näher. Das Missionsleben trägt den Kreuzstempel und ich muß ihn zeigen, wenn ich einen Einblick in die Missionslage geben will.

Die ausgefüllten Totenlisten der verschiedenen Missionskongregationen, die vielen Gräber in der Mission stehen unter dem Zeichen des Kreuzes. Darf ich unserer Kongregation ein paar Zeilen entnehmen? In der langen Reihe unserer verstorbenen Missionäre sind 75 Prozent unter 35 Jahre vom Tode hinweggerafft worden und nur drei haben ein Alter von 41 beziehungsweise 42 Jahren erreicht. Und doch sind alle in der Vollkraft des Mannesalters ausgezogen in erklärter Tropentauglichkeit. Aber es ist auch noch kein einziger zurückgekehrt vor der Erkenntnis, daß er bei der Ausendung in die Mission zum wenigsten die Hälfte seines Lebens

von vornherein zum Opfer bringen muß. Und wenn Sie die Berichte der anderen Missionen durchblättern: die Prüfungen sind in vielen Gegenden die gleichen, vielleicht noch härtere.

Was hat Fernandopo den spanischen Missionären an Opfern gekostet! Mehr als 80 Missionäre sanken in den wenigen Jahren der ersten Entwicklung von 1883 bis 1900 ins Grab. Auf dem Friedhofe bei Bagdad liegen 50 Karmeliter und keiner von ihnen war mehr als 10 Jahre in der Mission tätig. Wer wollte sie alle zählen die vielen, vielen Grabhügel, die sich überall so rasch aneinander gereiht haben, wo die Mission mit ihrer opfervollen Arbeit eingesetzt hat? Alle diese hehren Opferstätten kennzeichnen die Lage der Mission und rufen lauter als die feurigsten Werbechriften, flehen inniger als der Notschrei der von der Arbeit fast Erdrückten. Katholische Welt! Katholisches Deutschland! fülle die Lücken aus, damit das Werk des Schweißes und der Tränen nicht zugrunde gehe!

Und wenn das morsche Grabkreuz einen Märtyrermissionär hütet — und die Getreuen ringsum, die unter seiner Führung die Siegespalme errungen — wer möchte nicht in freudiger Glaubensbegeisterung das Werk eines Märtyrers fortsetzen, fortsetzen helfen? Sanguis Martyrum semen Christianorum! O, auch das Martyrium der Liebe, dem alle die vielen Missionäre weihen, es ist die Garantie für eine reiche Ernte.

Meine Herren! Sie sagen mir: Du verlangst neue Opfer, größere Opfer, nicht allein an Geld, sondern auch das Opferblut unserer Söhne und Töchter. Stehen denn die Erfolge mit den bereits gebrachten Opfern im Einklange?

Zuerst eine Gegenfrage. Dürfen wir in einer so ernstesten, echt katholischen Sache, in welcher es sich um die Interessen Gottes und seiner hl. Kirche handelt, mit dem Maße des Zeitgeistes allzu irdisch zählen und wägen? Ist Gottes Wille klar, tun wir unsere Pflicht und überlassen wir Gott den Erfolg! Nicht der ist etwas, welcher sät, noch auch der, welcher begießt, sondern der das Gedeihen gibt, Gott. Auch der Missionär darf und muß sich zufrieden geben, wenn er unter Mühe und Schweiß seine Pflicht getan. Wiederholt ist es mir in den letzten Wochen vorgekommen, daß einer meiner Missionäre mir mit freudiger Genugtuung über seine Erfolge berichtete und seine aussichtsvollen Pläne für die nächste Zukunft entwickelte. Und zugleich mit diesem Berichte war auch die Nachricht von seinem Tode eingetroffen.

Erfolge!? Eben vor fünf Jahren sah ich in Ostafrika bei meiner Visitationsreise eine Reihe von aufblühenden Missionsstationen beim Aufstand in Asche sinken. Alles schien trostlos unter den Trümmern begraben zu sein. Und heute scharen sich statt der 100 Schulkinder von damals um Kingonzera wohl an die 2000; in Kiwiro ist schon das dritte Tausend voll. Ein Frühlingsprossen, das reiche Ernte erhoffen läßt.

Erfolge!? Soll ich hinweisen auf die Eroberungen, welche die Heldensöhne des Kardinals Lavigerie in Uganda gemacht haben? Was war das doch eine Aussaat unter Tränen die ersten 16 Jahre hindurch. Alles schien sich verschworen zu haben, die aufkeimende Saat niederzutreten. Und die folgenden 16 Jahre? Eine Blüte, die fast einzig dasteht auf dem weiten Felde der Missionstätigkeit.

Noch rasch ein Blick nach Indien: Trotz der äußerst schwierigen Lage, in welcher sich die indische Kirche wegen Mangel an Kräften und Geld immer befand, ist

wohl die Hälfte der zweieinhalb Millionen Katholiken auf Rechnung der Missionsarbeit in den letzten Jahrzehnten zu setzen.

Um ein allgemeines Bild zu geben: Vielleicht läßt sich am ehesten aus der Zahl der Katechumenen ein Schluß auf die Fruchtbarkeit der gegenwärtigen Missionsarbeit machen. Danach würden auf jeden der circa 13 000 Missionspriester rund 100 Katechumenen treffen. Gewiß eine jegensreiche, aber auch mühevolle Arbeit, wenn wir bedenken, daß im Durchschnitt jeder dieser Priester durchschnittlich noch 600 Christen zu pastoriieren und die oft weit zerstreuten Schulen zu leiten hat, um aus ihnen neue Taufbewerber zu erhalten. Wahrlich! Gottes Segen ruht auf dieser Arbeit.

Und wenn die Erfolge noch zu klein dünken, der rechne den Wert einer einzigen unsterblichen Seele aus und beginne mit dem erhaltenen Resultat zu multiplizieren. Welch ungeheuren Wert wird er errechnen, einen Wert, der unendlich den Aufwand überwiegt, um den diese Seelen erkaufte worden sind.

Meine Herren! Mit einfachen Linien habe ich eine flüchtige Skizze hingeworfen: Ernste Schatten, freudige Lichter. Noch fehlen ein paar Striche, gleichsam der Vordergrund, damit das Bild nicht in der Luft hängt. Der Vordergrund erst gibt die weite Perspektive, dem Ganzen Kraft und Leben. Ohne Missionshäuser und Missionsseminarien, ohne die kraftvolle Entwicklung der Missionsorden im Heimatlande fehlt der äußeren Mission der feste Untergrund, genau so, wie für die Verwaltung eines Bistums die Knaben- und Priesterseminarien Lebensbedingung geworden sind.

Ich möchte diese Missionshäuser mit fruchtbaren Bäumen vergleichen, die ihre Früchte in die weite Welt abgeben. Sie wurzeln im Glaubensbewußtsein des katholischen Volkes. Das katholische Volk liebt und pflegt die Gotteshäuser und gibt ihnen das Kostbarste, das es hat: opferfreudige Söhne, heldenmütige Töchter, damit diese Zeugnis ablegen für die Glaubensbegeisterung des katholischen Deutschland vor der ganzen Welt. Die hl. Hierarchie der Kirche, die Bischöfe, die sich freuen, einen Teil ihrer Pflicht als katholische Bischöfe, die Pflicht der Glaubensverbreitung, verwirklicht zu sehen, sie haben die Missionsbewegung gesegnet, die Missionsanstalten gefördert. So sind Deutschlands Missionshäuser entstanden, daraus haben die alten Missionsorden jugendfrischen Missionseifer geschöpft.

Ohne die großen Missionsseminarien hätte Frankreich niemals jene Streitscharen für Christus ins Feld führen können, die ihm bislang den Ruhm gesichert haben, am meisten in den Missionen geleistet zu haben. Nunmehr soll Deutschland mit in die Räden einspringen, welche der christusfeindliche Zeitgeist in Frankreichs Missionsarmee gerissen. Wir wollen nicht fragen, ob das katholische Deutschland noch mehr tun kann, ob es noch mehr zu tun verpflichtet ist, als es tatsächlich tut. Katholische Liebe wird die richtige Antwort finden. Nur den einen Gedanken lassen Sie mich präzisieren: die Früchte der Mission sind abhängig von dem Blütenstand der Missionshäuser in der Heimat.

Sehr verehrte Versammlung! Ueberall auf dem weiten Erdenrund wirken Deutschlands Söhne und Töchter in der katholischen Mission. Weit zerstreut auf dem ganzen Erdbreis ruhen die Heldenleiber deutscher Männer, die im Kampfe für Christus gefallen sind. Das Wirken der einen, das Andenken der anderen ist ein Monumentum aere perennius auch für Deutschlands Ehre und Ruhm. Ueberall, wohin sie das Kreuz und

seinen Segen getragen, überall haben sie auch den deutschen Namen groß gemacht. Das schlichte Grab des Bischofs Anzer auf dem Campo Santo der Deutschen in Rom ist ebenso ein Denkstein deutscher Geschichte, wie das Grab des mährischen Gravenreuth unter den Palmen Afrikas. Wir ehren die Treue deutscher Frauen, welche die Liebe zur deutschen Heimat opfern, um ihren Gatten zu folgen. Wir bewundern die Liebestärke, in welcher begeisterte Jungfrauen das Missionskreuz nehmen und mit ihm all die Leiden und Opfer des Missionslebens. Deutschlands Frauen und Jungfrauen haben mit hingebender Liebe der Not ihrer kämpfenden Söhne und Brüder im heißen Wüstenland des Südens gedacht. Wir danken es ihnen. Wir wollen aber auch mit Dankesworten der Liebestaten gedenken, mit denen deutsche Frauen und Jungfrauen den Streikern Christi in der Mission Hilfe senden.

Deutsche Ingenieure haben die Bagdadbahn gebaut. Die Gelehrsamkeit deutscher Jesuiten glänzt auf den Universitäten Indiens. Deutsche Händler, deutsche Kolonisten lassen sich nicht abschrecken vom gelben Fieber Brasiliens. Katholische Eltern! Wollt Ihr Euren Sohn, Eure Tochter zurückhalten, wenn sie ihr Leben als Preis unsterblicher Seelen einsetzen? Nimmer soll der Wagemut der Welt den Opfergeist des Glaubens beschämen. Deutschland hat sich in seinen Kolonien eine große Kulturaufgabe gestellt. Freudig übernimmt die Mission zu ihrer primären Aufgabe der Seelenrettung, hinzu auch den ihr zufallenden, nicht kleinen Teil kultureller Arbeit, und das mit eifriger katholischer Liebe, der die ganze Welt zu enge ist, die überall helfen möchte.

Ein hervorragender Kolonialpolitiker schreibt: „Vor allem kommt es darauf an, daß auch bei uns in Deutschland diejenigen Kreise, welche Bildung, Besitz und nationale Entschlußfähigkeiten repräsentieren, von ihrem Vorurteil gegen das Wort „Mission“ frei werden.“ Ich darf vor den katholischen Männern das Wort „Vorurteil“ nicht nennen. Ich meine, ich sollte dem Ausdruck nationaler Begeisterung eines Dr. Rohrbach den Ausdruck katholischen Empfindens gegenüberstellen: Vor allem kommt es darauf an, daß auch die Katholiken Deutschlands, jeder an seinem Platze, jeder nach seiner Kraft, katholisch denken und fühlen und katholisch handeln für die Missionen unserer hl. katholischen Kirche.

So haben ein Gregorius der Große und seine Missionäre unter der Führung des hl. Augustinus zusammengearbeitet. Und ihr Erfolg war ein Kulturwert auf der Basis der Religion. Durch das Kreuz haben sie die Sklavenketten gebrochen; ihre Predigt hat den Frieden gebracht; der christliche Glaube hat das Volk geeint und groß gemacht. Wir verstehen den Jubel, mit dem St. Gregor die Nachrichten aus England empfängt, die Freude, mit der er an den hl. Augustinus schreibt: „Ehre sei unserem Gott, dessen Liebe uns antreibt, in dem fernen Britannien Brüder zu suchen, die wir nicht kannten, dessen Güte uns diejenigen finden ließ, die wir suchten, ohne sie zu kennen. Wenn im Himmel Freude ist über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über 99 Gerechte, welche Freude wird dann erst über ein ganzes Volk sein, das den Glauben annimmt und so gerettet wird. Und Du bist es, der dem Himmel diese Freude bereitet.“

Gottes Liebe treibt und drängt auch uns, Brüder zu suchen, die uns, die ihn, ihren Gott und Vater

nicht kennen. Millionen deutscher Katholiken schauen heute nach Augsburg. Ich möchte diese Blicke alle hinführen auf jene, die keine Ahnung haben von der Glaubensbegeisterung, von der katholischen Liebe, mit welcher wir an sie denken, auf die Heidenwelt. Die ganze Welt hat ein Recht, an ein katholisches Herz zu appellieren. Wir wollen unser Herz dem Appell der Heidenwelt öffnen.

Welche Ehre, an Christi Liebeswerk weiter arbeiten zu dürfen: Völker glücklich zu machen; Licht in die tiefen Schatten der Heidenwelt zu bringen; Freude im Himmel bereiten! Und ein guter Teil der Freude fällt uns selbst zu. Gottes Wort haben wir zum Pfand: „Qui ad justitiam erudiunt multos, quasi stellae fulgebunt in perpetuas aeternitates.“ — Die viele zur Gerechtigkeit erziehen, werden leuchten wie die Sterne durch alle Ewigkeit.“ —

Reflexion und Anwendung.

Vom hochw. P. Rötter Vorspel, Prokurator.

Das große Interesse und die steigende Begeisterung, welche die heutige Katholikenversammlung in Augsburg für die Heidenmission zum Ausdruck gebracht hat, legt den Vertretern der einzelnen Missionen schon im eigenen Interesse eine gewisse Verpflichtung auf, dasselbe in weitere Kreise zu tragen. Wir werden deshalb nicht nur gern die von dort ausgehenden Anregungen der vorgeschriebenen Reden in dieser und noch einer anderen in der folgenden Nr. abdrucken, wir halten es sogar für angezeigt, dieselben in einer außergewöhnlichen Beilage unseren bisherigen Missionsfreunden zur Verfügung zu stellen mit der bescheidenen Bitte, diese herrlichen Worte auch wenigstens einem andern zugänglich zu machen, der aus irgendwelchen Gründen noch keine Kenntnis davon hat, um dadurch unserer Mission einen neuen Freund zu gewinnen, ihm das „Vergißmichnicht“ zu empfehlen, um durch ein neues Abonnement auf diese Zeitschrift wenigstens eine kleine Unterstützung für die Heidenmission zu gewinnen. Wenn diese Reden auch manchem zu Gesicht kommen, der sie in Augsburg mit eigenen Ohren gehört, oder sie damals schon aus den Zeitungen gelesen, so werden doch viele jene herrlichen Worte gern noch einmal an ihrem Geiste vorüberziehen lassen, andere mögen in dem geschäftigen Getriebe landwirtschaftlicher Arbeiten damals keine Zeit gefunden haben, diese Missionsvorträge mit Muße zu lesen, sie mögen ihnen dann zur Zeit winterlicher Ruhe im warmen Stübchen hinter dem Ofen willkommen sein.

Aus der gefaßten Resolution des Augsburger Katholikentages, das Missionswesen betreffend, sei besonders folgendes hervorgehoben:

Die 57. Generalversammlung empfiehlt dem tatkräftigen Wohlwollen der deutschen Katholiken alle Werke, welche der Ausbreitung des hl. Glaubens dienen, die Missionshäuser, die ihre Mitglieder als Apostel in die heidnische Welt aussenden, und die Vereine, deren Gebete und deren Geldmittel die Erhaltung und Ausbreitung der Missionen bezwecken. Sie spricht der opfervollen und erfolgreichen Missionstätigkeit der Orden und Genossenschaften hohe Bewunderung aus. Sie erwartet, daß die Katholiken Deutschlands weit mehr noch als bisher die Missionsvereine fördern und unterstützen werden.

Der zum Ausdruck gekommene Geist der diesjährigen Resolution ist katholischer, das heißt allge-

meiner als der in früheren Tagungen kundgegebene. In nationaler Begeisterung für die jungen Kolonien Deutschlands trat die Empfehlung der Missionstätigkeit nur der darin sich niedergelassenen Genossen. Hat in früheren Jahren in den Vordergrund, heute dagegen empfiehlt die 57. Generalversammlung der deutschen Katholiken, die Missionstätigkeit aller deutschen Ordensleute, sowohl die der alten Orden wie die der neueren Gesellschaften, der Mildtätigkeit aller deutschen Glaubensgenossen.

Jedes echt katholisch Herz wird dafür ein Verständnis haben und die Grenzen seiner Mildtätigkeit, welche die Notlage im benachbarten Frankreich für die auswärtige Mission verengt hat, dementsprechend erweitern.

Warum sind die Worte von den Missionshäusern im Druck so hervorgehoben? Um den verehrten Lesern und Leserinnen die Wichtigkeit derselben hervorzuheben, um anzudeuten, daß sie gerade uns Mariannhiller Missionaren aus dem Herzen gesprochen sind.

Seit Rom (durch Dekret vom 2. Februar 1909) die Hindernisse des Trappistenordens, die es unter anderem auch erschwerten, von Afrika aus, getrennt vom Missions-Mutterkloster, in der europäischen Heimat ein eigenes Missionshaus zu errichten, genommen, haben unsere jetzigen Obern sofort ernstlich daran gedacht, eine solche segensbringende Stätte ins Leben zu rufen. Mit diesem besonderen Auftrage bin ich vor ungefähr Jahresfrist nach 22jährigem Aufenthalt in dem mir so teuer gewordenen afrikanischen Missionsfeld nach Deutschland zurückgekehrt.

Ich habe schon in der April-Nr. 1910 dieser unserer Missionszeitschrift in einem Artikel „Bausteine“ um Unterstützung gebeten und damals mit schmerzfüllter Seele geschrieben: „Was andere Missions-Gesellschaften durch Hilfe wohlthätiger Freunde in europäischen Staaten schon längst besitzen, erlärzt uns Mariannhillern noch zu schaffen“, ich habe dem 1911 Mariannhiller Missionskalender eine Sammeliste für „Bausteine“ für denselben Zweck mit auf den Weg gegeben, ich habe mich inzwischen umgesehen nach einem geeigneten Land und einem passenden Gelände für die Errichtung dieser dem großen Völkerapostel zu widmenden Pflanzschule künftiger Heidenmissionare. Ich nenne „Missionshaus St. Paul“, wie sie genannt werden soll, und ich will es hier verraten, ich glaube in Holland, in der Erzdiözese Utrecht, hart an der westfälischen und hannoveranischen Grenze, hierfür einen geeigneten Platz gefunden zu haben.

Die einleitenden Vorbereitungen bei geistlichen und weltlichen Behörden sind erledigt, ich könnte mit dem Bau beginnen, wenn mir die notwendige Bausumme zur Verfügung stände. Die bereits gesammelten Bausteine und Bausteine würden mir wohl erlauben, die Arbeiten dort anfangen zu lassen, reichen aber bei weitem nicht, die erforderlichen notwendigen Gebäude für eine solche Anstalt zu vollenden. Und so benütze ich diese Gelegenheit zu einem erneuten, warmen Appell an die Opferwilligkeit aller Katholiken um weitere Bausteine und Bausteine für dieses zur Zeit

größte Bedürfnis der Mariannhiller Mission.

O, helfet doch alle, Ihr für die Heidenmission begeisterten Katholiken, die notwendigen Mittel für den besagten Zweck herbeizuschaffen! Jede Vertretung un-

serer Mission nimmt dankbarst dafür auch die kleinste Gabe entgegen.

Im Interesse der Mariannhiller Mission empfehlen wir deshalb außer unserer vorerwähnten

Missionszeitschrift „Vergißmeinnicht“

bei Gelegenheit noch den reich illustrierten und sehr interessant gehaltenen

Mariannhiller Missionskalender

für das Jahr 1911. (Preis: 50 Pfg.)

Ferner die höchst kunstvolle und rühmlichst anerkannte

Festschrift: „Das Trappistenkloster Mariannhill“.

(Preis: 4 Mk.)

Alle drei zu beziehen durch unsere Missions-Vertretung Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

Allerseelentag in Südafrika.

In Europa fällt Allerseele in den Spätherbst. Schwere Nebel lagern vielfach über der Erde, zuweilen fällt sogar schon der erste Schnee; kurz, alles weist auf den nahen Winter hin und erinnert an die Sinnlosigkeit alles Irdischen und den unvermeidlichen Tod. Und viele glauben, das sei die einzig richtige Jahreszeit für den Allerseelentag.

Anders hier in Südafrika. Bei uns fällt Allerseele mitten in den Frühling hinein. Alles blüht und grünt und sproßt; Feld und Wald, jeder Baum und Strauch prangt im prächtigsten Frühlingsgrün. Und ich möchte sagen: auch so ist es schön. Macht man in diesen Tagen einen Besuch auf dem christlichen Gottesacker, und zeigt sich jeder Grabeshügel im üppigsten Blumenflor, so ist es, als schwebte etwas vom künftigen Verklärungs-glanze über den Gräbern und als bestärke uns die gesamte Natur in unserem Glauben und Hoffen auf die allgemeine Auferstehung und das wahre, ewige Leben im himmlischen Heimatland.

Wie überall in der katholischen Kirche, so pflegen auch hier die Priester und Missionäre am Allerseelentag mit ihrer schwarzen Christengemeinde prozessionsweise den Friedhof zu besuchen. Bild 1 zeigt uns die kleine Gemeinde unserer Missionsstation Revelaer um das schlichte hölzerne Kreuz des dortigen Gottesackers versammelt. Sieh, wie vertrauensvoll diese schwarzen Katechumenen und Neubekehrten zum Kreuze aufblicken! Wie aus einem Blumenhügel ragt es auf, das Zeichen der Erlösung. Desgleichen ist jedes einzelne Grab mit einem einfachen Holzkreuzchen geschmückt; und alle, die unter dem Schatten dieses wahren Lebensbaumes ruhen, feiern heute gleichsam ihren Ehrentag; denn überall, auf dem ganzen weiten Erdenrund, wo es nur immer frommgläubige Katholiken gibt, wird heute gar viel für die armen Seelen gebetet und geopfert. Auch unsere schwarzen Kinder und Neubekehrten schließen sich diesen frommen Betern an. Sie beten für ihre eigenen im Herrn verstorbenen Anverwandten und Brüder, sie beten aber auch nach Anleitung ihrer Missionäre und Lehrerinnen für ihre verstorbenen Wohltäter, drüben über'm großen Weltmeer, deren hochherzigem Opfergeist sie ja ebenfalls die unschätzbare Gnade des wahren christlichen Glaubens verdanken.

Bild 2 führt uns auf den schönen, geräumigen Gottesacker in Reichenau. Reichenau ist die älteste unserer Missionsstationen und hat, zumal im Vergleich

mit dem benachbarten kleinen Revelaer, etwas Impo-
santes und Großzügiges an sich. Der neue Gottesacker
liegt unmittelbar neben der stattlichen Kirche und weist,
obgleich er erst vor 7 Jahren hier angelegt wurde, schon
eine ansehnliche Zahl von Gräbern auf. Jeder Grabes-
hügel ist mit Blumen geschmückt und trägt ein mit dem
Namen des Verstorbenen bezeichnetes Kreuzchen. In
der Mitte des Friedhofes aber steht das von unsern Bräu-
dern errichtete große, steinere Kreuz.

Eben ist der Missionspriester (Hochw. P. Sixtus)
mit seiner Gemeinde daselbst versammelt und besprengt
mit Weihwasser die einzelnen Gräber. Nebenan stehen
die schwarzen Ministranten, rings herum aber die
übrigen großen und kleinen Schulkinder, auch ein Teil
der Erwachsenen, sowie mehrere unserer Brüder und
Missionschwestern. Den Friedhof umsäumt eine statt-

daß ich mich unwürdig deinem Tische nahe, so laß mich
lieber vorher sterben."

Vater, ich habe keine Worte. Als ich die Kinder
singen hörte, wäre ich lieber dageblieben, denn ich war
voll Bangigkeit und hatte Schmerzen an Leib und Seele.
In der Kirche sagte ich: „Jesus, erbarme dich meiner!“
Ich bat auch die lieben Heiligen, mir zu helfen; und sie
haben mir geholfen.

Als die Knaben zur hl. Kommunion gingen, dachte
ich „Wenn einer zu Boden fällt, dann gehe ich nicht.“
Es fielen mir aber auch die Worte Jesu ein: „Kommet
alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will
euch erquicken.“ Ich bemühte mich ferner, für alle zu
beten, die mir Gutes getan, namentlich für die Obern,
und daß der hl. Glaube sich hier immer mehr ausbreite.
Wie ich zurückkam, weiß ich nicht.



Schwarze Kinder beten auf dem Friedhof für verstorbene Wohltäter.

liche Reihe von Pinis insignis, nach Osten zu erblickt
man Felser und Baumanlagen und der Mahaqua-Berg
schließt das prächtige Panorama.

Der Herr am Kreuze aber spricht zu den Lebenden
und Verstorbenen: „Pax vobis! Der Friede sei mit
euch! Ego sum resurrectio et vita: ich bin die Aufer-
stehung und das Leben“

Erstkommunion in Reichenau.

(Fortsetzung.)

Lassen wir nun einige Briefe von Mädchen fol-
gen. Eines derselben (auf unserem Bilde das vierte in
der oberen Reihe) schreibt:

Hochwürdiger Vater!

Ueber den gestrigen Tag will ich zwar versuchen,
etwas zu sagen, kann es aber nicht recht. Als ich er-
wachte, war mein erster Gedanke: „Mein Jesus!“ und
als es läutete, sprach ich: „Mein Jesus, wenn du weißt,

Vater, ich bitte, bete auch für mich, dein Kind. Ich
will mir Mühe geben in dem, was ich versprochen.
Würdig danken kann ich nicht; aller Dank der Welt ist
nichts. Ich verspreche, einen Rosenkranz für dich zu
beten. Ich

Natalie Mtofo.

*

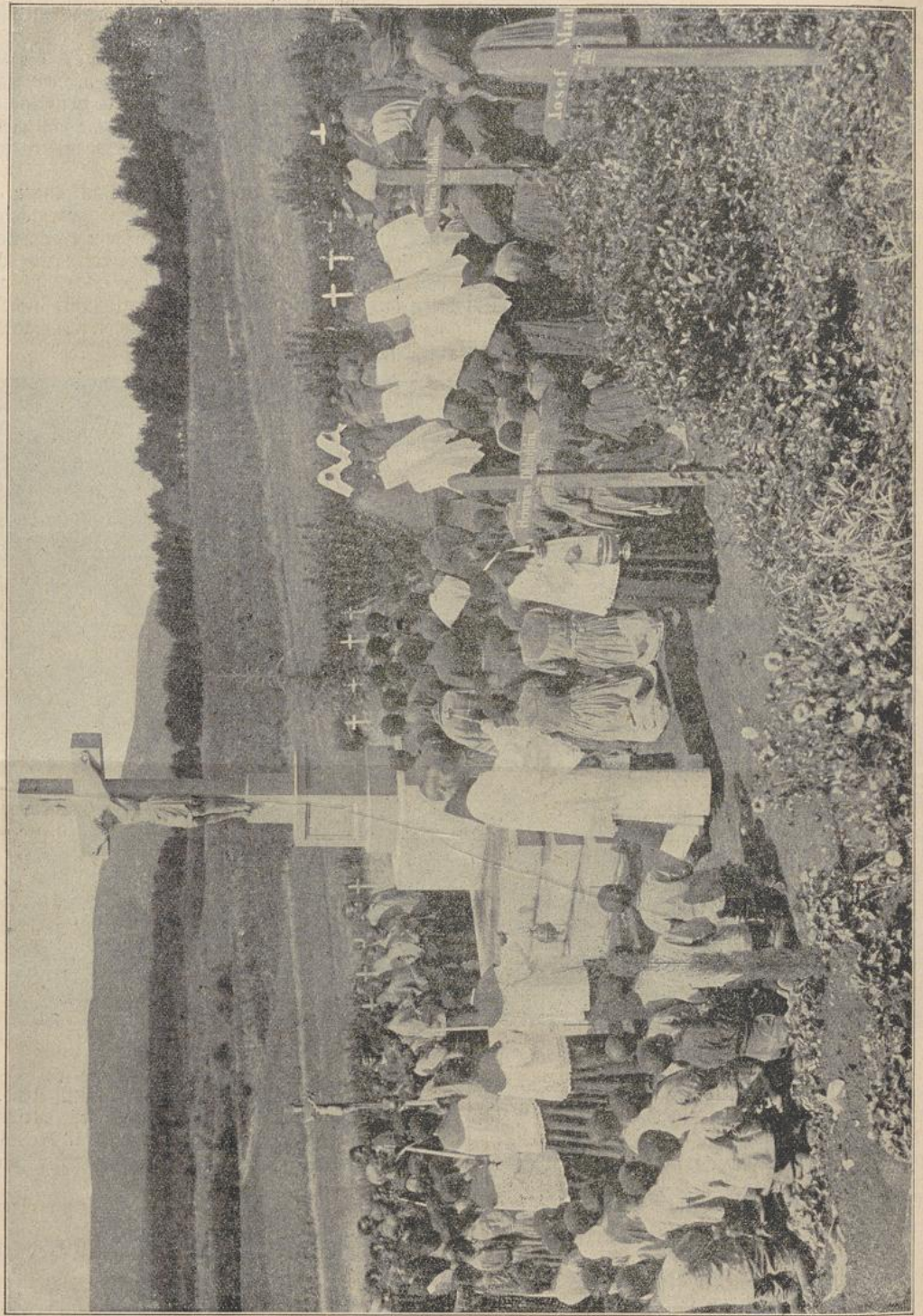
*

Das zweite Mädchen in der unteren Reihe schrieb
also:

Geliebter Vater!

Ich stand um 4 Uhr auf und ging in die Kirche, um
zu beten, dann legte ich mich wieder nieder. Nach dem
Unterrichte mußten wir uns ankleiden. Ich stellte mir
folgende Fragen: „Wo gehe ich hin? Wen empfangen ich
bald? Wer bin ich? Wer ist im hl. Sakramente zugegen?
Bin ich wert, den lb. Heiland in der hl. Kommunion
zu empfangen?“

Als ich in die Schule kam, weinte ich. Ich glaubte
zu sterben. Als ich singen hörte, bat ich Maria, mein



Alleseelen in Reichenau.

Herz zu zieren; ich hörte nicht auf den Gesang. Dann kamst Du; und wie Du sprachest, war es mir, als rede Jesus selbst: „Kommet, ihr Auserwählten, zum Lamm!“ Es war mir, als gehe es zum Himmel. Ich sah mein Kreuzchen, nahm es in die rechte Hand, Jesus folgend. Ich wußte nicht, welchen Weg wir gegangen; ich dachte nur an den Himmel und achtete nicht auf die

Leute. Ich dachte auch an den Tod und wünschte, nun sterben zu können.

Vor der hl. Kommunion dachte, sprach und beteuerte ich: „Jesus, wenn ich schlecht handle (unwürdig kommunioniziere), so gib mir deinen Leib nicht, sondern laß mich lieber vorher sterben.“

Ich schließe jetzt, ich

Gabriela Bongula.

Das dritte Mädchen in der oberen Reihe schrieb folgendermaßen:

Gelobt sei Jesus Christus!

Siehe, mein Vater, als wir uns gestern ankleideten, und die Glocke läutete, geschah es, daß mir ganz bange wurde. Wir gingen zur Knabenschule und blieben da, bis es abermals läutete. Als die Kinder uns abholten, gingen wir sehr ergriffen zur Kirche. Ich zitterte.

Dies einige Briefe unserer diesjährigen Erstkommunikanten in Reichenau, in deutscher Uebersetzung schlicht und einfach wiedergegeben, wie sie waren. Möge die in den Herzen der Kinder ausgestreute Saat reichliche Frucht tragen zum ewigen Leben!

P. Rektor gab mir Gelegenheit, auch aus früheren Jahren einige Briefe von Erstkommunikanten zu durchblättern. Ich kann es mir nicht versagen, unseren Lesern:



Westminster-Abtei, in der die Leiche König Edwards VII. aufgebahrt wurde.

Die hl. Messe ging sehr schnell voran, und bei der hl. Wandlung bekam ich solche Angst, daß ich alle Gebete durcheinander betete. Als aber die zwei Mädchen mit der Lilie uns abholten, dachte ich, der liebe Gott möge handeln nach seinem Willen und Wohlgefallen.

Als wir beim Hinausgehen photographiert wurden, sah ich die Leute nicht. Ich mochte auch kein Essen; ich war innerlich gesättigt. Siehe, Baba, ich schließe nun, ich

Beronika Kumaslo.

wenigstens e i n e n davon in getreuer Uebersetzung mitzuteilen. Er lautet:

Geliebter Vater im Herrn!

O Baba! ich weiß nicht, was ich über den gestrigen Tag sagen soll. Ich war in der Tat überaus glücklich! Vater, mein Herz war so voll von Freude, daß es mir war, als schwebte ich in der Luft und sei nicht mehr auf Erden oder in der Kirche, wie an anderen Feiertagen. Die Kirche war wie der Himmel. Als das Lied gesungen,

wurde: „Jesus, mein König“, da o Vater, war mein Herz sehr ergriffen und hocherfreut zugleich. Ich konnte nicht mehr viel beten, denn es ergriff mich eine große Sehnsucht, die ich nicht stillen konnte.

Als wir singend in die Kirche einzogen, war es mir, als gingen wir in den Himmel, und da die Zeit zur hl. Kommunion nahte, schien es mir, als läuteten die Engel im Himmel*). In meiner Freude war es mir, als rufe man uns zu: „Gehet, dort sind die Engel; sie rufen euch!“ Wir standen auf und gingen zum Tische des Herrn. O Baba, ich weiß nicht, wie ich es Dir erzählen soll. Auch Furcht hatte mich angewandelt; aber als wir zum Kommunizieren gingen, endete sie; ich bekam Mut. Als ich kommuniert hatte, war es mir, als sei ich allein in der Kirche. Ich habe niemand gesehen. Meine Augen sahen nicht, mein Herz aber wünschte, daß mich der lb. Gott eher hinwegnehme, als daß ich Böses tue, und mein Herz, das nun so schön war, wieder beschmugte.

Es gibt keinen solch' schönen Tag, wie diesen; ich meine, der erste war auch der letzte; es ist kein anderer. Vater, ich jage nicht, daß ich noch nie einen schönen Tag erlebt habe. Ich denke an meinen Tagtag; auch damals war es schön in meinem Herzen, aber doch bei weitem nicht so schön wie am Tage meiner ersten heiligen Kommunion.

Vater, ich weiß nicht, wie ich Dir danken soll. Doch ich will mich bestreben, Dir Freude zu machen. Ich bin Dein Kind

Ludmilla Cefwane.

Die letzten Worte des Briefes sind kein leerer Schall geblieben. Das Kind hat seitdem — es sind inzwischen drei Jahre verflossen — von seinem Eifer nichts verloren, im Gegenteil nur gewonnen an Reinheit, Gehorsam und jeglicher Tugend. Wie hat es seinen Vorgesetzten irgendwelchen Kummer gemacht. Der Grund hiervon ist leicht zu finden:

Fast jeden Morgen sieht man es schon vor fünf Uhr in der Kirche, und drei- bis viermal jede Woche geht es zur hl. Kommunion. Auch andere, von seinem Beispiel ermuntert, ahmen ihm nach und ernten ähnliche Früchte. So reist auch in den armen Hütten Chams unter den Stillen, den Inselführten, Vielliebenden eine fruchtbare Saat dem großen Erntefeld entgegen.

Ihr aber, geliebte Leser und Freunde, wisset bedenken, daß die milden Gaben und Spenden, die ihr unserem Missionswerk zukommen lasset, ebenfalls Gaben sind, für die Ewigkeit hinterlegt, und neue Saaten zeugend auf dem großen Erntefeld der Mission. Drum, ihr Freunde, kommt und bringet eure Gaben!

Christentum und Kultur.

Die Geschichte lehrt uns, daß Christentum und Kultur stets eng verwandt waren, daß mit dem Einzug des Christentums sich stets die Kultur ausbreitete. Und fürwahr, die ersten Sendboten des Christentums haben nicht nur die Lehre verbreitet; Klöster entstanden, die das Land kulturell erschlossen, die dichten Urwälder wurden gelichtet, meilenweite Sümpfe entwässert, und auf dem so neugewonnenen Boden wurden Kulturpflanzen gezogen, die bis dahin nur in wärmeren Klimaten ge-

*) Es wurde nämlich während der Austeilung der hl. Kommunion ganz zart die große Glocke angeschlagen, damit auch die Abwesenden wüßten, daß jetzt die Erstkommunikanten, zum Tische des Herrn gehen.

diehen. Die Sagen und Ueberlieferungen usw. des Volkes wurden vor Vergessenheit gerettet, und diese Kulturarbeit zusammen war bald segensreich. Die landwirtschaftlichen Erfolge der Klöster brachten die Heiden dem Christentum näher, dem sie sich anschlossen, weil sie sahen, wie der Christengott die Klöster mit Erfolgen segnete. Und so entwickelte sich gerade unser Deutschland wirtschaftlich immer mehr, und es verdankt dies nicht zuletzt den Klöstern, die Christentum und Kultur in das Land brachten. Die Sendboten scheuten nicht die Mühen und Gefahren, die sie in einem Lande erwarteten, dessen Klima und Bewohner den Mutigen gefährlich waren. Und sie haben ihre Lebensaufgabe erreicht und Christi Befehl ausgeführt: unentwegt steht in deutschen Landen das Kreuz und spricht von den Mühen und Siegen der ersten Missionare in Deutschland.

Jahrhunderte sind aber seitdem in die Lande gezogen, und unsere Erde hat sich in ihrer Größe verändert. Einst unbekannte Gebiete sind uns heute näher gerückt, und dort sind für Christentum und Kultur neue, weite Arbeitsfelder entstanden. Aber heute hat sich die Lage auch insofern geändert, als nicht allein die Priester Evangelium und Kultur verbreiten sollen; Christenmenschen und Kulturmenschen müssen gleiche Begriffe sein, und jeder Christ, also auch der Laie, ist dazu berufen, unsere Kultur und damit christlichen Glauben zu verbreiten, hinauszutragen in alle Zonen der Erde. Und da tritt noch ein anderes Moment hinzu: Deutsche Kultur nimmt auf der Welt eine hervorragende Stellung ein. Helfen wir alle mit, daß darum die Pflanzstätten des Christentums zugleich Wohnsitze deutscher Kulturarbeit werden! Längst haben andere Nationen, nicht zuletzt England, das anerkannt, und der englische Missionar verbreitet neben seinem Glauben seine Sprache und seiner Heimat Kultur. Wenn auch die katholische Kirche allgemein ist, so wird jeder deutsche Priester und Laie mit Zufriedenheit erfüllt sein, wenn, neben dem Glauben, seines Volkes Sprache und Können verbreitet wird. Ein gewaltiges Arbeitsfeld öffnet sich, in dem der Arzt, wie der Pädagoge und der Ansiedler im allgemeinen Aufgaben zu erfüllen haben. Bedenken wir, daß es eine Erfüllung des Gebotes Christi ist, den Glauben zu verbreiten, und vergessen wir nicht, daß wir aus Dankbarkeit gegen unsere Heimat deutsche Eigenart, Denken und Arbeit mit hinaustragen müssen in die Gebiete der unkultur. Die Verbreitung unseres Bekenntnisses ist eine Notwendigkeit für die Kirche, die Ausbreitung des deutschen Wesens aber ist eine Garantie für die Unvergänglichkeit deutscher Kultur. Tausende von Christen sind der Menschenüberzahl zum Opfer gefallen; „dort draußen“ aber harren ihrer, sofern sie nicht moralisch minderwertig geworden sind, schöne, wenn auch schwere Arbeiten zur Erfüllung. Dann wird den bereits tätigen Kulturpionieren (und das sind ja auch die Missionare) ihre Aufgabe erleichtert, und das Bewußtsein, unsere Glaubensgenossen und Landsleute gedenken der Vorkämpfer, wird sie neu anspornen zur Arbeit für Christentum und deutsche Kultur.

Wenn darum auch jeder sein Scherflein für die Christianisierung beiträgt und, wer sich berufen fühlt, als Pionier hinausgeht in Gebiete, die oft hervorragende Werte bergen, dann werden wir den Aufgaben, die eine christliche Kulturmacht zu erfüllen hat, gerecht. Wenn jeder Artschlag neues Kulturland bringt und Tausende von Naturmenschen brauchbare Menschen und Christen werden und allenthalben auf unserem Planeten deutsche

Sprache und deutsches Können mit den Lehren der katholischen Kirche verbreitet werden, so ist ein Werk des Friedens erfüllt, ein Werk, würdig einer großen Kulturnation.

priester, P. Adalbero, sowie die beiden Brüder Zacharias und Megidius, während die zahlreich versammelten schwarzen Burschen in ihrer Muttersprache ein frisches, fräftiges Lied anstimmten.

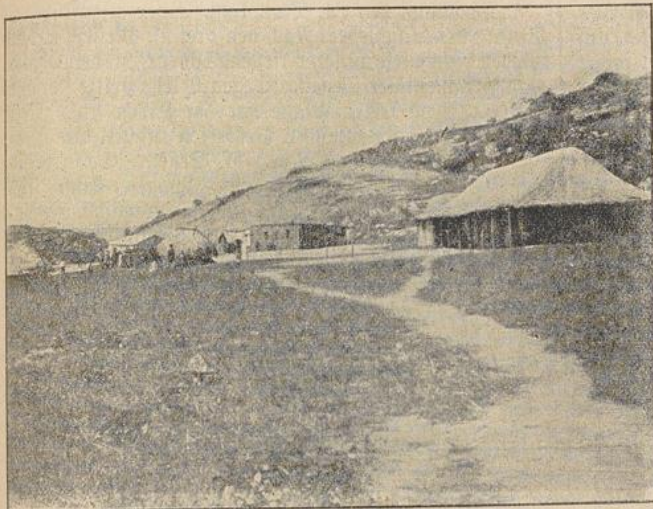
Dann ging es zur Kirche, wo der Hochwürdigste Visitator auf Grund einer speziellen Bevollmächtigung den apostolischen Segen erteilte. Wenige Minuten darauf waren unsere Patres und Brüder im Gastzimmer um ihren hochverehrten kirchlichen Obern versammelt.

Am Freitag morgen wurde wieder frühzeitig gelutet, so daß von allen Seiten unsere vielen Schulkinder, sowie eine Menge Erwachsener zusammenströmten und mit hoher Freude den drei hl. Messen beiwohnten, die an diesem Tage gelesen wurden.

Ich selbst kam erst am Freitag nachmittag von der St. Barbara-Schule herauf, und erhielt sofort den ehrenvollen Auftrag, für kommenden Sonntag — es war eben das Fest der allerheiligsten Dreieinigkeits, und somit das Patrozinium von Triashill — die Kirche möglichst schön mit Blumen und frischem Grün zu schmücken. Ueberdies sollte am genannten Festtag die erste Firmung dahier stattfinden. Es blühter ändlich

erledigte ich mich dieses Auftrages mit Freuden und unsere schwarzen Burschen standen mir dabei getreulich zur Seite.

So kam der Sonntag mit seiner schönen Doppelfeier heran. Unser Kirchlein prangte im schönsten Festschmuck, und zahlreicher denn je strömte von allen Seiten das Volk, Christen, Heiden und Katechumenen herbei. Die erste hl. Messe war schon um 5 Uhr morgens, die zweite um 6 Uhr, während der Beginn der Hochmesse, die vom Hochwürdigsten apostolischen Präfecten selbst



Mission-Station Triashill.

Besuch des Hochw. Apostol. Präfecten J. Gartlan S. J. in Triashill.

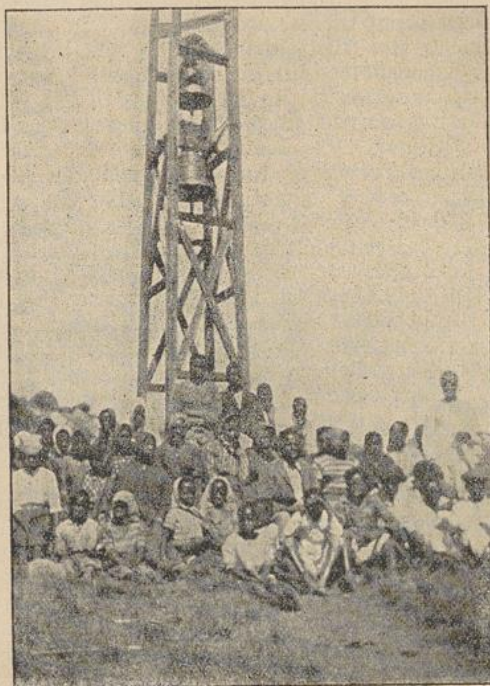
Von Dr. Flavian, R. M. M.

Triashill. — Anfangs Mai l. J. erhielten wir die freudige Nachricht, daß in Bälde der Hochwürdigste apostolische Präfect J. Gartlan S. J., seine erste kantonische Visitation dahier abhalten wolle. Also ein neuer großer Freudentag für unsere gesamte Neugründung in Aussicht! Später erfuhren wir durch eine Depesche, daß der Hochwürdigste Herr Mittwoch, den 18. Mai, in Rusapi, unserer nächsten Eisenbahnstation, einzutreffen gedenke.

Am genannten Tage fuhr unser Hochwürdiger Superior, Pater Mayr, mit dem neuen Wagen und zwei flotten Eseln Rusapi zu, um persönlich den hohen Gast nach Triashill zu bringen. Als er gegen Abend dort eintraf, kam auch schon der Zug dahergerollt. Es folgte die herzlichste Begrüßung; der vorgerückten Tagesstunde wegen aber zog man es vor, im Rusapi-Hotel zu übernachten. Tags darauf aber ging es in aller Frühe in munterem Trabe unserem Triashill zu.

Hier selbst herrschte den ganzen Tag über eine Tätigkeit, wie in einem sonnigen Ameisenhaufen. Galt es doch, dem hohen Gast einen möglichst festlichen Empfang zu bereiten. Der eine kam mit Pickel und Spaten, ein anderer mit Besen und Schubkarren, die einen reinigten die Straßen und Fußpfade und schmückten sie mit frischem Grün, andere wanden Kränze und Girlanden, wieder andere ordneten das Gastzimmer, kurz, alles, was Hände und Füße hatte, war in regster Eile und Tätigkeit.

Sobald das Gefährt in Sicht kam, fingen zwei schwarze Burschen, Bernard und Gerard mit Namen, an, die Glocken zu läuten, sodaß deren jubelnde Töne den beiden Ankömmlingen schon von Ferne als herzliche Begrüßung entgegenklangen. Als sodann der apostolische Präfect beim Kirchenportale vom Wagen stieg, begrüßte ihn ehrfurchtsvoll unser neuer Missions-



Glockenturm von Triashill.

zelebriert wurde, auf 1/2 10 Uhr festgesetzt worden war. Um das Ganze möglichst feierlich zu gestalten, wurde der Hochwürdigste Herr prozessionsweise von seinem Wohnzimmer abgeholt. Das zahlreich versammelte Volk bildete rechts und links vom Wege Spalier; an der Spitze der Prozession schritt ein schwarzer Knabe mit dem Kreuze zwischen zwei anderen schwarzen Ministranten, welche auf kleinen Leuchtern brennende Kerzen trugen, ihnen folgte der wohlgeschulte Sängerkhor, während den Schluß der kleinen Prozession unsere beiden Priester, die Hochw. Patres J. Mahr und Adalbero, in Chorrock und Stola, und mir drei Brüder bildeten.

Der Hochwürdigste apostolische Präseft trat aus seinem Zimmer und stellte sich zwischen die beiden Priester, worauf sich die Prozession unter Gesang und Glockengeläute zur Kirche zurückbewegte. Hier wurde zunächst — das erstemal seit Gründung unserer Mission — das Alperges gesungen; dann begann das Hochamt, bei welchem unsere schwarzen Sänger verschiedene Lieder, die der Hochw. P. Mahr in der Chimanyita-Sprache verfaßt hatte, mit großer Präzision vortrugen. Nach der hl. Messe hielt der Hochwürdigste apostolische Präseft in Englisch eine ergreifende Ansprache, die von P. Mahr den andächtig lauschenden Schwarzen sofort verdolmetscht wurde.

Daran reihte sich die Spendung des hl. Sakramentes der Firmung. Die Zahl der Firmlinge war allerdings noch klein, 4 Burschen und 3 Mädchen. Dennoch war der Eindruck, welchen die schöne Feier auf alle machte, geradezu überwältigend. Man sah es den Neubekehrten sowohl, wie den zahlreich versammelten Katechumenen an, daß ihnen der hl. katholische Glaube bereits zur Herzenssache geworden, und daß sie fest entschlossen seien, all ihre religiösen Pflichten getreu zu erfüllen.

Nun folgte eine kleine Pause; dann war Katechese für das gesamte Volk.

Ein abermaliges Glockenzeichen versammelte die Anwesenden zum sakramentalen Segen. Zur Erhöhung der Feier verordnete der apostolische Präseft eine Prozession mit dem Allerheiligsten. Das Volk stellte sich wieder außerhalb der Kirche in zwei Reihen auf und zwischen ihnen bewegte sie sich hindurch. Das Allerheiligste trug der apostolische Präseft, umgeben von den beiden Priestern, den Schluß bildeten wir Priester, während der Sängerkhor, der verschiedene, recht erbauliche Lieder vortrug, vorausmarschierte. Die Spitze des Zuges bildete wieder der Knabe mit dem Prozessionskreuz und den beiden Leuchterträgern. Nachdem man auf diese Weise etwa einen Weg von sieben Minuten zurückgelegt hatte, kehrte die Prozession wieder in die Kirche zurück und es erfolgte nun der sakramentale Segen. Das Ganze machte einen um so tieferen Eindruck auf das schwarze Volk, weil ihnen dies alles zum erstenmal vorgeführt wurde. Die guten Leute kamen aus dem Staunen und Verwundern gar nicht mehr heraus und werden noch viele, viele Wochen von all' dem Gesehenen zu erzählen wissen.

Aber auch der apostolische Präseft seinerseits staunte über die großen Fortschritte, welche dahier die Mission unter dem augenscheinlichen Segen Gottes in so kurzer Zeit gemacht hatte. Um einen vollen Ueberblick über alle unsere Neuchristen und Katechumenen zu gewinnen, ließ er ganze Volk auf einer nahen Anhöhe Stellung nehmen. Das war in der Tat ein imposanter Anblick, so viele hunderte, heilsbegieriger Eingebornen um ihren geliebten Oberhirten versammelt zu sehen.

Nach dem bescheidenen Abendessen hielt der Hochw. Herr an uns eine recht schöne Ansprache und ermunterte uns in liebevoller Weise, getreu auszuharren im Werke der Mission und alle unsere Kräfte einzusetzen zu Gottes Ehre und dem Heile der unsterblichen Seelen.

Dienstag, den 24. Mai, kam, leider allzufrühe, die Stunde des Abschiedes. Nach den drei hl. Messen, welchen wieder recht viele unserer lieben Schwarzen beizwohnten, war sakramentaler Segen. Gegen 9 Uhr stellte sich alles Volk auf dem freien Plage vor der Kirche auf. Beim Nahen des Hochw. apostol. Präseften knieten alle nieder und empfingen nochmals den hl. Segen. Dann bestieg der verehrte Oberhirte den Wagen und fuhr mit P. Mahr wieder Nufapi zu. Sein nächster Besuch gilt Alt-Umtali, einem englischen Städtchen, woselbst sich ebenfalls eine kleine katholische Mission befindet.

Mögen die vielen geistigen Blüten und Knospen, welcher dieser erstmalige Besuch des apostolischen Präseften dahier, in Triashill, weckte, im Laufe der Zeit recht zahlreiche Früchte zeitigen. Das wolle Gott!

Taufe eines alten Mütterchens.

Von Br. Flavian, R. M. M.

Triashill. — Es war am hl. Pfingstfest I. J.; ich war eben damit beschäftigt, den Leuten auf unserer Außenstation St. Barbara einen kurzen, religiösen Unterricht zu erteilen, als ich plötzlich von einigen Kindern unterbrochen wurde. Sie kamen in großer Hast dahergegert und baten mich dringend, doch gleich zu ihrer kranken Großmutter zu kommen; sie leide große Schmerzen und verlange gar sehr nach mir.

Ich schloß also den Unterricht und machte mich sofort auf den Weg. Die Tageszeit war schon ziemlich vorgerückt, der Weg äußerst schlecht, es ging über Stoa und Stein. Dazu ist der betr. Kraal eine volle Stunde von St. Barbara entfernt; kurz, als ich dort ankam, fing es bereits an, dunkel zu werden.

Vor der Hütte saß eine Menge Volkes; sie jammerten, daß ihre gute, alte Großmutter nun bald sterben müsse. Diese selbst aber befand sich im Innern der Hütte. Ich kroch durch das enge Schlupfloch hinein. Da war nun mitten in der Hütte ein großes Feuer; rund herum saßen mehrere alte Weiblein und dazwischen lag, dicht in eine Decke eingewickelt, die Kranke, die ich suchte.

Ich rede sie an und mache den Versuch, sie etwas aufzurichten, doch sie will nicht sitzen; sie sei zu krank und schwach dazu. Ich frage nach ihrer Krankheit. Die Antwort lautet: „Alles tut mir weh, am meisten aber Kopf, Brust und Füße.“ — Ich ersuche sie, die Decke etwas vom Kopfe zu nehmen, sie aber weigert sich, und wickelt sich noch fester in ihre Decke ein.

„Ja, gutes Mütterchen, warum hast du mich denn rufen lassen? Was willst du denn von mir?“

„Ich schicke nach dir, damit du mir die Füße heilest, und damit ich wieder herumgehen kann, wie früher.“

„Das kann ich leider nicht; leiblich kann ich dir nicht helfen, wohl aber geistig. Ich kann dich taufen; dadurch wirst du ein Kind Gottes, und wenn du stirbst, kommt deine Seele in den Himmel.“

„Nein, ich will nicht getauft werden; denn alle, die sich taufen lassen, müssen bald sterben. Ich will aber nicht sterben, nein, ich will noch lange leben!“

„O Mütterchen, deshalb mußt du nicht gleich sterben; die Taufe tötet niemand. Uebrigens bist du schon sehr alt und hast schon soviel gearbeitet. Du solltest

das Sterben nicht so fürchten. Sieh', ich will dir helfen, in den Himmel zu kommen. Stirbst du aber ohne die hl. Taufe, so kommst du in die Hölle."

"Nein, in die Hölle will ich nicht, ich will in den Himmel; aber taufen will ich mich jetzt noch nicht lassen, denn dann muß ich sterben."

"Nein, die Taufe gibt dir vielmehr das ewige Leben."

"Gut, so taufe mir zuerst die Füße; sind diese gesund, und kann ich wieder umhergehen, wie früher, dann werde ich dich schon rufen lassen, um mich ganz zu taufen, wenn's einmal zum Sterben geht."

E sprach's und streckte mir beide Füße entgegen, damit ich sie taufe.

Ein schönes Ansinnen das! Was sollte ich nun mit dem alten, sterbensranken Mütterchen anfangen? Ich sehe ratlos ihre Enkelkinder an, die inzwischen auch herein gekommen waren, denn diese besuchten fast regelmäßig den christlichen Unterricht in St. Barbara und hatten mich so dringend gebeten, zur kranken Großmutter zu kommen. Sie verstanden mich, denn sie fingen alle insgesamt an, der kranken Großmutter zuzusprechen, sie solle sich doch taufen lassen und wiederholten immer wieder die Versicherung, daß sie deshalb nicht sterben würde.

Nun nahm die Alte ihre Decke vom Kopf und schaute ihre Umgebung fragend an. Auch ihre fünf Kinder standen in nächster Nähe. Ich benützte den Anlaß und befahl allen Anwesenden niederzuknien und mit mir ein paar Vaterunser für die Kranke zu beten. Sie taten es sofort, machten das hl. Kreuzzeichen, falteten ihre Hände und beteten mit mir ein Vaterunser nach den anderen . . .

Da ging in der Kranken eine merkwürdige Veränderung vor sich. Sie wickelte sich aus ihrer Hülle los, richtete sich auf und faltete ebenfalls die Hände. Beten konnte sie allerdings nicht, denn das Vater unser war ihr noch fremd.

Nach einer Weile fragte ich sie wieder, ob sie getauft werden wolle. Und nun war die Antwort ein lautes, kräftiges „Ja!“ — Ich gab ihr nun kurz den nötigen Unterricht, sprach vom lieben Gott, von Jesus Christus, unserm Erlöser, und erweckte mit ihr die Alte des Glaubens, der Hoffnung und Liebe, sowie der Reue und Ergebung in Gottes heiligem Willen. Sie betete alles schön und deutlich nach und beantwortete forrest jede vom Taufritus vorgeschriebene Frage. Unter den obwaltenden Umständen glaubte ich nicht länger zögern zu dürfen und taufte sie daher auf den Namen „Magdalena“.

Damit schied ich von ihr für heute. Sollte ihr der liebe Gott noch eine neue Gnadenfrist schenken, so will ich sie gerne benützen, um das gute Großmütterchen noch

besser im christlichen Glauben zu unterrichten und auf ein glückseliges Sterbstündchen vorzubereiten.

Der Hallen'sche Komet und unsere Schwarzen.

Von Schw. M. Roswitha, C. P. S.

(Fortsetzung.)

Doch genug jetzt des Traurigen und Ernsten! Es mag nun vielmehr etwas recht Kindlich-Trautes aus unserm Christendorf folgen, das mir jüngst die unseren geehrten Lesern und Leserinnen schon längst bekannte Schwester Engelberta erzählte.

Auch dort, im nahen Christendorfe, beobachtete alles, jung und alt, gar aufmerksam den Kometen. Wenn der „Stern“ ganz nahe wäre, wollten sie alle zu uns ama Romas kommen und mit uns sterben. Bei uns hätten sie keine Furcht vor dem Tode. Die dortigen Schulkinder aber erklärten, sie würden in der Kirche „den Fall des Sternes“ abwarten.

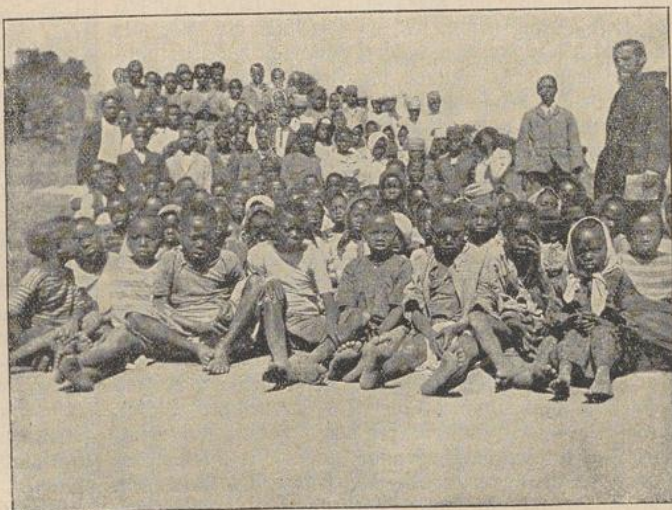
Als Schw. Engelberta eines Nachmittags kurz vor dem 19. Mai, dem Tage der größten Erdnähe des Kometen, sich auf dem Heimwege nach Ezenstodau befand, begegnete ihr ein ganzer Trupp ihrer Schulkinder, die ihr auf die Frage, woher sie kämen, gestanden, sie kämen aus der Kirche und hätten dort beim Hochw. P. Emanuel gebeichtet. Gleich nach Schluß des Schulunterrichtes waren sie nämlich zur Missionsstation geeilt und hatten dort ihre Andacht verrichtet. Die halbe Dorfschule hatte aus Respekt vor dem Kometen gebeichtet!

Die 13jährige Bahlafatile aber war recht betrübt darüber, daß sie noch nicht getauft war. Sie wollte zur Zeit der Gefahr zu uns kommen und beständig in der Nähe ihrer Lehrerin (Schw. Engelberta) sich aufhalten. Diese sollte eiligst Wasser nehmen und sie taufen, sobald der Stern Miene mache, herabzufallen. Bahlafatile ist ein gutes Mädchen, wie schon ihr inbrünstiges Verlangen nach der hl. Taufe beweist. Ihr Vater will gläubig werden, und ihre Mutter hat eben angefangen, Kleider anzuziehen, was gewöhnlich den ersten großen Schritt auf dem Wege zur Befeuerung bedeutet.

Am Tage selbst, an dem man allgemein das große Himmelsereignis erwartete, fand Schw. Engelberta ihre Kinder ganz feierlich und fröhlich in der Schule sitzend;



Br. Slavian.



Schulkinder von St. Barbara.

sie hatten ja gebeichtet und sagten: „Asisabi luta. Wir fürchten nichts. Wir haben reine Herzen und hätten ganz gern, daß der Stern herabfalle und uns töte. Dann kommen wir in den Himmel.“ — Eine Anzahl meiner Mhluweiber hatte aus Angst vor dem Kometen den Empfang der hl. Sakramente von Pfingsten auf den Vorabend des 19. Mai verlegt: „Denn, wenn wir schon an der Pfingstvigil beichten,“ meinten sie, „so werden wir nicht ganz richtig aufs Sterben vorbereitet sein, da wir in den folgenden Tagen doch wieder einige Sünden begehen werden.“ Meine alte Kulu (Großmütterchen), die über 80 Jahre alte, greise Lucia, erinnerte Schw. Koletta daran, sie möge doch ja rechtzeitig den umkundisi (Priester) um die Taufe ihrer beiden Enkelkinder bitten.

Schw. Koletta selbst, die langjährige, von allen unseren Christen verehrte und geliebte Leiterin des hiesigen Marienhauses, das gegenwärtig 45 heiratsfähige Mädchen zählt, wußte mir viel Schönes von ihren guten Kindern zu erzählen. An Pfingsten und den folgenden Tagen hatten sie sämtlich die hl. Sakramente empfangen und sich auf einen guten Tod vorbereitet. Wie ernst sie es damit nahmen, zeigt unter anderem folgender Vorfall: Ein besonders liebes Marienhausmädchen, Alexandra mit Namen, lief einige Tage vor dem 19. Mai Schw. Oberin in den Weg und bat sie mit aufgehobenen Händen, ihr doch eine Flasche nicht anzurechnen, derentwegen sie gewiß ins Fegfeuer kommen würde. Sie habe nämlich einer Frau in einer den Schwestern gehörigen Flasche Weihwasser mit ins Dorf gegeben, und die Frau habe dieselbe noch nicht zurückgegeben. Sie möge ihr doch die Schuld erlassen. Schw. Oberin beruhigte natürlich sofort freundlichst das geängstigte Seelchen. Am Sonntag nach dem 19. war die Flasche wieder da. O, der Komet!

Vielfach äußerten die Marienhausmädchen, sie zögen es vor, durch den Kometen umzukommen, als durch die Hand der umherstreichenden Mörder; denn der Stern komme direkt vom lieben Gott. Unterdessen brach die Nacht an, in der sie die furchtbare Katastrophe erwarteten. Ganz still begaben sie sich zu Bett. Gegen 11 Uhr wurden die meisten vor Erregung wach. Es war ein beständiges Auf- und Abgehen im Schlaßsaal bis gegen 1 Uhr, ohne daß indes auch nur der leiseste Klüfterton laut wurde. Dann trat wieder Ruhe ein. Als nun kurz vor 5 Uhr morgens das erste Glockenzeichen ertönte, begann freudiges Staunen ihr Herz zu erfüllen. Sie befühlten und betasteten sich. Ja, es war kein Zweifel: Sie waren alle noch am Leben. Der Komet hatte niemand ein Leid getan! In der hl. Messe dankten sie dem lieben Gott innig für ihre Errettung.

Einige Tage dichten Nebels machten den Kometen gerade zur Zeit seiner größten Erdenndähe ganz unsichtbar. Als er aber am Freitag, abends gegen 6 Uhr, — es war der 20. Mai, — auf kurze Zeit wieder am Himmel erschien, nimmte er gen Westen, ganz klein und machtlos, wurde er alsbald von scharfen Augen erpäht, und alle Marienhausmädchen stellten sich, die Gesichter dem Kometen zugewandt, in einer Reihe auf und sangen demselben zum Abschiede die schönsten heiligen Lieder, die sie je gelernt hatten, besonders herrliche Muttergotteslieder, eine halbe Stunde lang. Mit ihren melodischen, wohlklingenden Stimmen sangen sie von ganzem Herzen, fromm und innig dankend für das widergeschenkte Leben. Man fühlte es durch, sie waren aufs tiefste ergriffen. Ihr Singen war Beten. Schw. Ko-

letta und Schw. Ludovica, die in der Nähe weilten, wurden zur Tränen gerührt. Selbst Hochw. P. Innocenz, der Rektor von Egenstochau, kam herbei und fragte verwundert, was es denn gebe. Seit drei Wochen habe er kein Lachen und Singen im Marienhaus vernommen, und nun diese fröhlichen Lieder. Schw. Koletta antwortete: „Die Mädchen nehmen Abschied vom Kometen. Sie sind so froh und voll Dank, daß er ihnen nichts zu leide getan hat.“ —

Da ich nun einmal bei den Marienhausmädchen bin, so möchte ich hier gleich etwas nachtragen von unserer braven Emerentia, die seit vielen Jahren im Marienhaus weilt. Wieder kommt da eine Mordgeschichte, die ich oben absichtlich ausgelassen habe, um nicht zu viel Schreckliches auf einmal erzählen zu müssen. Eine von den im April und Mai ermordeten Frauen war die leibliche Schwester Emerentias. Drei Männer hatten ihr am Flusse aufgelauert, ihr mit einer iwsa (einem knotigen Stocke) eine Wunde am Nacken beigebracht und ihr zuletzt den Hals umgedreht. Da sie in der Nähe Hirtenknaben bei weidendem Vieh hernernten, brachten sie ihr Opfer schnell in fauernde Stellung, dicht am Flußufer, damit die etwa Vorübergehenden dächten, das Weib sei mit Waschen beschäftigt. Sie selbst entflohen, um später zur grausigen „Arbeit“ wiederzukommen. Zur Beruhigung des Lesers will ich hier gleich einschalten, daß, soweit ich erfahren konnte, die meisten, wenn nicht alle diese Bösewichter verhaftet wurden. Die beunruhigten Angehörigen der Ermordeten forschten emsig nach und fanden sie in dem oben geschilderten Zustande.

Als die Nachricht von dem etwa drei Stunden entfernten Tatorte hier ankam, trat Emerentia gerade aus der Kirche, wo sie eben gebeichtet hatte. Einige Augenblicke stand sie bei der Schreckenskunde wie versteinert da; denn sie hatte die umgebrachte Schwester sehr lieb gehabt und erst vor kurzem sich ihres Besuches hieselbst erfreut. Sie war eine nette, ordentliche, junge Frau gewesen und wäre gewiß auch eine gute Katholikin geworden, hätte sie in der dortigen Gegend Gelegenheit gehabt, katholisch zu werden. So aber hatte sie sich einer in der Nähe befindlichen protestantischen Mission angeschlossen und nach bestem Wissen Gott gedient. Bald jedoch sah sie sich Emerentia wieder, zeigte sich ganz ergeben, betete und verrichtete alle ihre Arbeiten wie sonst. Keine Klage, kein Schelten auf die ruchlosen Mörder. Jedes Krüglehen, jedes Schüsselchen stellte sie an seinen Ort (sie ist nämlich die Aufräumerin im Marienhaus), treu und gewissenhaft erfüllte sie auch die kleinste Pflicht. Drei Tage hintereinander kommunizierte sie und unterließ keine ihrer gewöhnlichen religiösen Übungen. Wir alle, Schwestern wie Kinder, erbauten uns an diesem schönen Beispiele. Wenn man bedenkt, wie leidenschaftlich die Schwarzen ihre Blutsverwandten lieben und zumal die Weiber bei dem Tode eines derselben in stundenlanges, lautes Geheul, isililo genannt, ausbrechen, sich zu Boden werfen und auf ihm herumwälzen, so kann man hier nur von einem Sieg der Gnade, von einem Triumph unserer hl. Religion sprechen und die Macht der Gnadenmittel der hl. Kirche bewundern.

Emerentia nahm sich als Tante der beiden hinterbliebenen Kinder der ermordeten Schwester an und ließ sie hierherbringen. Das jüngere derselben, Agnes mit Namen, ist protestantisch getauft und in der Kinderbewahranstalt bei Schw. Seraphina untergebracht. Das ältere, ein etwa 10- bis 11-jähriges Mädchen, ist noch nicht getauft, wahrscheinlich weil es vor dem Uebertritt

der Mutter zum Protestantismus geboren wurde, und trägt daher noch seinen alten, heidnischen Namen Notatifa. Welche Zerküftung und Spaltung begegnet einem oft in einer einzigen Familie bezüglich der Religion! Von zwei Schwestern ist die eine katholisch, die andere protestantisch; von zwei Kindern das eine protestantisch, das andere heidnisch. Da lernt man das Gebet des Welttheilandes verstehen: *Ut omnes unum!* (Daß doch alle eins seien!) Notatifa lernt jetzt in der Schule, und als ich sie das erste Mal da sitzen sah, kam mir der Gedanke: Du, armes Waisenkind, kannst noch gar nicht recht fassen, was du an der Mutter, und wie du sie verloren hast. Die Kleine scheint recht geweckt zu sein, und wir Schwestern werden ihr die Mutter zu ersetzen suchen. Als sie hierherkam, war sie ganz scheu und

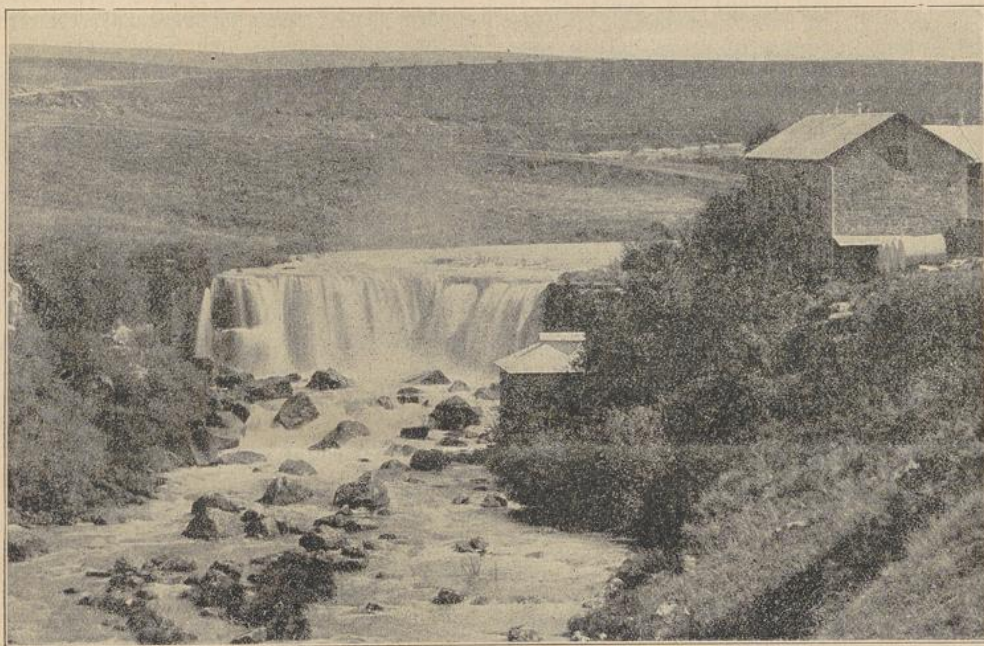
Gestikulationen gab sie zu verstehen, der „Stern“ sei vom Himmel herabgefallen und habe den Laden entzündet. Jetzt sei natürlich für die übrige Erde jede Gefahr vorüber. Wochenlang hatte sie sich vor dem Kometen gefürchtet, oft mit der Hand nach dem Himmel gezeigt und dabei am ganzen Körper gezittert und gebeht.

(Schluß folgt.)

Das Hlonipa-Gesetz bei den Schwarzen.

(Fortsetzung.)

Jede Frauensperson, die mit dem Kraalbesitzer irgendwie durch *Ver schwä g e r u n g* verwandt ist, muß sich aufs peinlichste vor der Verührung des Milchgefäßes in acht nehmen. Für die blutsver-



Wasserfall bei Reichenau.

verschüchtert, zitterte und fürchtete sich vor uns. Wahrscheinlich hatte man im Kraale daheim von nichts anderem, als von dem Morde gesprochen. Jetzt aber ist das Kind ganz zutraulich und dankbar für jede Gabe. In gewohnter Güte scheint der liebe Gott auch hier wieder aus dem Bösen Gutes ziehen zu wollen: Wäre die Mutter am Leben geblieben, so würden die Kinder protestantisch erzogen worden sein; nun aber werden sie wahrscheinlich die Gnade des wahren Glaubens erlangen, da der protestantische Vater kaum eine andere Unterkunft für die beiden mutterlosen Kleinen finden wird als eben hier bei der Tante. Letztere ist für dieselben mütterlich besorgt und spart sich so manches vom Munde ab zu Gunsten ihrer kleinen Nichten. Möge nun auch Emerentias Herzenswunsch in Erfüllung gehen! —

Nun auch ein heiteres Kuriosum von der Wirkung des Kometen. Zwei Tage nach dem großen 19. Mai brannte der zwei Stunden von Czestochau entfernte Mundi Store (Laden) ab, in dem sich unser Postamt befindet, bei welcher Gelegenheit manche Briefe mitverbrannten. Noch Sonntags früh war die hochlodende Flamme weithin sichtbar. Unsere taubstumme Scholastika wußte gleich eine Erklärung. Durch die lebhaftesten

W a n d t e n Frauen und Mädchen dagegen besteht dieses Gesetz nicht. Letztere können auch ungehindert überall im Kraal umhergehen, dürfen sogar zuweilen den Viehfraal besuchen, während den ersteren das Betreten verschiedener Stellen strenge untersagt ist.

Die Schwiegermutter muß vor dem Schwiegerjohn stets anständig bedeckt sein und darf ihn nicht bei seinem Namen nennen. Jener dagegen muß sich, wenn er eine Hütte betreten will, in der sich gerade seine Schwiegermutter befindet, zuvor durch Häuspern anmelden, damit jene Zeit hat, sich rechtzeitig zu bedecken. Er darf nie mit seiner Schwiegermutter in einer Hütte beisammen weilen, doch kann er ungeniert alle Worte gebrauchen, in welchen die Wurzelsilbe ihres Namens vorkommt. Auch im Verkehre mit Verwandten der Schwiegermutter ist er an mannigfache Beschränkungen gebunden.

Die Verwandten des Mannes dürfen im Kraal eines Verwandten der Chefrau keine Milch trinken; umgekehrt ist Milchgenuß verboten den Angehörigen der Frau im Kraal eines Mannes, welcher mit dem Cheherrn verwandt ist. Zur näheren Illustration diene ein Vorkommnis, das mir einst selbst begegnete: Ich hatte einen Stoffernjungen engagiert, um mein Gepäck zu tragen.

Es war ein sehr heißer Tag, und der arme Junge, der eine ziemlich schwere Last zu tragen hatte, bekam einen großen Durst. Wir machten bei einem Kraale Halt, und die Leute boten uns Milch an. Ich selbst genoß davon mit Appetit, der Knabe aber weigerte sich entschieden, etwas davon zu nehmen, denn die Kraalinsassen standen zu einem seiner Angehörigen in verwandtschaftlichem Verhältnis.

Außer diesem Hlonipa-Gesetz, das sich auf einzelne Familien bezieht, gibt es auch ein solches für einen ganzen Stamm oder das gesamte Volk. So mußte z. B. in Ischafas Tagen die ganze Zulu-Nation den Gebrauch gewisser Worte aufgeben, weil deren Stammsilbe eine gewisse Ähnlichkeit mit der seines eigenen Namens hatte. Bei manchen Stämmen beobachten die Bewohner das Hlonipa-Gesetz vor dem Namen des Häuptlings, sowie vor dem seines Vaters und Großvaters. Die natürliche Folge davon ist, daß die ganze Sprache eines solchen Stammes eine große Veränderung erleidet, denn wie schon mehrfach erwähnt, müssen in einem solchen Falle alle jene Worte umgeändert werden, deren Stamm mit der Wurzelsilbe des Namens der betr. Herrscher gleichlautend ist.

Schriftsteller, welche über Anthropologie geschrieben haben, führen die Entstehung des Hlonipa-Gesetzes zurück auf Heiraten durch Frauenraub. Es sei in jenen Zeiten, behaupten sie, ein solcher Haß zwischen dem Frauenräuber und den Anverwandten seiner Frau entstanden, daß er gewisse Namen nicht mehr genannt wissen wollte. Später sei dann der Gebrauch aufgenommen, Frauen aus einem anderen Stamme zu nehmen; dadurch aber sei die Frau aus ihrem Stamme ausgeschieden. Doch ganz erklärt diese Theorie die Sache nicht. Es liegen vielmehr in der menschlichen Natur viel tiefere Gefühle, die recht wohl geeignet sind, im Laufe der Zeit solchen Gebräuchen Eingang zu schaffen, wie wir sie im Hlonipa-Gesetz finden.

Ich erwähne nur folgendes: Der Schwarze liebt es vielfach nicht, seinen eigenen Namen auszusprechen. Bei den heidnischen Kaffern findet man diese Scheu fast allgemein, selbst schon bei größeren Knaben. Es beherrscht sie nämlich die abergläubische Furcht, es könnte der Fremde, der nach seinem Namen fragt, einen bösen Einfluß auf ihn gewinnen, ist doch sein Name die Personifikation seines ganzen Wesens. Jeder Zauberer sucht in den Besitz irgendeines Gegenstandes von dem Menschen zu gelangen, dem er schaden will, gelingt ihm das nicht, so begnügt er sich mit dessen Namen. Diese Idee findet man leider sogar in christlichen, sonst hochzivilisierten Ländern.

Doch auch diese Furcht vor Zauberei mittels des Namens den man trägt, reicht nicht hin, all die vielen Hlonipa-Gebräuche unter den Schwarzen zu erklären. Vielleicht war es die große Scham, die man gewissen Personen schuldete, daß man sich scheute, deren Namen auszusprechen; vielleicht war es der eiserne Wille eines Herrschers, der den Gebrauch zuerst einführte. Er tat es wohl, um eine heilsame Schranke zu errichten gegen Inzest und sonstige widernatürliche Vergehen. Die sinnliche, zu mancherlei Ausschweifungen geneigte Natur des Schwarzen bedarf in der Tat eines mächtigen, tief eingreifenden Abschreckungsmittels: zumal der Heide, der weder an Gott, noch an Himmel und Hölle glaubt, und dem keines der vielen Gnadenmittel zu Gebote steht, wie sie die Kirche ihren Gläubigen bietet.

Daß mit der Zeit auch purer Aberglaube dazu kam, versteht sich beim Schwarzen von selbst. Was er besonders fürchtet, wagt er nicht einmal bei seinem wahren Namen zu nennen. So sagt z. B. der Buschmann statt Löwe, — vor dem er gewaltigen Respekt hat — der „Junge mit dem langen Barre“. Die Griechen nannten das ob seiner Stürme gefürchtete Schwarze Meer, den Pontus Euxinus (die „gasliche“ See). Aus dem Kap der Stürme wurde das Kap der guten Hoffnung usw. Begreiflich also, daß es die Kaffern mit den Namen ihrer grausamen, gefürchteten Häuptlings ganz ähnlich machten.

Uebrigens findet sich das Hlonipa-Gesetz der Idee nach und in den Hauptzügen auch bei anderen heidnischen Völkern. Ein Australier z. B. wird nie den Namen seiner Schwiegermutter über seine Lippen bringen. Bei einigen Indianerstämmen Nordamerikas verhüllen Schwiegervater und Schwiegermutter ihr Angesicht in Gegenwart des Schwiegersohnes, auch wollen sie nicht in die Fußstapfen treten, die jener im Sande hinterlassen hat. Andere Indianerstämme erlauben der Schwiegermutter nicht, ihren Schwiegersohn direkt anzureden, oder ihn auch nur anzusehen; sie muß vielmehr stets durch eine Mittelperson mit ihm reden. Bei einigen mehr südlich gelegenen Stämmen darf weder der Schwiegervater noch die Schwiegermutter direkt zum Schwiegersohn reden, noch letzterer mit seinen Schwiegereltern. Keines von ihnen erwähnt in Gesellschaft den Namen des andern.

Die Eingeborenen von Kalifornien sagen, es sei nicht erlaubt, daß ein Mann seiner Schwiegermutter ins Angesicht sehe, noch einer sonstigen Verwandten seines Weibes. Sieht er eine solche Person auf sich zukommen, so muß er aus dem Wege gehen, oder sich verstecken.

Bei einigen Völkern Asiens dürfen die Frauen nicht zu ihren Schwiegervätern reden, noch in deren Gegenwart sich niederlegen. In Hindostan besteht das gleiche Verbot zwischen Schwiegertochter und Schwiegermutter; nicht einmal durch Zeichen dürfen sie miteinander verkehren. In einigen Gegenden Asiens sieht der Schwiegervater nie mehr das Angesicht seiner Schwiegertochter, sobald der Hochzeitstag vorüber ist. Begegnen sie sich zufällig, so muß der Schwiegervater sich versteckt halten, bis jene vorüber ist.

Ähnliche Gepflogenheiten herrschen auf Borneo und den Fiji-Inseln. Doch verpflichtet in einigen dieser Gegenden das Gesetz ein Weib nicht mehr in der ersten Strenge, sobald sie ihr erstes Kind geboren hat; ähnliches ist auch bei mehreren südafrikanischen Stämmen der Fall; denn dadurch wird die Frau ein vollständiges Glied der Familie ihres Mannes, und all' die bisherigen lästigen Schranken fallen insolgedessen weg.

Ernstes und Heiteres aus dem Missionsleben.

Ezenstochau. — Muß mich schnell wieder einmal an den Schreibtisch setzen, sonst tritt unser „Vergißmeinnicht“ seine weite Reise übers Meer an, ohne daß es diesmal den geehrten Lesern etwas aus unserem lieben Ezenstochau erzählte. Kann die trauten Blaudeckstündchen mit den 16. Freunden und Wohltätern unserer Mission nicht mehr gut entbehren, so lieb sind sie mir bereits geworden. Es ist mir, als könnte ich dadurch all' die Freuden und Leiden des Missionslebens mit ihnen teilen. Weiß ich doch aus mancher freundlichen Zu-

schrift, daß es drüben in unserer schönen Heimat gar viele edle Seelen gibt, die innigen Anteil nehmen am Gedeihen und Wachstum unserer afrikanischen Mission; dazu haben nicht wenige Vergißmeinnichtleser ihre eigenen Söhne und Töchter, Geschwister und Anverwandten in unserer Mitte als eifrige Mitarbeiter im Weinberge des Herrn.

So will ich denn gleich mit einer ernstlichen Geschichte oder indaba, wie der Zulu sagt, beginnen. Ich möchte ihr den Titel geben:

Eine große Gnade.

Die Sache verhält sich so: Ein junger Bursche von etwa 23 Jahren, Matshafana mit Namen, der im nahen Christendorfe bei seinem verheirateten Bruder Lufula wohnte, war schon seit längerer Zeit kränklich. Niemand wußte, was ihm eigentlich fehlte, er lag einfach

ein Bote da und bittet ihn, doch schnell zu Matshafana zu kommen; er bitte dringend um die hl. Taufe.

In der Meinung, der Zustand des Kranken habe sich plötzlich verschlimmert, machte sich der seeleneifrige Priester sofort auf den Weg, war aber nicht wenig erstaunt, als er denselben gerade wie sonst fand. Von einer unmittelbaren Gefahr sah man keine Spur, der Junge redete frisch und geläufig wie immer, nur bat er dringender denn je um die hl. Taufe. P. Emanuel sah sich nun nach einem Taufzeugen um, konnte aber keinen finden und vertröstete daher den Kranken mit der Spendung der hl. Taufe auf den kommenden Tag. Solange glaubte er ruhig warten zu können, denn wie gesagt, der Zustand des Kranken schien der gleiche zu sein wie immer; die Taufe aber wollte er ihm, sobald ein christlicher Zeuge da sei, spenden, weil er eben ein so großes Verlangen darnach äußerte und nun im katholischen



„Herz ist Trumpf!“

eine Woche nach der anderen auf einer armseligen am Boden ausgebreiteten Strohmatten. Sein Zustand blieb sich immer gleich, sodaß manche seiner Anverwandten die Ansicht äußerten, die Sache habe wenig zu bedeuten, es fehle dem Burschen bloß an der nötigen Energie und Schaffensfreudigkeit, von einer Gefahr sei gar keine Rede.

Unser Hochw. P. Bonifaz Herzog, welcher einige Zeit hier weilte und den Kranken ein paar Mal jede Woche im Katechismus unterrichtete, beurteilte ihn zwar milder, meinte aber auch, der Junge werde noch nicht so bald sterben. Somit zögerte unser Hochw. P. Emanuel mit der Spendung der hl. Taufe, setzte aber den katholischen Unterricht, den er schon früher mit ihm begonnen, fort.

Eines Tages — es war am 14. März l. J. — war P. Emanuel schon in aller Frühe ausgeritten, um weit in der Dronkslei unten christlichen Unterricht zu erteilen und mehrere Kranke zu besuchen. Müde und abgelehrt kam er gegen Mittag heim, doch siehe, da steht schon

Glauben hinreichend unterrichtet war. Er gab ihm also den hl. Segen und ritt fort.

Kaum hatte er jedoch eine kleine Strecke zurückgelegt, da wandte er sein Köpflein wieder um. Ein unbestimmtes Etwas, eine geheime innere Stimme drängte ihn, den armen Kranken doch sogleich zu taufen, auch ohne anscheinende Gefahr. Ein Taufzeugen war inzwischen auch zur Hand, und somit taufte er den armen Matshafana auf den Namen „Wendelin.“ — Der Kranke fühlte sich überglücklich! Sein Herz war nun von aller Sünde rein, er war zum Kinde Gottes geworden und der Himmel stand ihm als sicheres Erbe offen! Freudestrahlend betete er mit frischer, kräftiger Stimme die Gebete nach, welche der Priester ihm vorsaßte und beantwortete sämtliche Fragen. Er war in der seligsten Stimmung, als ihn sein geistlicher Vater verließ.

Doch kaum war P. Emanuel fortgeritten, da kam ihm schon ein Bote nachgeeilt mit der Meldung, Wendelin sei soeben still und friedlich entschlafen, wie ein Kind habe er seine Seele ausgehaucht! —

O wie danke nun unser P. Missionär dem lieben Gott und seinem hl. Schutengel, daß er der inneren Stimme gehorcht und den Kranken ohne weitem Aufschub getauft hatte! Vergessen war Hunger und Durst und jegliche Mühe, denn er konnte sich sagen: „Ich habe mit Gottes Hilfe abermals eine unsterbliche Seele für den Himmel gewonnen!“

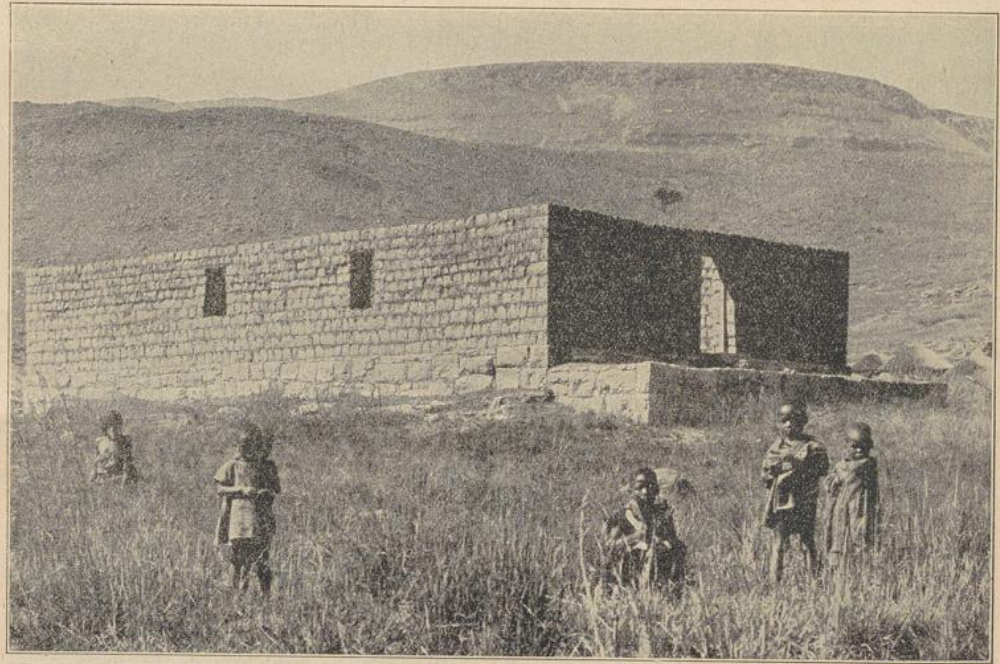
2. Der Groschen einer armen Witwe.

Am Charfreitag nach dem erhebenden Gottesdienste, indem zum erstenmale wieder das *Melija* erklingt, kommen unsere Neuchristen und bringen verschiedene Waren, auch Früchte, wie Mais, Zuckerrohr, Kürbisse, Amabele (Kaffernkorn), Erbsen, Bohnen usw. zum Segnen in die Kirche. Einige bringen sogar ein paar Hühner oder Enten mit, welche dann außerhalb der Kirche oder in der Sakristei gesegnet werden. Es ist

wickelt, ein Sixpence (halbe Mark). In ihrer Not war sie nämlich auf den Gedanken gekommen, auch diese Geldmünze, die letzte, die sie noch hatte, beizulegen. Vielleicht, so dachte sie, wächst und vermehrt sich diese Münze, denn ich habe nichts mehr und weiß nicht, wovon ich mit meinem Enkelkinde leben soll. Wohl fragte sie sich eine Zeitlang in peinlicher Sorge, ob es wohl nicht gar eine Sünde sei, Geld segnen zu lassen; allein bald beruhigte sie sich bei dem Gedanken, sie tue es ja nicht aus Geiz und falscher Geldgier, sondern nur aus Not und weil sie all ihre Hoffnung auf den Herrn setzte.

Nach dem Gottesdienst trug sie ruhig ihr Körbchen wieder heim. Es kam ein eigentümlicher Friede über sie und getrost sah sie dem Ostermorgen entgegen, obwohl sie nicht wußte, wovon sie in Zukunft leben sollte.

Am hl. Ostertage selbst kommt vor dem Hochamt ihre Nichte Katharina zu ihr. Diese weilt in unserer



Neue Schule und Kapelle (von Nafen) im Bau bei Reichenau.

oft ein ganz imposanter Zug, wenn man die schwarzen Kinder, Mädchen und Kaffernfrauen schon im Gänsemarsch anrücken sieht, wobei jedes ein Körbchen voll der genannten Sachen und Säckelchen auf dem Kopfe trägt. Diese guten Leuten, in denen der hl. Glaube noch so frisch und lebendig lebt, setzen großes Vertrauen auf alle die kirchlichen Segnungen und Sakramentalien und keines von ihnen versäumt es, irgend etwas, und sei es auch noch so wenig, zum Segnen mitzubringen.

Nun lebt dahier einsam mit ihrem Enkelkinde eine arme Witwe, Laura mit Namen. Sie hatte einst bessere Tage gesehen, ist aber infolge mancherlei Mißgeschick vollständig verarmt. Nach außen sieht man es ihr allerdings nicht an, und auch ihr Häuschen hält sie nach wie vor recht rein und proper; andere öffentlich um Almosen anzugehen ist ihr ein Ding der Unmöglichkeit, und somit zählt sie zu den „verschämten Hausarmen“.

Auch heuer brachte Laura, wie alljährlich, Feldfrüchte zum Segnen; doch in ihrem Körbchen lag fast nichts; dagegen lag ganz unten, in ein Fleckchen einge-

Missionschule, wo sie sich eben auf die erste hl. Kommunion vorbereitet und bittet sie um einen Sixpence zum üblichen Opfergange in der Kirche. Erschrocken blickt Laura ihre kleine Nichte an; soll sie ihr denn sagen, daß sie nichts, rein gar nichts mehr habe? Nein, das vermag sie nicht; entschlossen wickelt sie in ihrem Körbchen den erwähnten Sixpence aus dem Fleckchen los und überreicht ihn dem Kinde, indem sie mit einem Blick nach oben denkt: „Es ist mein letzter Groschen; möge er dir und mir Gottes Segen bringen!“

Nach dem Hochamt läßt eine gute, teilnehmende Person, welche Lauras Not im Stillen ahnte, diese rufen und überreicht ihr vier und einen halben Schilling (Mark) als Ostergabe. — Die Freude und Ueberraschung der Witwe kann man sich denken! Mit Tränen in den Augen erzählte sie von ihrer Not, wie sie den letzten Sixpence zur Kirche getragen, und wie ihr nun Gott denselben mit hundertfachen Zinsen zurückgegeben. Ihr Gottvertrauen kennt seitdem keine Grenze mehr.

(Fortsetzung folgt.)

St. Josephsgärtchen.

Der hl. Joseph, Patron der Handwerker.

Die christlichen Handwerker, Schreiner und Zimmerleute an der Spitze, haben von jeher den hl. Joseph als ihren besonderen Schutzpatron verehrt, und zwar mit vollem Rechte. Hat doch der hl. Joseph in der bescheidensten Stellung das denkbar heiligste Leben geführt, alle Tugenden seines Standes im höchsten Grade geübt und sich, ohne nach außen hin etwas auffälliges zu tun, in den Augen Gottes so viele Verdienste erworben, daß ihn kein Heiliger im Himmel an Glorie überstrahlt.

Wieviel Belehrendes und Ermutigendes bietet sein Leben für die Armen und für die in schwerer Arbeit ihr Brot verdienenden Handwerker! Da kann man deutlich sehen, daß Gott nicht auf Stand und Kleidung sieht, sondern einzig und allein auf die Tugend. Nicht ohne tiefe weise Absicht hat der Allerhöchste gerade einen Handwerker zum Pflegevater seines Sohnes ausgewählt. Gab es damals nicht Fürsten, Gelehrte, Reiche und Mächtige genug, die nach menschlicher Berechnung viel besser für so ein erhabenes Amt entsprochen hätten? Warum wird gerade dem Arbeiterstand der Vorzug gegeben? Ohne Zweifel deswegen, weil der Herr zeigen wollte, daß man in diesem Stande sicherer zum ewigen Heile gelangt, während im Schoße des Glückes unzählige Gefahren schlummern. Der Reichtum verweichlicht das Herz, weckt den Stolz, nährt die Leidenschaften, mehrt und verstärkt die Versuchungen. Darum liebt auch der Herr eine besondere Vorliebe für die Armen, und an tausend Stellen der hl. Schrift können wir lesen, wie Gott dem Demütigen seine Gnade gibt, die Schwachen beschützt, die Betrübten tröstet und ihnen einen Erlöser sendet, der ihre Leiden teilt.

Deshalb ruft auch der große Bossuet aus: „Weßhalb beklagst du dich, daß du in der Welt nichts bist? Welche Rolle spielte denn der hl. Joseph mit der allerheiligsten Jungfrau und dem Jesuskinde darin? Sie waren die Lieblinge Gottes und der Menschen; und was galten sie auf Erden?“

Doch du entgegnest: „man achtet den gewöhnlichen Arbeitsmann nicht.“ Ich frage: Was liegt an der Meinung der Menschen? Vermindert sie dein Verdienst, oder schließt sie dich vom Himmel aus? Soviel ist der Mensch wert, als er in den Augen Gottes gilt. Uebrigens ehren und achten auch schon alle vernünftigen Menschen den rechtschaffenen und fleißigen Arbeiter, Landwirt und Handwerksmann; sie verachten nur den Müßiggänger, Schlemmer und Taugenichts. Nicht der Stand ist es, welcher den Menschen erniedrigt, sondern die schlechte Aufführung. Halte dich gut, bleib fromm und rechtschaffen und du wirst bei jedem edel Denkenden geachtet sein.

Im Lichte des Glaubens betrachtet hat der Arbeiterstand große, ich möchte fast sagen, beneidenswerte Vorteile. Er verspricht eine viel größere Sicherheit, das ewige Heil zu erlangen und sichert uns reichlichere Gnaden zu. Der Arbeiter genießt, falls er seine Pflichten, eine Ruhe und einen Frieden, der dem Reichen in den Kämpfen des Ehrgeizes und der Ausübung öffentlicher Ämter nur zu oft verloren geht. Widersprüche, Täuschungen, Sorgen und Schmerzen aller Art bleiben dem Reichen in der Regel noch viel weniger erspart, als

dem Armen. Begnügen wir uns daher mit dem Lobe, das uns die göttliche Vorsehung zugebracht und suchen wir das Glück da, wo es allein zu finden ist: in Demut, Arbeitsamkeit und Liebe zu Gott.

Aus dem Leben einer Gottesbräut.

(Fortsetzung.)

Liebe zu den armen Seelen. — Oftmals bat Anna Katharina den Pilger um Gebet und Liebeswerke für die armen Seelen mit den Worten: „Wir leben von den Gütern unserer verstorbenen Voreltern und Eltern, und vergessen so leicht, was wir ihnen schuldig sind und wie sehr sie nach unserem Danke begehren und unserer Hilfe bedürfen. Sie rufen: „Trage, leide, bete, faste, gib Almosen für uns! Opfere doch für uns das heilige Messopfer auf!“ — Als er sie fragte, was er für seine verstorbenen Eltern tun könnte, riet sie ihm, außer Gebet und Almosen während eines gewissen Zeitraumes bestimmte Uebungen der geistlichen Ueberwindung und Abtötung an, sowie der Geduld und Sanftmut.

„Ach“, pflegte sie oft zu sagen, „die armen Seelen haben so viel zu leiden wegen ihrer Nachlässigkeit, wegen bequemer Frömmigkeit, wegen Mangel an Eifer für Gott und das Heil des Nächsten. Wie soll ihnen geholfen werden, wenn nicht durch genuttuende Liebe, welche für sie jene Tugendakte aufopfert, welche sie sonst im Leben besonders vernachlässigt hatten? Die Heiligen im Himmel können nicht mehr für sie büßen und genuttun; das haben sie von den Kindern der streitenden Kirche zu erwarten. Und wie sehr sehnen sie sich darnach! Sie wissen, daß kein guter Gedanke, kein ernstster Wunsch, den ein Lebender für sie hat, ohne Wirkung ist. Und doch wie wenige kümmern sich um sie!“

Ein Priester, der sein Brevier mit Andacht und in der Meinung betet, die Veräumnisse damit gut zu machen, für welche die armen Seelen noch zu büßen haben, vermag unglaubliche Tröstung zu bereiten. Ja, die Kraft des priesterlichen Segens bringt bis in das Fegfeuer und erquickt wie Himmelstau die Seelen, denen er in festem Glauben gesendet wird. Wer dies alles so sehen könnte, wie ich, der würde gewiß nach Kräften zu helfen suchen.“

Am meisten bedauerte sie jene Verstorbenen, die von den Lebenden über Gebühr gelobt und um natürlicher Eigenschaften und Vorzüge willen bis zum Himmel erhoben werden. Desgleichen jene, von welchen die Ueberlebenden aus weidlicher, überspannter Liebe den Gedanken nicht ertragen können, als seien sie noch im Stande der Peinen und der Läuterung; denn solche sah sie als die ärmsten und verlassensten Seelen. „Unmäßiges Lob“, äußerte sie oft, „sehe ich immer als eine wesentliche Verabundung und Zurücksetzung dessen, dem das unverdiente Lob gesendet wird.“

Ein anderesmal gestand sie: „O wie vielen Dank habe ich schon von den lieben armen Seelen gehabt! Ach wenn doch alle Menschen diese Freude mit mir teilen wollten! Welch ein Ueberfluß von Gnaden ist auf Erden! Aber wie werden diese Gnaden vergessen und verschleudert, während die armen Seelen so sehr nach ihnen seufzen! In ihren mannigfachen Räumen mit verschiedenen Qualen sind sie voll Angst und Sehnsucht;

so schmachkend nach Hilfe und Erlösung. Und wie groß auch ihre Not ist, sie loben durch unseren Herrn und Heiland Alles, was wir für sie tun, — biert unendliche Banne.“
(Schluß folgt)

Eine Erzählung aus alten Tagen.

(Fortsetzung.)

8. Kapitel. Die letzten blutigen Kämpfe um die Höhen des Impetyn-Berges.

Die Zulus kamen zum Viehtrah, öffneten ihn und trieben die Tiere heraus. Die Pferde wurden sofort erbarmungslos niedergestochen, die Kinder aber hinweggeführt, dem Engpasse zu.

Wir aber erstiegen mit Ngokwennhama den Felsenpfad, der zur Höhe des Berges hinaufführt und beobachteten traurigen Herzens den Vorgang. Als das Vieh in die Nähe der Klüfte kam, rannten mehrere unserer Jünger zur Felsenklippe hinauf und warfen einen Hagel von Steinen und Felsblöcken auf die unten vorüberziehenden Treiber. Die Folge davon war, daß die Kinder scheuten und in wildem Galopp nach dem Tale zurückrannten.

Das bewog den Feind zu einem neuen Angriff auf die von uns besetzten Höhen. Hastig kletterten sie den Fußpfad hinan, doch mitten im Wege stellte sich ihnen Ngokwennhama entgegen, gerade an der Stelle, wo die Felsenmassen über den Fußpfad herüberhingen, und schlug jeden Zulu nieder, der es wagte, noch einen Schritt vorwärts zu tun. Wir indessen warfen rastlos Steine auf die Feinde hinab, bis sie sich endlich notgedrungen zurückzogen, nachdem sie Hunderte von Toten auf dem Platze gelassen.

Zu gleicher Zeit waren andere Scharen wütend daran, den Eingang zur Höhle zu gewinnen; vergebens, jeder Zulu, der hineinzukommen versuchte, wurde, sobald er sich bückte, um durch die schmale Öffnung hineinzukriechen, mit scharfen Affegais niedergestochen. In kurzem war der ganze Platz vor der Öffnung mit toten Zulus verammelt; und auch hier sah sich der Feind genötigt, sich unverrichteter Dinge zurückzuziehen.

Sie hielten eine kurze Beratung. Tschaka, der allgefürchtete Fürst und Gebieter der Zulus, saß inmitten des Tales auf einem Felsblock, rings von seinen Jüngern umgeben. Auch der Häuptling, welcher den Angriff auf die Höhe geleitet hatte, nahte sich dem Herrscher und machte die üblichen Ehrenbezeugungen. Tschaka sprach ein paar Sätze, und sofort machte sich ein Haufen seiner Leute daran, Brennholz zu fällen. Andere eilten zur Höhle und zogen die Toten an den Füßen aus der Öffnung heraus; dann häuften sie eine Unmasse grünen Holzes rings vor dem Schlupfloche auf und setzten das Holz, das einen schrecklichen Rauch und Qualm verbreitete, in Brand.

Bei diesem Anblick schrieen Ngokwennhama und Jiskova laut auf vor Entsetzen. „Es sind bei 200 Personen in der Höhle,“ riefen sie, „meist Frauen und Kinder! Wir müssen hinab, sie zu retten!“ — Kaum war das Wort verklungen, so eilten wir alle Hals über Kopf den Fußpfad hinunter und dem Eingang der Höhle zu. Denn viele unserer Leute wußten ihre Bräute, ihre Kinder und Weiber in höchster Gefahr! —

Schon hatten wir das Tal zur Hälfte durchschritten, und noch immer verhielten sich die Zulus mit ihrem Fürsten in der Mitte auffallend ruhig. Ach, der grausame, tückische Tschaka hatte uns eine Falle gelegt, und

wir rannten in dieselbe blindlings hinein. Wir hatten bloß den einen Gedanken, die armen Frauen und Kinder aus der mit Rauch erfüllten Höhle zu retten und stürmten daher wütend gegen die Zuluscharen an, die sich wie eine eiserne Mauer vor uns aufgepflanzt hatten. Wie dort, wo der Umzinkulu in die See geht, die Wellen mit donnernder Brandung an den schwarzen Felsenmassen anprallen und dann gebrochen und machtlos zurückgeworfen werden in die kochende See, also machten wir zweimal den Versuch, die schwarzen, von Affegais starrenden Reihen zu durchbrechen, und zweimal wurden wir trotz all unseres Widerstandes zurückgeworfen.

Doch jetzt erst gewahrten wir das Entsetzliche: Die beiden Seitenflügel der feindlichen Armee hatten eine Schwenkung nach vorn gemacht und waren eben daran, uns in ihre vernichtende Umarmung einzuschließen. Ngokwennhama und Jiskova bemerkten zuerst die Gefahr und gaben schnell das Kommando, nach dem Felsenpfade zurück zu eilen. Zu spät! Schon war ein Zuluschwarm an der Stelle angekommen, wo der Fußpfad zur Höhe führt und kletterte, rechts und links die wenigen Verteidiger niederstoßend, eilends die Höhe hinauf.

Blindlings hieben wir nun in die Massen ein, die rings am Fuße des Berges schwärmten, und einige Augenblicke schien uns der Sieg gewiß. Doch jetzt drang der Feind in unserem Rücken in ungeheuren Massen vor, und auch die Gegner in der Front schlossen zu immer größerem Haufen an. Sei, da zeigte sich Ngokwennhama erst in seiner ganzen Größe! Einem Sturzbache gleich hieb sein riesiges Schwert mitten durch die Feinde hindurch eine blutige Bahn, und wir sahen uns wieder am Fuße des Berges, bevor wir es noch recht gewahr wurden. Wohl schwärmte der lange, steile Aufstieg von einer Menge von Zulus, allein sie wurden von unseren jungen Männern zurückgehalten, die in ihrer Verzweiflung wie Dämonen kämpften. So kam der Feind nicht weiter, als bis zur halben Höhe des Berges.

Die Streiter fielen in Masse von dem steilen Felsenpfade herab, sowohl unsere eigenen Leute, wie die Zulus, die sich hier, von oben und unten bedrängt, in der Klemme sahen. Jiskova drang mit seinen Kriegerern nach oben und suchte den Pfad mehr und mehr vom Feinde zu säubern. Ngokwennhama aber, an dessen Seite ich kämpfte, hatte sich am Fuße des Berges in Position gestellt, und tat alles, seinen Platz zu behaupten. Die Wut, mit der auf beiden Seiten gekämpft wurde, spottet einfach jeder Beschreibung.

„Schih — Sch — hi — ih!“ brüllten die Zulus, indem sie uns in Massen umtobten. „Whi — ip! Whi — ip!“ sang Ngokwennhamas Schwert in dem wilden Tumult, so oft es tausend niederfuhr. Oft faßte der Held seine furchtbare Waffe mit beiden Händen, um in sie die ganze Kraft seines Armes zu legen, und bei jedem Streich flog ein Kopf oder ein Arm vom Rumpfe eines Zulus. Ich aber, und noch etwa 20 unserer Kerkas schwangen die scharfe Streitart. Wir hieben drauf los, als gelte es bloß Holz im Walde zu fällen, und wiederholt faßten auch wir unsere Waffe mit beiden Händen.

Einmal fuhr Ngokwennhamas Schwert so tief in einen Zuluschädel, daß er Mühe hatte, es wieder zurückzuziehen. Im gleichen Augenblicke zielten hundert feindliche Affegais nach ihm; wir aber eilten im Nu herbei und schafften ihm freie Bahn. Rasch war sein Schwert wieder frei und sang lustig weiter seinen Todesang.

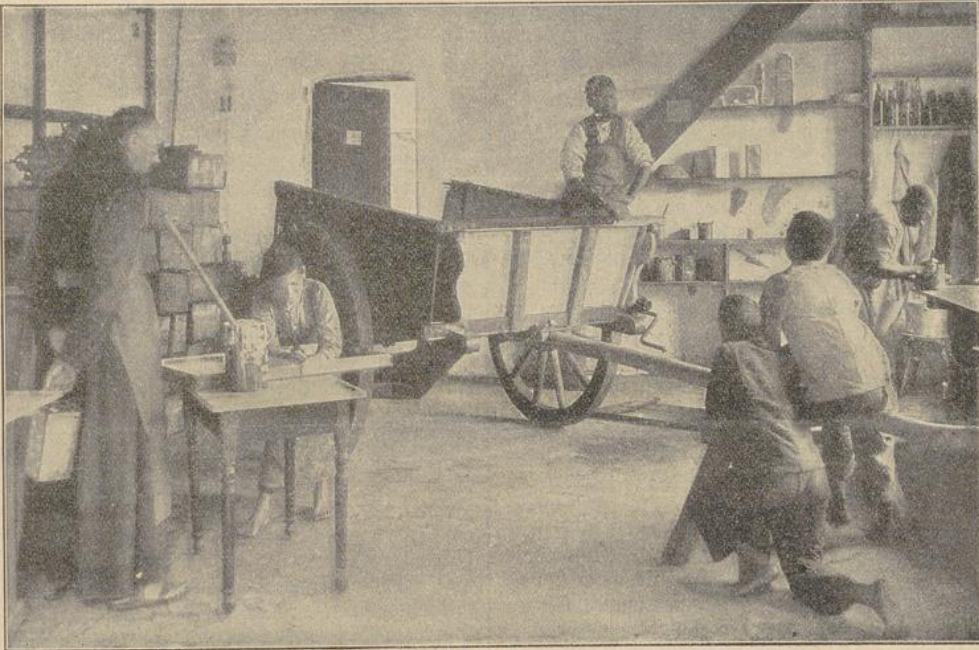
Leider schmolz unser kleiner Haufe der ungeheuren Ueberzahl gegenüber immer mehr zusammen. Da, im Augenblick der höchsten Not, kam uns Hilfe von oben.

Mit Donnerkrach fuhren hart über unsere Köpfe hinweg ganze Wolken von Steinen und Felsstrümmern mitten in die uns bedrängenden Zulus hinein. Hunderte von ihnen wurden erschlagen, die anderen wichen entsetzt zurück. Wir aber lehnten uns eine Weile, vollständig erschöpft, an die Felsenwände, und begannen dann den Fußpfad hinaufzuklettern, wo in einer Höhe von 500 Fuß über der Talebene noch immer der heißeste Kampf wütete.

Hier waren, wie gesagt, die Zulus in der Falle, denn von oben her bedrängten sie unsere braven Insizwas, die mit einem Schlage zu tapferen Helden geworden waren, von unten aber stürmte den engen Felspfad herab der heldenmütige Zsitwa mit seinen Getreuen. Doch die Zulus verkauften ihr Leben teuer, und nur allzu viele

Sieg war unser, wenigstens hier auf der Höhe; denn unten im Tale stand noch immer die Hauptmacht der Zulus, mit denen wir unmöglich den Kampf aufnehmen konnten. Wir hatten als Helden gesiegt und zahllose Feinde erschlagen, doch in mein Herz wollte keine Freude einkehren. Was mir das Siegesgefühl verbitterte, war der traurige Tod des armen Zsitwa.

Doch nicht genug des Jammers, denn auch für meinen lieben guten Zukozi, für den ich mit Freuden jeden Tropfen Blutes hergegeben hätte, für Ngokwenyama, war die Stunde gekommen. Er hatte trotz seines Panzerhemdes an der Seite eine große, klaffende Wunde, aus der beständig Blut herausspritzte. Ngokwenyama, der Held, den kein Feind je überwältigt hatte, wankte und wäre beinahe jählings in die gähnende Tiefe



In der Malerwerkstätte.

der Unseren verloren bei diesem letzten Verzweiflungskampfe das eigene Leben. Leider befand sich darunter auch der wackere Zsitwa. Schritt für Schritt war er mit seinen Kriegern vorwärts gedrungen, und ein Zulu nach dem andern sank von seinem scharfen Msegai getroffen tot zur Erde, oder flog in weitem Bogen von der schwindelnden Höhe zur Talebene hinab. Da machte der Anführer der Zulus, ein Mann von riesiger Körpergröße, einen letzten verzweifelten Angriff, und warf, als auch dieser mißlang, seinen Msegai weg, sich zähneknirschend wie ein Tiger auf Zsitwa. Dieser empfängt ihn gelassen mit der Spitze seines Msegais. Die Waffe dringt dem Zulu mitten durch die Brust und ragt ihm nach rückwärts noch um einen vollen Fuß heraus. Doch im gleichen Augenblick schließen sich die Miesenarme des sterbenden Feindes um den nichts ahnenden Zsitwa. Wie eine Feder hebt ihn der zum Tode getroffene Zulu in die Höhe und stürzt sich mit ihm in die schaurige Tiefe nieder in den gemeinamen Tod.

Das war die letzte Anstrengung der auf dem Felspfade kämpfenden Zulus. Wenige Minuten noch, und auch der letzte von ihnen lag sterbend am Boden. Der

hinabgestürzt. Mit Hilfe des Beschla Znkize führte ich ihn vollends die Anhöhe hinauf, wo er dann total entkräftet in meinen Armen zusammenbrach.

Sein Angesicht überzog sich mit Totenblässe und aus dem Munde kam blutiger Schaum. Auf eine Weile schloß er wie im Traume die Augen, öffnete sie dann wieder und flüsterte mit mattem Lächeln: „Zsitwa, ich bin am Ende! Das war mein letzter Kampf.“

Nun brach ein Strom von Blut und Schaum aus seinem Mund. Er zitterte, schauerte in sich selbst zusammen und blieb dann regungslos liegen. Nach und nach verglasten sich seine großen, offen stehenden Augen. — Ngokwenyama war tot. — (Schluß folgt.)

Aus meinem Tagebuche.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Emaus, 19. August 1909. — Kommt da heute ein Raffernjunge aus der Mhlaba-„Location“ zu mir mit der Bitte, einen Mann zu besuchen, dem man den Fuß abgeschlagen. Ich konnte mir von dem Falle keine klare Vorstellung machen, dachte mir jedoch, die Sache würde

sich an Ort und Stelle schon auflären, nahm die notwendigen Bandagen mit und begleitete den Jungen nach dem betreffenden Kraal. Er war beritten, ich aber ging zu Fuß.

Nach einer Weile jedoch stieg er vom Pferde und bot mir in großmütiger Weise sein Kößlein an. Es war ein junges, abgemagertes Pferd, denn es fand jetzt, zur Winterszeit, nur spärliche Weide im Freien, und Stallfütterung kennen die Kaffern nicht. Es hatte übrigens einen ruhigen, sanften Gang und schritt selbst auf den schlechtesten Kaffernpfaden sicheren Schrittes voran.

Nach zweistündigem Ritt kamen wir zur bezeichneten Hütte. Ich fand eine Menge Weibervolkes versammelt, die alle die Neugierde herbeigeloßt hatte. Der Mann lag auf einer Strohmatte am Boden; der Fuß war mit schmutzigen Lappen umwunden und sah so schwarz und häßlich her, als hätte man ihn mit Pech angestrichen. Nachdem ich alles glücklich losgebunden, wusch ich den Fuß mit warmem Wasser ab und fand dann mühelos die Bruchstelle am Schienbein. Ich legte einen festen Verband an und goß zuletzt, bloß um die Leute zu befriedigen, noch etwas Medizin darüber. Der Kranke war frohen Mutes und ertrug alle Schmerzen mit erstaunlicher Geduld.

Beim Rückweg liehen mir die Leute den Gaul; der Kaffernjunge aber, der mich begleitete, hatte rasch ein zweites Kößlein zur Hand, das er lustig tummelte. Es wehte ein heftiger Sturm; ich mußte den Hut beständig in der Hand halten und hatte zuweilen Mühe, ruhig im Sattel zu bleiben.

Als wir uns Emaus näherten, sahen wir einen schrecklichen Grasbrand. Die ganze weite Gegend war in Rauch und Qualm eingehüllt, und selbst unser Wattelwald war in Brand geraten. An ein Löschen war bei solchem Wind gar nicht zu denken. Die Leute liefen ratlos umher, und ein förmliches Feuermeer näherte sich mit unheimlicher Schnelligkeit den Häusern unserer Station. Da konnte nur Gott helfen, Menschenhilfe war machtlos. Und er half; wir sahen es als ein wahres Wunder an, daß das Feuer plötzlich Halt machte, und nicht ganz Emaus ein Raub der Flammen wurde. Einem Kaffer dagegen ist der ganze Maisvorrat verbrannt, einem zweiten wurde die Hütte eingeäschert, und einem dritten brannte das ganze Anwesen, die Wohnung samt den Nebengebäuden nieder.

Wie war denn das gekommen? In der Nähe von Lourdes hatten Weiber glühende Kohlen liegen lassen und waren weiter gegangen. Das dürre Gras fing schnell Feuer, und dieses wurde infolge des Sturmwindes immer weiter und weiter über Berg und Tal getrieben. Grasfeuer sind überhaupt hierzulande eine gefährliche Sache.

Emaus, 27. August 1909. — Ein junges, krankes Weib, das an Pfingsten von P. Marcellin getauft worden war, sollte die letzte Delung erhalten. Es war schon ziemlich spät, und der Weg zum betreffenden Kraal beschwerlich und weit; wir brauchten gut vier Stunden zu Pferd, und wiederholt sahen wir uns auf den unwegsamen Pfaden genötigt, wieder abzustiegen. Hätten wir nicht einen Kaffern, namens Timotheus, zum Führer gehabt, wir hätten den Weg gar nicht gefunden. Es war eine halbschwerliche Tour; oftmals führte der schmale, schlüpfrige Pfad an gähnenden Abgründen vorüber.

Bei der Hütte angekommen, fanden wir die kranke Frau auf einer Strohmatte ausgestreckt am Boden liegen; ein Stück Holz diente ihr als Kopfpolster. Ich

hörte sie Beicht und gab ihr die letzte Delung. Bis alles fertig war, zeigte meine Uhr 1/2 10 Uhr abends. An ein Zurückreiten war nicht zu denken, und so blieben wir hier über Nacht. Man bot uns eine andere Hütte, die als Maismagazin diente, zum Nachtlager an, und unsere Lagerstätte bestand in zwei Strohmatte, die auf dem nackten Boden ausgebreitet waren. Als Abendessen verzehrte ich ein Stücklein Brot, das ich mir von der Station mitgenommen; auf das Kaffernbier, das man uns zum Trinken anbot, verzichtete ich aus guten Gründen.

Ich konnte auf dem harten Lager lange nicht einschlafen. Morgens 4 Uhr wachte ich auf und betete Matutin und Laudes, wobei ich ein kleines Petroleum-Lämpchen in der Hand halten mußte. Als wir dann endlich gegen 8 Uhr wieder fort ritten, war es so stürmisch, daß ich mich nicht auf dem Pferde halten konnte und genötigt war, zu Fuß zu gehen. Es war schon 11 Uhr vorbei, als ich heimkam, und da ich noch nüchtern war, las ich um 1/2 12 Uhr die hl. Messe.

Mäusejagd im Afford. — Wir hatten Feuer auf unseren Neckern viele Mäuse, welche namentlich in einem Habersfeld vielen Schaden anrichteten. Schwester Angela, unsere Oberin, schloß nun mit zwei Kaffernbuben, die das Vieh hüteten, einen Afford. Die näheren Details sind mir nicht bekannt, ich weiß bloß, daß die beiden waderen Jungen beim Viehhüten so viele Mäuse fingen, daß deren zuletzt zwei große Bürden wurden. Sie hatten sie alle kunstgerecht ausgeweidet und an Ruten ausgespießt. Die kleinen wurden abends am Feuer gebraten und verspeist, die großen weggeworfen.

Emaus, 18. September 1909. — Heute kam ein junger, stolzer Kaffernbursche angeritten. Er war noch Heide, war in eine schmutzige Decke eingehüllt und trug den Kopf gar hoch. Seine Haare hatte er hufeisenartig frisiert und in verschiedene Felder eingeteilt, dabei lachte er mit dem ganzen Gesicht und zeigte zwei prächtige Reihen schneeweißer Zähne. Um die Lippen hatte er ein Tuch von gestreiftem Kaliko, in beiden Ohren einen dicken Grashalm, und in der Rechten eine Peitsche von Seefuhhaut. Er war barfuß, die braune Decke hatte er mit einer großen Sicherheitsnadel am Rücken befestigt. Hut oder Mütze trug er nicht, wahrscheinlich, um die künstliche Frisur nicht zu verderben.

Was wollte er denn von mir? Ich sollte mit ihm gehen, um eine alte kranke Frau zu taufen. Es war Sonntag nachmittags, der Weg weit, und ich zweifelte, ob ich noch am gleichen Tag zurückkommen werde. Doch der Fall schien dringend zu sein, und somit sattelte ich mein Pferd und ritt mit ihm fort.

Sein junges Kößchen machte ihm alle Ehre. Es trug den Kopf hoch wie sein Herr, lief prächtig und bäumte sich stolz auf, wenn es mit der Peitsche einen leichten Schlag erhielt. Eine gute Stunde ging es der Straße entlang, dann eine zweite auf Seitenpfaden in die Berge hinein, bis wir endlich vor der Hütte, in der die kranke Frau lag, ankamen.

Vor dem Kraale war eine große, künstlich ausgeworfene Grube, in der sich aus einer nahen Quelle schmutziges Wasser sammelte. Hier tummelten sich zu meinem Erstaunen mehrere Gänse. Gänse vor dem Kraal eines heidnischen Kaffern! Das hatte ich während der 30 Jahre, die ich nun bald hier bin, auch noch nie gesehen. Dieser Kaffer war offenbar ein intelligenter Mann und wußte sich die europäische Kultur zu Nutzen machen. Ein zweiter Beweis hiefür war mir ein hübsches Wäldchen, das er sich im Hintergrunde der Hütten angelegt hatte, denn in der Regel findet man

vor einem heidnischen Kraal entweder nichts, oder höchstens drei bis vier verküppelte Bäume.

Ich band meinen Gaul an eine Art Galgen, der vor der Hütte stand, — man pflegte an ihm die hiesigen üblichen Ochsenriemen zu drehen — und trat ein. Ich fand die kranke Frau, die schon stark ergraute Haare hatte, am Boden ausgestreckt und wie eine Mumie in eine schmutzbraune Decke eingewickelt. Ihr gegenüber saßen ein paar andere Frauen und mitten unter ihnen ein weißgekleidetes, offenbar getauftes Mädchen. Letzteres rief sogleich einem großen Jungen, der im bloßen Hemd beim Eingange saß, zu, er solle schleunigst seine Hosen anziehen, denn der große Umfundi sei da.

Die Kranke fieberte stark, die Haut war heiß und trocken anzufühlen, Hände und Füße dagegen kalt. Symptome, die mir ihren Zustand bedenklich erscheinen ließen. Ein paar katholische Frauen, die ebenfalls anwesend waren, versicherten mir, die Kranke habe schon lange großes Verlangen nach der hl. Taufe getragen, und da sie die Fragen, die ich an sie über Gott, Taufe und Buße usw. richtete, zu meiner Befriedigung beantwortete, taufte ich sie auf den Namen *M a r i a n n a* und spendete ihr gleich darauf die letzte Oelung.

Die Leute zeigten sich alle recht wohlansständig und trugen mir zuletzt auch eine Tasse Kaffee an, den ich jedoch dankend ablehnte. Ich pflege grundsätzlich kein Essen anzunehmen, und hier fiel mir noch der schmutzige Gänseleisch ein, dem vielleicht das Wasser entnommen war.

Kaum war ich weggeritten, so begegnete mir hoch zu Roß ein fein gekleideter Kaffernbursche. Er hatte Sporen an den rot lackierten Stiefeln und frug mich verwundert, was mich hieher geführt habe. Ich sagte ihm, ich hätte unten im Tal eine alte, kranke Frau getauft. „Das ist meine M u t t e r,“ erwiderte er gerührt, und dankte mir herzlich für den ihr erwiesenen Liebesdienst. Auch eine Frau hatte mir beim Verlassen der Hütte unter innigem Dank die Hand gedrückt. Dankbarkeit ist sonst bei den Schwarzen ein seltenes Kraut, diese Leute aber bilden eine wohlthuende, rühmenswerte Ausnahme.

Es war 7 Uhr abends, als ich heimkam! und da ich das Stück Brot, das ich mitgenommen, auf dem ganzen weiten Weg unberührt gelassen hatte, schmeckte mir das Abendessen um so besser. (Fortsetzung folgt.)

Freunde der armen Seelen.

Die gottselige M. A. Josepha von Jesus.

Die im Ruße der Heiligkeit verstorbene Marie Anna Josepha von Jesus Lindmayr in München verkehrte viel mit den armen Seelen im Fegfeuer, von denen sie oft besucht und um ihre Fürbitte angefleht wurde. Wie viele Seelen sie aus diesem Feuerofen befreit hat, weiß der liebe Gott, der sie auch häufig antrieb, den armen Seelen beizuspringen. Es wurden ihr viele Seelen gezeigt, welche heiligmäßig gelebt hatten und doch erst nach Jahren erlöst wurden. Eine Seele, welche vor 15 Jahren gestorben war und für sehr fromm galt, sprach zu ihr: „Man kommt nicht so geschwind in den Himmel, es ist auch eine besondere Strafe, wenn Leute gleich jemand für heilig halten, weil dann nicht sorgfältig für diese Seelen gebetet wird.“ Ganz in Uebereinstimmung mit dem Evangelium sagt sie selbst: „Gar hart können jene zur Erlösung kommen, die hart gewesen sind gegen den Nächsten; denn was hart ist, geht hart her.“

Sie sah im Reinigungsorte viele Kinder unter 7 Jahren, weshalb sie anriet, solchen Kindern die heiligen

Sakramente der Buße und der letzten Oelung zu spenden. Dies ist übrigens auch ein Wink für manche Eltern, welche für solche Kinder kaum beten, im thörichten Wahne, in einem solchen Alter seien die Kinder überhaupt einer Sünde nicht fähig.

Wieder sah sie Seelen, welche ohne ihre Schuld im Luthertum gelebt und darin gestorben waren und durch übernatürliche vollkommene Reue die Gnade der Verzeihung erlangt hatten. Sie waren in einem anderen Gefängnis und überaus verlassen, da die Häresie ihrer ja nicht gedenkt. Der Herr lobte sie bei der heiligen Kommunion, daß sie dieser Seelen gedachte.

Sie suchte den Seelen im Reinigungsorte besonders durch Ablässe beizuspringen und munterte auch andere dazu auf. Besonders wohlthuend bezeichnete Anna Maria das heilige Weihwasser. Unser göttlicher Heiland erteilte ihr mehr als einmal den Auftrag, die Gebeine der Verstorbenen mit Weihwasser zu besprengen. Sie nennt daselbe geradezu das Gnadenwasser für Lebende und Verstorbene. Unter Tags und besonders am Abend vor dem Schlafengehen gab sie den armen Seelen reichlich das Weihwasser. Einmal, erzählt sie, vergaß ich darauf und legte mich so schlafen; aber die armen Seelen haben mich nicht im Bett liegen lassen. So lange haben sie mich um das Bett herum besucht, bis ich wieder aufgestanden bin und ihnen Weihwasser gegeben habe, hernach haben sie mich schlafen lassen.

Unter anderen Unterweisungen und Lehren, die sie von Jesus Christus empfing, verdient folgende hervorgehoben zu werden. Ich solle jede Woche eine gewisse Tugend vornehmen und mich in derselben üben vor Gott und den Menschen, innerlich und äußerlich und das Verdienst davon den armen Seelen zuwenden, z. B. die Demut jenen Seelen, welche wegen der Hoffart leiden und im Fegfeuer zurückgehalten werden, weil sie diese Tugend nicht viel geübt, ja sich selbst hochgeschätzt und andere verachtet haben. Auch innerliche Akte der Demut und Selbstverachtung solle ich machen und solche Werke in das Fegfeuer senden durch die Hände der Mutter Gottes oder meines heiligen Schutzengels. Ich solle auch die armen Seelen als Gehilfen anrufen, daß sie mich durch ihre heiligen Schutzengel mahnen lassen, wenn ich wider diese Tugend fehlen sollte, damit ich ihnen helfen und der göttlichen Gerechtigkeit Genüge leisten könne und daß sie so aus dem Fegfeuer befreit würden. Gerade durch Demut kann man den armen Seelen sehr viel helfen, weit mehr als durch andere Bußwerke. So, fährt sie fort, bin ich von Christo zu den Tugenden angetrieben und darin unterwiesen worden, bald in der einen, bald in der andern, und allzeit für jene Seelen, welche in dieser Tugend auf Erden gefehlt und jetzt im Fegfeuer dafür zu leiden haben. Auf diese Weise habe ich denselben meine Liebe gezeigt und dabei viel gelernt durch diese Tugendübung. Und weil mich die armen Seelen fleißig gemahnt haben, bin ich nicht leicht in einen Fehler gefallen. Auf diesem Wege der Hilfeleistung kommt man am allerschnellsten zur Vollkommenheit wahrer Tugend. — Möchtest du, lieber Leser, in ähnlicher Weise für die armen Seelen und zugleich für dich selbst tätig sein.

* * *

In einer ihrer vielen Erscheinungen sah die hl. Brigitta die Qualen eines edlen Fräuleins. Die Heilige war in erhabene Betrachtungen versunken, als sie plötzlich verzückt und im Geiste an den Leidensort im Jenseits geführt wurde. Unter vielen andern bemerkte sie dort

ein junges, vornehmes Mädchen, dessen Mutter durch übertriebene Nachsicht, die schlimmer als Haß ist, Schuld an den Qualen ihrer Tochter war. Sie hatte ihr zuviel nachgegeben und ihrem Gang zur Verschwendung, Weichlichkeit und Eitelkeit freien Lauf gelassen. Außerdem hatte sie dieselbe in Theater, zu Gasmätern und weltlichen Belustigungen geführt. Mit einem Wort, anstatt, ihr Kind, das von Natur selbst schon zur Vernachlässigung der wichtigsten Religionspflichten hineigte, zurückzuhalten, hatte diese verblendete Mutter es selbst in das leichtsinnige Leben eingeführt. „Es ist wahr,“ sagte die arme leidende Seele, „meine Mutter leitete mich von Zeit zu Zeit zu Tugendakten und nützlichen Andachtsübungen an; aber da sie zugleich meine Verirrungen zuließ, wurde das wenige Gute ebenfalls schlecht verrichtet und blieb wirkungslos. Ich danke es nur der unendlichen Barmherzigkeit Gottes, daß ich der ewigen Verdammnis, welche meine vielen Fehler und Sünden verdient haben, entgangen bin. Vor meinem Tode hatte ich das Glück, von Neue durchdrungen eine gute Reicht abzulegen. Zwar war diese Befehrung eine Wirkung der Furcht; aber als mein Todeskampf begann, erinnerte ich mich des Leidens Christi, und dieser Gedanke erweckte wahre Reue in mir. Mehr mit dem Herzen als mit dem Munde rief ich aus: „O Herr Jesu, ich glaube an dich als meinen Gott. Erbarme dich meiner, o Sohn Maria, um deines bitteren Leidens willen! Von ganzer Seele bereue ich alle meine Sünden und möchte sie wieder gut machen, wenn ich noch Zeit dazu hätte.“

Hierauf verschied ich; von der Hölle bin ich gnädig errettet, aber zu den schwersten Strafen des Fegefeuers verurteilt.“

Briefkasten.

M. H. in A. Die fragliche Statue konnte um 100 Mark angeschafft werden.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Geiersberg, Lochweiler, Rosenheim, Würzburg, München, Ebern, Motten, Frankfurt a. M., Schwanden, St. Antonio, Altdorf, Bodenheim, Königshofen, Holzheim, Noppenweiler, Mosbach, Weyer, Weharn, Burglengenfeld, Faulbach, Elzach, Rannungen, Rain, Fischen, Bruchsal, Nauheim, Düsseldorf, Darmstadt, Schmalbach, Fretter, Stadthohn, Rehligen, Brand, Frimmersdorf, Paderborn, Ahaus, Bonn, Eichenheid, Westenhof, Aachen, Niederfeulen, Gereonsweiler, Krefeld, Schmittshof, Villerbed, Olfen, Köln, Wessum, Udem, Mülheim, Münster, Montjoie, Medebach, Hüttersdorf, Overath, Trier, Olpe, Langenberg, Bevelinghoven, Ahweiler, Rheinbrohl, Schevenhütte, Deverich, Henglar, Kommerstirchen, Wärselen, Griesborn, Garsdorf, Wiedenfeld, Vottrop, Clotten, Frauwallersheim, Wigerath, Emmerich, Cornelimünster, Bettendorf, Hüllern, Holzheim, Mendig, Beuthen.

Dankfagungen

gingen ein aus: Obergriesbach, Versbach, Rosenheim, Litzling, aus Provinz Hannover, Albstadt.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Nefse, Eusdorf, Goch, Horhausen, Drolshagen, Brand, Seppentrade, Ahaus, Niederfelters, Godel, Wessum, Heimersheim, Hüttersdorf, Paderborn, Steinheim, Dären, Obervalbert, Diekirch, Hülten, Koblenz, Köln, Nippes, Werth, Hüllern, Geisingen, Freiburg, Weidenbach, Karlstadt, Pforzheim, Reckbergreuten, Brezingen, Friedberg, Versbach, Karlsruhe, Würzburg, Seebach (6mal), Haussham, Motten, mehrere aus der Schweiz, Neufnach, Allfeld, Stambach, Hünningen, Dillingen, Wieden, Altdörting, Anzing, Oberottmarshausen, Regensburg, Hölmühle, Theilheim, Oberusel, Burkweiler, Schimborn, Gochheim,

Jährich, Widnau, Oberriet, Schwarzenegg, Derendingen, Oberhausen, Beggis, Gerlau, Buchenrain, Altkstätten, Balterswil, Jährich, Versbach, aus Amerika (7mal).

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Mehrbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Veronika Karnbaum, Nürnberg. Georg Heindl, Gerthofen. Luise Lorenz, Ottersweier. Andreas Strübel, Eschbachwalden. Fanny Otermündner, Griesbach. Marg. Schmitt, Burglauer. Monika Nadel, Ottoheuren. Barbara Hüb, Niesel. Wendelin Reith, Franz und Kath. Bös, Motten. Josef Manz, Ruffach. Helena Horat, Schwyz. Agnes Spettel, Bischofszell. A. Grohrt, J. Weingartner, Zuvil. Fridolin Stillhart, Bazenheid. Walburga Bauer-Mugehrn, St. Gallen. Frau Jefer, Bülserach. Paul Orner, Erftätt. Franz Meyer, Erstein. Vina Gessmann. Johann Schmid, Beyarn. Leonhard Diez. Martha Hofmann. Kath. Müller, Lappersdorf. Emma Auguste Abelman. Karl Bachmann, Memmingen. Katharina Fromm, Regbach. Ferd. Duffner, Sulgau. Anna Wegler, Gernweiler. Gertrud Schmid, Grünlingen. Kath. Oberndorfer, Wajentegenbach. M. Antonine, O. S. Fr. Maria Aigner, Samersdorf. Quintin und Genov. Sauerwein. Emanuel Klingensbed. Dsitta Straub. Josefina Schott. Fel. Seifert, Würzburg. Hieron. Mettenmaier, Fr., Andelfingen. Karl Schlee, Fr., Ueberlingen. Friedr. Daubenmerck, Fr., Oberviehbach. Kath. Gengler, Neumarkt. Anton Graf, Fr., Mierterlingen. Frz. Serhering, Fr., Tüfheim. Antonie Lamour, Langkirchen. Anna Marg. Reuter und Adam Roth, Seelbach. Theresia Reiz, Gottmannshofen. Frau Seidel, Frankenstein. Josefa Speiser, Fischen. Jos. Köhlin, Alfurt.

Abreiß-Kalender

für die
„Katholische Familie“.
1911.

Wenn die Erzeugnisse dieser Art, je mehr sie sich bemühen, die verschiedensten Gebiete des Wissens und Interessens als Wert- und Gedentage in Erinnerung zu bringen, desto mehr von jeder streng kirchlichen Notifizierung absehen, so ist es als doppelt freudig zu begrüßen, wenn hier einmal ein Abreiß-Kalender geboten wird, der an erster Stelle das kirchliche und liturgische Jahr berücksichtigt.

Er bringt (siehe Rückseite!) die Festtage des Herrn und der Heiligen, genau wie sie im römischen Missale (Messbuch) bezeichnet sind, mit Angabe der jeweiligen „Tagesfarbe“. — Auch bietet er eine Uebersicht der einzelnen Ablässe und Privilegien sämtlicher Bruderschaften und religiösen Vereinigungen. — Die zwischeneingestreuten Blüten, Goldkürner, Sinnsprüche und sonstigen Mitteilungen sind sehr inhaltvoll und abwechslungsreich. — Der Kalender sei deshalb allen unsern Lesern und Leserinnen warm empfohlen mit der Bitte, ihn in weitere Kreise zu tragen. (Preis Mk. 0.50.)

Die Mariannhiller Missionsvertretung.
Würzburg, Reibelsaasse 10.



Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H. Würzburg.

Vergißmennicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

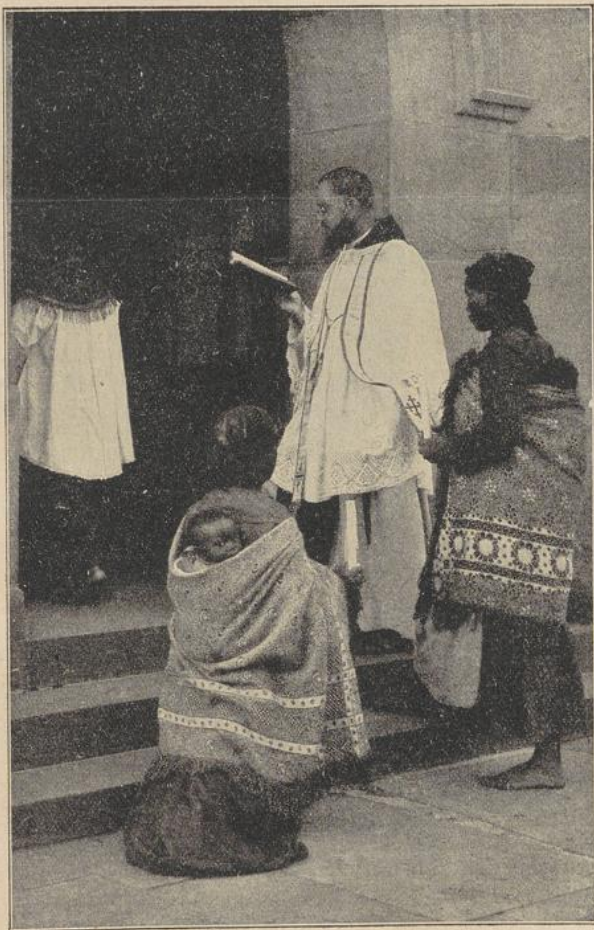
28. Jahrgang.
Nr. 12.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gelandt oder von
unsern Befördern
bezogen.
Ueberzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmennicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
Dezember 1910.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmennicht
werden an allen
Orten gesucht.

für die Abbonnenten
des Vergißmennicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Nach kirchlicher Vorschrift.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmichnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannahill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

's ist Winter geworden.

's ist Winter geworden
Im Feld und im Wald;
Die Vögelein schweigen,
Die Blätter sich neigen,
Das letzte fällt bald.

Im Garten die Rosen
Sind auch schon verblüht,
Letztes Knösplein muß sterben,
Letzte Hoffnung verderben —
Es ist 's alte Lied.

Nun deckt so sanft alles
Als Bahrtuch der Schnee;
Die Blümlein, die toten,
Die Keimlein, die roten,
Junge Hoffnung, altes Weh.

Doch siehe! Am Fenster
Da füget sich leis',
Ein Blümlein zum andern.
Geheimnisvoll' Wandern
In glänzendem Eis!

Von Geistern der Blüten
Ist's heimlich ein Gruß:
„Der Winter wird gehen,
Wir werden erstehen
Bei der Maisonne Kuß!“

Erstorbene Hoffnung,
Auch du grüßest traut
Durch's Blühen im Eise:
„Harr' aus, bis es leise
In der Brust wieder taut!“

H. Markl.

Rede des hochwürdigen Herrn Dr. phil. Jakob Meyers,

Professor in Luxemburg.

Die Mission ist der Idealismus des Christentums. Das ist ein bekanntes und beliebtes Wort unserer Zeitgenossen. Politiker und Staatsmänner, Ethnographen, Gelehrte und Forscher, Redner und Dichter der verschiedensten Geistesrichtungen haben dasselbe mehr als einmal mit großem Nachdruck und tiefer Ueberzeugung ausgesprochen. Robert Koch war einer der jüngsten, die Zeugnis für dasselbe abgelegt haben. Und als vor einigen Monaten aus dem fernen Deutsch-Ostafrika die Kunde zu uns gelangte, daß ein katholischer Missionär von einem dortigen Eingeborenen ermordet worden sei, da wurden allenthalben Stimmen laut, die zugleich mit dem Schrei der Entrüstung über die grausame Tat den Ruf der Bewunderung verbanden für jene hochsinnige Kulturarbeit, die auch für den nüchternsten Beobachter ein ergreifendes Bild voll idealer Gestalten der edelsten Menschlichkeit, des heldenmütigsten Opfer sinnes, der glühendsten Gottes- und Menschenliebe darbietet. Uns gläubige Katholiken wundert es aber keineswegs, daß auch von draußen her so viele Stimmen der Anerkennung unseres Missionslebens herübertönen. Denn für uns ist die Mission die herrlichste Entfaltung aller Lebenskräfte des Christentums, die majestätische Verwirklichung des geistigen Reichsgedankens der Kirche, das „große Gotteswerk“, von dem der zeitenkundige Leo XIII. in einem der denkwürdigen Monumente seines pontificalen Wirkens so wundervoll geredet hat, die einzig beglückende Seelenkultur der wahren Liebe.

Im fiebernden Getümmel der Zeit, in der herrschenden Verwirrung der Ideen ist der Missionsgedanke eine jener hohen alten Firnen, von denen aus die weite, tiefbewegte Gegenwart wieder erstrahlt im uns sterblichen Lichte der reinen Wahrheit und Schönheit des Christentums.

In jener klaren Spiegellust wird auch uns selbst

wieder wohl, weil unsere ewigen Ideale uns in ein näheres, freundliches Licht gerückt werden und uns wieder zum vollen Bewußtsein kommen.

„Ach, nur ein Blick ins Ew'ge weicht
Die ganze arme Menschlichkeit“.



Dr. phil. Jakob Meyers,
Professor in Luxemburg.

In großen Entscheidungsperioden ist es notwendig, daß wir die Gipfelpunkte unserer Lebensauffassung und Weltanschauung ersteigen. In Zeiten, wo die sittliche Welt in allen ihren Tiefen bewegt erscheint, und die Gesellschaft in großen Wellen schlägt und brandet, ist es notwendig für jeden, der sich dem Spiel der Wellen nicht preisgeben will, daß er sich zuerst nach den Standsternen des Himmels zurechtzufinden suche, damit er einen Halt gewinne an dem, was fest bleibt in der Mitte der Bewegungen, und damit er die Weltgegenden erkenne und wisse, woher Windeszug und Wasserströmung kommen und wohin sie wieder ziehen. Die Mission gewährt uns diesen festen und klaren Halt- und Höhepunkt. Missionsbegeisterung ist Glaubensstärke. Missions Sinn ist Opfer Sinn, vor allem aber Missionsliebe ist reine, uneigennützig Gottes- und Menschenliebe; der Pilgerstab des Missionärs hat oft geschützt da, wo das Schwert des Eroberers nicht schützen konnte. Der Gottesstaat armer, entsagender Menschen, die auf Apostelwegen wandern bis an die Enden des Erdkreises, ist eine ewige Heimat der gläubigen Menschenseele.

Der Missionär ist der immer junge Held von Montsarratsch, der, niedersteigend von der alten Europaburg, in seiner reinen Hand den heiligen Gral der christlichen Wahrheit trägt: und von diesem Gral geht ein wunderbares Leuchten aus, das die Welt segnet. Darum ist Missionsarbeit und Missionseifer unsere Freude und unser Stolz, ist Idealismus des Christentums im schönsten Sinne des Wortes.

Das haben Deutschlands Katholiken niemals vergessen. Vor allem haben die Generalversammlungen



Weihnacht.

der Katholiken Deutschlands dem Werke der Mission: immer ihre ungeteilte Liebe und Verehrung zugewandt. In den leiderfüllten Tagungen der Siebzigerjahre ist die Sorge um das Wohl und Wehe der Missionen nicht verstummt und in der Jubelversammlung im Schatten des Kölner Domes bildete sie eine der schönsten Edelsteine im Diadem der Katholikentage.

Auf der 55. Generalversammlung in Düsseldorf wurde der Rahmen der sonst üblichen Missionsresolutionen erweitert und neben Teilmissionen auch die Weltmission der Kirche nach Gebühr in den Gesichtskreis gerückt. Mit freudigem Dank habe ich es angenommen, dem Missionseifer der deutschen Katholiken das Wort zu reden. Und ich möchte an diesen höchsten und heiligsten Gegenstand alle Liebe meines Herzens und alle Kraft meines Wortes verschwenden, damit, von dieser hohen Warte aus, wo ich die Menschheit als Zuhörerin habe, es weithin leuchte wie ein ermutigendes St. Elmsfeuer auf den Segelstangen am Schiff der Kirche.

Ich werde die Schattenseiten und Unvollkommenheiten nicht in den Vordergrund rücken, nicht streiten und nicht anklagen. Ich weiß, daß, wie bei allen von Menschen betriebenen Unternehmungen, auch die Missionen nicht von Menschlichkeiten verschont geblieben; daß auf jubelnde Enttate auch prüfende Sturmzeiten kommen; daß Mißerfolge auch das glücklichste Haus und den treuesten Hüter treffen können gemäß den schönen Worten Longfellow's:

„Es ist kein Herd so sturmgeschützt und friedlich,
Ein Stuhl steht leer davor —
Es ist kein Hirt so treu und unermüdlich,
Der nicht ein Lamm verlor.“

Aber ich weiß auch, daß ehrliche Selbsterforschung und Selbstkritik nicht gleichbedeutend sind mit Anklage und Verurteilung; ich weiß, daß auch im Missionswerk der Weg aufwärts gehen muß in freudiger Zuerst.

Ich werde auch nicht rechnen und zählen. Die Zahlen, die mir bei der Vorbereitung zu dieser Rede zur Verfügung gestellt sind, reden eine laute Sprache. Sie sagen uns, wir brauchen keine neue Organisation, wir brauchen keine neue Technik und keine neue Methode — was wir brauchen, das ist mehr Seele, mehr Kraft und mehr Enthusiasmus.

Die Missionsarbeit wendet sich an das Heroische in uns. Mehr Begeisterung, meine Herren!

„Längst im Gemeinen wär' die Welt zerfallen,
Längst wären ohne sie zerstäubt die Hallen
Des Tempels, wo die Himmelsflamme brennt,
Sie ist der Born, der ew'ges Leben quillet,
Vom Leben stammt, allein mit Leben füllet.“

Darum soll mein Wort ebenso sehr Mahnung und Hilferuf als Verherrlichung und Lobgesang sein — Hilferuf mit dem armen Macedonier, der in einer herrlichen Vision an Paulus herantrat mit der rührenden Bitte: „Transiens adjuva nos!“ Komm zu uns herüber und hilf uns! Komm herüber, katholisches Deutschland über Meere und Länder, durch Wälder und Wüsten, und hilf denen, die allein sich nicht retten können!

Verherrlichung und Lobgesang im Hinblick auf das, was 2000 Jahre christlicher Weltmission geschaffen hat und was Gott selbst heute der Menschheit zeigt.

Katholiken Deutschlands! So wollen wir Hilferuf und Hymnengesang ineinander klingen lassen zur Ehre der Weltmission der Kirche und ihrer göttlichen Größe. Denn diese Größe überholt alles, was Menschengestalt und Menschenhand gebaut: In der Morgenröte ihres dritten Jahrtausends steht sie noch vor uns, in ewigem Grunde gefestigt, in weltgeschichtlichem Wachstum geworden, in stets neuem Reichtum erstrahlend. In ewigem Grunde gewurzelt und gefestigt: so erscheint uns zu allererst die Weltmission der Kirche. Sie beruht auf vieltausendjährigen, unverbrüchlichen göttlichen Satzungen, sie ist der grandiose Schlufstein am Werke der Erlösung. Was im ewigen Weltenplane Gottes lag, das wurde durch Jesu letztes Wort und letzten Willen besiegelt, und dieses letzte Wort lautet: „Ite, docete omnes gentes!“ „Gehet hin und lehret alle Völker!“

Wenn man stirbt und ein Vermächtnis hinterlassen will, dann wägt man seine letzten Befehle und man gibt keine solchen, die von den Ereignissen der Unwahrheit geziehen werden könnten. Ein so absolutes und bedingungsloses Wort wie dieses: „Gehet hin und lehret alle Völker!“ unterstellt eine Sicherheit ohne Gleichen, zeugt von dem Ablerblick des Propheten, der, ehe er sich zum ewigen Schlafe niederlegt, die Menschheit betrachtet, die voll Aufmerksamkeit und Gehorsam an seinem Grabe sitzt. Dieses Wort aber hat Christus ausgesprochen; er hat es zuerst gesagt und er ist der einzige, der es gesagt hat. Er umfaßt damit die ganze Menschheit; er dachte an die Söhne Sems in der Abgeschiedenheit ihrer Hirtenäcker, er dachte an die Söhne Japhets und an ihren kühnen Unternehmungsgeist, er dachte aber auch an die sonnenverbrannten Söhne Chams in ihrem Fluch und ihrer Verworfenheit.

Im Gegensatz zu der antiken Minerva, die das Heidentum uns darstellte als aus dem Kopfe Jupiters während seines Schlafes entsprungen, kommt unsere Kirche nicht aus dem Haupte unseres Gottes allein; sie kommt aus seinem Herzen, sie ist ein Werk der Liebe und Barmherzigkeit und es liegt in ihrer Natur, die wunderbaren Gaben zu verbreiten und auszusäen, die sie als unsterbliches Erbe von ihrem göttlichen Gründer erhalten hat.

Die Kirche, aus dem Herzen Gottes geboren, geht mit geöffneten Armen und ausgebreiteten Händen; es drängt sie die Liebe Gottes, das Evangelium zu predigen aller Kreatur; nicht das Vorrecht eines Volkes soll ihr Wort sein, nicht das Erbeil einer Nation, nicht ein Schatz, der einigen Menschen vorbehalten ist, — nein, ihr Wort und ihre Wahrheit soll das Gemeingut aller sein, der Reichen und der Armen, der Gelehrten und der Unwissenden, der Griechen und der Barbaren.

Aus diesem göttlichen Missionsprogramm ergibt sich das Recht und die Pflicht der Weltmission der Kirche. Aus ihm ergibt sich, daß die Mission nicht eine Liebhaberei einzelner interessierter Kreise sein kann, daß sie auch nicht nur gelegentliches Tun sein darf, sondern Gesamtpflicht der ganzen Kirche.

Neben den berufsmäßigen Missionären, die praktische Apostolatstätigkeit üben, hat jeder gläubige Christ die Pflicht, der Mission Dienste zu leisten durch materielle Unterstützung und Teilnahme; durch Wort und Schrift, wenn er die Fähigkeit dazu hat, durch sein Gebet unter allen Umständen. Missionspflicht und Missionsdienst müssen wir alle üben, Söhne des Apo-

solats müssen wir alle sein. Einst trug die Welt das schwere Joch der Römer und die Statthalter, die über die einzelnen Gebiete des unermesslich weiten Reiches gesetzt waren, hatten nicht nur die Pflicht, die unterworfenen Völker zu regieren, sondern auch dafür zu sorgen, daß ein großer Teil des Reichtums der Provinzen nach Rom hinströmte, dem Mittelpunkt jener Welt. Meine Herren! Rom ist der Mittelpunkt unserer geistigen Welt geblieben. Aber ein anderer Geist und ein anderer Herzenszug bewegt dasselbe. Reich-

sie bis an die Enden des Weltkreises. Nichts, was je in der Geschichte die großen Männer getan, läßt sich in seinen Folgen vergleichen mit dem Worte Christi an die Zwölf Ite docete! Gehet hin und lehret alle Völker.

Wir haben das Wort eben in seiner religiös-grundsätzlichen Bedeutung kennen gelernt. Prüfen wir es auf seinen geschichtlichen Wert. Kurze Zeit, nachdem es ausgesprochen war, erlebte die Welt eine sonderbare Erscheinung: wie in der Nacht, wenn alles



Christkindleins Helfershelfer.

ümer und Steuerbeträge fließen nicht mehr zum ewigen Rom. Aber ein Reichthum soll nach Gottes Jüfung ausgehen vom Herzen der Christenheit, den wir alle tragen helfen müssen bis an die Enden des Weltkreises. Die Weltmission der Kirche ist in ewigem Grunde gewurzelt und gefestigt. Hat sie aber auch ihre geschichtliche Befähigung gefunden? Ich sage: wenn sie die Geschichte das Recht einer Sache begründen kann, so hat sie es bei der Mission getan. Menschenwerk und Menschenwort sind hinfällig und vergänglich. Alles ist gefallen vor der Geschichte: Persien und Babylon und Theben und der Römer und der Griechen Reich. Darum hat kein Weiser, kein Philosoph, kein Staatsmann je daran denken können, seinen Schülern und Angehörigen zu sagen: nehmet diesen meinen Gedanken und dieses mein Wort auf und traget

ruhig um uns her ist, und neben sich her etwas wie ein geheimnisvolles Wesen schreiten zu hören glaubt, so hörte man zum ersten Male ein Wort, das lebte, das sich bewegte, das durch die ganze Welt ging — ein Wort, das weder Furcht noch Stolz kannte, ein Wort, das nur diesen einfachen Ausdruck hatte: Ich bin die Wahrheit!

Erkläre mir, o menschliche Wissenschaft, erkläre mir nach 20 Jahrhunderten dieses Ereignis anders als durch die göttliche Sendung, durch die Mission. Ich habe allerdings sagen hören, daß die Seelen jener Zeit, die erst vor kurzem von dem alten Aberglauben befreit worden waren, eine gelehrige Zuhörerschaft bildeten; aber ich habe auch sagen hören, daß in dem neuen Gotteswort nicht allein die Rede ging von den großen Hoffnungen auf eine soziale Neuerung, sondern auch

und zumeist von den Geheimnissen und Rätseln des christlichen Glaubens und von der Strenge der christlichen Moral, die die Apostel ihren Zuhörern nicht vorenthielten. Durch natürliche Ursachen und Kräfte lassen sich die Erfolge der jungen Kirche nicht erklären, und an ihrem siegreichen Gange durch die Ruinen der Geschichte erkennt man ihren göttlichen Ursprung und ihre göttliche Sendung. Göttlich ist vor allem die Weltmission des größten Geistes des Christentums, der einzig als Missionär im großen Stil zu begreifen ist. Redner entwirft ein seelenvolles Bild von dem Missionswirken des hl. Paulus, dessen letztes Wort an Timotheus lautet: Mein Sohn, nimm hin die Fackel!

Und es kamen die Ältesten der Gemeinde und zündeten im hl. Kreise die Lampe an, die heute noch nicht erloschen; und es lief von Mund zu Mund das Wort bis fern in den Osten, wo die hl. drei Weisen hergekommen. Vergangen war das alte Heidentum und zerfiel sich in Verwesung; immer kräftiger wuchs aus seinen Elementen, die es sich angeeignet, das neue Gesetz, und was sie zu seiner Verwirklichung auch unternehmen mochten, — alles schlug zu seinen Gunsten aus, und wie griechische Feuer brannte es unter dem zugegossenen Wasser immer heller auf. Zu welch gewaltigen Werken, zu welch tatenkraftigem Leben hat der herrliche heilige Enthusiasmus für die Weltkirche nicht die alten Kirchenväter begeistert!

Und als die Völkerwanderung hereingebrochen war und ein neues Geschlecht von Barbaren sich über das mitläufige Europa verbreitet hatte, da gingen die Enkel jener Väter unter diese neugeborenen Völkerschaften, und es gelang ihnen bald, den gesamten Weltteil jenen neuen Gesetzen zu unterwerfen. Durch die dunkeln Wälder Germaniens, Galliens und Britanniens schreiten die großen Apostel der europäischen Völker: Bruno und Bonifatius, Gregor der Große und der Mönch Augustinus, Willibrord und Swithbertus, Cyrillus und Methodius, Adalbert und Siegfried, und ihre zahlreichen Schüler, viele von ihnen ihr Wort mit dem Märtyrertod besiegelnd. Als sich dann später der Orient dem Eifer der Missionäre erschloß, da zogen in Scharen die Söhne des hl. Franziskus und des hl. Dominikus hinaus nach China und Indien und eröffneten dem Christentum und der Zivilisation neue Bahnen. Mit ihrem Schweiß befruchtet und von ihrem Märtyrerblood getränkt war der Orient reif geworden für die heldenhaften Arbeiten des größten aller Träger des katholischen Missionsgedankens: des glorreichen Urhebers der Epopöe christlicher Weltmission, vor dem ich hier nicht allein mit dem katholischen Deutschland, sondern mit der gesamten Menschheit mein Haupt in Ehrfurcht und Bewunderung neigen möchte.

Ehre und Ruhm dem größten unserer Missionare, dem hl. Franz Xaver!

In zehn Jahren — der Dauer des trojanischen Krieges — bekehrte er hundert Völker; in zehn Jahren versöhnte er mehrere Millionen Neugetaufte u. taufte für sich allein mehr als eine Million Ungläubige. Er gewinnt für Christus mehr Provinzen als Alexander der Große deren unterworfen hatte; er schreibt seinen Namen auf mehr Gestaden als die berühmtesten aller Eroberer und Forscher. Ihr Engel der Völker, die er bekehrt hat, stimmt ihm zu Ehren Siegesgesänge an, ihr Apostel, steigt von Euren Thronen und grüßet Euren Streitgenossen. Wir aber: unvergleichlicher Held des Apostolats, der ich es gewagt habe,

meine arme Huldigung dem Hymnus des Himmels und der Erde anzuschließen, erlaube mir in dieser Versammlung treuer Katholiken ein doppeltes Gebet an dich zu richten: Segne diese Bischöfe und diese Gläubigen, die so viele Ansprüche auf deinen Schutz haben!

Und der zweite lautet: Du warst ein Mann und ein Heiliger. Erbittle uns von Gott Heilige für die Kirche und Männer für das Vaterland. Die Männer sind es, die die Menschheit führen, die Heiligen sind es, die sie retten.

Nach dem Ideal des großen Apostels der Gesellschaft Jesu haben sich hunderte und tausende von Nachfolgern zu bilden gesucht. Die Missionsbewegung setzt sich herrlich fort im 17. Jahrhundert und wenn auch während des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts vielfach ein Abflauen des Missionseifers zu verzeichnen war, so hat seither das Gesamtbild des katholischen Heidenapostolats und seiner staunenswerten Erfolge wieder einen herrlichen und erfreulichen Aufschwung genommen. In den gegenwärtigen Missionen befinden sich rund 9 Millionen katholische Christen, über 12 000 Missionspriester, über 22 000 Missionshelfer, über 22 000 Kirchen und Kapellen und fast 18 000 Schulen. Diese Zahlen beweisen, daß das Senfkörnlein des Missionswortes, gesät durch schwache Hände auf harten Boden, zum Baume gewachsen ist.

Gepeitscht vom Sturme der Irrlehre, von der „Wissenschaft“ hat der Baum die Masse eines Stammes gewonnen, der durch seine Stärke und Lebensfülle hinter sich läßt die ältesten Riesen der Wälder, die ewigen Zedern der Berge, d. h. die größten Nationen, den Stolz der Erde, die Summe der Geschichte.

Im ewigen Grunde gefestigt, im steten Wachstum emporgestiegen, entfaltet die heutige Missionstätigkeit der Kirche ein reiches, vielgestaltetes Leben. Die modernen Lebensbedingungen, die unermessliche Erweiterung des geographischen Horizonts, die glänzende Verkehrserweiterung der heutigen Zeit, die durch die Kolonisationsbestrebungen der christlichen Mächte herbeigeführte nähere Berührung mit den heidnischen Völkern, all das hat in vielfacher Beziehung die Verhältnisse der Missionstätigkeit fördernd beeinflusst. Ich möchte um keinen Preis einem unbegründeten Optimismus das Wort reden. Wir alle wissen, daß nicht überall der Katholizismus unter den gleichen günstigen Bedingungen arbeiten kann, wie die anderen christlichen Konfessionen, aber es muß unsere Herzen erfreuen, daß trotz allem die katholische Weltmission zum Anfang des 20. Jahrhunderts keinen Niedergang, sondern eher einen sichtlichen Fortschritt zu verzeichnen hat.

Als die schönste Blüte und Entfaltung katholischen Missionseifers müssen wir den Missionsberuf, die persönliche, direkte Eingebung an das Werk der Missionen, betrachten. Unsere Missionäre sind die Jugend und die Lebenskraft der Kirche.

Unsere ersten Apologeten, Theologen und Theologen, unsere geistvollsten Redner und Dichter haben der Missionar gewidmet als das Ideal der reinsten Menschenliebe und rührendsten Seeleneifers, als den berufensten und erfolgreichsten Kulturverwalter, den wahrsten und aufrichtigsten Freund des Vaterlandes und den treuesten Diener der Kirche.

Es hat Päpste gegeben, die sich in rührender Demut beugten vor dem Missionar und ihre Tora

nicht höher stellen als seinen Wanderstab. Ich begreife das. Und wenn ich zu den ausgezeichneten katholischen Männern und Frauen, die hier versammelt sind, ein besonderes Wort von der Missionspflicht der deutschen Katholiken zu reden hätte, so würde ich mit voller Ueberzeugung sagen, gebt mir Euer Geld, damit ich es mit vollen Händen streuen kann über die armen Völker, die da sitzen in der Finsternis und in den Schatten des Todes; gebt mir Eure Teilnahme, damit ich den Mut nicht verliere in einem so dornenvollen Leben; gebt mir Euer Gebet, damit der Segen des Allmächtigen meine armen Bemühungen segnet; vor allem aber, katholische Väter und Mütter, gebt mir Euer Bestes, gebt mir Euer Blut und Leben, damit ich sie hinausjende, um den Hungerigen das Brot zu brechen und Licht zu spenden denen, die da sitzen in der Finsternis und den Schatten des Todes.

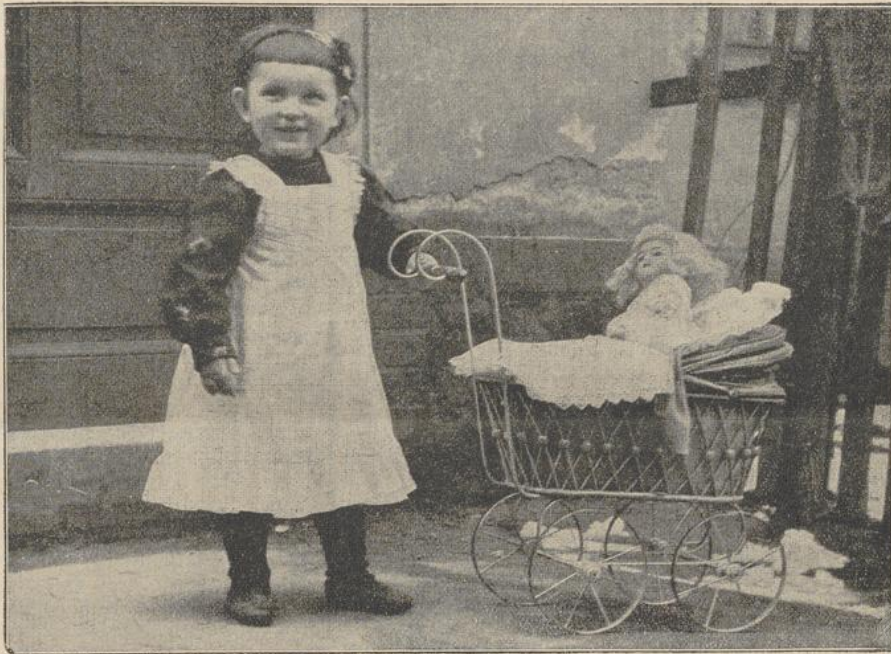
Es wird Euch nicht gereuen, tapfere Elternherzen. Zwar werden die Tränen fließen an dem Tage, wo das geliebte Kind hinauszieht aus dem alt ehrwürdigen Elternhause. Zwar wird das Herz erbeben im letzten harten Trennungsschmerz, wenn er vom Schiff aus Euch den letzten Gruß zuwinken wird. Aber wenn dann das Opfer vollbracht sein wird, dann kommt der süße, überreiche Lohn für's Vaterland, dem Dein Kind so treu und hochsinnig dient, Lohn für die Kirche, die freudig sein Schaffen an die Ewigkeit gliedert, Lohn und Segen für Dein eigenes Haus nicht in letzter Linie.

Eines Tages, christliche Mutter, werden wir nach der Last und Mühe des Erdenlebens uns zum Abschied rüsten müssen, es wird für uns das letzte Stündlein sein, dann zieht sein Leben an Deinem Geist vorbei mit seinen Mühen und Arbeiten, mit seinen Hoffnungen und Enttäuschungen, mit seinem Sturm und Sonnenschein, und wohl mag in Dein mildes Mutterherz eine Angst kommen und eine Bangigkeit, ob Du in allerwegen Deine Pflicht getan; doch da kommt es Dir in den Sinn, daß Du ihm Deinen Sohn geschenkt hast. Vor Deinem Geiste erscheint ferne in den Urwäldern von Afrika ein Priester des Herrn an einem einfachen, von rohen Baumstämmen gezimmerten Altar, um den Altar knien die Kinder der Wildnis, die er getauft, sie vereinigen ihr Gebet mit dem seinen, und während er den Kelch des Heiles hebt, während das Glöcklein klingt zur heiligen Handlung, da schwebt ein Engel nieder, nimmt vom Altare den Segen und die Kraft, die niedergelegt sind im heiligen Opfer, und er trägt sie über die Länder und die Meere an

Dein Sterbebett, daß sie aus der Hand des Sohnes der Trost der sterbenden Mutter seien. O Messe des Missionärs, o Sterbebett der Mutter, o höchstes Ideal des katholischen Glaubens, o Heiligtum der christlichen Familie: so lange die beiden dir bleiben, katholisches Deutschland, so lange wirst du stehen in Kraft und Herrlichkeit und Schönheit.

Gott sei Dank, daß gerade in dem gegenwärtigen Augenblick die Liebe zur katholischen Weltmission daran ist, neue segensreiche Schöpfungen ins Leben zu rufen!

Soll ich sie alle aufzählen? Ich würde befürchten müssen, eins, und wäre es auch das Geringste, zu vergessen, aber nicht vergessen werde ich die weltumspannende Missionsorganisation, die wir als Verein der Glaubensverbreitung kennen, die großartigste Ver-



Die glückliche Liebe.

einigung, die überhaupt das 19. Jahrhundert geschaffen hat. Er rief die ganze katholische Welt unter die Waffen zur Ausbreitung des Reiches Christi, trug das Missionsinteresse in Palast und Hütte, in Stadt und Land, unter alle Nationen und Rassen, schuf zwischen den Missionsbrüdern und der Heimat ein inniges Band der Liebe und Freundschaft und machte das Apostolat zu einer gemeinsamen Herzensangelegenheit der ganzen katholischen Christenheit. Gerne spreche ich dem Wunsch aus, dieser segensvolle Verein möchte sich zu einem Weltverein, zu einer wirklichen kirchlich beglaubigten Zentrale entwickeln, die in das Missionswesen größere Einheit und Kraft hineintragen würde.

Dieselbe Freude gewährt uns der Kindheit-Jesuverein; hat es nicht jedesmal unseren Eifer für die Missionen angeregt, wenn wir im lieben Heimatsdorf die Kinder beten hörten: „Für die armen, kleinen Heidenkinder“? Herzlichen Dank den verdienstvollen Leitern und Herausgebern unserer Zeitschriften, ein lautes, freudiges Wort der Anerkennung für die Missionsarbeit der katholischen Frauen. Ich habe gelesen, daß in vielen deutschen Städten edle Frauen in freien

Stunden für die armen, verlassenen Wilden arbeiten, ihnen den Altar schmücken und das Kirchlein liebevoll ausstatten. Wenn es wahr ist, daß im treuen, stillen Sinnen und Spinnen der schönste Bereich des Frauenberufes liegt, dann kann es für die katholische Frau keine herrlichere Arbeit geben als die Arbeit für die Mission.

Ich muß auch begrüßen die katholische Missionswissenschaft und die mit ihr verbundenen akademischen Missionsvereine. Hervorragende wissenschaftliche Erörterungen haben sich mit jugendlich begeisterten Jugendschöpfungen verbunden. Gruß und Dank den Männern erster theologischer Wissenschaft, die, wie Professor Meinert und Dr. Schmidlin, mit so viel Eifer und Erfolg dieses von den Katholiken zu lange vernachlässigte Gebiet betreten haben. Mein Gruß aber auch der akademischen Jugend aus der lieben, alten Universitätsstadt Münster im Westfalenland. Es ist mir wohl erklärlich, daß Münster, wo Lehrer und Freunde der Studenten so rastlos tätig sind, für die Erhaltung der Ideale in unserer Jugend der Ausgangspunkt für eine so durchaus ideal gerichtete Geistesbewegung geworden ist. Auf diese Jugend vertrauen wir in allen Dingen, und wenn es jetzt heißt, akademische Missionsarbeit, so weiß ich, ganz bestimmt, daß aus dieser akademischen Arbeit mehr als ein wirklicher Missionspriester hervorgehen wird. Das junge Herz allein kennt ja die wahre Begeisterung.

Als einst zu Rom Scipio Africanus bekannt machte, daß Numantia in Gefahr sei und zum Kampf für die bedrohte Stadt aufforderte, da kamen die jungen Römer in solchen Scharen heran zum Kriegsdienst, daß der Feldherr fürchtete, es möchte Italien leer zurückgelassen werden. Mag das Vaterland nicht leer zurückgelassen werden in deinen Reihen, o katholische Jugend, so wird die Sache der armen Heidenvölker da draußen stets begeisterte Verteidiger und Soldaten finden.

Habe ich noch nötig, hervorzuheben, daß die katholische Weltmission auch eine ganze Reihe menschlich schöner Errungenschaften bietet? Kulturelle Hebung, Förderung der Wissenschaft, im besonderen der Ethnographie, der Naturwissenschaft, der Sprachkunde, der Literaturgeschichte, der Geographie, der Theologie und Bibelforschung, der Vaterlandsliebe und Volkserziehung im edelsten Sinne des Wortes? Darum findet auch die modernste Richtung begeisterte Worte der Anerkennung für die Mission. Gustav Freyssen schreibt: „Ich sage euch, wer in unseren Tagen ins Grab geht, ohne das große Werk der Mission kennen und lieben gelernt zu haben, der hat ein feines Stück Land seines Lebens verloren gehen lassen.“ Erlauben Sie mir, das Wort so umzuändern: „Wer von uns Katholiken ins Grab geht, ohne der katholischen Mission sein Interesse und seinen Eifer zugekehrt zu haben, der hat sein schönstes Stück Land in Gleichgültigkeit und Verachtung liegen lassen und den besten Teil seines Lebens verloren.“ Wenn nicht alles täuscht, erleben wir zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Erneuerung des katholischen Missionseifers und damit eine Wiedergeburt des katholischen Bewußtseins in allen Lebenslagen. Die Pflugschar der Geschichte ist durch die europäische Gesellschaft gegangen; rechts und links wurden die Schollen aufgeworfen und umgekehrt; neue Länderfurchen wurden tief in die Gesellschaft eingeschnitten. Nachdem der Ackermann von Anbeginn das Tagewerk vollbracht, hat er die Pflugschar umgelegt und überschaut nun seine

Arbeit. Und siehe, das Zeichen, das er in die Erde eingedockt und das von keinen Umwälzungen und Veränderungen entfernt werden konnte, das ist das Kreuzzeichen! Es wirkt wie ein Zeichen, das die Feinde verscheucht und die Fremde vereinigt zu jener unsterblichen Einheit der Lehre, die das Herz und Leben der katholischen Kirche ausmacht. Dieses Werk ist nicht Menschenwerk; da ahnt man die Nähe desjenigen, der auch noch heute der Schluß- und Quaderstein des göttlichen Lehrgebäudes ist.

Das Wort von der Weltmission darf nicht beendet werden, ohne daß wir den Blick erheben zu dem Völkerhirten im Vatikan. Nun sind Monate hindurch über sein graies Haupt so viele Bitterkeiten niedergegangen, daß sich bei dieser erhebenden Zusammenkunft ein Wort aus unseren Herzen sich losringt, das im Sturmwind der Begeisterung über die Alpen geht, und das lautet: Treu zu Papst und Kirche!

Und wenn einer mir entgegentreten würde und sagen würde: Ihr seid in der Hand eines höchsten Glaubensherren willenlose Knechte, die sich ihrer persönlichen geistigen Würde begeben haben, würde ich antworten: Du bist im Irrtum! Wohl ragt der Dom unserer Kirche himmelan, aber die Steine, aus denen das Werk gefügt, sind nicht tote Massen, vielmehr freie, selbständige Naturen, die ihren Willen an die Idee resigniert haben, weil sie in ihr die ewige göttliche Wahrheit und ihre Sendung auf Erden erkannt haben. In Fortbestand ihrer glorreichen Einheit der Lehre unter oem Hirtenstab der Nachfolger Petri sehen wir das notwendige, gottgesetzte Fundament für die Weltmission der Kirche. Leo XIII. und Pius X. sind in der väterlichen Sorgfalt und der Ausbreitung des Glaubens und der Erweiterung des Reiches Christi zwei unvergänglich schöne Bilder aus der Geschichte des heutigen Papsttums. Dem Hirten der Völker unsere treue Liebe bis in den Tod!

Du altehrwürdige Bischofsstadt Augsburg, du altes, treukatholisches Bayernland. In deinen Patrizergeschlechtern, wie in deinem gläubigen Volk der Kirche immer so treu und ergeben, ihr Söhne des katholischen Deutschlands aus allen Gauen, darf ich mit Worten des katholischen Dichters unseren Gruß nach Rom zum hl. Vater senden:

Hosianna! Hoch! Hoch! Gebenedeit
Der da kommt im Namen des Herrn,
Ein Friedensfürst, zum Lieben geweiht,
Im Sturm ein Hoffnungsstern.
Es glättet, es ebnet die Wogenbahn,
Sich sanft vor Pius' Fuß,
Es schallt so milde vom Vatikan
Der ewige Friedensgruß.
Es schweigt der Völker wider Streit
In dem heiligen Gotteszelt,
In heiliger Liebesherrlichkeit
Umarmt ein Vater die Welt.

Ein seliger Tausch.

Es stand einst im hohen Norden, mitten zwischen tiefen Tannenwäldern und ödem Heidesfeld, ein Kloster. Die Leute, die ringsum in ihren armen Wohnungen zerstreut lebten, kamen an den Sonn- und Festtagen alle zur Klosterkirche, um da der hl. Messe und der Predigt beizuwohnen.

Am zahlreichsten aber strömten die Scharen in der hl. Christnacht herbei. Da stiegen sie mit ihren Fackeln über die Waldgründe durch Schnee und Eis herauf, da kamen sie auch auf niedrigen Schlitten angefahren, und nachts 12 Uhr, wenn das erste Hochamt begann, war die ganze Kirche voll von Andächtigen.

Sobald aber der Abt beim hl. Messopfer das „Gloria“ anstimmte, richteten sich aller Augen auf den Hochaltar; denn da öffnete sich ein Vorhang, und von hellem Lichterglanz umflossen sah man die Gestalten von Josef und Maria vor der Krippe knieen, und Maria hielt ihre Arme um das Jesukind geschlungen.

Zwei Mönche des Klosters, in bunte Gewänder gekleidet, stellten die beiden Heiligen dar, und zwar Bruder Trudbert den hl. Josef, und der jugendliche Bruder Alban die allerheiligste Jungfrau Maria. Das Jesukindlein aber war nur eine geschnitzte Holzfigur.

Kein Auge der Andächtigen wendete sich von diesem Bilde weg, bis der Chor der Religiösen das Gloria zu Ende gesungen hatte und der Vorhang die Krippe wieder bedeckte.

Die beiden Mönche hatten ihr Amt schon einigemal verwaltet; ein jeder von ihnen war von der hohen Ehre seiner Vorstellung aufs tiefste durchdrungen. Trudbert war in seinem Leben das wahrhaftige Abbild des hl. Josef: still, bescheiden, demütig, gehorham und innig fromm. Br. Alban aber hatte sein Leben ganz der Mutter Gottes und dem lieben Jesukind geweiht. Alle Gedanken, alle Liebe und Sehnsucht des engelreinen Jünglings gehörten Jesu und Maria. Nur einen Wunsch hatte er, nämlich den: das wirkliche Jesukind einmal auf seinen Armen halten zu dürfen; und um die Erfüllung dieses Wunsches hätte er gern sein Leben hingegeben.

Wiederum war der hl. Weihnachtsabend gekommen. Im Kloster ruhten alle Mönche in ihren Zellen auf dem nämlichen Lager, auch Br. Alban, der heute wieder die Stelle der lb. Mutter Gottes an der Krippe vertreten sollte. Da ward es plötzlich gar licht und hell in seiner Zelle. Die allerheiligste Jungfrau stand vor ihm und sprach: „Br. Alban, dein Wunsch ist erfüllt! Heute sollst du das wahre Jesukind in deinen Armen halten dürfen. Nimm Abschied von dieser Welt und komme mit mir in den Himmel!“

„O gute, himmlische Herrin,“ rief Br. Alban entzückt vor Freude aus, „ich bin bereit, ich bin bereit! Doch, wer soll heute Nacht beim „Gloria“ meine Stelle an der Krippe des Herrn einnehmen?“

„Ich selber will es tun, Bruder Alban, ich selber.“
„O welch' eine Gnade für das ganze Kloster! Doch, hohe Herrin, wird man dich nicht im Himmel missen?“
„Dort oben sollst du das liebe Jesukind in den Armen halten, wenn der Himmel zugleich mit der Erde die Feier der Geburt meines Sohnes beginnt.“

„O Gnade über Gnade, deren ich mich so gänzlich unwert fühle.“

Maria bezeichnete nun die Stirne des Bruders mit dem hl. Kreuze und führte seine Seele hinauf, der ewigen Heimat zu.

Inzwischen war es Mitternacht geworden. Der Wache haltende Klosterbruder ging von Zelle zu Zelle und pochte an, um die Schlafenden zum Hochamt zu wecken.

„Benedicite!“ rief er auch vor der Zelle des Bruders Alban. „Dominus!“ ertönte es von innen, und dem Bruder war es, als höre er Harfenton und Glockenklang. Schon hat es 12 Uhr geschlagen; die Glocken sind verstummt und die hl. Christmesse hat begonnen. Der

hochw. Vater Abt stimmt das „Gloria“ an, und aller Augen richten sich nach dem Hochaltar. Der Vorhang öffnet sich und droben erscheint das bekannte, überaus liebliche Krippenbild. Bruder Trudbert kniet als hl. Josef da, die Augen gesenkt, demütig, bescheiden, regungslos. Doch ihn schaut heute fast niemand an; alles blickt vielmehr auf die Gestalt der Mutter Gottes. So lieb, so herrlich und himmlisch schön war ihr Bild noch nie gewesen. Welch' eine Andacht in dem engelgleichen Antlitz, welch' eine Würde in der Haltung, welch' ein Glanz und welch' eine Anmut! Nein, so was Schönes hatten die frommen Gläubigen noch nie gesehen. Atemlos standen sie alle da, und als endlich das Amen des „Gloria“ erscholl, und der Vorhang sich vor dem Bild niedersenkte, war es ihnen, als hätten sie in den Himmel hineingeschaut.

Die hl. Messe nahm ihren Fortgang. Bruder Trudbert, der seiner Gewohnheit gemäß sein Gegenüber gar nicht angesehen hatte, erhob sich nun, um die bunten Gewänder wieder abzulegen. Da hörte er plötzlich eine süße Stimme, die zu ihm spricht: „Bruder Trudbert, warum blickst du mich nicht an?“

Der Bruder schlägt die Augen auf, und vor ihm steht — nicht sein Ordensgenosse Br. Alban, den er sich gegenüber gedacht hat, sondern eine erhabene, himmlische Gestalt voll wonniger Schönheit.

„Warum grüßest du mich nicht, Bruder Trudbert?“ klingt es wieder.

Da weiß er es, daß es Maria, die liebe Himmelsmutter ist, die vor ihm steht. Voll Staunen und Ehrfurcht sinkt er auf die Kniee nieder, und während süße Freudentränen seinen Augen entströmen, stammelt seine Zunge: „Ave Maria, begrüßtest leist du Maria, du bist voll der Gnaden . . .!“

Maria aber spricht zu ihm: „Bruder Trudbert, bleibe eingedenk in deinem Leben, daß du mit mir an der Krippe gestanden!“ Bei diesen Worten verschwand sie.

Das feierliche Hochamt war zu Ende, und Bruder Trudbert in seine Zelle zurückgekehrt. Da öffnete sich dieselbe, und der hochwürdige Abt mit einem Gefolge von Mönchen kam herein.

„Bruder Trudbert, das war nicht Bruder Alban, welcher mit dir überm Altare stand; wer ist bei dir gewesen?“ fragten sie.

Da rief der sonst so stille und schweigsame Mönch voll Jubel aus: „Brüder, freuet euch, und preiset Gott mit mir! Maria, die liebe Gottesmutter selber war es, die uns begnadigt hat! Sie hat diese Nacht in unserer Mitte gewohnt, ich aber fühle mich doppelt und dreifach glücklich, daß ich ihre hl. Gesellschaft teilen durfte, und daß sie mich in Gnaden angerebet.“

Staunend stehen der Abt und die Mönche da, unfähig, ein Wort zu reden. Da kommt eilends ein Bruder herein und meldet: „Bruder Alban liegt tot und fast in seiner Zelle; er ist wohl schon seit Stunden gestorben!“ — Nun zweifelt keiner mehr an der Tatsache, daß die lb. Mutter Gottes in dieser gnadenreichen Nacht das Kloster heimgesucht.

Daß aber Bruder Alban zur selben Zeit im Himmel oben das wahre Christkind auf seinen seligen Armen hielt, während auf Erden die seligste Jungfrau seine Stelle vertrat, das erfuhr Bruder Trudbert erst später, und zwar er allein. Er sprach sein Leben lang fast kein Wort mehr, wie er auch niemand mehr anblickte, seitdem er Marias süße Gegenwart genossen. Erst auf dem Sterbebette gab er davon Kunde, und so wurde der selige

Tausch zwischen der allerheiligsten Jungfrau und Bruder Alban bekannt. —

Das Kloster ist längst zu Grunde gegangen; mächtige Tannen, schwer mit Schnee belastet, und niedriges Gesträuch stehen trauernd an seiner Stelle. Nur einige wenige Erhöhungen unter der Schneedecke zeigen an, daß unter ihr Steine und Trümmer liegen, und tief-schweigende Wildnis herrscht an jenem Orte.

Das hölzerne Christkind aber, das die Mutter Gottes in ihren eigenen Händen gehalten, soll noch irgendwo verborgen sein, und manche der umwohnenden Leute gehen in der Christnacht auf der heiligen Stätte umher und spähen, ob ihnen kein Lichtglanz oder ein wunderbarer Engelgesang zeige, wo das teure Kleinod verborgen liegt.



P. Adalbero Fleischer mit seinen Gehilfen.

Erste heilige Messe in St. Barbara.

Vom Hochw. P. Adalbero Fleischer, R. M. M.

Triashill. — Es ist Ostersonntag und ein Wetter, wie es nicht schöner sein kann. Sobald der Hauptgottesdienst in Triashill zu Ende ist, schürzen wir, d. h. Br. Flavian und ich, den Habit, denn es ist beschlossen, gleich den beiden Emausjüngern die „Hauptstadt“ zu verlassen und aufs Land zu gehen, hinüber über die Berge zur St. Barbaraschule.

Vor etwa einem Vierteljahre hat dort Bruder Flavian eine Schule gebaut und seitdem Unterricht erteilt. Die Schüler — darunter sind auch jüngere Männer und Frauen — kommen fleißig, lernen Lesen und Schreiben und vor allem Beten, sowie die Katechismusz Wahrheiten; es sind regelmäßig weit über hundert. Nun soll allwöchentlich einmal die hl. Messe dort gelesen werden; heute soll der Osterheiland ihnen erscheinen, soll sich ihnen am Brotbrechen zu erkennen geben und es soll an Stelle dumpfer Niedergeschlagenheit frohe Christenhoffnung in ihr Herz einziehen, wie einst bei den zwei Jüngern, die nach Emaus gingen.

Eine ganze Schar junger Leute, Burschen und Mädchen, begleiteten uns auf unserem Marsche, und sie kamen mit ihren Barfüßen viel schneller und sicherer über den mit zahlreichen Steinblöcken bestreuten Fußpfad hinweg, als wir beiden Europäer. Oft und oft geht es steil bergauf und drüben ebenso steil bergab; die

Sonne senkt ihre echt afrikanische Glut auf uns herab, und zu allem Ueberfluß müssen wir noch einen ziemlich weiten Umweg machen; denn seitwärts liegt in einem Kraal ein kranker Mann, den wir besuchen und eventuell taufen sollen. Doch als wir bei der betreffenden Hütte anlangen, finden wir niemand anwesend. Unsere schwarze Begleitung meint, man habe den Kranken wahrscheinlich weggeschafft; denn im allgemeinen wollen die Alten wenig von Taufe und Christentum wissen.

Nach fast dreistündiger Wanderung langten wir an unserem Ziele an; es ist etwa 1/23 Uhr nachmittags. Zu den Füßen von „St. Barbara“ breitet sich eine größere Ebene aus, die von gewaltigen Bergriesen umsäumt ist. Letztere scheinen mitunter nichts anderes zu sein, als ein ungeheuer großer Steinblock, so nackt und glatt steigen die Felswände empor. „St. Barbara“ selbst ist auch in die Steine hineingebaut oder wenigstens an dieselben angelehnt, wie wenn's ein Steinhase wäre, der sich hier sein Nest gemacht.

Schon von weitem sehen wir vor dem Portal der ziemlich großen Schule die Leute oder vielmehr die Jugend — ältere Leute sind scheu und kommen nicht so bald — zum Empfange bereit stehen, zumal Mädchen, die in ihren farbigen, meist weißen Kleidern auf weite Ferne sichtbar sind. Nach dem Empfangslied beginnt der Gottesdienst in der Schule, die auch als Kirchlein dienen muß. Im Chorrock verlese ich zunächst den ungefähr 150 Anwesenden — alle sind noch Heiden — das Evangelium in ihrer Sprache. Es ist das erstemal, daß ich den Heiden das Evangelium verkünden darf, und gerade das herrliche Oster-evangelium. Nun liest Br. Flavian seine Predigt in der Eingeborenensprache vor, wie er es alle Sonntage zu tun pflegt. Wir beiden

Neulinge haben unsere Wissenschaft vom Hochw. P. Mahr in Triashill, der uns das Evangelium überreicht und die Predigt angefertigt hat. Weiterhin werden noch einige Gebete und der hl. Rosenkranz verrichtet, dann aber beginnt das lustige Treiben draußen auf dem freien Platz.

Zunächst wird ein gewaltiger Humpen einheimischen Bieres, eine dicke, gelblich trüb aussehende Flüssigkeit, bereitgestellt und ausgeteilt. Dazu gibt es einen zähen, rötlichen, aus einer Art Hirse bereiteten Brei und kleine, einheimische Bohnen. Hat sich jeder gehörig gestärkt, dann geht es an die riesigen Kletterstangen, so wie an Barren und Reck. Doch versuchen sich an solchen europäischen Turnstücken verhältnismäßig wenige, die überwiegende Mehrzahl begibt sich zum Tanzen auf einer rechteckigen, schon ganz ausgetretenen Fläche im Graze. Unter einförmig auf- und abwogendem Gesang beginnen die Burschen allerlei Körperbewegungen zu machen, den Kopf tief zu verbeugen und wieder emporzuheben, mit den Händen zu klatschen und taktmäßig dazwischen aufzuspringen. Dazu wirbelt dumpf die Trommel, ein ausgehöhlter, aufrechtstehender, oben mit einem Tierfell überspannter Baumstamm.

Nach einiger Zeit springt der eine und andere der Burschen aus der Reihe nach vorwärts in die Mitte und kehrt sodann unter tanzenden Bewegungen wieder an seinen Platz zurück. Die Mädchen und auch junge Frauen mit Kindern auf dem Rücken haben sich in-

zwischen vis-à-vis eingefunden. Eines der Mädchen tanzt nun ebenfalls vorwärts in die Mitte, den Burschen entgegen und kehrt dann wieder zurück. Dasselbe tun auch mehrere Mädchen, bis schließlich der volle regelrechte Tanz im Gange ist.

Während des ganzen Spiels berührt jedoch keines das andere. Es scheint vielmehr die Kunst gerade darin zu bestehen, sich möglichst zierlich und geschickt durch die entgegenkommenden Tänzerpaare hindurchzuschmiegen. In der Zwischenzeit hören die Burschen nicht auf, in die Hände zu klatschen, mit den Füßen zu stampfen und den Körper hin und her zu wiegen.

Lange geht es fort, es wird gesungen, gestampft und getanzt, bis alles in Schweiß gebadet ist. Doch der Schwarze kennt in solchen Dingen keine Ermüdung. Gegen 6 Uhr gebietet Bruder Flavian seinen Jünglingen Ruhe; sie folgen ihm auf's Wort. Schnell zerstreut sich die ganze Schar und tritt den Heimweg an; nur einzelne, die zu weit nach Hause haben, bleiben in St. Barbara über Nacht.

Ostermontag früh bei Zeiten ertönt mit einemmale aus der Ferne eine schmetternde Trompete. Es dauert nicht lange, und das Signal wird von St. Barbara aus erwidert. Jetzt langen sie auch an, die Schwarzen, Trupp um Trupp, von dieser und jener Richtung. Gegen 9 Uhr kommt das erwartete Meszbuch von Triashill an, das einzige, das wir bis jetzt haben, und der Gottesdienst beginnt. Während der hl. Messe, nach dem Evangelium halte ich eine kurze Ansprache in Englisch an die zahlreich Anwesenden, welche der neben mir stehende schwarze Lehrer von Triashill verdolmetscht. Ich mache darin einen Hinweis auf die Bedeutung des heutigen Tages, an dem in dieser Gegend zum erstenmale das hl. Meszopfer gefeiert wurde und der ewige Gott selbst in sakramentaler Gestalt erschien, um allen seine Gnade anzubieten, die guten Willens sind. Bei der hl. Wandlung ging es, da alles an die Brust klopfte, wie ein geheimnisvolles Rauschen durch die andächtige Versammlung.

Der Gottesdienst ist zu Ende; die Leute gehen auseinander und auch ich trete wieder den Heimweg an.

Allerlei Gedanken drängen sich mir auf, während ich über die diesjährige Osterfeier nachsinne. Auch in Triashill war Ostermontag früh das Missionskirchlein dicht gefüllt, der Mittag zeigte dasselbe Schauspiel wie in St. Barbara, während zu gleicher Zeit unser Bruder Megidius an einer dritten Katechesenstelle etwa 200 Schwarzen christlichen Unterricht und religiöse Belehrung erteilte. Und all diese Hunderte heißbegieriger Seelen waren noch Heiden! Fürwahr, ein mächtiger Antrieb, begeistert daran zu arbeiten, aus diesen Katechumenen



Kaffernkraals bei Triashill.

mit Gottes Gnade gute Christen zu machen! Das tröstet und spornt an, während andererseits fast Wehmut das Herz beschleichen möchte bei dem Gedanken, Ostern feiern zu müssen ohne Christen, die zu den hl. Sakramenten gehen. Doch wir dürfen in Bälde auf eine reiche Christenernte rechnen und dann wird der glückliche Priester inmitten seiner Schäflein den Osterheiland feiern und das göttliche Osterlamm empfangen.

O daß doch der liebe Gott viele eifrige Priester und Katecheten hieher in seinen Weinberg senden möchte, wo noch so viele Hunderte und Tausende sind, die zwar alle guten Willen haben, aber nicht zum wahren Glauben kommen aus Mangel an Lehrern und Missionspriestern.

Der „herzlichen Bitte“ folgt ein noch „herzlicherer Dank“.

Von Schw. Engelberta. C. P. S.

Ezenstochau. — Im Maihefte des „Vergißmichnicht“ stellte ich die innige Bitte um Bausteine für die geplante neue Ezenstochauer Missionskirche, sowie für das Kirchlein droben auf dem Umschlaben-Berge und betonte dabei die Notwendigkeit eines solchen Kirchenbaues trotz all' unserer Armut. Nun, Gott sei Dank, meine damalige Bitte war nicht vergebens; es sind seitdem schon manche Bausteine, große und kleine, hier angelangt, sodaß ich mich heute dankerfüllten Herzens niedersehe, um unsern geehrten Lesern und Wohltätern ein herzliches, tausendfaches „Vergelt's Gott“ auszusprechen.

Einige Bausteine sind, wie gesagt, größerer Art, sodaß deren Spender es schon verdienten, daß ich hier öffentlich ihren Namen nenne, da ich jedoch nicht weiß, ob



Aufgehängte Maisholben.

ich deren Zustimmung hiezu präsumieren darf, will ich mich für heute damit begnügen, nur Spende und Aufenthaltsort zu nennen. Von einem Fräulein aus Würzburg gingen 100 Mark ein und von einer andern edelgesinnten Jungfrau aus Württemberg 200 Mark. Letztere sandte ihren Betrag durch den Hochw. Herrn Pfarrer W. Aus Amerika kam ein Baustein von 20 Pfund (400 Mark) für das Kirchlein auf dem Berge, wodurch wir in den Stand gesetzt wurden, mit dessen Bau sofort zu beginnen.

Dazu kamen noch manch kleine Steine und Steinchen an, die auch wieder ein hübsches Stimmchen repräsentieren, doch zum Baue zweier Kirchen reicht's noch lange, lange nicht, und ich hoffe, daß auf den kleinen „Schauerregen“ noch ein gehöriger Steinhagel folgt.

Uebrigens haben wir hier in Ezenstochau mit dem Bau der neuen Missionskirche schon angefangen und in felsenfestem Gottvertrauen fleißig drauf losgebaut in der Ueberzeugung, unsere hochherzigen Wohltäter würden uns nicht im Stiche lassen. Ich wollte nur, unsere geehrten Leser könnten einmal mit eigenen Augen diesen unsern schwarzen Bauleuten zusehen; sie würden sicherlich ihre helle Freude daran haben.

Da herrscht vor allem ein „heiliges Stillschweigen“ bei der Arbeit. Unsere schwarzen Christen rechnen es sich nämlich zu hoher Ehre an, dem Herrn ein Haus bauen zu dürfen! Männlicher Ernst ist ihren schwarzbraunen Gesichtern aufgeprägt, schweigend heben, wälzen und legen sie die rauhen, schweren Bruchsteine, fahren die mit Erde beladenen Schubkarren hin und her und gehorchen auf den Wink ihrem Schaffner, dem ehrw. Bruder Leodegar, der mit gleichem Ernste alles überwacht und sich genau an die von unserm Architekten, Bruder Rivard, gezeichneten Pläne hält. Zeitweilig kommt letzterer selbst, zählt und mißt alles genau nach und gibt neue Direktiven, oder es erscheinen die Priester und Missionäre und beobachten schweigend den Fortgang des Baues. Begreiflich, daß sich die guten Schwarzen ganz gehoben fühlen bei ihrer Arbeit, die ihnen zwar unter der afrikanischen Sonnenhitze viele Schweißtropfen auspreßt, aber ihr vom hl. Glauben begeistertes Herz mit hoher Freude erfüllt.

Eines Tages fragte ich sie, warum sie denn gar so stille wären und kaum ein leises Wörtchen zusammen flüsterten. Da erhielt ich die schöne Antwort: „Es ist das eine heilige Arbeit und hat nichts zu schaffen mit dem umsindso womhlaba, mit dem Lärme dieser Welt.“

Eines Tages lobte ich einen dieser Neuchristen, der seinerzeit als junger Bursche zu meinen Schülern gezählt hatte, und sagte: „Ihr arbeitet aber fleißig, man sieht die Fundamente ja förmlich wachsen.“ Da lästet jener gar freundlich die Mühe, weist mit dem schwarzen Zeigefinger nach oben und spricht: „Uma u Jehova eng'aki indhlu, abayiakayo. basebenza ngeze, d. h. wenn der Herr das Haus nicht baut, arbeiten die Bauleute vergebens.“ Pl. 126. 1.

Nicht minder eifrig zeigen sich unsere Schwarzen — und darunter sind Leute, die wir noch nicht einmal zu den eigentlichen Katechumenen zählen können — für den Bau des Kirchleins auf dem Umschlabe-ni-Berge. Als nämlich von einer hochherzigen Wohltäterin aus Brooklyn die oben erwähnten 400 Mark angekommen waren, rief unser Hochw. P. Emanuel Hanisch, den unsere geehrten Leser als seeleneifrigen Missionär schon kennen, das auf der genannten Bergeshöhe wohnende Völkchen zusammen und verkündete ihm,

daß er nun gekommen sei, mit dem Bau des Kirchleins zu beginnen, fügte aber bei, er könne von der Missionsstation keine Arbeiter stellen und sie müßten daher selber wacker mithelfen bei den mannigfachen Arbeiten, die es da zu tun gebe. — Freudig kamen schon am nächsten Morgen eine Menge Heiden: Männer, Burschen, Frauen und Kinder nach Ezenstochau, um die nötigen Gerätschaften, wie Pickel, Hauen, Schaufeln usw. zu holen. Man gab ihnen, was man nur einigermaßen entbehren konnte, worauf sie mit den Sachen jubelnd forzogen, um sie über die steilen, mühsamen Pfade des Umschlabe-ni-Berges hinaufzutragen.

Zehn Männer ebneten sofort den Bauplatz, worauf unser Vater Superior, Hochw. P. Innocenz Buchner, den Bau ausstreckte. Aus freien Stücken und ohne die geringste Aussicht auf irgendwelche Belohnung arbeiteten sie sodann unverdrossen weiter, daß ihnen der Schweiß aus allen Poren drang. Es wird übrigens noch manchen Schweißtropfen kosten, bis das Kirchlein fertig ist. Infolge der im Lande grassierenden Viehseuche ist nämlich aller Transport mit Ochsenfuhrwerk gesperrt, und somit kann kein Wagen den Umsinkulu-Fluß passieren, um etwa Baumaterialien von Ezenstochau nach dem Umschlabe-ni-Berge zu schaffen. Ziegel sind ebenfalls nicht zu haben, und es bleibt daher nichts anderes übrig, als das Kirchlein ganz aus Bruchsteinen aufzuführen. Das ist nun eine schwere, zeitraubende Arbeit, sichert uns aber auch einen soliden, allen Einflüssen der Witterung trohenden Bau.

Viel Gutes und Schönes hoffen wir von diesem Kirchlein, wenn es einmal durch Gottes Hilfe, den Fleiß der Schwarzen und die Opfervilligkeit unserer geehrten Leser und Wohltäter fix und fertig dasteht auf stolzer Bergeshöhe und mitten im Heidenland mit seinem Türmlein zum Himmel weist. Möge dann Maria, die Himmelskönigin wie segnend darüber schweben und in liebende Obhut nehmen das Kirchlein im Blauen und all jene, die gläubig zu ihm aufwärts schauen.

„Das Kirchlein am Berge steht mir sehr am Herzen“, gestand mir unlängst unser Hochw. Vater Superior, „da muß man fest bei der Arbeit bleiben . . . Wenn uns nur das Geld nicht ausgeht!“ — Nun, ich hoffe auch diesmal nicht umsonst an die Güte und den Opfer Sinn unserer geehrten Vergißmeinnicht-Leser appelliert zu haben. Sie haben mich bisher noch nie im Stich gelassen, und welch' innigen Anteil sie an den Freuden und Leiden des Missionslebens nehmen, bekunden die zahlreichen Briefe und milden Spenden, die von allen Seiten hier in Ezenstochau einlaufen, und wofür ich jedem einzelnen auch auf diesem Wege nochmals meinen besten, innigsten Dank sage. Unser bester Dank aber besteht in eifrigem Gebet, sowohl unserem eigenen, wie dem unserer schwarzen Kinder und Neubekehrten. Auch wollen wir nicht verfehlen, fleißig Bericht zu erstatten über die mannigfachen Vorkommnisse im Missionsleben, seien sie nun ernster oder heiterer Art.

Leider sind zur Stunde die Pläne für die neue Ezenstochauer Kirche noch nicht ganz fertig. Sobald dies geschehen, wollen wir mit Freuden unsern geehrten Lesern den schönen, würdigen Bau im Bilde vorführen. Und jeder, der einen Baustein zu dieser afrikanischen Missionskirche geliefert, mag dann getrost dem Psalmisten die Worte nachbeten:

„Herr, ich liebe die Stätte deines Hauses
Und den Ort der Wohnung deiner Herrlichkeit!“

Der Hallen'sche Komet und unsere Schwarzen.

Von Schw. Roswitha, C. P. S.

(Schluß.)

Jetzt ist der Bann des Kometen gebrochen. Er ist zwar, während ich dieses schreibe, immer noch sichtbar am Abendhimmel, aber so klein und unansehnlich, daß er niemanden mehr bange machen kann, außer etwa den kleinsten Schulkindern der Schw. Domitilla, die meinen, er käme jetzt von der anderen Seite wieder. Nur einen kleinen Denkfzettel ließ er zurück: ein heftiges, um diese Zeit höchst seltenes Gewitter und einen dreitägigen, kalten Regen, so daß zum ersten Male, so lange Ezenstochau steht, die feierliche Prozession am Fronleichnamsfeste unterbleiben mußte. Es wurde aber alles am darauffolgenden Sonntage bei schönstem Wetter nach-

Zacken immer rarer bei uns in Ezenstochau werden und die noch vorhandenen durchweg alt und verschliffen sind.

Unseren lieben Kindern, groß und klein, geht es übrigens in dieser Beziehung nicht besser als den alten Weiblein, und es schneidet einem wirklich ins Herz, wenn man immer wieder an kalten Wintertagen und an so manchen gleich schlimmen, naßkalten Sommertagen weit über hundert Kinder und Frauen frieren und frösteln, schauern und zittern sieht, und dabei nicht helfen kann.

Vielleicht hat das liebe Christkind, das einst im Stalle zu Bethlehem unsertwegen fror, dieses Jahr besonders gnädige Absichten und klopft irgendwo in Europa oder Amerika für unsere armen schwarzen Kinder an. Hier in Ezenstochau konnte ich leider beim besten Willen nichts aufreiben, obgleich ich mich überall hin-



Unsere Buben bei der Arbeit.

geholt. Der gerade hier weilende hochwürdigste Propst, Ehrw. Vater Gerard, trug das Allerheiligste in der Prozession, während hochw. P. Balduin und hochw. P. Innocenz als Leviten assistierten und hochw. P. Emanuel den Sängerkhor dirigierte. Diesmal nahmen mehr Mädchen als im vorigen Jahre aus der Dorfschule Schw. Engelbertas als Jungfrauen oder „Engelchen“ in weißen Kleidern an der Prozession teil. Doch davon wird gewiß Schw. Engelberta später einmal selbst berichten; denn es spielten sich da allerliebste Szenen ab zur Erlangung der Gunst, ein „Engelchen“ sein zu dürfen, die so recht zeigen, wie tief schon der religiöse Sinn in die Herzen der schwarzen Kinder eingedrungen ist.

Während der drei Regentage saßen meine dreizehn, meist schon bejahrten Weiblein — seit mehr als acht Jahren bin ich nämlich so glücklich, im Nebenamte die „Weibermutter“ von Ezenstochau zu sein — abends fröstelnd und traurig am langen Tisch; denn sie waren ganz durchnäßt von der Arbeit heimgekehrt, wie das im Sommer ja oft, in mancher Woche fast täglich vorkommt. Aber ich konnte den Armen nicht helfen, weil die warmen

wandte, wo ich nur immer eine kleine Aussicht auf Hilfe hatte:

Unsere verehrte Schwester D e r i n (Schw. Rosa) konnte mir aus dem einfachen Grunde keine Jacke geben, weil sie selber keine hatte.

Unsere gute Mutter Adelheid, Vikarin und Provinzialoberin in Südafrika, an die ich mich hierauf brieflich wandte, wußte mir auch nicht zu helfen, schickte mir aber, „um ihren guten Willen zu zeigen“, eine einzige, uralte Winterjacke, das letzte Stück, das sich im Mariannhiller Bestiarium vorfand.

Selbst unser ehrw. Vater Gerard, an den sich jetzt unsere Asylweiber wandten, stand ratlos da. Ueberall hieß es, es seien keine da, und die Mission mit so vielen anderen Bedürfnissen kann selbstverständlich keine kaufen. Vielleicht gibt es nun in den Familien gar mancher unserer verehrten Wohltäter die eine oder andere noch gut erhaltene, wenn auch schon etwas aus der Mode gekommene Winterjacke, die aber jedes unserer schwarzen Mädchen oder Weiber überaus erfreuen würde. Neue sind natürlich auch willkommen, weil sie noch länger halten; aber ich will nicht unbescheiden sein.

Abgesehen davon, daß es hier im Winter ziemlich kalt und Reif, ja selbst Frost, keine Seltenheit ist, so werden auch unsere Christen infolge des Tragens von Kleidern noch empfindlicher für Kälte. Die heidnischen Kaffern sind als Naturmenschen vielfach abgehärteter. Ueberdies müssen unsere Leute auch an kalten Tagen früh aufstehen, schon wegen der hl. Messe und Katechese, und zur Arbeit gehen, — wir können sie doch nicht tage- oder wochenlang ein Hungerleben führen lassen, — während die Heiden in ihren Hütten bleiben, sich ein Feuerchen anmachen und erst herauskriechen, wenn die Sonne ihnen den Rücken hübsch warm bescheint. Uebrigens verursachen die meist großen Temperaturunterschiede an ein und demselben Tage den Kindern in ihren dünnen Kattunkleidchen manche Erkältungen. Bittere Kälte abends, in der Nacht und in den Vormittagsstunden bis 10 oder 11 Uhr, und dann mildes und angenehmes Frühlings- oder gar Sommerwetter bis 4 oder 5 Uhr nachmittags ist nichts Ungewöhnliches. Wie mancher bössartiger Anfall von Influenza, Husten, Lungenentzündung usw. mag auf das Fehlen dieser Winterjacken zurückzuführen sein! Die meisten kaufen sich zwar, wenn sie diese Ausgabe eben erschwingen können, einen billigen, groben Schawl, den sie besonders in der Kirche oder bei ruhigem Sitzen umhängen, aber bei der Arbeit würde er ihnen nur hinderlich sein und auch zu schnell verschleizen. Jedenfalls ist es ein gutes Werk, den armen Mädchen und Weibern in Egenstochau oder auf anderen kalten Stationen Winterjacken zu schicken. Das heißt ja in Wahrheit, die armen Glieder Christi bekleiden. Herzlicher Dank und inniges Gebet für die hochherzigen Spender würden nicht ausbleiben.

Doch zurück zu den frierenden Weiblein am langen Tisch! Sie meinten, diesen auffallenden Regen im Winter hätte gewiß der „S t e r n“ gebracht. Und diesmal hatten sie recht, denn die Astronomen hatten als Abschiedsgabe des Kometen schlechtes Wetter prophezeit.

So will denn auch ich Abschied vom Kometen nehmen. Er hat manches auf dem Gewissen, aber doch auch viel Gutes getan unter unseren Schwarzen, so daß man im Namen der jetzigen allerkleinsten schwarzen Weltbürger, die ihn als Greise oder Greisinnen noch einmal sehen werden, ihm immerhin zurufen darf:

„Auf fröhliches Wiedersehen im Jahre 1986!“

Eine Erzählung aus alten Tagen.

(Schluß.)

Sanft legte ich den Entseelten auf die Erde nieder. O, wie wurde mir das Herz so schwer, als ich in das blasse, kalte Angesicht meines lieben, guten Inkosi sah! — Ach, für immer war der Geist von ihm entflohen! Das starke Herz hatte aufgehört zu schlagen, und nie mehr sollte ich den Helden an der Spitze der Amapondo-Männer reiten sehen! Niemehr sollte sein mächtiges Schwert tausend durch die Lüfte zucken und sich Bahn brechen durch die feindlichen Zulu-Scharen!

Ich bin jetzt ein alter Mann, aber glaubt mir, zur Stunde noch wird mein Herz traurig, wenn ich Ngokwennhamas gedenke, so wie es mit Kummer erfüllt war vor langen, langen Jahren, da ich auf dem Scheitel des Impetnye-Berges stand und auf meinen großen, weißen Inkosi niedersah, wie er so dalag, kalt und still. —

Müde und krank am Herzen warf ich einen Blick auf meine Umgebung, die schweigend um die Leiche herumstand. Es lebten von uns kaum noch 40 Mann,

und auch von diesen waren die meisten gar übel zugerichtet. Weiber und Kinder aber, die bei uns weilten, waren es ungefähr ebenso viel.

Drunten in der Tiefe aber zogen sich mächtige Rauchwolken über das Tal hin. Die Zulus waren wieder eifrig daran, die Höhle auszurauchern, so wie man ein Wespennest ausräuchert. Da jedoch die herzlose Tat geraume Zeit in Anspruch nahm, führten sie inzwischen mit einigen Regimentern Kriegstänze auf, langen jubelnd ein Siegeslied und spotteten über die Amapondos. Jeden Augenblick erwarteten wir, sie würden neuerdings den Berg stürmen. Wer hätte ihnen jetzt Widerstand geleistet? Kein Mensch. Wir waren nur noch eine Handvoll, und Ngokwennhama, Isitova und die anderen Nthlas und Indunas, sie, die Helden von hundert Schlachten, waren tot. Es war kein Löwenherz mehr da, die Krieger zum Kampfe anzuspornen.

Doch die Zulus kamen nicht; sie richteten all ihr Augenmerk ausschließlich auf die Höhle. „Wir wollen warten“, schrieten sie, „bis die Kaninchen alle tot sind; dann können wir sie mit Mühe zählen.“ — Sobald der Rauch sich hinreichend gelegt hatte, räumten die Zulus die glühende Asche vom Eingang der Höhle hinweg und zugleich die verkohlten Ueberreste vieler Menschen, die sich in dem verzweifeltsten Veruche, dem erstickenden Rauche zu entgehen, am Eingang der Höhle zusammengebrängt hatten.

Stürmische Ausrufe der Freude und der Verwunderung erfüllten das ganze Tal, als die Zulus den überreichen Vorrat von Mais und sonstigen Feldfrüchten in der geräumigen Höhle erblickten. Sofort wurden mehrere Ochsen geschlachtet und Utshwala herbeigeholt. Die Zulus setzten sich nieder und taten sich gütlich bei der üppigen Mahlzeit. Wir auf der Bergeshöhe aber verbrachten einen langen Tag unter Särmerz, Betrübniß und Hunger.

Gegen Abend kam eine Abteilung von Ischafas Kriegersleuten ins Lager und brachte Tausende halberwachsener Mädchen im Alter von etwa 14—16 Jahren, lauter Gefangene, aus all den unzähligen Kraals, die Ischafa „aufgefressen“. Diese Mädchen wurden mit dem erbeuteten Mais und dem Amabele beladen und zogen, die Last auf dem Kopfe tragend, in langer Reihe damit ab. Das Heer aber blieb im Tale liegen und machte keinen weiteren Versuch, den Felsenpfad zu erklimmen. Es war dies auch nicht nötig, denn sie hatten den Zweck ihres Kriegszuges erreicht.

Während der Nacht fiel, was in diesen Bergen öfters vorkommt, Schnee, und mancher von unseren Verwundeten starb infolge der Kälte und vollständigen Erschöpfung. — Als wir am Morgen ins Tal hinabschauten, war alles still. Kein Zulu war mehr zu erblicken und wären nicht die Haufen von Leichen dagelegen, so hätte man glauben können, es sei nie ein Feind in der Nähe gewesen. Von Hunger und Kälte gepeinigt, stiegen wir langsam, einer hinter dem andern, ins Tal hinab. Todesstille ringsum, als wir das Tal durchschritten. Keiner von uns wagte ein Wort zu reden, denn wir wandelten zwischen den Toten.

So kamen wir zur Höhle. Ich mag gar nicht sagen, was wir dort gefunden. Ach die armen Kinder und Frauen! Sie lagen an allen Ecken und Enden tot umher, doch ohne eine Spur von Verletzung. Ich hatte ein Gefühl, als würden sie sich jeden Augenblick erheben und sich uns anschließen; doch sie waren und blieben tot für immer. —

Auf dem Boden lagen zerstreute Maiskörner umher. Ich sammelte eine Handvoll davon und begann sie zu kauen. Siehe, da kommt ein Weib mit einem Kinde auf dem Rücken zur Höhle herein. Sie war eine junge, hübsche Person, das Weib eines Bondo-Häuptlings. Mit schwacher Stimme redete sie mich an und bittet um etwas Nahrung, meist des armen Kindes wegen, denn sie ist zu schwach, es zu ernähren. Ich gebe ihr eine Handvoll Maiskörner, doch sie kann sie nicht mehr kauen. Das Kind weint und die Mutter ist ratlos, ihm zu helfen. Da fallen mir die Pferde ein, welche Tags zuvor die Zulus erschlagen. Ich winkte dem Weibe, mir zu folgen. Wir kommen zum Viehkraal, in dessen Nähe tote Pferde in Menge liegen. Von einem derselben schneide ich ein großes Stück ab und gebe es der Mutter; dann ein klei-

zeit. Uebrigens ist deine Art mir genug und ich hoffe, du wirst mich damit jedem Feind gegenüber beschützen."

Die Antwort genügte mir. Hätte nicht die Trauer um meine Infsi an meinem Herzen gefressen, ich hätte laut aufjubeln mögen. Rasch trat ich auf einen Trupp unserer Leute zu, unter welchen sich ein alter Khehla befand. Ich wendete mich an ihn mit den Worten:

"Infsi, dieses Weib ist die Witwe des Häuptlings Khehla, eines Bondokriegers, der gestern im Kampfe gefallen. Der Mann ist tot, sein Kraal ist verschwunden, ich aber will seine Witwe zum Weibe nehmen."

"Du, wie du für gut findest," entgegnete der Alte, "Uebrigens dürftest du Mühe haben, für deinen eigenen Magen etwas zu finden; wie kannst du jetzt noch Weib



Griß überlegt sich's noch.

nes fürs Baby. Der wackere Kleine saugt gierig an seinem Stück und auch ich und das Weib begannen zu essen.

Nach einer Weile erzählte sie mir von ihrem Leben zu Hause, von dem großen, starkbevölkerten Kraal, in dem sie gewohnt und von den 60 Stück Ochsen, die Khehla, ihr Mann, bei der Trauung für sie gegeben.

"Wo ist dein Mann jetzt?" fragte ich die junge Frau.

"Ich sah ihn zuletzt auf dem Felswege dort", erwiderte sie, "gerade bevor wir die Steine und Felsblöcke auf die Zulus herabrollten."

"Dann ist er tot!"

"Ich fürchte das auch", erwiderte traurig das Weib.

Die Person war groß und schlank und hatte ein sehr einnehmendes Aeußere. Sofort schlug mein Herz der Verlassenen entgegen; ohne viele Umschweife stellte ich an sie die Frage:

"Willst du mein Weib sein? Ich habe zwar nichts, als diese Art und etwa den einen oder anderen Affegai, den ich gelegentlich vom Boden auflese."

Da sah mir die Frau voll und tief ins Auge und sprach: "Du scheinst es sehr eilig zu haben mit der Hoch-

zeit und Kind ernähren, nachdem die Zulus das ganze Land ausgekehrt wie eine verlassene Tenne?"

"Baba, 'Infsi!' rief ich und machte dem Khehla meine Ehrenbezeugung. Ich hatte auf gesetzmäßige Weise eine junge hübsche Frau bekommen und das genügte mir. Wegen der Nahrung machte ich mir keine Sorgen. Hatten die Zulus auch alles Vieh und Getreide mit sich genommen, so gab es in den Wäldern immerhin noch zahlreiches Wild und damit konnte ich, der geschickte Jäger, recht wohl mich und die lieben Meinigen ernähren."

Schon in der nächsten Stunde ging ich auf die Jagd. Ich stieg zunächst zum Engpaß hinunter und schlug mich in die Büsche. Es war so still und einsam in dem großen, kühlen Walde. Die riesig hohen Bäume, von denen manche bis zu 200 Fuß gen Himmel ragten, zeichneten auf den Boden die sonderbarsten Schatten. Dazwischen quoll das Licht durch Blätter und Astwerk und malte goldene Flecken ins grüne Moos.

Ich kletterte an einem großen Gelbholzbaume hinauf, konnte aber nichts erblicken, als das Gewoge der Baumkronen, die sanft vom Winde geschaukelt wurden.

Schon wollte ich wieder langsam heruntersteigen, als mich ein Rascheln im Busche bewog, wieder innezuhalten. — Eine prächtige Rehtuh kam trippelnd daher. Ihre feinen Nasenflügel zuckten und die großen braunen Augen sahen gespannt in die Ferne, während das durch die Blätter fallende Sonnenlicht auf das rotbraune Fell die merkwürdigsten Figuren malte. Ich hielt mich mit der linken am Baum und schleuderte mit der Rechten meinen Affegai. — Das scharfe Eisen drang dem Tiere gerade zwischen den Schultern tief ins Genick! Es sprang in die Höhe, rannte noch einige Schritte und brach dann leblos zusammen. Ich weidete es aus und barg die kostbare Beute an einem sicheren Orte. Dann eilte ich zum Lagerplatz zurück und meldete meinem Weibe, ich hätte ein gutes Wildpret in einer Höhle bereit, sie möge mit ihrem Kinde kommen.

Da gab's kein Zögern! Sie eilte in ihre ehemalige Hütte zurück, machte aus den wenigen Gegenständen, die ihr geblieben, ein Bündel zurecht, legte es auf den Kopf, band ihr Kind auf den Rücken und folgte mir zur Höhle im Walde. Bald brannte daselbst ein lustiges Feuerchen; wir aßen und waren zusammen so glücklich, wie wir es schon lange nicht mehr gewesen. „Inziwa“, flüsterte mir die Frau zu, „ich bleibe bei dir; ich verlasse dich nicht, und gingest du bis an die äußersten Grenzen der Erde!“

„Das ist schön von dir,“ entgegnete ich, „und auch ich will bei dir bleiben, will für dich sorgen und werde dich zu beschützen wissen in jeder Gefahr!“

Dann sammelten wir Gras und machten uns die Höhle recht wohnlich. Den Rest des Fleisches hing ich hoch oben auf einem Baume auf, so daß kein Raubtier dazu gelangen konnte, um den Eingang der Höhle aber machte ich eine schützende Dornenhecke.

Als die Nacht hereinbrach, sagte ich zu Kulazi, meiner Frau: „Ich muß nun gehen und Ngokwennyama, meinen Insofi, begraben.“ Sie bat, mich begleiten zu dürfen, und so wanderten wir zusammen dem Lagerplatz zu, wo sich uns einige Insofiwas anschlossen.

Zum letztenmale stiegen wir den steilen, blutbefleckten Fußpfad empor und begruben sodann auf der Höhe Ngokwennyamas, den tapfersten der Männer, die ich je kennen gelernt habe. Wir gaben ihm sein Schwert in die Hand und legten ihn so, daß er mit dem Angesichte gegen das Zululand gewendet war, als halte er und sein schirmender Schutzgeist noch immer Wache gegen die Zulus. Bevor ich ihn begrub, nahm ich das Kreuzchen zu mir, das er mir sterbend vermacht hatte, und ich habe es seitdem getreulich bewahrt.

Wir stiegen sodann den schmalen Fußpfad wieder hinab und verließen das Tal auf immer. Ich habe Ngokwennyamas Grab nicht wieder gesehen. Einige Jahre lebte ich mit meinem Weibe am Impetne und Zuußberg. Wir lebten glücklich und hatten Söhne, die zu kräftigen Jungen heranwuchsen.

Später hörte ich von weißen Männern, die in Tefwan (Durban) wohnten. Ich gedachte Ngokwennyamas, zog dorthin und verband mich mit ihnen. In den folgenden Jahren nahm ich Teil an den Kriegen gegen die Amafosi: u Zyen, Biggar und u Carey.

Der alte Mann hatte seine Erzählung beendet. Wie im Traum nahm er mechanisch eine Prise Tabak. Das Feuer, das ihn soeben noch bei der Erinnerung an die großen Tage der Vorzeit beseelt hatte, war erloschen, und er war wieder ein alter zitternder Greis von 100 Jahren.

„Hast du noch das silberne Kreuz?“ fragten wir ihn. „Jebo, Mos, ja, mein Herr,“ entgegnete der Alte, stöberte in seiner Tasche umher und brachte es zum Vorschein. Es war in der Tat, wie wir vermutet hatten, das „Kreuz der französischen Ehrenlegion.“

Wer Ngokwennyama eigentlich war, wird kein Mensch je erfahren können. Wahrscheinlich ein französischer Kürassier. Welches Schicksal ihn aber ins Bondonland verschlug, um da im Kampfe für ein fremdes Volk zu sterben, bleibt ein Geheimnis. Er nahm es mit sich ins Grab droben auf der Höhe des Impetne-Berges.

Tod und Begräbnis bei den Kaffern.

„Unser stolzes Leben ist oft nur ein verlängertes Sterben. Der Mensch gräbt sein Grab, während sein Auge tränet in bitterem Leid. Des Menschen Brust ist oft von bangem Schrecken durchwühlt und trank vor Furcht, dennoch zählet er ängstlich des Lebens flüchtige Stunden.“ Matthieu Arnold.

Im Gefühl und Ideenkreis der Schwarzen ist der Tod buchstäblich der König der Schrecken. Wenn es irgendeinen Gegenstand gibt, über den sie nicht gerne reden, so ist es das Sterben, und jeder, der davon zu sprechen beginnt, wird ein lästiger Gast. Kein Wunder, gibt es doch selbst unter den christlichen Europäern nur wenige, die dem Senfmann mit Gleichmut entgegen treten; mit Freuden tut es unter Tausenden kaum einer.

Dem Schwarzen aber ist der Tod derart der „schrecklichste der Schrecken“, daß er vielfach eine Person im Stiche läßt, wenn sie nur dem Tode nahe kommt, und zwar sogar die besten Freunde und nächsten Angehörigen; denn mit dem Tod und seinem Anhang will er absolut nichts zu schaffen haben. In früherer Zeit schaffte man jede Person, die dem Tode nahe war, mit Ausnahme des Häuptlings und sonstiger hochstehender Personen, hinaus in den nächsten Busch. Hier konnten sie sterben und ihre leibliche Hülle den Hyänen zum Fraße überlassen.

Ein Häuptling indes durfte, wie gesagt, in seiner Hütte sterben und wurde auch anständig begraben. Nördlich vom Sambesi ist es heute noch Brauch, einen verstorbenen Häuptling auf dem Gipfel des höchsten Berges auszuweisen. Weiter südlich begrub man ihn in stehender Leibeshaltung, und zwar so, daß der Kopf noch aus dem Boden herauschaute. Das Grab wurde dann sorgfältig beschützt und bewacht. Den Wächtern wurde eigenes Vieh zugeteilt, und sowohl sie, wie ihre Tiere wurden als Wesen höherer Ordnung angesehen. Sie hatten Privilegien für Lebenszeit und wurden kaum je bestraft, wenn sie sich ein Vergehen zuschulden kommen ließen; das Vieh aber galt als Eigentum des Verstorbenen.

In alter Zeit wurden, wenn ein großer Häuptling starb, gewöhnlich viele seiner Weiber samt einer großen Anzahl Vieh getötet. Sie sollten dem Toten als Gefolge in der anderen Welt dienen und seine Bedürfnisse befriedigen.

Ist ein Häuptling dem Tode nahe, so besuchen ihn die berühmtesten Doktoren des ganzen Distriktes; nicht selten pflanzen sie sich zu gleicher Zeit zehn Mann hoch vor der Hütte auf. Es sind kundige Männer, und ihre Medizinen lassen an Karität nichts zu wünschen übrig; ihre Wirksamkeit versteht sich von selbst. Da gibt ihm der erste dieser Askulapiohne pulverisierte Tigerhaare, angemacht mit Löwenblut; der zweite einen zerriebenen Affenzahn mit gerösteten Eidechsen und etwas Schlangehaut, der Dritte attadiert den Dulder mit einem Präparat aus Leopardenklauen, Krokodilsgalle und den

Spitzen eines Stachelschweines. Ein vierter präsentiert dem Sterbenden gerodneten Dung einer Fledermaus, sorgsam eingetaucht in pulverisierte Chameleons-Augen, und legt ihn, die Wirkung zu erhöhen, einen Umschlag frischen Kuhdüngers auf den Magen. So geht es fort, bis der Sterbende den Wunsch ausdrückt, man möge ihn allein lassen, um in Frieden sterben zu können. Gewiß, die menschliche Größe hat auch ihre unliebhaften Dinge im Gefolge; der arme Mann dagegen tut sich in diesem leichter.

Stirbt ein Mann, so wird er so schnell als möglich begraben. Früher, wie gesagt, mußten bei einem Häuptling immer mehrere seiner Frauen das Leben lassen, erstens, damit es ihm nicht an Gesellschaft fehle, und zweitens, damit bei der Leichenfeier auch Tränen fließen. Als Tschakas Mutter starb, wollte er zunächst alle Mütter im ganzen Land umbringen lassen; nur mit Mühe konnte man ihn dazu bringen, sich mit 7000 zu begnügen. Als die letztverstorbene Königin des Swasilandes ihren Mann verlor, ordnete sie eine allgemeine Schlächtereier im Lande an, und als man ihr vorstellte, die große weiße Königin (von England) erlaube solches nicht, bat sie, wenigstens ein paar hundert Weiber töten zu dürfen; denn, sagte sie, dieselben würden doch nicht sonderlich vermehrt, und der Tod ihres Gatten müsse doch viele Tränen beim Volke hervorrufen. Beim Tode eines Fürsten aber muß viel geweint werden.

Seit geraumer Zeit ist jedoch der rohe Gebrauch, beim Tode eines Häuptlings mehrere seiner Frauen umzubringen, abgeschafft; statt dessen begnügt man sich damit, daß dieselben für kürzere oder längere Zeit als unrein erklärt werden. Sie müssen sich mit neuen Schürzen in den Wald oder auf die Berge flüchten, ihre alten Kleidungsstücke aber verbrennen. Erst spät in der Nacht, wenn es ganz dunkel geworden ist, dürfen sie sich wieder in ihre Hütten zurückwagen; doch müssen sie ungehen in dieselben hineinschlüpfen. Ferner ist es ihnen untersagt, Milch zu trinken, bevor sie vom Kasserndoktor nach einer gewissen Prozedur als rein erklärt worden.

Die Hütte, worin der verstorbene Mann wohnte, sowie die Hütten seiner Weiber werden verlassen oder auch niedergebrannt. Wollte einer das Holzwerk einer solchen Hütte auch nur als Brennmaterial verwenden, so käme er sicherlich in den Verdacht der Hexerei. Die Weiber des Verstorbenen müssen sich ferner eine bestimmte Zeit in Grasgeflechte kleiden. Kurze Zeit nach dem Tode des großen Swasikönigs Umbandine passierte ich den Kraal der Königin und sah da eine Prozession von etwa zwölf Weibern, die sämtlich mit Graszieraten angetan waren. Die Röcke, sowie all ihr sonstiger Schmuck waren eigentümliche Grasgeflechte. Auf dem Kopfe trug jede ein Käppchen aus Gras. Das Ganze machte einen gespensterhaften Eindruck auf mich.

In alter Zeit wurde nach dem Tode eines Häuptlings dessen ganzer Kraal niedergebrannt, und auch seine Weiber und Indunas (Räte) dem Feuer übergeben. Begreiflich, daß mancher Mann, der bisher dem Verstorbenen sehr nahe gestanden, unter allerlei Vorwänden das Weite suchte, sobald dessen Auflösung zu befürchten war. Da gab es diese und jene Ausrede: ein naher Anverwandter war in der Ferne gestorben und man mußte zu dessen Leichenbegängnis gehen, ein anderer war schwer krank und wollte besucht sein, ein dringendes Geschäft hielt ihn ab, den kranken Häuptling zu besuchen, dessen Krankheit ihm unsäglich leid tat, oder er selbst war plötzlich sterbenskrank geworden und konnte daher beim besten Willen nicht kommen . . . Der alte Häuptling aber

meinte lächelnd: „Diese Leute weinen mit einem Auge,“ das heißt ihr Mitleid ist nur ein erheucheltes.

Stirbt ein gemeiner Mann, so erregt das natürlich kein sonderliches Aufsehen; es trauern höchstens die nächsten Angehörigen, die anderen fragen wenig danach. Noch weniger gibt man auf den Tod einer alten Frau; sie wird noch bei Lebzeiten aus der Hütte geschafft und mag ihren Geist auf freiem Felde aushauchen, damit nicht etwa die gute Hütte durch deren Tod entweiht werde.

Der heidnische Kasser vermeidet es ängstlich, in die Nähe einer Person zu kommen, die mit dem Tode ringt; er flieht, wenn es von ungefähr geschieht, entsetzt davon. — Einem Stammesältesten, oder sonst einem Manne von Bedeutung erlaubt man, in seiner eigenen Hütte zu sterben. Alle Kraalbewohner aber müssen ⁷⁻⁸ dann den Kopf scheren und werden als unrein angesehen, bis die Reinigungszeremonie mit ihnen vorgenommen ist. Der Leichnam des Verbliebenen wird niemals durch die Türöffnung entfernt, sondern man macht ein eigenes Loch in die Wand und schafft die Leiche ins Freie. Später wird die ganze Hütte in Brand gesteckt.

Das einzige Wesen, dessen Tod mit wirklicher Liebe umgeben ist, wird in der Regel ein kleines Kind sein. In diesem Falle setzt die Mutterliebe allen Abscheu vor dem Tode beiseite, und das Kind wird mit wundervoller Zärtlichkeit behandelt.

Bei einigen Stämmen wird ein Mann, wenn er dem Ende nahe ist, in eine kauernde Stellung zusammengebunden, sodaß die Knie beinahe das Kinn berühren. Dann wird ein Netz über ihn geworfen, und er mit Fellen zugedeckt, die ihn tatsächlich ersticken müssen. Kurz darauf wird der Mann eilends durch ein Loch der Hüttenwand gehoben, eine Grube gemacht und die Beerdigung vorgenommen — zuweilen noch bevor er völlig tot ist. Der Kasser hält jede Ohnmacht für Tod und glaubt überhaupt mit der Beerdigung nicht schnell genug vorangehen zu können.

Ich hörte einmal von einem alten Mann, der nach dem Vericht seiner Angehörigen gestorben war. Seine Freunde sandten zur benachbarten Missionsstation, um Schaufeln und Hacken zu holen und die Beerdigung mit gewohnter Schnelligkeit vorzunehmen. Wie man nun aber den Mann ins Grab legen wollte, richtete er sich auf und protestierte energisch gegen das Verfahren. Die Leute flohen entsetzt davon, der Mann aber lebte noch mehrere Monate. (Fortsetzung folgt.)

„Borgen macht Sorgen.“

„Borgen macht Sorgen.“ Wie so denn? Borgen macht Schulden. Schulden zu zahlen macht Sorgen. Wer bar zahlt, verbraucht das Gefauste, eben weil er es bezahlt hat, ohne Sorgen; wer borgt, verbraucht das Gefauste mit der Verpflichtung, die gemachten Schulden zu zahlen, und das macht sehr oft, wie die Erfahrung täglich lehrt, große Sorgen.

„Borgen macht Sorgen.“ Wer bar zahlt, sucht sich so einzuschränken, daß er nur soviel nötig hat, als er bezahlen kann, er kauft nur, was und soviel, als er braucht, er kommt leichter aus und hat wenige oder gar keine Sorgen; wer dahingegen borgt, hat oft Reigung, zu kaufen, was er entbehren kann, und mehr als er braucht. Gar bald kommt aber die Zeit, wo er mehr bezahlen muß, als er kann, und das macht gar bittere Sorgen. — Also möglichst Barzahlung! Es schützt vor vielen bitteren Sorgen.

Die beiden Fenster.

Es sind zwei kleine Fensterlein
In einem großen Haus,
Da schaut die ganze Welt hinein,
Die ganze Welt heraus.

Ein Maler sitzt immer dort,
Kennt seine Kunst genau,
Malt alle Dinge fort und fort
Weiß, schwarz, rot, grün und blau.

Dies malt er edig, jenes rund,
Lang, kurz, wie's ihm beliebt;
Wer kennet all die Farben und
Die Formen, die er gibt!

Ein Zaub'rer ist's, das sag' ich kühn!
Was saßt der Erde Schoß,
Das malt er auf ein Fleckchen hin
Wie eine Erbsen groß.

Auch was der Hausherr denkt und fleht,
Malt er ans Fenster an,
Daß jeder, der vorüber geht,
Es deutlich sehen kann.

Und freut der Herr im Hause sich,
Und nimmt der Schmerz ihn ein,
Dann zeigen öfters Perlen sich
An beiden Fensterlein.

Ist's schönes Wetter, gute Zeit,
Da sind sie hell und lieb;
Wenn's aber fröstelt, stürmt und schneit,
Dann werden sie gar trüb'.

Und geht des Hauses Herr zur Ruh,
Nicht braucht er dann ein Licht;
Dann schlägt der Tod die Läden zu,
Und ach! das Fenster bricht.

Ein anglikanischer Bischof über die Passionspiele in Oberammergau.

Großartige Anerkennung für die katholische Bevölkerung von Oberammergau enthält der folgende Brief des anglikanischen (protestantischen) Bischofs von Southwell (erschieden in der letzten Nummer des „Southwell Diözesan Magazine“).

„Teure Freunde. — Es sind kaum einige Tage, da stand ich auf einem Hügel und über sah das kleine Dörfchen Oberammergau, welches ganz umgeben von Bergen ist und weit, weit entfernt ist von dem geschäftigen und rastlosen Treiben Englands. Weit über uns, auf dem höchsten Gipfel des Berges, stand ein Kreuz und in diesem Kreuz liegt der Schlüssel des Rätsels, warum wir hier waren und nicht nur wir, sondern mit uns noch tausend andere. Wie wir dort standen, kamen auf allen Wegen und mit jeder Eisenbahn eine Unmenge von eifrigen Reisenden — teils zu Fuß, teils mit Karren, Wagen, Autos oder anderen Fuhrwerken, alle voll besetzt. Und so zieht durch den ganzen Sommer hin ein Strom von Reisenden aus allen Gegenden der Welt hierhin. Aber warum sind sie gekommen? Was wollen sie hier sehen? Und nachdem sie es gesehen haben, was bewirkt es, daß sie mit einem Eindruck fortgehen, wie sie nie zuvor einen solchen empfanden. Sie haben die Darstellung des Leidens und Todes Christi gesehen, auf-

geführt von Landbewohnern eines einfachen Dorfes, von den Bildschnitzern und Arbeitern von Oberammergau.

Von der Darstellung, ihrer erhabenen Schönheit und Reinheit, will ich hier nicht sprechen. Acht Stunden lang blieb die Zuhörererschaft von 4000 Menschen in tiefem Schweigen, als die alte, alte Geschichte dargestellt wurde, aber für uns ist jetzt wieder ein neues Licht auf diese Geschichte gefallen, und wir begreifen jetzt besser die Bedeutung des Leidens.

Heute will ich nur auf einen anderen Erfolg des Passionsspiels hinweisen, nämlich auf den Eindruck, den es auf das Volk des Ortes selbst ausübt. Sogleich bei unserer Ankunft empfängt uns schon eine ehrfurchtgebietende Atmosphäre. Die Portiers, die Gepäcksträger, die Frauen, die Kinder, alle sind voll von Höflichkeit und Zuvorkommenheit. Eine Gemütsstimmung ist vorherrschend, die auch auf andere ihre Wirkung geltend macht. Und wenn du fragst, woher kommt dieses alles, dann mußt du zuerst auf das Kreuz sehen über dem Dorf und dann in die Pfarrkirche gehen und von dort ins Passions-Theater. Dann bist du mitten unter der Bevölkerung, in welcher von Jugend auf der sehnsüchtige Wunsch groß gezogen wird, in der Passions-Aufführung mitzuspielen. Den kleinen Knaben mit den langen Haaren, welcher dein Gepäck trägt, wirst du um fünf Uhr morgens in der Pfarrkirche als eifrigen Messdiener sehen, und dann wirst du ihn um acht Uhr während des Spieles in einem lebenden Bild sehen oder bei einer Aufführung. Die Gesichter vieler dieser Kinder sind wunderhübsch. Ihre Väter und Mütter haben in ihnen dieses Interesse groß gezogen, und das Interesse steht auf ihren Gesichtern geschrieben. Trotz alledem ist dort kein Zeichen von Dünkel oder Stolz zu finden. Einfachheit herrscht überall und ist in den Gesichtern ausgeprägt trotz des Lobes und der Schmeichelei, welche ihnen von allen Seiten zuteil wird. Die ganze Gemeinde scheint nur den einen Wunsch zu haben, dich zu zwingen, besser zu verstehen und dadurch mehr zu lieben deinen Heiland, welcher für dich starb. Wenn unter meinen Lesern noch jemand die Hoffnung hat, nach Oberammergau zu kommen, so würde ich ihm sagen: bringe wenigstens zwei Tage vor dem Sonntag in dem Dorfe zu; sieh das Volk in seinem gewöhnlichen Leben, knie unter ihnen in ihrer Pfarrkirche, und dann gehe zu ihren Passionspielen. Du wirst ein ganzes Dorf sehen, in dem das Leben Christi sich täglich verwirklicht und du wirst erfrischt zurückkehren zu deinem Tagewerk, und du wirst die Mühseligkeiten des täglichen Lebens leichter ertragen und von neuem Vertrauen erfüllt werden, von Vertrauen auf die Macht des Kreuzes und des auferstandenen Heilandes.

Im Jahre 1895 zählte der „Dunkle Erdteil“ kaum eine halbe Million Katholiken, heute 3½ Millionen. Das ist die Frucht der Almosen der treuen Katholiken Europas und der unermüdlischen Opfer, Leiden und Arbeiten der verhältnismäßig wenigen katholischen Missionäre in Afrika. Das Ergebnis ist wahrhaftig ein großartiges zu nennen.

Der Same des katholischen Glaubens wird unter allen Negervölkern ausgestreut, er fängt an zu keimen und zu sprossen und hat an vielen Orten schon erfreuliche Früchte getragen. Infolgedessen glaubt der deutsche Missionär Vater Sinner, ohne sich der Gefahr einer Täuschung auszusetzen, mit Sicherheit sagen zu dürfen, daß Afrika in nächster Zukunft ein unerwartet großes Erntefeld für die katholische Kirche sein werde.

St. Josephsgärtchen.

Der hl. Joseph, Patron eines guten Todes.

Seit undenklicher Zeit wird der hl. Joseph in der Kirche als Patron eines guten Todes angerufen. Sein Hinscheiden in den Armen Jesu und Mariä, seine Eigenschaft als Nährvater des ewigen Richters, von dem all' unser Heil abhängt, sind nebst vielem anderen der Grund dieser Verehrung, die sich ungechwächt bis zum heutigen Tag erhalten hat. Zahlreiche Bruderschaften haben sich auf dem ganzen weiten Erdenkreis unter seinen Schutz gestellt und wurden von den Päpsten mit Ablassen bereichert. Hervorragende Gebetserhörungen, welche in diesen Bruderschaften durch offenbare Vermittlung des hl. Joseph erlangt wurden, haben das Vertrauen der Gläubigen bestärkt und ihre Beteiligung vermehrt.

Wir alle müssen einmal sterben, und der Augenblick des Todes entscheidet über unsere Ewigkeit. Der Geist der Finsternis wird alsdann seine Anstrengungen verdoppeln, sodas unsere durch Krankheit geschwächte und von tausend Nengsten geplagte Seele mehr als je der Hilfe nötig hat. Wie glücklich also jene, welchen der Mächtigste der Heiligen als Helfer und Verteidiger in diesem folgenschweren Kampfe zur Seite steht! In der Freundschaft des hl. Joseph sterben, ist das sichere Unterpfand eines seligen Todes.

Man wird vielleicht einwenden: der Tod hängt vom Leben ab; wer gut gelebt hat, stirbt auch gut, und umgekehrt, wer ein schlechter Christ gewesen, wird auch eines bösen Todes sterben. Gewiß, im allgemeinen ist das Leben nur eine Vorbereitung zum Tode; aber wie viele Ausnahmen hat diese Regel! Man kann lange Zeit gut gelebt haben und dennoch plötzlich in schweren Sünden sterben. Man kann anderseits ein unordentliches Leben geführt haben und dennoch auf dem Sterbette durch eine wunderbare Gnade der göttlichen Barmherzigkeit sich aufrichtig bekehren. Es wäre zwar eine höchst gefährliche Vermessenheit, auf diese Gnade so ohne weiteres zu rechnen, aber wir dürfen auch am Heile eines Sünders nicht verzweifeln, solange ihm noch Zeit zur Reue bleibt.

Wie viele Menschen gibt es ferner, die Glauben und guten Willen besitzen, die aber schwach und unbeständig sind, und so weder das heilige Leben eines wahren Christen, noch das Lasterleben der Gottlosen führen. Ihr Leben ist ein gefährlicher Wechsel von Kampf und Schlassheit, von Niederlage und Sieg, von mutigen Entschlüssen und feiger Treulosigkeit, mit einem Wort, gute und böse Tage folgen eben aufeinander. Wenn nun Gottes Gerechtigkeit sie in ihrer Untreue trifft, so ist ihr Untergang gewiß; wählt aber die ewige Güte die Zeit ihres religiösen Eifers, so ist umgekehrt ihr Heil gesichert.

Welcher Spielraum bleibt also hier dem Schutze des hl. Joseph offen! Geradezu unzählbar sind die Fälle, in denen durch augenscheinliche Vermittlung dieses großen Heiligen, einem Sterbenden die Gnade eines guten Todes zuteil wurde. Wer übrigens den hl. Joseph um die Gnade eines guten Todes fleißig anruft, bittet damit zugleich um die eines frommen, christlichen Lebens; denn jeder Christ weiß, daß dies das beste Mittel ist, sich den Schutz des hl. Joseph zu sichern.

D'rum gehe zu Joseph! Ihn wähle zum Mittler und Schutzpatron, ihm vertraue dein Heil an! Warte aber

nicht, bis der Tod dich überrasche, sondern ordne jetzt schon deine Angelegenheiten. Ziehe den weisesten aller Anwälte zu Rate und vernimm von ihm, was du tun sollst: „Gehe zu Joseph, und was er dir sagen wird, das tue!“

Aus dem Leben einer Gottesbraut.

(Schluß.)

„Ich habe,“ so erzählte einst Anna Katharina, „zu Gott dem Vater gerufen, er möge doch seinen Sohn ansehen, der in jeder Minute für die Sünder genug tut, der sich gerade jetzt wieder geopfert und der sich in jeder Minute für uns aufopfert. Ich hatte in diesem Augenblick das Charfreitagsbild, wie der Herr sich am Kreuze opfert, und habe Maria und den Liebesjünger unter dem Kreuze lebhaft gesehen über dem Altare des Messe lesenden Priesters.“

Ich sehe dieses in jeder Stunde Tag und Nacht, und sehe die ganze Gemeinde, wie sie gut und schlecht betet, und sehe auch, wie der Priester sein Amt tut. Ich sehe die hl. Messe zu allen Stunden des Tages und der Nacht lesen durch die Welt; ja ich sehe entfernte Gemeinden, wo sie noch ganz gelesen wird, wie bei den Aposteln. Ueber dem Altare sehe ich im Gesicht einen himmlischen Dienst, wo Engel alles ersehen, was der Priester versäumt. Für die Unandacht der Gemeinde opfere ich dann auch mein Herz auf und flehe den Herrn um Erbarmen an. Ich sehe auch, wie mancher Priester über der Sorge, die Außerlichkeit nicht zu verletzen, oft alle Innerlichkeit versäumt, und wie mancher Strupulant sich seiner Andacht bewußt werden will.

Jesus liebt uns so, daß er sein Erlösungswort in der hl. Messe ewig fortsetzt. Die hl. Messe ist die verhüllte, zum Sakrament gewordene, historische Erlösung. Ich sah dies alles schon in früher Jugend und glaubte, alle Menschen sehen dies so.“

Das himmlische Jerusalem sah ich als eine schimmernde, durchsichtige goldene Stadt in blauer Luft, ohne irdischen Grund. Es waren Mauern und Tore daran; aber ich sah durch Mauern und Tore hindurch und durch alles, was hinter ihnen war, auch. Es ist dieses Sehen vielmehr ein sich Bewußtwerden von einem Ganzen auf einmal, als ein Hintereinander-Sehen, wie ich es hier beschreiben muß. Es waren da viele Straßen und Paläste und Räume; und sie waren alle bevölkert mit menschlichen Erscheinungen von verschiedener Gattung, Würde und Rangordnung. Ich unterschied auch ganze zusammenhängende Klassen und Körperschaften.

Je tiefer ich in die Stadt hineinsah, desto herrlicher und wunderbarer war alles. Die Gestalten, die ich sah, waren alle farblos, schimmernd, aber dennoch unterschieden durch die Form ihrer Gewänder und durch allerhand Zeichen, die sie trugen, wie Szepter, Kronen, Blumenkränze, Krummstäbe, Kreuzstäbe, Marterwerkzeuge u. w.

In der Mitte der ganzen Erscheinung schwebte es wie ein Baum, auf dessen Zweigen, gleichwie auf Stühlen, allerlei noch herrlichere Gestalten erschienen. Der Baum breitete sich wie das Gerippe eines Blattes auseinander und lief oben wieder sich rundend zusammen. Die oberen

Gestalten waren immer herrlicher und anbetender, es waren wie heilige Geisse da oben; und ich sah auch oben wie eine Kugel, die ganze Welt vorstellend, mit einem Kreuz, und als wäre die Mutter Gottes da, aber viel herrlicher als sonst. Das Ganze ist durchaus unaussprechlich."

Aus meinem Tagebuche.

Von Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Emaus, 7. November 1909. — Diesen Sonntag kam ein Kaffer aus der Bumbuhwana-Siedlung hierher mit der Bitte, ich möchte mit ihm gehen und einen Mann kurieren, der bei einem Streit schwere Kopfwunden davongetragen. Daß letzteres bei einem Biergelage geschehen, verstand ich beinahe von selbst, denn vieler solcher Zusammenkünfte endigen mit einer tollten Schlägerei. Trotzdem wollte ich den Mann nicht ohne Hilfe lassen. Die Frühmesse hatte ich schon gelesen und so konnte ich gleich mit ihm gehen; wir waren beide zu Fuß.

Mein Begleiter hatte eine weiße, nagelneue Decke umhängen und trug die Haare in kleine Zöpfchen geflochten, ein Zeichen, daß er noch ein Stochheide war. Wir wanderten den Berg hinauf, der sich im Hintergrund von Emaus erhebt, überstiegen den Drahtzaun und waren in einer Stunde beim betreffenden Kraal. Der Kranke saß vor seiner Hütte; er hatte zwei große Löcher im Kopf und auch die Augen waren geschwollen, ohne jedoch verletzt zu sein. Ich verband ihm die Wunden und tröstete mich mit der Ueberzeugung, es würde die Sache bald wieder „all right“ sein, denn so ein Kaffernschädel kann Erstaunliches ertragen.

Sämtliche Inassen des Kraals waren noch Heiden. Sie trugen schmutzige, armselige Kleider, die sie nur meinetwegen schnell umgehängt hatten. Die Kinder zogen sich schon in den hintersten Winkel der Hütte zurück; denn sie fürchteten, ich könnte sie in die Schule mitnehmen. Wild und ungeschliffen wie die Leute waren auch die Hunde; sie bellten und rasten, als wollten sie mich in Stücke reißen, bis das Weib meines Patienten einem jeden einen tüchtigen Schlag mit dem Stock versetzte, worauf sie sich knurrend hinter die Hütte zurückzogen.

Nun, vielleicht dient die Gefälligkeit, die ich heute dem Hausherrn erwiesen, dennoch dazu, uns diese Leute etwas näher zu bringen. Mit der Annahme des Christentums aber würde bald alles ein anderes Aussehen bekommen.

Während ich mit diesem Samariterdienst beschäftigt war, kam ein Junge nach Emaus, um mich zu einem Manne zu holen, denn ein wilder Ochs aufs Horn genommen und übel zugerichtet hatte. Man erzählte mir die Sache, als ich heimkam, allein der Fall schien mir so bedenklich zu sein, daß ich den Leuten riet, sie sollten sich nach einem Doktor umsehen.

Doch des anderen Tages war der Bote in aller Frühe schon wieder da und erneuerte seine Bitte, dem armen Mann zu helfen. Die Kaffern setzen auf uns ama-Nomas ein unbegrenztes Vertrauen; sie meinen, wir können jedem Uebel abhelfen. Dazu kommt noch der Umstand, daß wir solche Kuren unentgeltlich vornehmen, während die Doktoren schweres Geld dafür verlangen. Was wollte ich nun machen? Ich konnte ihm die Bitte nicht ein zweitesmal abschlagen und ritt also mit ihm zur Hütte des Kranken, welche weit in der Kaffernlokation lag. Es ging über viele Schluchten

und Berge, über Flüsse und Bäche, bis wir endlich an Ort und Stelle waren.

Der Kranke saß im Innern der Hütte und man sah es ihm an, welche Attacke er mit dem wilden Tiere gehabt hatte. Wir waren dem Tiere auf freiem Felde begegnet, und mein Begleiter hatte nicht versäumt, mich ernstlich vor demselben zu warnen.

Ich hatte mich auf eine Operation gefaßt gemacht, nahm eine frumme Nadel und etwas Seidenfaden aus der Tasche, hieß den Kranken, sich der Länge nach auf dem Boden auszustrecken und nähte ihm mit acht Stichen die weit klaffenden Wunden zusammen. Der Mann litt alles mit erstaunlicher Geduld; bei einem Weißen hätte man Kokain oder Chloroform anwenden müssen; er aber verzog dabei keine Miene. Ich will hoffen, daß die leidliche Hilfe, die ich ihm geleistet, auch zu seinem Seelenheile dienen möge. Dies wäre mein vollkommener Lohn; Geld verlange ich nicht, obschon er einem Doktor für denselben Dienst sicher seine 3 Pfund (60 Mark) hätte zahlen müssen.

Es war 5 Uhr abends, als ich heimkam, und ich hatte, außer dem Frühstück, noch nichts genossen. Um so besser schmeckte mir nun das Abendessen. Es war ein heißer Tag gewesen und in der Ferne stiegen schwere Gewitterwolken auf.

Emaus, den 14. November 1909. — Heute mußte ich schon wieder als Chirurg auftreten. Ein altes Weib hatte sich die Hand gebrochen und da hieß es eben wieder den Nothelfer machen. Der betreffende Kraal war nicht allzu weit von Emaus entfernt und somit ging ich zu Fuß.

Im Kraale bei der Hütte angekommen, grüßte ich die Leute, die alle noch Heiden waren, mit dem hier üblichen „Sanibona," (ich habe euch gesehen), setzte mich auf ein Stücklein Holz, das man mir als Sitz angeboten und sah mir nach Kaffersitte die Leute zuerst ein wenig an; dann erst begann die Unterhaltung und die Untersuchung der kranken Hand meiner Patientin.

In der Zwischenzeit brachte ein Kaffernjunge zwei Kürbisflaschen herbei und bemühte sich, aus einer großen Ukamba etwas Kaffernbier in dieselben zu gießen, was ihm jedoch nicht ganz nach Wunsch gelingen wollte. Uebrigens kam rasch ein Hund herbei und leckte das verschüttete Bier vom Boden auf. — Neben der Kranken saß eine Zauberin mit langen, tief über das Gesicht herunterhängenden Haaren. Sie hatte einen wilden, unheimlichen Blick und sprach während meiner Anwesenheit kein Wort. Ich konnte mir zwar denken, weshalb sie gekommen, doch vermied ich es, mich mit ihr in einen Disput einzulassen.

Meine Patientin hatte ihre gebrochene Hand in einen roten Lappen eingewickelt, die Finger waren frumm gebogen und die Hand steif, denn es war schon der vierte Tag, seitdem ihr das Unglück begegnet. Ich versuchte die frummen, auffallend langen Finger zu strecken und den Knochen wieder in seine Lage zu bringen, was mir auch glücklich gelang. Dann legte ich vier hölzerne Schienen an, verband die Hand mit großer Sorgfalt, legte den Arm in eine Schlinge und ging dann wieder meines Weges.

Auf dem Rückweg besuchte ich den Mann, dem ich jüngst die beiden großen Kopfwunden verbunden hatte. Er saß im Freien in der Nähe seiner Hütte und war guter Dinge. Ich untersuchte die Wunden, reinigte und verband sie aufs neue und hinterließ ihm zum Schluß etwas Medizin, denn ohne eine solche geben sich die Kaffern nicht zufrieden.

Wir sind jetzt dahier mitten im Frühling. Es ist die höchste Zeit zur Aussaat. Doch leider will noch immer kein Regen kommen. Diesem Uebelstand begegnen wir in Südafrika häufig; monatelang herrscht vielfach die größte Trockenheit, dann aber kommt der Regen in Strömen. Da heißt es einfach, in Gottes Willen sich fügen.

Aus dem Missionsleben in Keiland.

Vom Hochw. P. Albert Schweiger, R. M. M.

„In Europa trifft man vielfach die Ansicht“, sagt Hochw. Pater Schmidt in einem Aufsatz über die Schwierigkeiten im Missionsleben, „der Missionär brauche nur wie ein hl. Franz Xaverius mit einer Schelle ein Zeichen zu geben, dann kämen die Heiden in Massen herbeigeströmt, ließen sich willig unterrichten und ohne weiteres taufen. Doch dem ist leider nicht so. Die meisten müssen aufgesucht, unermüdlich ermahnt und gebeten werden, und der Unterricht zieht sich oft Jahre hinaus, bis man ihnen das Notwendige beigebracht hat. Denn da der erwachsene Heide sich nie in seinem Leben mit höheren Dingen beschäftigt hat, ist sein Geist und seine Fassungskraft abgestumpft und fast unermöglich, die Wahrheiten und Geheimnisse des christlichen Glaubens zu erfassen.“

Was hier der Hochw. P. Schmidt über die Verhältnisse in Sansibar schreibt, gilt leider auch von der Mehrzahl der schwarzen Eingeborenen in Keiland. In Natal und Oritqualand, bei den Kaffern und Basutos und noch mehr bei den Manikas im Maschonaland werden die Missionäre jetzt sehr oft zu den Kranken gerufen, es gibt ganze Wochen,

in denen der Priester Tag für Tag von ihnen in Anspruch genommen wird. Stundenweit kommen die Katechumenen zur Kirche und Schule, sie tragen Steine zusammen, helfen Schulen und Kapellen bauen und können kaum den Tag erwarten, an dem sie in der hl. Taufe zu Kindern Gottes wiedergeboren werden.

Leider zeigt sich dieser löbliche Eifer hier in Keiland nur selten. Der große Haufe ist in Glaubenssachen überhaupt kalt und gleichgültig. Oft vergeht geraume Zeit, ehe man die Heiden nur so weit gewinnt, daß sie den Absichten des Missionärs nur irgendwelches Verständnis entgegenbringen. Ausnahmen gibt's natürlich auch. Wir haben auch gute, echte Christen auf unserer Farm, die uns in jeder Beziehung zum großen Troste gereichen. Die besten befinden sich auf unserer Außenstation Sa-



Gruppe der am 28. September 1910 mit „Grantully Castle“ nach Marianhill abgereisten Pöfulanen.
Die stehenden von links nach rechts: 1. Peter Wagner, Ackerwirt; 2. Johann Goffa, Grubenarbeiter; 3. Josef Solbach, Koch; 4. Franz Hoffmann, Student; 5. Martin Freyher, Schlosser; 6. Wilhelm Wet, Vater; 7. Edward Klein, Student.
Die liegenden von links nach rechts: 1. Benzel Schmidt, Amtsgehilfe; 2. Albert Vebson, Hausdiener; 3. Adam Heibel, Mechaniker.

Liwa. Ihr Eifer in Ausübung der mannigfachen religiösen Pflichten und im Empfang der hl. Sakramente verdient ungeteiltes Lob. So oft ich die hl. Messe bei ihnen lese, was etwa 3—4 mal in der Woche geschieht, geht regelmäßig der größere Teil derselben zur hl. Kommunion, und am Samstag gehen sie fast ohne Ausnahme mit großer Gewissenhaftigkeit zur hl. Beichte. Seit den zwei Jahren, da wir nun hier sind, ist uns auch nicht ein einziger Fall vorgekommen, daß wir eine ernstliche Rüge erteilen müssen, Einzelne von ihnen kommen an den Tagen, an welchen ich verhindert bin, nach Saliva zu gehen, in aller Frühe, schon vor 5 Uhr, hieher nach Keilands, um da der hl. Messe beizuwohnen und zur hl. Kommunion zu gehen, und dies sogar zur Winterszeit, wo es oft bitter kalt ist. Dazu müssen sie noch durch das eiskalte Wasser des Reiflusses waten.

Unsere besondere Hoffnung sind dann ferner die zahlreichen Schulkinder. Alles will hier lernen und drängt sich zur Schule und bald kommt von diesem Säupfing, bald von jenem die Aufforderung, in seinem Bezirk eine eigene Schule zu errichten. Handelt es sich dabei auch in erster Linie um den Unterricht, um eine gewisse Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen, so stellen wir doch selbstverständlich die Religion immer als Hauptgegenstand hin und leiten die Kinder zum sonntäglichen Kirchenbesuch an. Die gute Wirkung kann da mit der Zeit nicht ausbleiben, wenn auch gegenwärtig bei vielen dieser Kinder der Drang zum Empfang der hl. Taufe noch sehr gering ist. Mit der Zeit werden die alten Vorurteile schon schwinden.

Großen Trost gewährt uns auch der Umstand, daß sich die in unserer Mission erzogenen Mädchen meist recht gut halten. Fast mit jeder Post kommen Briefe von weißen Farmern oder aus Städten mit der Bitte, wir möchten ihnen eines unserer christlichen Mädchen in den Dienst geben. In andern Briefen wird uns für Kinder, die wir schickten, gedankt und wird dabei unsern Mädchen ein sehr günstiges Zeugnis ausgestellt. An den größeren Festtagen kehren sie gewöhnlich in die Mission zurück, empfangen die hl. Sakramente und erbauen so unsere ganze schwarze Gemeinde.

Kurz, es fehlt nicht an erfreulichen Lichtpunkten in unserer Mission, und läßt der große Haufe zur Zeit auch noch viel zu wünschen übrig, so hoffen wir doch auf eine gründliche Besserung im Laufe der Zeit. Geduld und Ausdauer ist uns allerdings vonnöten; ich will in Nachstehendem nur einige Fälle zur Aufklärung anführen, weiß ich ja doch, wie sehr unsere geneigten Leser die Freuden und Leiden eines Missionspriesters teilen.

In der Nachbarschaft unserer Außenstation Zigudu war ein Kind schwer krank geworden. Der Missionär besuchte es und bat die Mutter, es ihm doch gleich anzuzeigen, falls sich sein Zustand verschlimmern sollte. Nach einigen Tagen kommt die Frau und bittet um eine Schaufel. „Was willst du damit machen?“ fragten wir sie. „Ein Grab möchte ich machen für mein verstorbenes Kind,“ lautet die lakonische Antwort. „Ist dein Kind tot? Warum hast du uns nichts gesagt, als es schlummer mit ihm wurde?“ „Soeben ist es gestorben; doch die Seele ist noch nicht ganz vom Leibe geschieden.“

Der Missionär weiß, wie das zu verstehen ist. Er springt auf, nimmt Hut und Stock und ein Gläschen Weihwasser und eilt schleunigst dem betreffenden Kraale zu. Die Frau aber schreit ihm beständig nach: „Halt ein! Niemand hat dich gerufen. Gib mir die Schaufel und bleib hier! Du sollst das Kind nicht taufen; ich will es nicht haben!“ Der Missionär aber eilt im

Sturmschritte fort, unbekümmert um das Geschrei des heidnischen Weibes, er tritt in den Kraal, findet das Kind noch am Leben und tauft es, gerade bevor es den letzten Seufzer aushaucht.

Eine junge Frau wurde, da sie schwer krank darniederlag, vom Vater Missionär ein volles Jahr hindurch etwa alle 14 Tage besucht. Manchmal brachte er ihr auch etwas Essen mit. Als sich ihr Zustand verschlimmerte, verdoppelte er seine Besuche und bat und beschwor sie, doch Mitleid mit ihrer armen Seele zu haben und sich taufen zu lassen. Vergebens, sie starb ohne Taufe dahin.

In einem andern Kraale gab die Mutter endlich dem Drängen des Priesters nach und gestattete die Taufe ihres sterbenden Kindes. Als aber im folgenden Jahre ein zweites Kind zum Sterben kam, wollte sie die Einwilligung zur Taufe nicht mehr geben. Der Missionär wiederholte seine Bitten und sagte zuletzt: „Ich muß jetzt fort und weiß nicht, ob es mir möglich sein wird, während der nächsten Tage wieder zu kommen. Sollte das Kind inzwischen dem Tode nahe kommen, so kannst du es selber taufen. Du hast es schon einmal gesehen, wie ich es gemacht habe und ich will dich jetzt genau unterrichten, wie du es im Notfalle machen sollst.“ Diese aber lachte ihm hellauf ins Gesicht und wollte von einer solchen Instruktion nichts wissen.

Ein andermal erfuhr ich auf Umwegen, ein hochbetagter Mann sei sterbenskrank und es sei keine Zeit zu verlieren, wenn ich ihn noch zur Taufe bewegen wolle. Der Mann war mir sehr gut bekannt; wohl hundertmal war ich schon an seinem Kraal vorbeigegangen und hatte mit ihm gesprochen, bei welcher Gelegenheit er sich immer sehr freundlich und zuvorkommend gezeigt hatte. Ich hatte ihn sogar dazu bewegen, öfters zu uns in den Gottesdienst zu kommen; auch hatte er eine Tochter und zwei Söhne, die mit ihren Kindern zu unsern besten katholischen Familien zählen. Kurz, man hätte denken sollen, es habe gar keine Schwierigkeit, diesen Mann auf dem Sterbebette zum Empfang der hl. Taufe zu bewegen. Doch es sollte anders kommen.

Ich gehe sofort zu ihm und frage ihn ohne viele Umschweife, ob er getauft werden wolle. Die kalte, trockene Antwort ist: „Nein, ich will nicht.“ Ich rede eine Weile von andern, gleichgiltigen Dingen und komme dann wieder auf die Taufe und die Notwendigkeit ihres Empfanges zurück. Nachdem ich all meine Beredsamkeit erschöpft, fragte ich ihn wieder, wann er denn getauft werden wolle. Antwort: „Da müssen zuvor alle meine Söhne und Töchter kommen und die Sache in einem Familienrate ernstlich besprechen.“ Nun waren aber die meisten seiner Kinder noch Stockheiden und ich wußte zum voraus, welchen Beschluß diese fassen würden. Was nun? Der alte Mann war schwer krank und konnte jeden Tag sterben. Ich verrichtete ein kurzes Gebet und redete ihn dann folgendermaßen an: „Freund, welchen Rat können dir in einer so wichtigen Sache deine heidnischen Söhne und Töchter geben? Was liegt diesen daran, wenn du ohne die hl. Taufe dahinstirbst? Wie aber wird es dir ergehen, wenn du als Heide mit all deinen Sünden vor den Richterstuhl Gottes kommst? Frage dich einmal: kannst du die ewigen Peinen des höllischen Feuers ertragen?“ Bei diesen Worten ergriff ich seine Hand und hielt sie eine Weile über die Glut, die in seiner Hütte brannte.

Er zog sie rasch zurück und verharrte mehrere Minuten in nachdenklichem Schweigen. Endlich kam es

langsam über seine Lippen: „Mein Vater, ich will getauft werden.“ — „Wann?“ — „Taufe mich sogleich!“ — Ich hatte mit Gottes Gnade den Sieg errungen, erzeigte ihm einen kurzen Unterricht über die Hauptwahrheiten unserer hl. Religion, gönnte ihm nochmals eine größere Pause zu ruhiger Ueberlegung, und als er auf meine Frage abermals beteuerte, daß er nun getauft werden wolle, spendete ich ihm das hl. Sakrament der Wiedergeburt. Kurze Zeit darauf verlor er vollständig das Gehör und nach drei Wochen hauchte er seine Seele aus.

Ein ähnlicher Fall passierte mir vor nicht zu langer Zeit mit einem jüngeren Manne, der den Krebs im Gesicht hatte. Man sagte mir zwar zum voraus, all meine Versuche, ihn zur Taufe zu bewegen, würden vergebens sein, doch ich ließ viel für ihn beten und machte mich dann doch ans Werk. Es war eine schwere Arbeit. Was ich beim einen Besuche erreicht hatte, verdarben mir beim andern seine heidnischen Freunde und Hausgenossen. Seine schließliche Antwort war: „Mein Vater, ich glaube alles, was du mir sagst, ich bete auch und bereue alle meine Sünden, aber taufen kann ich mich nicht lassen; nein, das will ich nicht.“ — Doch nach vielem vergeblichem Bemühen brachte ich ihn zuletzt mit Gottes Gnade doch so weit, daß er willig wurde wie ein Kind und sich gerne taufen ließ. Er starb eines recht schönen, friedlichen Todes. Auch meine Christen von Salina besuchten ihn oft und beteten laut mit ihm in seinem Kraale.

Leider versterben die Heiden vielfach ihre Kranken. Gätten wir überall freien Zutritt, so könnten wir auf dem Missionsacker immerhin noch eine schöne Aehrenlese halten.

Bei diesem Anlaß möchte ich all' den edlen Wohltätern, die unsere Mission in Keisland mit so manchen frommen Spenden bedachten, unseren innigsten Dank und ein herzliches „Vergelt's Gott“ aussprechen. Ich kann sie versichern, daß sowohl von uns, wie von unsern Kindern täglich für sie gebetet wird. Aber auch jene unserer geehrten Leser, die nicht mit zeitlichen Gütern gesegnet sind, können unserer Mission helfen, nämlich durch das Almosen ihres Gebetes. Ja, mögen recht viele Gebete zum Himmel aufsteigen, damit der liebe Gott, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, die Seelen der hiesigen Schwarzen rühre und sie einführe in das Reich seiner Kirche auf Erden. *Adveniat regnum tuum!* Ja, Herr, dein Reich komme zu uns!

Schöne Tat eines österreichischen Prinzen. In Mettersdorf, einem Orte westlich von Wien, hat sich eine schöne Episode zugetragen, in deren Mittelpunkt der Erzherzog Eugen steht. Der Erzherzog inspizierte in seiner Eigenschaft als Feldzeugmeister in St. Pölten das 21. Landwehr-Infanterie-Regiment Als er gegen Steyr fuhr, hörte er von seinem Automobil aus plötzlich in Mettersdorf Feueralarm. Ein großer Trakt von Wirtschaftsgebäuden und Holzlagern war in Brand geraten und gefährdete den ganzen Ort. Eilig verließ der Erzherzog seinen Wagen, lief in den Ort und stellte sich mit dem ihn begleitenden Oberstleutnant des Generalstabes und einem Oberleutnant sofort an die Pumpen. Durch eine Stunde arbeitete der Erzherzog selbst an dem Herauspumpen des Wassers, gleichzeitig die ganze Löschaktion leitend. Als nach einer anderthalbstündigen Arbeit der Erzherzog schwermüdig — seine Generalsuniform von oben bis unten

mit Wasser bespritzt — zurücktrat, war die Gefahr von dem Orte gebannt. Inzwischen hatte der Herzog sein Automobil zur Verfügung gestellt, um für einen bei der Rettungsarbeit verunglückten Bauer einen Arzt herbeizuschaffen und als er schied, stellte er dem Oberlehrer des Dorfes 500 Kronen zur Verteilung an die Abgebrannten zur Verfügung, weitere Hilfe versprechend. Den Leuten standen Tränen der Rührung in den Augen, als sie sich zum Abschied um das Gefährt des hilfreichen Prinzen sammelten, der allen zum Abschied noch freundlich zuwinkte. Erzherzog Eugen hat damit seiner großen Volkstümlichkeit einen neuen schönen Zug eingefügt. Der Prinz, den in Wien jeder als den „Hoch- und Deutschmeister“ und Chef des Wiener Hausregiments ehrt und der sich auch in Tirol als Korpskommandant beispielloser Anhänglichkeit erfreut, ist in männlich-schöner Gestalt heute jedem Mann aus dem Volke bekannt. Als es bei den großen italienischen Studentenerzessen in Innsbruck vor anderthalb Jahren dort zu einem förmlichen Aufruhr kam und die demonstrierende Menge dem Statthalter die Fenster einschlug, erschien plötzlich unter den erregten Demonstranten zu Fuß Erzherzog Eugen, der auf dem Wege in seine Wohnung begriffen war. Wie auf Kommando zog die Menge die Hüte und die eben noch gegen den Statthalter „Abzug!“ schreiende Menge stimmte plötzlich begeisterte Hochrufe auf den Korpskommandanten Prinzen Eugen an. Die Tat des Prinzen zu Mettersdorf zeigt, daß das Volk den Erzherzog nicht umsonst zu seinen Lieblingen zählt.

Zeugnis eines Konvertiten.

„Es glaube ja niemand“, sagte einmal der bekannte Konvertit Friedrich von Hurter, „ich hätte mich, bestochen durch das Neuzere, verleiten, gleichsam betören lassen, einzutreten in das Innere der katholischen Kirche.“

Nein, ich bin erst eingetreten als neugieriger Fremdling, bin erst umhergegangen mit offenem Auge, wie der Kauflustige ein Haus, das er zu kaufen gedenkt, zuerst genau ansieht. Ich habe das Einzelne des Hauses der katholischen Kirche durchforscht und mir mehr Einsicht erworben, als mancher, der in diesem Hause geboren ist; und ich habe lange gewartet, bis ich gesagt habe: „Das Haus gefällt mir!“

Erst nachdem ich es fest, dauernd, wohnlich, zusageud gefunden, erst dann habe ich mich entschlossen, in dem wunderbaren Gottesbau der katholischen Kirche zu bleiben.“

Wie England katholische Missionare ehrt.

Der in Zentralafrika hochangesehene Weiße Vater Pater Bresson ist unter großen Ehrungen der Vertreter der englischen Behörden, des Königs von Uganda und seiner Minister zur letzten Ruhe bestattet worden; seine Negergemeinde war vom tiefsten Schmerze ergriffen.

Die Erstkommunikanten, welche Vater Bresson auf den großen Tag vorbereitete, folgten laut schluchzend dem Sarge, und als endlich die Hülle des Entschlafenen in die kühle Gruft hinabgesenkt wurde, von einem letzten Segen der Kirche begleitet, da blieb kein Auge trocken.

Der englische Gouverneur sandte ein Beileidschreiben: „Pater Bresson,“ so heißt es in demselben, „war allgemein beliebt und von allen Beamten hochgeschätzt. Ich höre von allen Seiten nur den Ausdruck des lebhaften Bedauerns über sein plötzliches Hinscheiden . . .“

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Schaffhausen, Mäbt, Herrntrop, Ensborn, Nachen, Schaffenhorn, Lendenbeck, Carum, Essen, Hirtel, Köln, Würzelen, Borkel, Salztotten, Imgenbroich, Essenborn, Gelsenkirchen, Bill, Jed, Altkalcar, Montjoie, Emmerich, Eupen, Ahweiler, Würzelen, Walhorn, Werbold, Münster, Rehlingen, Rheindahlen, Irrel, Eidel, Gehen, Seppentrade, St. Ebnis, Debburg, Godesberg, Griesborn, Dverath, Voslar, Rheine, Egenhausen, München, Thann, Waldshut, Dettelbach, N. selwang, Oberursel, Hettlingen, Petersthal, Bruchal, Künzelsau, Zell, Berlin, Saffolsheim, Vahr, Schiltigheim, Mitterroldham, Sulzdorf, Roggenburg, Loppenhansen, Neufes, Kitzlegg, Weilheim, Nebelschütz, Leutershausen, Zuzenhofen, Wiejert Tannesberg.

Dankfagungen.

Herz. Dank dem göttl. Herzen Jesu, dem hl. Frz. Xaver und St. Antonius für Erbrückung, Sr. M. Vertilla, C. P. S. Aus Provinz Hannover. Neubrunn, Dank für gelungene Operation. F. H. in Wilchenbach: Herzlichen Dank der lieben Gottesmutter, dem heiligen Antonius für wunderbare Hilfe aus einer schwierigen Lage. Tausend Dank dem lieben hl. Antonius für Hilfe in einem schweren Krankenleiden. M. F., Kellenbach (N.-Dett.): Tausend Dank dem heil. Antonius für Hilfe in verschiedenen Anliegen. Dem lb. hl. Josef und der lb. Mutter Maria sage ich öffentlich Dank für ihre Hilfe, indem ich trotz vielen vorhandenen Schwierigkeiten Aufnahme in einem Kloster gefunden habe.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Egenhausen, Burgalben, Versbach, Frankfurt a. M., Frankenstein, Schirgiswalde, Jauchwitz, Prossitten, Warttemberg, Oberursel, Petersthal, München, Augsburg, mehrere aus Amerika, Haimhausen, Grafenau, Liebersberg, Sindeldorf, Schleithal, Neufes, Kitzlegg, Straßburg in Kärnten, Teplitz, München, Rinnenthal, Göttingen, Mering, Rütten, Bochum, Efel, Ruhrodt, Saar, Carum, Würzelen, Ellinghorst, Eichweiler, Duisburg-Beed, Godesberg, Oberzier, Gelsenkirchen, Seppentrade, Gelsenkirchen, Groß-Mel. n. Manderstet, Paderborn, Rheine, Klopfschen, Leopoldschlag, Regelsdorf (Böhmen), Montlingen, Ufer, Berlingen, Greßenbach, Reiden, Bremgarten, Baden, Mafeltangen, Schwyz, Brunnen, St. Gallen, Pfessingen, Kreuzmatt, Derendingen.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Messebundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Feier empfohlen:

Josef Schütz, Weimar. Christine Hütter, Raesfeld. Elif, Weber, Wv., Köln-Denk. Bernard Otten, Verjen. Josef Orbach, Hildesheim. Kath. Schmitter, Oberthal. Frh. Dslender, Schmitthof. Frau Barbara Dr. Eichbaum, Oberwesel. Wv. Joh. Steffens, Ramberg. Antonia Drenkhar, Hordel. Antonette D. Huart, Weimerskirch. Kath. Wittlich, Kartscheid. Josef Galles Willmes, Weimerskirch. Elise Wohl, Köln. Kath. Haberil, Weiese. Theodor Ostermann, Duisburg. Frau Driffen, Eupen. Maria Köhn,

Hüttersdorf. Hubert Biesenbach, Hadenberg. Walburga Müller und Lorenz Jann, Ottersweier. Kath. Kercher und Barb. Kieher, Nittenau. Elise Fijch, Oberzivil. Josef Kalin, Ental. Karolina Egger-Braun, Nizvil. Johann Jand, Eilenen. Frau Landmann, Arnob, Mueheim, Altdorf. Ludwig Sternberg, Carling, Jova. Anna Gern, Anna Recksteiner und Theresia Stosvogel, Buffalo, N.-Y. Veronika Glaser, Dubuque. Jakob Leininger, Chicago, Ill. Theresia Barth, St. Nazianz, Wis. Eva Recksteiner, New-York, N.-Y. Johann Williger, Menlo, Wash. Barbara Vader, St. Helena, Nebr. Theodor Verhalen, Hales Corners, Wis. Rev. C. B. Lechtenberg, Dfian, Jowa. Klemens Pau, Altmishofen. Benedikt Vint, Frauenholz. Maria Krees. Helena Froschmann. Anna Bellet, Breslau. Ernestine Seidel, Frankenstein. Mich. Kämmermaier, Zeißhof. Theresia Weigh, Kottenege. Friedrich Trautmann, Rastdorf. Amalia Eger, Freiburg. Agatha Vollmuth, Benzleben. Marg. Rosner, Dippersreuth. Fr. Friedrich Roje, Belen. Kath. Stälp, Schleibsch. Frau V. Jachbender, Niederweiler. Frau Gerhard Frimmersdorf, Rheidt. Heinrich Kläner, Erle. Katharina Hoffschmidt, Koblenz. Reinold Schäfer, Kerpen. Elisabeth Scherlenbag, Dorsten. Heinrich Diefel, Elarholz. Herr Sommer, Nachen. Anna Börsch, Forst. Luise Kaufmann und Mathilde Stäbe, Köln. Bernardine Schlehörst, Berne. Gottfried Schürmann, Herriedenburg. Frau Peter Könen und Frau Josef Hannen, Hüttgen. Hochw. Fried. Joh. Möllers, Essen. Fr. Th. Veiermann, Velgte. Gertrud Juch, Eich. Fr. M. Nulle, Godesberg. Heinrich Loosen, Oberhausen. Theresia Jughoven, Düsseldorf. Gertrud Mertens und Berta Bäumer, Münster. D. Hagen, Affeln. Heinrich Schenten, Goch. Kath. Dir. Alberschwende, Antonia Ritzmannhuber, Lützenau. Franz Molke, Linz. Anna Edelbauer, Urfaß-Linz. Theresia Groß, Klobtschen. Maria Loder, Steiermark. Franz Bongrat, Barrer, Gleinfätten. Johann Bassath, St. Ruprecht a. Raab. Rosa Schuch, Wulzeshofen. Maria Loderer, St. Margarethen a. Raab. Ferdinand Köbl, Werndorf. Maria Drexler, Marburg. Jakob Schiffemüller, Spiritual, Gleinf. Rosalia Raipittich, Halbenrain. Martin Tula, Hohnsdorf. Dr. Ferdinand Schams, Raumberg. Maria Lorber, Palban. Julie Sommerhofer, Weiz, Steiermark. Schw. Methobia Altmsträßer, Linz. Helene Hohenburger, Graz. Ebnard Adamica und Pauline Kianida, Jafna. Franz Fajching, Graz. Anna Lendl, Brud a. Mur. Maria Hoheneder, Urfaß. Rosa, geb. Reichsfreitn v. Lempruch, Linz. Rosina Bafcher, Deutsch-Beneßkau. Karoline Baumgartner, Moosburg. Maria Lauer, Edelsbach. Magdalena Gmundner, Oberzeiring. Maria Ramingner, Radmer bei Hinfan. Frau M. Windisch, St. Stefan ob Stainz. Michael Schmeberger, Linz. Anton Pucenja, Kreuzdorf. Pauline Huber, Einsied. la. Rosa Schlichte, Steinebrunn. Ludwig Anderegger, Obergeßeln. Ignaz Mätkler, Andelsbuch. Urban Buchler, Schwyz. Jules Kraft, Kreuzmatt. Joh. Hofmann, Kersbach. Frau Sittlerle, Hodelsheim.

Briefkasten.

Wer ist bereit, zu Gunsten eines Postulanten eine Police der Militärdienstkosten-Versicherung der Aemina-München mit 1/4-jähriger Prämie von 36 Mark bei einer Versicherungssumme von 2000 Mark, auf die bisher schon 576 Mark ausgezahlt wurden, gegen Nachzahlung dieser 576 Mark zu übernehmen? Näheres zu erfragen: Würzburg, Reibeltsgasse 10. Wer leiht dem Missionshaus „St. Paul“ auf erste Hypothek zu billigem Zinsfuß 100 bis 200,000 Mark?

Allen lieben Lesern und Leserinnen des Vergissmeinnicht
ein fröhliches und gnadenreiches Weihnachtsfest!

Billige Weihnachtsgeschenke zugunsten der Heidenmission.

Mariannhiller Missionskalender für 1911.

Reichlich illustriert, mit schönen Erzählungen.

Vollständige Jahrgänge des „Vergissmeinnicht“.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

1907. 1908. 1909.

Kühlen's Abreisskalender für 1911.

Eigene Ausgabe für die Mariannhiller Mission.

Preis für Deutschl. Mk. —.50, für Oesterr. 60 Heller, für die Schweiz 65 cts. Frühere Jahrgänge, soweit vorrätig, werden für den halben Preis abgegeben.

Preis ungebunden Mk. 1.50, für Oesterr. Kr. 1.75, für die Schweiz Fr. 1.80. Gebunden in hübschem Einband mit Titel auf dem Deckel und Rücken, franko zugesandt, Mk. 2.50, Kr. 2.50, Fr. 2.50.

Für Deutschland Mk. 0.50, für Oesterreich 60 Heller, für die Schweiz 65 cts.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.